
Peru: Beobachtungen und Studien über das Land und seine ...
Ernst W. Middendorf

PERU

PERU

BEOBACHTUNGEN UND STUDIEN

ÜBER

DAS LAND UND SEINE BEWOHNER

WÄHREND EINES 25 JÄHRIGEN AUFENTHALTS

VON

E. W. MIDDENDORF

I. BAND

LIMA

MIT 21 TEXTBILDERN UND 32 TAFELN

BERLIN
ROBERT OPPENHEIM (GUSTAV SCHMIDT)
1893

Vorwort.

Das Sprichwort, das jeden Menschen seines Glückes Schmied nennt, enthält zwar gleich anderen Erfahrungssätzen der Volksweisheit eine Wahrheit, ist aber in dieser Fassung nur bedingungsweise zutreffend. Der Mehrzahl der Menschen wird überhaupt nichts zu schmieden gegeben, das Schicksal reicht ihnen weder einen Hammer noch ein Stück Blech zur Bearbeitung, sie müssen sich damit begnügen, anderen bei deren Arbeit zuzusehen, und froh sein, wenn sie nicht als Amboss zu dienen brauchen. Bei den Mehrbegünstigten wird mit dem Sprichwort gewöhnlich demjenigen ein Verdienst zuerkannt, der es im Leben zu etwas gebracht hat, während man damit anderen die Schuld ihres Misserfolges beimisst, ohne dabei zu untersuchen, wieviel in dem einen und anderen Falle von dem Lob oder Tadel verdient war. Aber wie ein Schmied verschiedene Arbeit liefert, je nachdem das ihm zur Verfügung stehende Metall ein edles ist, oder nur Kupfer und Eisen, so entscheiden über die Laufbahn und den Erfolg jedes einzelnen, auch bei Voraussetzung gleicher körperlicher und geistiger Begabung, äussere Verhältnisse und Ereignisse, die ohne sein Zuthun auf seine Entschliessungen einwirken, mag man sie nun als absichtliche Beeinflussungen einer leitenden Vorsehung auffassen, oder als blindwaltendes Geschick. Soll also jemand sein Glück schmieden, so muss er es zuerst finden, aber während der Zufall es dem einen vor die Füsse wirft, sodass er darüber stolpert, zünden andere umsonst bei Tage Laternen an und spähen vergebens, bis sie schliesslich aus der notgedrungenen Fügung in ihr Los eine Tugend der Genügsamkeit machen und sich dazu bequemen zu nehmen, was das Schicksal ihnen bietet, wenn es auch etwas Anderes ist als was sie gesucht hatten. In solchem Falle befand sich auch der Verfasser, und dies ist der Grund, weshalb das anspruchslose Buch, das er am Abend seines Lebens dem Leser übergiebt, nicht über eine der Erd-

gegenden handelt, die heute im Vordergrunde des allgemeinen Interesses liegen, sondern über ein Land, das zwar in früheren Zeiten die Aufmerksamkeit in besonderer Weise gefesselt, aber schon seit Jahren diese Gunst eingebüsst hat und gegenwärtig in den Schatten der Gleichgültigkeit gesunken ist.

Als der Verfasser nach Beendigung seiner Universitätsstudien sich nach einem Felde zur Ausübung seiner Berufsthätigkeit umsah, war Peru nicht unter den Ländern, die er zu diesem Ende in Erwägung zog, der Gedanke daran war ihm in der That nie auch nur flüchtig in den Sinn gekommen. Seine Studienjahre fielen in die Zeit des monarchischen Gegendruckes, der auf die Volksbewegung von 1848 folgte, und da dieser Druck besonders schwer auf den jungen Staatsbeamten lastete, so hatte er, um sich davon möglichst zu befreien, den ärztlichen Beruf erwählt. Allein er fand, dass auch dieser ihm die gewünschte Unabhängigkeit nur in beschränkter Weise gewähren würde. Als Angehöriger eines kleinen deutschen Bundesstaates war ihm die Praxis in anderen nicht gestattet, und auch in seinem Heimatslande, dem Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, welches damals nicht ganz halb so viel Einwohner hatte als gegenwärtig der Berliner Stadtteil Moabit, war es ihm nicht erlaubt, sich niederzulassen, wo es ihm beliebte, sondern nur an dem Orte, der ihm von obrigkeitswegen als Wohnsitz angewiesen wurde. Als ihm diese Verhältnisse nach Ablegung seiner Staatsprüfung in empfindlicher Weise zum Bewusstsein gebracht wurden, reifte bei ihm alsbald der Gedanke, sich solchen engen Schranken zu entziehen und sich auf freierer Bahn zu bewegen. In seinem Unmute hatte er nur den Wunsch, ohne Verzug den kleinlichen Krähwinkeleien zu entrinnen, sie möglichst weit hinter sich zu lassen, und da auf der Erde niemand sich von dem Orte, wo er sich jeweilig befindet, weiter entfernen kann als zu den Antipoden, so beschloss er, sich nach Australien zu wenden. Zu diesem Ende begab er sich zunächst nach Hamburg, studierte jeden Morgen eifrig die Anzeigen in den Zeitungen und fand nach Verlauf einiger Wochen, wonach er suchte. Es wurden Schiffsärzte nach Australien verlangt und auf der Agentur, wo der Verfasser sogleich nähere Erkundigungen einzog, wurden ihm die Namen und Ankerplätze dreier Schiffe angegeben, welche für verschiedene Häfen des fünften Weltteils segelfertig lagen. Der Verfasser besichtigte am selben Morgen die Schiffe, traf an Bord des einen den Kapitän und den zweiten Steuermann, und da ihm das biedere Wesen dieser Männer gefiel und Vertrauen einflösste, so kehrte er ohne Zeitverlust zum Agenten zurück und schloss seinen Vertrag ab. Der »Cäsar« war ein

Barkschiff von etwa 400 Tonnen, auf der Weser gebaut und von Bremer Offizieren befehligt, fuhr aber unter Hamburger Flagge und war von dem preussischen Generalkonsul Kirchner in Sydney gemietet worden, um deutsche Auswanderer auf den dortigen Arbeitsmarkt zu bringen. Der Unternehmer bezahlte für die Auswanderer die Überfahrt, welche diesen später ratenweis von ihrem Lohne abgezogen wurde. Da zu jener Zeit in Australien die meisten Ankömmlinge und auch sonst alle, die es möglich zu machen wussten, ihre Wohnsitze verlassen und sich in die Goldgruben begeben hatten, so wurde dem Konsul Kirchner für die Einführung deutscher Arbeiter eine Prämie vergütet, jedoch nur für Ehepaare, um auf diese Weise sesshafte Ansiedler zu gewinnen. Diejenigen der angeworbenen Auswanderer beiderlei Geschlechts, die nicht verheiratet waren, wurden einander auf der Agentur vorgestellt, wo man ihre Einschiffung von der Eheschliessung abhängig machte, und die meisten bequemten sich wohl oder übel zur Übernahme ihres Joches. Doch wurde ich mit diesem Sachverhalt erst später bekannt, denn in den wenigen Tagen bis zur nahebevorstehenden Abreise blieb mir kaum genügende Zeit für meine eigenen Vorbereitungen.

Am 17. November 1854 verliess unser Schiff den Hafen von Hamburg, es wurde durch einen kleinen Dampfer bis nach Stade gebracht, wo wir ankerten, um auf einen günstigen Wind zum Auslaufen zu warten. Zwei Tage später schlug derselbe nach Nordost um und wir gingen in See. Die steife Brise, die uns vorwärts trieb, wurde bald stärker und allmählich zum Sturm, aber die Richtung des Windes blieb uns günstig. In der zweiten Nacht erreichte die Heftigkeit des Sturmes den Gipfel, und das kleine Schiff arbeitete entsetzlich. Die meisten der Passagiere hielten ihre letzte Stunde für gekommen und alle, die sich im Elend der Seekrankheit aufrecht zu erhalten vermochten, versammelten sich zum Absingen von geistlichen Liedern und zum Gebet, jedoch nicht gemeinschaftlich, sondern die Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse getrennt: Katholiken, Lutheraner und Reformierte beteten jede zu ihrem besonderen Gott. Auch mir war es keineswegs behaglich zu Mute inmitten der unbekannten Gefahren, die uns in jener finsteren Nacht umringten. Das Ächzen der Balken in den Fugen, der dröhnende Anprall der Sturzwellen, das verworrene Getrampel und Johlen der Seeleute, das Weinen der Frauen und Kinder, übertönt vom Heulen des Windes im Tauwerk, das alles stellte die Nerven auf eine ungewohnte Probe. Das unheimlichste war das zuweilen eintretende Zittern des ganzen Schiffes, wenn es von der Wucht des Sturmes erfasst wurde und der ganze Rumpf erbebte, als müsse er bersten. So

drohend die Lage schien, so überkam mich doch weder damals noch später unter manchen gefährlicheren Umständen ein wirkliches Gefühl von Furcht, denn in der Jugend meint man, der Tod sei nur für die anderen. Was wesentlich dazu beitrug, meinen Mut aufrecht zu erhalten, war mein vollständiges Freibleiben von der Seekrankheit. Immerhin war ich auf das Schlimmste gefasst und lag angekleidet auf dem engen Bette. Gegen Morgen wurde ich plötzlich gezwungen, mein unbequemes Lager zu verlassen. Meine Kajüte diente zugleich als Rüstkammer, bei einem tiefen Überholen des Schiffes brachen die Waffen an der Wand von ihrem Stande los und die alten Musketen mit ihren verrosteten Bajonetten wurden mir in die Koje geschleudert. Ich kletterte die steile nasse Treppe hinauf zum Deck und fand dort neben dem Steuerruder in regentriefenden Ölkleidern den Kapitän und zweiten Steuermann, die mit ihren Fernröhren in die Nacht hinausspähten. »Sie können sich darauf verlassen, Kapitän«, sagte der junge Mann, der sein Rohr nach links gerichtet hatte, »ich habe das Licht zweimal deutlich gesehen, es ist Calais«. »Dann ist das rechter Hand Dover«, rief der Kapitän. »Junge, Junge!« fuhr er fort in seinem Platt, »wie ist es möglich, dass der Cäsar so gelaufen ist!« Er drehte sich um, erkannte mich und rief: »Was sagen Sie nun, Herr Doktor, wir sind im Kanal!« Das bedeutete, dass die gefahrvolle Fahrt an der holländischen Küste hinter uns lag und wir uns wieder in sicherem Fahrwasser befanden. Die beiden Seeleute begaben sich hinunter in die Kajüte und massen mit Zirkeln auf der ausgebreiteten Karte. Der Kapitän konnte sich nicht beruhigen und rief immer von neuem: »Junge, wie ist es möglich?« Und allerdings hatte er Grund, sich zu verwundern, denn die Berechnung ergab, dass das Schiff während der Nacht über 11 Knoten in der Stunde zurückgelegt hatte, und zwar vor dicht gerefftem Marssegel: eine unerhörte Leistung für den alten Bremer Backtrog, der durchaus nichts Klipperartiges hatte und sich fürs gewöhnliche unter Beisetzung aller Segel kaum zu 9 Knoten aufzuschwingen vermochte.

Der Sturm liess nun nach, doch blieb der Wind frisch und günstig, sodass wir am neunten Tage die Insel Madeira in Sicht bekamen, eine Fahrt, die damals als eine ungewöhnlich rasche galt. Von da an wurde die Brise allmählich immer schwächer, zuletzt zu einem leisen Hauch, und als wir einige Tage später an Teneriffa vorübergekommen waren, begannen die Segel zu klappen, die Luft war ohne Bewegung. Die Oberfläche der See wurde ganz glatt, hob und senkte sich nur langsam unter der leichten Dünung, die auf dem Ozean nie ganz verschwindet. Mehrere Schiffe trieben in unserer Nähe in der Meeresströmung, da-

runter zwei Hamburger, die nach Brasilien bestimmt waren, und wir besuchten uns gegenseitig in Booten. Die Passagiere, von denen sich während des schlechten Wetters nur wenige auf Deck getraut hatten, kamen jetzt aus den Luken hervorgekrochen, matt und abgezehrt von der Seekrankheit. Der Sonnenschein und der klare Himmel heiterten die blassen abgehärmten Gesichter wieder auf, und bald hörte man helles und fröhliches Lachen; allein die Freude war nur von kurzer Dauer.

Einige Tage, nachdem die Windstille eingetreten war, wurde ich nachts in das Zwischendeck gerufen und fand dort ein sterbendes Kind. Während ich mir die Frage vorlegte, was wohl neben unpassender, ungenügender Nahrung und sonstigem Elend die unmittelbare Todesursache sein möchte, begann die kleine Schwester des kranken Kindes, die bis dahin ruhig geschlafen hatte, zu klagen, richtete sich erschreckt vom Lager auf, und vor meinen Augen entwickelte sich eine Reihe von Symptomen, die keine Missdeutung zuliessen und auch über die Krankheit des ersten Kindes unwillkommenen Aufschluss gaben. Voll banger Ahnungen des Unglückes, das uns bevorstand, kehrte ich gegen Morgen nach meiner Kajüte zurück und warf mich angekleidet aufs Lager. Ich war kaum eingeschlafen, als ich von neuem geweckt wurde, und zwar durch den Kapitän, der mich bat in das Logis der Matrosen zu kommen. Dort fand ich den Mann, mit dem ich wenige Stunden zuvor noch am Steuerruder gesprochen hatte, mit kaltem blauen Gesicht und bewusstlos. Der Koch, welcher mir half den Kranken zu reiben, begann plötzlich zu zittern und musste sich zu Bett legen, ein Matrose folgte, und während ich durch das Zwischendeck nach der Kajute zurückging, um einige Heilmittel zu holen, wurde ich von allen Seiten gerufen, denn wenigstens 20 Personen waren mehr oder weniger schwer erkrankt. Ich begab mich zum Kapitän, um Bericht zu erstatten und die unter diesen Umständen erforderlichen Massregeln zu besprechen, wobei ich ihm nicht verhehlte, dass wir auf den Verlust vieler Opfer gefasst sein müssten. Der Kapitän, ein weichherziger Mann, der überdies durch den kurz zuvor erfolgten Tod seiner Frau sich in gedrückter Stimmung befand, brach in Thränen aus und schloss sich in seine Kammer ein. Unter Leitung des zweiten Steuermannes fertigte darauf der Zimmermann ein schwarzes Brett an, welches am Hinterteil des Schiffes aufgehisst wurde. Auf demselben stand mit Kreide geschrieben in grossen Buchstaben das Wort »Cholera«, zur Warnung der Schiffe in unserer Nähe, die sich daraufhin alsbald vom Strome von uns wegtreiben liessen. Am Bord unseres Schiffes konnte die Kreideinschrift nicht gesehen

werden, auch kam ich mit den Offizieren überein, dass weder von ihnen noch von mir das gefürchtete Wort ausgesprochen, sondern die Krankheit als Brechruhr bezeichnet werden sollte: eine wohlgemeinte Vorsicht, die mir später die Beschuldigung zuzog, die Natur der Krankheit nicht erkannt zu haben.

Wir hatten nun eine böse Zeit an Bord. Die Seuche verbreitete sich überall im Schiffe und verlief besonders anfangs rasch mit tötlichem Ausgang. Der Eindruck dieser Ereignisse auf die Passagiere war ein verschiedener: viele schienen vor Schrecken wie betäubt und gelähmt, bei anderen folgten auf die Bestürzung Ausbrüche von Wut, sie verfluchten ihr Schicksal und ergingen sich in Verwünschungen gegen alles, gegen den Unternehmer, der sie auf einem elenden, engen Schiffe zusammengepfercht, gegen den Kapitän, der den rechten Weg verloren, und gegen den Arzt, dessen Unwissenheit und Unerfahrenheit man sie preisgegeben habe. Am lautesten waren die Schmähungen einiger übel berufenen Leute: nichtsnutzige, arbeitsscheue, unzufriedene und zänkische Subjekte, die auf Gemeindekosten aus ihren Heimatsorten fortgeschickt worden waren, um ihrer los zu werden Dabei war aber nicht in Abrede zu stellen, dass triftiger Grund zu Klagen nicht fehlte, denn der Raum des Schiffes war für die Zahl der Passagiere zu beschränkt, besonders für die Menge der kleinen Kinder; der Proviant war nicht immer von guter Beschaffenheit, manche Artikel, die nach den Verzeichnissen vorhanden sein sollten, waren nicht geliefert worden, und was am schwersten empfunden wurde: das Trinkwasser war in schlechte Fässer gefüllt, daher oft verdorben und übelriechend und wahrscheinlich die Hauptursache der Krankheit. Aber mehr noch als durch diese Mängel wurde die Stimmung gedrückt durch die anhaltende Windstille. Die Segel hingen schlaff herab in der heissen bewegungslosen Luft, das Schiff schwankte träge hin und her wie ein Klotz, und es schien als müssten alle elend umkommen, ohne etwas zu ihrer Rettung thun zu können.

Während des Tages sassen die Passagiere in Reihen an den Seiten des Hinterdecks, in dessen Mitte das umgestürzte grosse Boot lag. Unter dieses Boot wurden die Leichen der am Tage Gestorbenen gelegt. Die Kinder spielten lachend auf dem Kiele, aber die Erwachsenen blickten scheu danach hin, sassen schweigend oder sprachen nur halblaut, denn niemand wusste ja, ob es ihm nicht beschieden sei, am nächsten Tage auch unter dem Boot zu liegen. Nachts um 12 Uhr wurden die Toten bestattet. Man nähte die Leichen in Segeltuch und band einen kleinen Sack mit Kohlen an die Füsse. Während der erste Steuermann ein Gebet las, hoben zwei Matrosen den Leichnam über

die Bande und liessen ihn an einer Leine hinab. Dann wurde die Leine zerschnitten, man hörte ein leichtes gurgelndes Rauschen und das Wassergrab war geschlossen. Ein alter 70jähriger Mann hatte alle Toten eingenäht und sich selbst dazu erboten. Öfters sagte er bei seiner traurigen Arbeit: »mir wird wohl niemand den Dienst erweisen, wenn die Reihe an mich kommt«. Allein das Los traf ihn nicht, er blieb von der Krankheit verschont und war auf der ganzen Reise stets gesund. Das dauerte so ungefähr drei Wochen. Von 320 Personen, die sich am Bord befanden, erkrankten über die Hälfte und es starben 52, darunter neun junge Mütter mit ihren Säuglingen. Während dieser Zeit waren wir durch den Strom langsam nach Süden getrieben worden und nicht mehr weit von der Linie entfernt. Eines Morgens kräuselte ein leichter Hauch die Fläche des Meeres und die Segel begannen zu schwellen: wir waren unter dem Passatwind. Der Eindruck dieses Wechsels auf Kranke und Gesunde war erstaunlich, alle hatten ein Gefühl von Erlösung. Schon zwei Tage darauf kam keine neue Erkrankung mehr vor, am 24. Dezember setzten wir den letzten Toten über Bord, und am nächsten Morgen waren alle Kranken auf der Besserung; das war unsere Weihnachtsfreude.

Von jetzt an hatten wir beständig günstiges Wetter und eine glückliche Fahrt; angenehm freilich konnte man eine Reise nicht nennen, auf welcher man drei Monate lang nichts sah als Himmel und Wasser und nichts hörte als tagtäglich das Geklatsch und Gezänk unfreundlicher und unverträglicher Menschen. Dazu kam, dass als wir bereits unserem Ziele nahe waren, der bis dahin gute Gesundheitszustand an Bord nochmals gestört wurde. Eine Anzahl jüngerer Leute beiderlei Geschlechts erkrankten am Typhus und mehrere erlagen dem Fieber. An einem Morgen fand ich auf meinem Rundgang im Zwischendeck einige Kranke; mit deren Befinden ich am Abend zufrieden gewesen war, in auffallend verschlechtertem Zustand, ohne dass ich mir den Grund dieser Wendung zu erklären wusste. Als ich nach der Kajüte zurückging, folgte mir der alte Samariter, der unsere Toten eingenäht hatte, und erklärte mir auf meine Frage nach seinem Begehr, er halte es für seine Pflicht mir eine Mitteilung zu machen: einer der Passagiere, ein Barbier, lasse Gesunde und Kranke für einen Schilling zur Ader, indem er versichere, dies sei das wirksamste Mittel gegen die gegenwärtig herrschende Krankheit. Ich suchte sogleich den Mann auf, und da er mir trotzig antwortete, so drohte ich ihm, ich würde ihm durch den ersten Steuermann Handschellen anlegen lassen, wenn er sich unterstände, irgend jemand an Bord ohne meine Verordnung Blut zu nehmen.

Diesen Barbier hatte ich in der Cholerazeit eines Morgens bewusstlos und kalt auf der Back liegend gefunden und mit vieler Mühe wieder zum Leben gebracht. Da er sich aber jetzt in der Hoffnung auf einen Gewinn getäuscht sah, beschloss er sich an mir zu rächen und verschwor sich zu diesem Ende mit dem Proviantmeister und mehreren unzufriedenen Auswanderern; doch kam mir dies erst später zu Ohren.

Zu Anfang des März verkündete die Ankunft verirrter Landvögel die Nähe der Küste und wir glaubten bereits unserem Reiseziele nahe zu sein, allein die Fahrt erlitt eine Verzögerung. Als wir am Eingang der Bass-Strasse zwischen dem Festlande und der Insel Vandiemensland ankamen, schlug der Wind plötzlich um und wehte uns entgegen, so dass der Kapitän sich entschloss, der Sicherheit halber lieber zu wenden und die Insel zu umkreisen. Wir konnten das von Wolken verhüllte Land nicht sehen, fühlten aber seine Nähe durch Ströme von Heu- und Blumenduft, die uns der Wind zuweilen zuführte. Endlich am 13. März, am 116. Tage der Reise, erscholl vom Mastkorb der Ruf »Land«; der Nebelschleier hatte sich geöffnet und man sah in der Ferne die scharfgeschnittenen Umrisse von Bergen. Die Aufregung der Leute bei diesem Anblick war unbeschreiblich, die Freude einiger ganz rührend, das halb ungläubige Staunen bei anderen fast komisch, denn sie hatten in ihrer Einfalt geglaubt, die Seeleute hätten sich in der weiten Wasserwüste verirrt, und sie würden nie wieder die feste Erde betreten. Inzwischen wurde die Gestaltung der Küste bald deutlicher, man unterschied niedrige grüne Hügelreihen neben höheren bewaldeten Bergen, dann die Uferklippen und an ihrem Fusse die Brandung, und am Nachmittage fuhren wir in eine anmutige Bucht von mässiger Ausdehnung auf 37 Grad südlicher Breite. Die kleine Bucht, wo wir ankerten, wurde durch eine vorspringende Landspitze in zwei Abteilungen geschieden, wovon ihr englischer Name Twofold-Bai — die Doppelbucht — herrührte. Sie war erst seit kurzer Zeit besiedelt worden und die beiden an ihren Ufern gegründeten Städte oder Ortschaften bestanden zur Zeit nur aus wenigen Häusern. Eine Anzahl unserer Auswanderer war für einige in der Nähe wohnende Landbesitzer angeworben und sollte hier das Schiff verlassen. Da diese Herren erst von der Ankunft ihrer Leute benachrichtigt werden mussten, so waren auch wir genötigt einige Tage in der Bucht zu verweilen, und dieser Aufenthalt wurde von allen als eine willkommene Erholung nach dem Ungemach der Reise empfunden. Die Passagiere wurden alle Tage in Booten ans Land gebracht, wo sich Frauen und Kinder um angezündete Feuer lagerten, während sich die Männer im Walde mit Fällen von Gummibäumen unterhielten. Die Bucht

war ausserordentlich reich an schmackhaften Fischen, und auf den Felsen, deren Spitzen bei der Ebbe aus dem Wasser traten, entdeckten wir Austerkolonieen, in denen die Schaltiere in grossen Massen traubenweis aneinander geklebt lagen. Die Frühstücke, die wir jeden Morgen auf einer anderen Klippe einnahmen, gehörten zu den angenehmsten, jedenfalls zu den originellsten Mahlzeiten, die mir das Leben vorgesetzt hat. Das Wasser war einladend zum baden, doch mussten wir uns vom Bord aus dieses Vergnügen versagen, wegen der vielen Haifische, deren dreieckige Rückenflossen man öfters ganz in der Nähe des Schiffes sich auf der Oberfläche des Wasserspiegels bewegen sah. Die Leute am Lande durften auch nur scharenweise wagen sich zu baden, indem immer eine Reihe von Wächtern das Wasser mit Stangen schlug, um eine Art künstlicher Brandung zu erzeugen, welche die Raubfische zurückscheuchte.

Als wir Twofold-Bai verliessen und nur noch eine Reise von wenigen Tagen vor uns hatten, hätte unsere bisher so glückliche Fahrt beinahe eine jähe und verhängnisvolle Unterbrechung erlitten. Am Tage unserer Abreise wehte der Wind vom Meere her, und wir mussten durch Lavieren und Kreuzen auf die hohe See zu kommen suchen. Der Eingang der Bucht ist nach Norden zu flach, an der Südseite wird er durch ein Vorgebirge gebildet, eine senkrecht abfallende Felswand, auf deren Höhe ein Leuchtturm steht. Wir waren vor diesem Punkte angekommen und der Befehl bereits erteilt, das Schiff zum letzten Male zu wenden, um aus der Bucht auszulaufen, als plötzlich der bisher frische Wind schwand, die Segel klappten zusammen, und es war keine Steuerkraft mehr im Schiff. Es hatte in den letzten Tagen stark geweht und eine hohe Dünung stand gerade auf das Vorgebirge zu, durch welche wir jetzt gegen die Klippen getrieben wurden und ganz unerwartet in die grösste Gefahr gerieten. Die Boote wurden sogleich ausgesetzt und mit allen Matrosen bemannt, um das Schiff durch Rudern zu wenden, allein trotz verzweifelter Anstrengungen konnten sie die grosse Last nicht bewegen. Der Zimmermann stand mit dem Lote auf dem Bug und der Kapitän rief alle Augenblick, wie es mit dem Grunde stände. Aber die steile Felswand des Vorgebirges setzte sich auch im Meere fort, und das Wasser war sehr tief. »60 Faden«, rief jetzt der Zimmermann. »Den Anker klar gemacht!« befahl der Kapitän, und alle Passagiere bemühten sich zu helfen. »40 Faden«, meldete der Mann am Bug, und der Anker rasselte in die Tiefe. Aber er fasste nicht an der steilen Felswand, wir wurden immer näher getrieben und die Brandung brauste bereits in geringer Entfernung. »Lasst den zweiten

Anker gehen«, rief der Kapitän. Auch dieser schleifte noch eine Weile, dann fühlten wir einen deutlichen Ruck, der Anker hatte endlich gefasst. Wir lagen nun fünf bange Stunden vor der Felswand, nur durch den kleinen Anker gehalten. Es war bereits dämmerig geworden, als ein leichter Hauch von der See her die hängenden Segel etwas aufblähte. Der Befehl, die Anker zu lichten, wurde sofort erteilt und der erste grössere folgte auch sogleich dem Zuge, aber der kleine, der uns gerettet hatte, wollte nicht weichen, obgleich Matrosen und Passagiere sich an den Speichen der Winde abmühten. Einige Stimmen wurden laut, man möge doch die Kette zerhauen, aber ein Hamburger Kapitän verliert nicht so leicht einen Anker. Was die Anstrengung vieler Menschen nicht zu vollbringen vermochte, bewirkte bald darauf der stärker werdende Wind. Der Anker kam zum Vorschein und brachte eingekeilt zwischen Haken und Schaft ein grosses Stück Felsen mit zu Tage, worauf wir um 10 Uhr abends wieder an unserem früheren Ankerplatz anlangten. Am nächsten Morgen verliessen wir Twofold-Bai von neuem mit günstigem Winde und liefen drei Tage später ohne ferneren Unfall in den Hafen von Sydney ein.

Für die Stadt Sydney und ihre Nachbarschaft waren alle nicht in Twofold-Bai gebliebenen Auswanderer bestimmt. Der Vertreter des Hauses Kirchner kam an Bord, um die von dem Konsul angeworbenen Leute in Empfang zu nehmen, und zu gleicher Zeit eine Anzahl von Gutsbesitzern und sonstigen Arbeitgebern, welche entweder schon Kontrakte abgeschlossen hatten, oder sich solche übertragen zu lassen wünschten. Da jedoch diese ganze Einwanderung unter Aufsicht und Schutz der Regierung stand, so durfte niemand das Schiff verlassen, ehe sämtliche Passagiere einem Einwanderungsausschuss vorgestellt waren, welcher zu diesem Ende am dritten Tage nach unserer Ankunft an Bord erschien. Das Schiff war inzwischen innen und aussen so viel als möglich gereinigt worden und wir meinten, es sähe ganz schmuck aus. Auf dem Deck hatte man eine Art Zelt aus Segeltuch aufgeschlagen und darunter eine längliche Tafel, bestehend aus drei leeren Fässern mit darüber gelegten Brettern, die mit einer Hamburger Flagge bedeckt waren. Dahinter standen soviel Stühle, als es auf dem Schiffe gab, und auf diesen nahmen die Mitglieder des Ausschusses Platz, welcher aus Ärzten, Verwalungsbeamten und ehemaligen Seeoffizieren bestand. Die Auswanderer wurden nach einander vorgeführt und durch den Dolmetscher befragt, ob sie mit der Behandlung an Bord zufrieden gewesen seien, oder Beschwerden vorzubringen hätten. Etwa 50 hatten bereits erklärt, keinen Grund zu Klagen gehabt zu haben, als die Leute

an die Reihe kamen, die der Barbier gegen mich aufgewiegelt hatte. Diese sagten übereinstimmend aus, dass sie mit dem Kapitän und den Steuerleuten zufrieden gewesen seien, aber nicht mit dem Arzt, der die Krankheiten nicht erkannt habe und Schuld an dem Tode so vieler Mitreisenden sei. Als ungefähr ein Dutzend dasselbe wiederholt hatten, liess mich einer der Richter fragen, welche Behandlung ich bei der Cholera befolgt habe. Darauf hatte ich gewartet. Ich legte meine Papiere auf den Tisch und liess durch den Agenten erklären, ich sei ein in Deutschland geprüfter Arzt und hielte mich als solcher nicht für verpflichtet, meine Behandlungsweise der Beurteilung der anwesenden Herren zu unterwerfen, sondern verlange, man möge sich darauf beschränken, die Leute zu fragen, ob einer mir vorwerfen könne, zu irgend einer Stunde des Tages oder der Nacht meine Hilfeleistung verweigert zu haben. Als der Dolmetscher diese Antwort übersetzt hatte, entstand eine Bewegung unter den Mitgliedern der Kommission, mehrere steckten die Köpfe zusammen, sprachen halblaut und schienen geteilter Meinung. In der Mitte sass ein starker Herr mit glattrasiertem, rundem, rotem Gesicht, niedriger Stirn und kleinen zornigen Augen unter buschigen Augenbrauen, welcher der Vorsitzende der kleinen Versammlung zu sein schien. Nachdem dieser durch mancherlei Bewegungen seine Ungeduld zu erkennen gegeben hatte, erhob er plötzlich seine dicke braune Faust und schlug damit auf die Bretter, so dass ein Paar Gläser umfielen. »Er hat ganz Recht«, rief er mit einem unwilligen Seitenblick auf seine murrenden Kollegen, »er ist ein Trumpf!« dann stand er auf, kam pustend auf mich zu, schüttelte mir die Hand und sagte mir mehreres, was vermutlich verbindlich oder freundlich war, was ich aber bei meiner damaligen Unkenntnis der englischen Sprache nicht verstand. Damit war die Verschwörung gegen mich abgethan; der Barbier und der Proviantmeister, die sie angestiftet hatten, zogen vor gar nicht zu erscheinen.

Die Bucht von Port Jackson, die sich viel verzweigt wie ein gefiedertes Blatt bis tief ins Land erstreckt, ist vielleicht die schönste der Erde, die am westlichen Ende derselben gelegene Hauptstadt Sydney war schon damals eine blühende volkreiche Niederlassung mit vielen ansehnlichen zum Teil prächtigen Gebäuden, die Schiffe im Hafen zahlreich, der Verkehr zu Wasser und zu Lande lebhaft, alles, was ich erblickte, war mir neu und interessant, allein trotzdem war der Gesamteindruck ein gewisses Gefühl von Enttäuschung. Vielleicht ist dies bei den meisten jungen Leuten der Fall, die Europa unter ähnlichen Umständen den Rücken kehren wie der Verfasser, wenigstens anfangs: die

Erwartungen, die man in das neue Land mitbringt, wie es auch heissen mag, sind so gross, dass jede Wirklichkeit dagegen zurückbleibt. Was mich am wenigsten befriedigte, war der Anblick der Pflanzenwelt. Die meist schmalen Blätter der Bäume und ihre eigentümliche Stellung, die schattenlosen Wälder, das Fehlen des Unterholzes und bemoosten Bodens, die Seltenheit des Rasens und der Mangel an Wiesen, das alles lieh der Landschaft einen dürftigen Anblick und liess diesen fünften Erdteil wie ein überzähliges Rad am Wagen der Welt erscheinen. Allein, ich war nun einmal da und musste wohl oder übel das Land nehmen, wie ich es fand.

Am Bord unseres Schiffes war ich mit mehreren Viehzüchtern bekannt geworden, welche gekommen waren, um unter unseren Auswanderern Hirten für ihre Herden zu suchen. Man nannte damals in Australien solche Besitzer grosser Herden Squatters, da sie das von ihnen innegehabte Land nicht gekauft hatten, sondern der Regierung für Benutzung der Weiden nur einen geringen Pachtzins entrichteten. Einige dieser Herren forderten mich auf zu ihnen »in den Busch« zu kommen, mich in ihrer Gegend niederzulassen und die ärztliche Obhut ihrer Familien und ihres Dienstpersonals zu übernehmen. Man bot mir eine Wohnung, ein Pferd und Bedienung, ein Jahresgehalt von 120 Pfund und die Versicherung, mein Einkommen werde mit dem Wachsen ihrer Kolonie bald zunehmen. Das Anerbieten war kein glänzendes, aber es gab mir eine sichere Stellung, ich beschloss also, sie anzunehmen und jedenfalls zu behalten, bis ich mich mit der Sprache etwas vertraut gemacht haben würde. Allein es war mir nicht beschieden, den australischen »Busch« zu sehen.

Während die Unterhandlungen mit den Squatters noch im Gange waren, praktizierte ich hier und da auf deutschen Schiffen im Hafen und begegnete eines Morgens dem Kapitän des Cäsar, der in seinem Boote ans Land fuhr. Wir hielten, begrüssten uns und der Kapitän lud mich ein, vor meiner Abreise doch noch einmal zu ihm an Bord zu kommen und noch ein paar Stunden zusammen des Lebens froh zu werden, jetzt wo er die Auswanderer endlich alle los sei. Er sagte nicht »Auswanderer«, sondern nannte sie mit einem verächtlicheren Namen, und allerdings hatte er gleich mir manche Erfahrung machen müssen, die den harten Ausdruck entschuldigen konnte. Zwischen dem Kapitän, den Steuerleuten und mir hatte stets ein freundliches und herzliches Verhältnis geherrscht, ich würde sie ohnehin zum Abschied noch einmal aufgesucht haben und leistete daher der Einladung gern Folge. Bei Tische fragte mich der Kapitän, wie mir das Land gefiele, und ich

sagte ihm meine Meinung. »Aber warum bleiben Sie denn hier?« fuhr der Kapitän fort. Als ich ihm bemerkte, man müsse doch irgendwo bleiben, liess er seine Gabel sinken und rief: »Ach was, Doktor! ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Ihnen ist es doch nur darum zu thun, die Welt zu sehen, machen Sie also lieber eine Reise mit mir als mein Arzt oder mein Passagier, wie Sie wollen, denn Salär kann ich Ihnen nicht geben, nur Ihre alte Kammer, unsere Schiffskost und ein Glas Genever«. Ich fasste dieses Anerbieten als einen Scherz auf, vielleicht war es auch so gemeint, und wir sprachen von anderen Dingen. Aber abends, als der Punsch uns etwas erwärmt hatte, kam der zweite Steuermann wieder auf den Vorschlag des Kapitäns zurück und ich fragte endlich, wohin sie denn eigentlich zu segeln gedächten. »Ja, das weiss ich noch gar nicht«, antwortete der Kapitän, »ist auch ganz einerlei, sagen Sie nur, dass Sie mitkommen wollen«, fuhr er fort und schüttelte mich beim Arm. Die Aussicht, mich zu einer Reise zu entschliessen, ohne zu wissen, welches Land mir beschieden sein würde kennen zu lernen, hatte etwas so Verlockendes, dass ich nicht länger zauderte. Aus dem Scherze wurde Ernst und eine Art Übereinkommen getroffen, in welchem ich mich verbindlich machte, den Kapitän auf seiner nächsten Reise zu begleiten, wohin es auch sein möchte, nur nicht zurück nach Europa. Schon am nächsten Morgen sagte ich den Squatters ab und liess mein Gepäck nach dem Schiffe zurückbringen.

Zu jener Zeit waren Frachten in Australien sehr begehrt und wurden hoch bezahlt. Schiffe lagen freilich in grosser Anzahl im Hafen, allein es fehlte auf vielen die Bemannung, denn die Matrosen waren entflohen und hatten sich in die Goldfelder begeben. Die Kolonie hatte zwar noch keine grosse Ausfuhr, aber durch die Entdeckung des Goldes war sie reich und verbrauchte viel: es wurde Reis aus Indien eingeführt, Kaffee aus Java, Thee und Seide aus China, Zucker aus Mauritius, Cacao und Tabak aus Costa Rica, Bauholz aus Californien und Getreide aus Südamerika. Der Kapitän hatte also zwischen vielen Häfen die Wahl und ich begleitete ihn auf seinen Gängen. Unter allen Gegenden der Erde schien mir Indien, das alte Wunderland, das sehenswürdigste und ich überredete den Kapitän, dorthin zu fahren und in Calcutta oder Akjab eine Ladung Reis einzunehmen. Zu einer solchen Reise verbinden sich in Australien am liebsten mehrere Schiffe, um sich auf der gefährlichen Fahrt durch die Torres-Strasse zwischen der Nordspitze des Festlandes und der Insel Neu-Guinea gegenseitig Beistand leisten zu können, im Falle eines der Fahrzeuge auf ein Korallenriff geraten sollte. Alles dies war bereits verabredet, eine kleine Flotte von

sechs grösseren und kleineren Schiffen sollte zu gleicher Zeit auslaufen, und nichts fehlte mehr als die Unterschrift unseres Kapitäns auf seinem Frachtvertrag. Am Morgen, als die Unterzeichnung stattfinden sollte, hatten die beiden Makler, welche die Befrachtung vermittelt hatten, und eine hübsche Provision verdient zu haben glaubten, ein feines Gabelfrühstück in ihrem Kontorzimmer auftragen lassen, und der Frachtbrief lag bereits auf dem Tisch, als ein paar andere Schiffer eintraten, und die Seeleute alsbald anfingen über die Gefahren der Monsuns zu reden, der stürmischen Südwestwinde, die während der Sommermonate im indischen Ozean wehen. Der Kapitän hatte diesen Punkt wiederholt mit seinem ersten Steuermann erörtert und erledigt, aber die Bedenken der beiden Kollegen machten ihn von neuem unschlüssig und das Ende war, dass er die Feder, die er bereits in der Hand hielt, wieder auf den Tisch legte und nicht unterschrieb. Die beiden Kaufleute waren blass vor Ärger und auch mein Verdruss war so gross, dass ich mich um die ferneren Verhandlungen nicht mehr kümmerte, sondern am nächsten Tage schmollend an Bord blieb. Doch dauerte die Ungewissheit nicht lange. Als der Kapitän abends zurückkam, rief er mir schon von weitem entgegen: »Alles abgemacht, raten Sie, wohin wir gehen! Nach Südamerika; ich hole eine Ladung Mehl von Chile — ein schönes Land, Chile — und auf dem Rückwege fahre ich Sie durch die Inseln des stillen Ozeans, wir halten in Tahiti, das ist ebensoviel wert als Indien«. Ich sollte jedoch die Palmenhaine der Gesellschaftsinseln ebensowenig zu sehen bekommen als den australischen Urwald.

Zwei Tage später, am 5. Mai 1855, segelten wir aus der schönen Bucht von Sydney und schon nach wenigen Stunden befanden wir uns in offener See, in gehobener Stimmung durch das prächtige Wetter, die frische Brise und die frohe Erwartung der neuen Dinge, die uns die Reise bringen sollte. Allein der Erlebnisse brachte sie nur wenige und der angenehmen keine, dagegen gar bald, nachdem die erste Aufregung vorüber war, das drückende Gefühl ununterbrochener Eintönigkeit. Die Pflichten meiner früheren Stellung waren lästig, aber sie gaben mir Beschäftigung; jetzt hatte ich nichts zu thun, war an Bord der einzige Müssige und dieser gezwungene Müssiggang war nicht einmal behaglich. Die Schiffahrt zwischen Australien und Amerika folgt wegen der in den verschiedenen Breitegraden vorherrschenden Winde verschiedenen Bahnen: auf der Hinreise gehen die Schiffe weit nach Süden hinauf, auf der Rückfahrt nähern sie sich dem Wendekreise. Auch wir steuerten dieser Regel gemäss südlich, und da wir uns bereits im Herbst befanden, so wurde die Luft bald empfindlich kalt. Der Wind war zwar

stets günstig aber auch fast immer ungestüm, und wir hatten mehrere schwere Stürme. Anfangs regnete es, später folgte Hagelwetter und Schneegestöber, die Kajüte hatte keinen Ofen, man konnte sich nur im Bett erwärmen. Meine einzige Unterhaltung bestand darin, den Pudding anzumengen, durch dessen Erscheinen auf unserem Tisch zuweilen Abwechslung in unsere elende Schiffskost gebracht wurde. Nach den Mahlzeiten spielte ich mit dem Kapitän mit einem alten schmutzigen Pack Karten Sechsundsechzig und hörte bei einem Glase Genever seinen Matrosengeschichten zu. Ich hätte gewünscht, mich mit der Sprache des Landes zu beschäftigen, wohin wir uns begaben, aber da ich nicht erwartet hatte, in spanisch redende Gegenden zu kommen, so besass ich keine Bücher. Das einzige spanische Werk, das ich in Sydney fand, war eine alte Prachtausgabe des Don Quijote, für welche der Buchhändler 12 Pfund Sterling verlangte, die Hälfte des Honorars, das man mir für die Überfahrt bezahlt hatte. Ich hatte also keine Mittel zum Studium als einige zerrissene und beschmutzte Bruchstücke einer alten Grammatik, die einer der Steuerleute in einem Winkel seiner Lade fand. Zuletzt brachte ich den grössten Teil des Tages im Bett zu, und als wir wieder mehr nach Norden kamen und das Wetter wärmer wurde, wachte ich nachts mit den Steuerleuten, lernte den Sextanten zu gebrauchen, mass Sterndistanzen und suchte mir einige Begriffe über Schiffahrtskunde beizubringen.

Wir näherten uns jetzt der Küste von Amerika, aber schon ehe wir sie erblickten, war ich mit mir einig, dass ich dieses Leben nicht länger ertragen könne, und entschlossen, das Schiff zu verlassen und am Lande zu bleiben, wie beschaffen ich dasselbe auch finden möchte. Nach einer Reise von 45 Tagen ankerten wir eines Abends auf der Reede von Valparaiso und am nächsten Morgen fuhr der Kapitän mit mir und den Steuerleuten ans Land. Wir sahen aus etwa wie Noah mit seinen Söhnen, als er aus der Arche kam, hatten alle lange Bärte und ungeschorene Haupthaare, keiner von uns hatte seit Wochen sein eigenes Gesicht gesehen, denn bei einem Sturme war der Kajütenspiegel zerschlagen worden, der einzige, den wir an Bord hatten, und der Junge hatte die Stücken ins Meer geworfen. Noch am selben Abend trug ich nach einigem Zaudern dem Kapitän mein Anliegen vor, mich von dem getroffenen Übereinkommen zu entbinden. Es that ihm leid, aber er wollte mir wohl und war ein billig denkender Mann. »Ich habe es ja lange gesehen, dass Sie nicht zufrieden bei uns waren«, sagte er, »aber Sie haben Recht, nicht müssig sein zu wollen, gehen Sie in Gottes Namen und möge es zu Ihrem Besten sein«. So nahm ich denn vom

Cäsar, seinem Kapitän und den beiden Steuerleuten Abschied, habe nie weder von dem Schiff noch von seinen Offizieren wieder etwas gehört, aber den biederen, braven und freundlichen Leuten stets ein dankbares Andenken bewahrt. Das Schiff lief schon nach zwei Tagen wieder aus, um in der Bai von Talcahuano seine Ladung Mehl einzunehmen, ich blieb in Valparaiso und fand ein Unterkommen im Hause einer Kapitänsfrau, die Seeleute bei sich beherbergte.

Nachdem ich so zu meiner eigenen Verwunderung in ein Land gelangt war, an welches ich früher nie gedacht hatte, begann ich mich daselbst umzusehen. Chile war zu jener Zeit noch weit entfernt, die Stellung einzunehmen, zu der es sich später unter den südamerikanischen Staaten emporgeschwungen hat, aber Valparaiso galt doch schon damals als der wichtigste Handelsplatz an der Westküste. Die Stadt war wohlgebaut, voll regem Leben und besass eine zahlreiche fremde Kolonie, die aus Angehörigen aller seefahrenden Nationen zusammengesetzt war. Obgleich dieser letztere Umstand zu einer Niederlassung daselbst einzuladen schien, so fand ich doch bald, dass die Aussichten für mich nicht versprechend waren. Ich war zu spät gekommen. Neben anderen ausländischen Ärzten waren seit kurzer Zeit auch zwei deutsche in Valparaiso ansässig, welche gute Aufnahme gefunden hatten und für die Zahl der dort lebenden Landsleute genügten. Ich sah mich also genötigt, mir ein anderes Feld zu suchen, und fühlte auch kein besonderes Bedauern nicht bleiben zu können. Wonach mich vor allem verlangte, war, eine reiche tropische Vegetation kennen zu lernen, und was Chile in dieser Hinsicht bot, war wenig genug, denn die Berge in der Umgegend von Valparaiso waren zwar frisch grün vom Winterregen, aber doch nur von dürftigem Gras und niedrigem, unscheinbaren Gestrüpp bewachsen. Ich hatte gesprächsweise erfahren, dass in Peru von seiten der Regierung eine Expedition zur Erforschung der inneren Landesgegenden ausgerüstet werden solle, und die Hoffnung stieg in mir auf, es möchte mir vielleicht gelingen, mich diesem Zuge anzuschliessen. Sollte dies nicht der Fall sein, so hatte ich mich entschlossen, mich nach Bolivien zu wenden. Ehe ich jedoch Chile verliess, suchte ich mir wegen der Ungewissheit dieses Reiseplanes Adressen und Empfehlungen für alle Orte zu verschaffen, die ich möglicherweise berühren konnte, und dazu war mir ein Landsmann und Kollege behilflich, der sich meiner in der freundlichsten Weise annahm, der Doktor Ried, dessen sich einer oder der andere Leser, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen, noch erinnern wird. Dr. Ried hatte lange an der Westküste gelebt, war zu Zeiten der Konföderation unter dem Protektor

Santa Cruz Arzt in Bolivien gewesen und besass damals, nachdem er sich von der Praxis zurückgezogen hatte, eine Apotheke in Valparaiso.

Im Juli 1855 schiffte ich mich auf einem der englischen Postdampfer ein und nahm einen Platz zunächst bis Arica. Schon in Iquique, dem ersten peruanischen Hafen, wo wir hielten, erfuhr ich, dass die oben erwähnte Expedition ins Innere des Landes bereits vor längerer Zeit aufgebrochen sei und dass jeder Versuch sie einzuholen, um mich daran zu beteiligen, vergeblich sein würde. Bei meiner Landung in Arica wurde ich sogleich in charakteristischer Weise mit den damals in Peru herrschenden Zuständen bekannt gemacht. Kaum war ich aus dem Boote getreten und war die Treppe des alten hölzernen Hafendammes hinaufgestiegen, so wurde ich von braunen schmierigen Soldaten gefangen genommen und nach einem nahegelegenen kleinen Hause von Wellblech geführt, das als Lokal des Hafenpolizeiamts diente. Dort traf ich mehrere meiner Reisegefährten, die sich in gleicher Lage befanden wie ich. Ich wusste mir nicht zu erklären, was dies bedeute und erfuhr erst später, man habe uns für verkleidete Militärs einer revolutionären Partei gehalten, die gekommen wären, um sich der Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen. Unter den schmutzfarbenen Gesichtern der zerlumpten Menge, die uns gaffend umstand, bemerkte ich auch ein jugendliches weisses mit hellblondem Bart und glänzender goldener Brille. Als ich hierauf zur Beantwortung der an mich gestellten Fragen einen unglücklichen Versuch machte, mich der spanischen Sprache zu bedienen, trat ein wohlgekleideter junger Mann vor, redete mich deutsch an und richtete einige Worte an den Hafenkapitän, welcher alsbald mit einer majestätischen Handbewegung den Wachen winkte, mich zu entlassen. Mein Befreier und Landsmann begleitete mich sodann nach einem kleinen Hotel hinter dem damals neuerbauten Zollhaus, welches im Erdbeben von 1868 mit der übrigen Stadt unter der Flutwelle verschwand. Der Landsmann, der mir so rechtzeitig zu Hilfe kam, war Buchhalter in einer Dampfmühle, seit etwa einem Jahre im Orte und mit den Verhältnissen schon ziemlich gut bekannt. In Bolivien war er nicht gewesen, hatte aber keine günstige Meinung von dem Lande und glaubte, ich würde besser thun, an der Küste zu bleiben.

Wiewohl Arica ein peruanischer Hafen war, wurden doch zu jener Zeit alle für Bolivien bestimmten Waren hier gelandet, denn der Hafen von Cobija, der einzige Landungsplatz, den Bolivien am stillen Meere besass, lag einige Breitegrade weiter südlich und daher so ungünstig, dass er für den Güterverkehr nicht benutzt wurde. Die Handlungs-

häuser, die den Verkehr mit dem Innern besorgten, befanden sich damals, wie auch noch jetzt, nicht in Arica, sondern in der kleinen Stadt Tacna, welche 40 Kilometer vom Hafen entfernt und 1800 Fuss über dem Meere am Ausgang eines von einem Bergstrom bewässerten Thales liegt. Diese freundliche Stadt war allmählich aus einem von kleinen Landbesitzern bewohnten Dorfe entstanden, da die indianischen Maultiertreiber sich scheuten an die Küste zu kommen, wegen der bösartigen Fieber, die früher in der Gegend von Arica herrschend waren. Zur Zeit meiner Ankunft in Peru wurde zwischen dem Hafen und der Stadt Tacna eine Eisenbahn gebaut, die von dem englischen Hause Joseph Hegan & Co. für eine Gesellschaft unternommen, deren Bau aber einem nordamerikanischen Ingenieur namens Walton Evans übertragen war. Unter den Briefen, die mir der Doktor Ried verschafft hatte, befand sich einer an den besagten Ingenieur, und am Morgen nach meiner Landung machte ich mich auf, um diesen Mann kennen zu lernen.

Das Dienstgebäude der Gesellschaft war ein geräumiges Haus von gefälligem Äusseren mit einem hübschen Balkon rings um den Oberstock, bestand aber nur aus einem Gerüst von dünnen Balken und Latten, die auf beiden Seiten mit Baumwollenzeug überzogen, aussen mit Ölfarbe angestrichen und innen tapeziert waren. Es war in den Vereinigten Staaten zugerichtet und hier nur aufgestellt worden. Ich traf den Ingenieur in seinem Arbeitszimmer, einen noch jungen Mann, aber schon etwas ergraut, klein, schmächtig mit wohlgeformten Zügen von entschiedenem Schnitt und dünnem Schnurrbart. Er las meinen Brief, betrachtete mich einen Augenblick und bemerkte kühl, er könne wohl einen Arzt gebrauchen, denn er lebe mit dem von England herausgeschickten, der seinen Kontrakt gebrochen habe, in Unfrieden. Wenn ich aber die Stellung nehmen wolle, so müsse ich mich auf ein Jahr verpflichten; »denn Sie begreifen«, fügte er hinzu, »wenn ich meinen jetzigen Arzt verabschiede, so muss ich die Sicherheit haben, dass mich sein Nachfolger in der Fieberzeit nicht im Stiche lässt«. Ich konnte nicht umhin, ihm Recht zu geben, allein was ich bisher von Peru gesehen hatte, war keineswegs zu einem längeren Verweilen einladend: nichts als abschreckende, baum-, strauch- und graslose Einöden, die Wohnstätten der Menschen unscheinbar, Strassen und Wege schmutzig, mit vertrockneten Abfällen und Überbleibseln aller Art überstreut, überall der Anblick staubiger und schäbiger Verkommenheit, der allen trockenen und heissen Ländern eigen ist. Ich dachte: Sollte ich den australischen Busch und die grünen Hügel von Chile verschmäht haben, um in einer solchen Wüste zu vertrocknen? Ich erklärte daher dem

Ingenieur ohne Zögern, dass ich ihm für sein Anerbieten danke, denn es sei mir nicht möglich, mich für ein Jahr zu binden. Er dachte eine Weile nach und bemerkte darauf, er habe Grund anzunehmen, dass die Bahn im wesentlichen schon in sechs Monaten vollendet sein werde, gegen einen Kontrakt für diese Frist werde ich wohl kein Bedenken tragen. Nun hatte ich damals erst vor kurzem die Universität verlassen und war noch gewohnt, meine Zeit nach studentischem Masse zu berechnen. Es schien mir also, sechs Monate sei doch auch für einen Ort wie Arica eine lange Dauer, ein ganzes Semester samt den Ferien. Während ich mich bemühte, diesen Gedanken in mein gebrochenes Englisch zu übersetzen, beugte sich der Yankee, der etwas schwer hörte, in seinem Schaukelstuhle vor und sah mich mit komischer Verwunderung an; als ich zu Ende war, lehnte er sich zurück und brach in ein schallendes Gelächter aus. Dann stand er auf, ging zu seinem Pult und kam mit einem Schlüsselbund zurück. »Doktor«, sagte er, »hier sind zwei Schlüssel, einer für eine Wohnung und ein anderer für eine Apotheke. Wenn Sie wollen, können Sie heute in den Dienst der Gesellschaft treten, und wenn es Ihnen nicht mehr gefällt, so bringen Sie mir die Schlüssel zurück. Sind Ihnen diese Bedingungen genehm?« »Allerdings«, erwiderte ich, nahm die Schlüssel und folgte dem Diener, der vorausging um mir die Zimmer zu zeigen. Als die Thür hinter mir geschlossen war, hörte ich den Yankee noch immer lachen. Dieser rücksichtslose Ausbruch von Heiterkeit, der mich im Augenblick einigermassen verdross, ist mir bis heute in lebhafter Erinnerung geblieben. Denn während ich mich anfangs nicht entschliessen konnte, mich für sechs Monate in Arica zu binden, blieb ich nachher sechs Jahre, und in der Folge brachte ich den grössten Teil meiner arbeitsfähigen Lebenszeit in Peru zu.

An den Aufenthalt in Arica denke ich heute gern und ohne Bedauern zurück, allein so lange ich dort war, schien er mir ein Opfer; denn in der Jugend ist man ungeduldig und unzufrieden, lebt nur in der Zukunft und weiss die Gegenwart nicht zu würdigen. Arica war zu jener Zeit — vor dem Erdbeben — zwar auch nur eine kleine und bescheidene Stadt, doch bot das Leben daselbst mehr Annehmlichkeiten, als man beim ersten Anblick erwarten konnte. Die gebildete Gesellschaft war nicht zahlreich, lebte aber ziemlich verträglich und gemütlich in zwanglosem geselligem Verkehr. Meine Stellung gestattete mir viel freie Bewegung, nur in den heissen Sommermonaten war ich von Berufsgeschäften in Anspruch genommen, die Wintermonate waren eine Ferienzeit, die ich ungestört zu Studien benutzen konnte, während

Ausflüge zu Pferde in die nahen Thäler oder Besuche in dem benachbarten Tacna willkommene Abwechselung boten. Von diesem alten Arica ist jetzt fast nichts mehr vorhanden. Durch das Erdbeben von 1868 wurde die Stadt zerstört; nachdem die Häuser eingestürzt waren, trat das Meer zurück und die wiederkehrende Flutwelle fegte die Trümmer auseinander. In der Nacht nach dem Erdbeben (13. bis 14. August) wiederholte sich die Überschwemmung sieben Mal, und am Morgen war die Gegend, wo die Stadt gestanden hatte, ein kiesbedeckter Strand, aus dem hie und da Stücke der schweren eisernen Säulen des Zollhauses und Bahnhofsgebäudes hervorblickten. Von den grossen schönen Bäumen in den nahe gelegenen Gärten, in deren Schatten wir uns so oft gefreut hatten, waren nicht einmal Wurzeln mehr sichtbar. Dieses Unglück erlebte ich nicht mehr, denn ich verliess die Stadt zu Anfang des Jahres 1862, und kehrte, nachdem ich mich durch dreijährige Studien in Europa vorbereitet hatte, nach Peru zurück, um mich in Lima niederzulassen. In der Hauptstadt verweilte ich ebenso lange wie in Arica, und als ich mich im Frühjahr 1871 zurückzog, glaubte ich von Peru für immer Abschied genommen zu haben. Allein es kam anders. Der allgemeine wirtschaftliche Niedergang, den die Vergeudung der Staatseinkünfte herbeigeführt hatte, nötigte mich nach fünf Jahren nochmals das Land aufzusuchen, wo ich meine Jugendjahre verlebt hatte. Anfangs glaubte ich, der Aufenthalt daselbst würde nur ein kurzer sein, allein er wurde der längste. Der Krieg mit Chile brach aus, und während desselben begann ich mich mit den einheimischen Landessprachen zu beschäftigen. Dies führte mich zum Studium der altperuanischen Kultur und wurde Veranlassung zu meiner Bereisung des Landes. Durch gelegentliche Ausflüge besuchte ich zunächst nach einander die Thäler der Küste und später in vier grösseren immer zur Winterzeit unternommenen Reisen die Gegenden des Hochlandes. Im Frühjahr 1888 hatte ich die letzte und längste beendigt und langte im Spätherbst dieses Jahres, auf einigen Umwegen durch andere amerikanische Länder, nach 13jähriger Abwesenheit wieder in der Heimat an.

Die in dem vorliegenden Werke enthaltenen Beobachtungen und Studien verteilen sich über einen Zeitraum von 33 Jahren, von denen der Verfasser 25 Jahre in Peru zugebracht hat. Er hat das Land zur Zeit seines wachsenden Wohlstandes betreten, den Höhepunkt und Niedergang desselben gesehen, hat dann Zeuge seiner Unglücksfälle und Demütigung sein müssen, und es endlich verlassen, als es zwar den Frieden wiedererlangt, aber sich von den Wunden, die ihm der Krieg geschlagen, noch nicht wieder erholt hatte. Er fühlt für das Land, in

dem er seine besten Lebensjahre zugebracht, die warme Anhänglichkeit und sympathische Teilnahme, welche Jugendeindrücke und gemeinschaftlich erlebte Schicksale im Herzen jedes Menschen zurücklassen. Er hat daher in diesen Aufzeichnungen alles Gute, das er gesehen, gern und in anerkennender Weise hervorgehoben, ohne darum das Tadelnswerte zu verschweigen; doch hofft und glaubt er, dass auch die Peruaner, die des Deutschen mächtig sind, und denen diese Zeilen vielleicht zu Gesichte kommen, die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit seiner Beurteilungen zugeben werden.

Das Werk zerfällt in drei Teile, von denen der erste über die Hauptstadt des Landes handelt, der zweite über die Küstengegenden, der dritte über das Hochland. Obgleich dieser erste sich vorzugsweise mit der Beschreibung der Stadt Lima beschäftigt, so wird an diese auch die Besprechung vieler allgemeiner Einrichtungen und Verhältnisse des Landes geknüpft. An die Aufführung der Kirchen und Klöster schliessen sich Bemerkungen über Religion und Kultus; die Erwähnung der vornehmsten Staatsgebäude giebt Gelegenheit zu Mitteilungen über Verfassung, Verwaltung, Militärwesen, Gesetze und Rechtspflege, Schulen und Unterricht. Dazwischen sind geschichtliche Notizen eingeflochten, welche zwar getrennt stehen, um nicht zu ermüden, aber eine fortlaufende und zusammenhängende Übersicht der Ereignisse seit der Entdeckung des Landes bis auf die gegenwärtige Zeit enthalten. Sie beziehen sich auf die Eroberung des Landes, die Gründung der Stadt und Kolonialherrschaft und geben unter der Form von kurzen Biographieen der leitenden Persönlichkeiten, die Geschichte Perus seit seiner Lostrennung von Spanien.

Der Verfasser verhehlt sich nicht, dass Leser, die Peru nicht kennen, in diesem Buche viele Ausführlichkeiten antreffen werden, die ihnen weitschweifig, überflüssig und uninteressant erscheinen; allein er glaubt, dass die Mehrzahl der Freunde, die sich sein Buch vielleicht erwirbt, Landsleute sein werden, die in Lima oder wenigstens an der Westküste leben oder gelebt haben, und diesen werden ausführliche Notizen über manche Verhältnisse, die sie sonst nicht leicht finden würden, vielleicht willkommen sein; die anderen Leser bittet er die trockenen Stellen zu überschlagen und zu entschuldigen.

Berlin im Mai 1893.

Der Verfasser.

LIMA

Inhalt.

IV. Kirchen, Klöster und Kultus.

V. Gebäude des Staates
für Regierung, Landesvertretung und Militärzwecke.

VI. Gerichte, Gesetze und Rechtspflege.

VII. Die öffentlichen Unterrichts-Anstalten.

VIII. Anstalten des öffentlichen Verkehrs.

IX. Der nationale Wohlthätigkeits-Verein
und die unter seiner Verwaltung stehenden Häuser und Anstalten.

X. Gebäude und Anstalten,
die unter städtischer Verwaltung oder Aufsicht stehen.

XI. Öffentliche Vergnügungsorte.

Einleitung.

Der Reisende, welcher auf einem der Postdampfer des stillen Ozeans an der Westküste von Südamerika dahinfährt, hat beständig vor seinem Blicke die grosse Gebirgskette, die das Festland in seiner ganzen Ausdehnung von der Landenge von Panamà bis zum Feuerlande durchzieht. Bald sieht er hohes und steiles Land jäh in die See abfallen und mächtige Vorberge verbergen seinem Auge den weiter zurückliegenden viel höheren Kamm; bald sind die Ufer nur hüglig, oder flache Niederungen umgeben sandige Buchten, hinter welchen das Land terrassenförmig emporsteigt, immer höhere Bergmassen erheben sich hinter einander, bald langgestreckte Rücken, bald runde oder zackige Gipfel, bis über der höchsten Stufe die schneeigen Spitzen der Anden erscheinen. Der nördliche Teil der Küste bis zur Linie ist mit dem dunklen Grün dichter tropischer Vegetation bekleidet, und auch im südlichen Teile von Chile sieht man die Ufer oft durch üppigen Pflanzen- und Baumwuchs belebt; die dazwischen liegende Strecke dagegen, der Norden Chiles und die ganze Küste Perus ist kahl, denn in diesen Gegenden fällt kein Regen. Vom Meere und aus einer gewissen Entfernung wird man des öden Charakters der Landschaft nicht sogleich gewahr, da die harten Umrisse der Berge von dem sie umfliessenden weichen bläulichen Dufte gemildert erscheinen; kommt man jedoch näher heran, so wird der Anblick der Küste unsäglich traurig. Hohe und niedere Berge sind von grauer oder rötlicher Aschenfarbe, Ströme gelblichen Sandes rieseln in den Schluchten herab, hier und da sieht man die Spitzen der dem Ufer naheliegenden Hügel und Klippen mit dem schmutzigen Weiss des Guano bedeckt. Nur in langen Zwischenräumen wird die Einöde von Zeichen pflanzlichen Lebens unterbrochen. Man sieht einen Saum von Bäumen und Sträuchern an einer flachen Küste, oder erblickt in der duftigen Tiefe eines Thales das saftige Grün von Zuckerfeldern umgeben von dunkelbelaubten Obstbäumen.

Solche Oasen werden unterhalten durch Bergströme, die durch Schmelzen des Schnees im Gebirge entstehen, und sich meist nach kurzem Laufe ins Meer ergiessen. Es giebt dieser Ströme eine ziemlich grosse Zahl, allein bei der weiten Ausdehnung der Küste sind die zwischen den Thälern liegenden wüsten Strecken so gross, dass der öde Charakter des Landschaftsbildes dadurch wenig gemildert wird. Auch erreichen viele Flüsse das Meer nur während der Sommermonate, wenn sie durch den im Hochlande fallenden Regen angeschwollen sind; in der übrigen Zeit des Jahres versiegen sie in der Mitte ihres Laufes, oder vielmehr, ihre Wassermenge wird durch die aus ihnen abgeleiteten Bewässerungsgräben erschöpft.

Zu den grösseren Flüssen der Küste, welche einen Überschuss von Wasser während des ganzen Jahres ins Meer zu ergiessen vermögen, gehört der Rimak. Er entspringt in mehreren Armen aus den Schneefeldern der Cordillera zwischen dem zwölften und dreizehnten Grade südlicher Breite, etwa 25 Leguas von der Küste entfernt, und wälzt als brausender Bergstrom sein Wasser dem Meere zu in einem felsigen, vielfach gewundenen Thale, welches in seinem oberen Laufe so eng ist, dass neben dem Flussbett nur selten schmale Streifen Land zum Anbau von Klee gewonnen werden können. Einige Male weichen die Berge auf kurze Strecken auseinander, es entstehen von steilen Höhen umgebene Kessel, wo auf angeschwemmtem, fruchtbarem Boden Maisfelder angepflanzt sind und Obstgärten gedeihen, in denen trotz der hohen Lage in üppiger Fülle die Früchte der Küste reifen. Auf solche Oasen folgen wieder fast unzugängliche Schluchten, in welchen auch für den Pfad der Saumtiere sich kaum genügender Raum findet. In seinem weiteren Laufe vermindert sich allmählich das Gefäll des Rimaks. Das Thal erweitert sich und bildet eine weite grüne Fläche von Zuckerrohr- und Maispflanzungen. Etwa drei Leguas von der Küste wird die Thalfläche von einer inselförmigen hohen Berggruppe unterbrochen, welche sie beinahe in ihrer ganzen Breite durchsetzt und abzuschliessen scheint. Unterhalb dieses Gebirgsstocks öffnet sich sodann das Thal auf einmal von neuem in eine weite fruchtbare Ebene, welche, von Höhen umschlossen, sich in sanfter Neigung dem Meere zusenkt. Unter dem oberen stumpfen Winkel der Ebene, da, wo der Rimak in sie eintritt, liegt auf beiden Seiten des Flusses Lima, die Hauptstadt der peruanischen Republik.

Vor der Lossagung der südamerikanischen Kolonieen von ihrem Mutterlande war Lima der Regierungssitz des reichsten der vielen Königreiche, welche die spanische Krone in der neuen Welt erworben hatte; es war nicht nur die schönste und volkreichste Stadt, sondern

überhaupt bei weitem die wichtigste Kulturstätte in ganz Südamerika. Mancherlei günstige Umstände vereinigten sich, um die Kolonie im Thale des Rimaks zum ersten Platze unter den spanischen Niederlassungen zu erheben. Die Milde eines Klimas, welches im Winter weder Kälte, noch im Sommer lästige Hitze kennt; ein fruchtbarer Boden, der die Früchte der Tropen und der gemässigten Zone in gleichem Überfluss erzeugt; ein bisher noch nie gesehener Reichtum an Edelmetallen, der hier zusammenströmte, die vielen Unternehmungslustigen und Kunstfertigen aller Art, die dadurch angelockt wurden, während äusserer Frieden und Sicherheit im Innern des Landes allen den ungestörten Genuss solcher Glücksgüter sicherte: das alles musste dazu beitragen, ein ungewöhnlich rasches Aufblühen der Stadt zu fördern, und dieser Aufschwung war so gross, dass kaum hundert Jahre nach ihrer Gründung selbst unter den Städten des alten Landes nur wenige waren, die sich der prunkvollen Kolonial-Residenz an die Seite stellen konnten.

Dieser Glanz ist freilich schon längst erblasst. So manche Niederlassung, die später gegründet wurde, und sonst weit gegen Lima zurückstand, hat sich seit Erlangung der Unabhängigkeit rascher und kräftiger entwickelt: an der Westküste ist es von Santiago überflügelt worden, auf der atlantischen Seite sogar von Montevideo, während Buenos Ayres und Rio ihm weit vorausgeeilt sind. Denn wie sehr auch anfangs vom Glücke begünstigt, musste auch Lima in der Folge die Wandelbarkeit irdischer Schicksale erfahren; zu wiederholten Malen wurde die Stadt schwer heimgesucht, und zweimal von Erdbeben gänzlich zerstört. Zwar gelang es ihr bei dem grossen und festgegründeten Reichtum der Bewohner die erlittenen Schäden zu überwinden, auch ist sie seit geraumer Zeit von zerstörenden Naturereignissen nicht mehr betroffen worden; dagegen leidet sie jetzt an unheilvollen Zuständen anderer Art, um so schmerzlicher und demütigender für die Bewohner, als sie nicht von Schlägen eines feindlichen Geschicks herrühren, sondern von selbstverschuldeten Verirrungen und Fehlern. Wie sonst die Erschütterungen des Bodens die Menschen in beständiger Angst erhielten, so lassen jetzt Parteikämpfe und Bürgerkriege sie nur selten zur Ruhe kommen; denn staatliche Freiheit und Unabhängigkeit, welche bei anderen Völkern die Grundlagen gesunder nationaler Entwickelung und Macht gewesen sind, haben bisher in Peru nur entgegengesetzte Wirkungen geäussert.

Auch gegenwärtig leidet Lima noch schwer unter dem Drucke der obwaltenden Verhältnisse, denn die Wolke des Missgeschicks, die sich

nach langem unverdientem Wohlergehen über das ganze Land gelagert hat, wirft auch auf die Hauptstadt ihre düsteren Schatten. Zwar hat kein verderbliches Ereignis sie unmittelbar berührt, von der drohenden Plünderung durch das Heer der Chilenen ist sie verschont geblieben, bei oberflächlicher Betrachtung scheint alles seinen gewohnten Weg zu gehen, der äussere Anblick ist unverändert, hier und da bemerkt man sogar kleine Fortschritte durch Neubauten von Häusern und Verbesserung der Strassen und Wege; allein vielleicht zu keiner Zeit, seit Peru einen selbständigen Staat bildet, ist der innere Verfall von Land und Stadt so gross gewesen, als gerade jetzt.

Während ihres nun 350jährigen Bestehens haben sich in der Stadt hinsichtlich des Charakters und der Zusammensetzung ihrer Einwohner, ihrer Hilfsquellen und Lebensbedingungen sehr wesentliche Umgestaltungen vollzogen. Zur Zeit des Kolonialregiments war Lima eine aristokratische Residenz, wo sich die hohen Beamten der Krone und ein reicher Adel um den Hof eines Vicekönigs scharten, welcher durch die ihm erteilten Machtbefugnisse, bei der Entfernung vom Mutterlande mehr einem unumschränkten Herrscher glich, als einem abhängigen Würdenträger. Um diesen Kern gruppierte sich die übrige Bevölkerung unter strenger Aufrechterhaltung der Rang- und Rassenunterschiede. Nach Lostrennung des Landes von Spanien verlor der Adel durch die republikanische Verfassung seine Vorrechte und Titel, und durch gedankenlose Vergeudung seiner Güter seine gesellschaftliche Stellung, wie er schon früher durch vielfache aussereheliche Verbindungen mit den niederen Rassen mit der Reinheit seines Blutes auch sein Ansehen eingebüsst hatte. Gegenwärtig sind von der einst zahlreichen alten Aristokratie nur noch wenige Reste übrig.

Durch den Befreiungskrieg war der ehemalige Wohlstand Perus nahezu erschöpft worden, und die darauffolgenden Parteifehden hatten einen vollständigen wirtschaftlichen Ruin herbeigeführt, als die Einführung des Guanos als Düngemittel in den europäischen Ackerbau dem Lande eine ungeahnte Einnahmequelle eröffnete, deren Ergiebigkeit die Ausbeute der Edelmetalle übertraf. Die Lager dieser Substanz an der peruanischen Küste galten als unerschöpflich, die durch ihren Erlös erzielte Rente stieg von Jahr zu Jahr, und der Reichtum der Republik schien grösser und fester gegründet, als der des Vicekönigreichs je gewesen war. Die Steuern wurden abgeschafft, und statt dass in anderen Staaten die Regierung von den vom Volke entrichteten Beiträgen erhalten wird, lebte in Peru das Volk, oder wenigstens die am Staatsleben Beteiligten, von der Regierung. Die Millionen, die der Verkauf

des Vogeldüngers einbrachte, wurden in Lima ausgegeben, beträchtliche Vermögen wurden erworben, manche langsam durch stetige Arbeit, andere in kurzer Zeit durch Spekulation und Begünstigung; der Ackerbau, der seit Aufhebung der Sklaverei darniederlag, belebte sich von neuem, die grossen Landeigentümer erhielten beträchtliche Vorschüsse, die fehlenden Arbeiter wurden durch Einführung von Chinesen ersetzt, und Zucker- und Baumwollenpflanzungen brachten reiche Ernten. An die Stelle des früheren Geburtsadels trat eine Geld-Aristokratie und zahlreiche Banken bezeugten die Ansehnlichkeit der angesammelten Kapitalien.

Bei allem Wohlstande der Privatleute blieben jedoch die Finanzen der Republik zerrüttet. Die beständigen inneren Unruhen und öfteren gewaltsamen Regierungswechsel machten eine geordnete Verwaltung unmöglich und trotz der grossen ausserordentlichen Einnahmen vermehrten sich die Schulden des Staates von Jahr zu Jahr. Endlich wurde über die gesamten aus dem Verkauf des Guano zu beziehenden Einkünfte auf lange Zeit im voraus verfügt. Zwei grosse Anleihen wurden zum Ausbau eines Eisenbahnnetzes in kurzen Zwischenräumen nach einander aufgenommen und für die Erfüllung der damit übernommenen Verpflichtungen der Rest des Staatsvermögens verpfändet. Während der Zeit, in welcher diese enormen Summen zur Ausgabe gelangten, lebte das ganze Land in einer Art von Rausch; allein schon nach wenigen Jahren war das Geld vergeudet, und auf die Orgie folgte der Bankerott.

Der Wert der vom Auslande eingeführten Waren konnte nicht mehr wie bisher durch Ankauf und Übersendung von Wechseln beglichen werden, welche die Regierung gegen ihr Guthaben in Europa zog, denn ein solches Guthaben hatte aufgehört vorhanden zu sein. Um ihren Gläubigern gerecht zu werden, sahen sich die Kaufleute genötigt, gemünztes Geld auszuführen, die Mittel der Barzahlung fingen infolgedessen an zu verschwinden und die Banken gerieten in eine beklommene Lage. Die Regierung, welche sich gleichfalls in dringender Geldverlegenheit befand, veranlasste die Banken zur Vorstreckung eines beträchtlichen Darlehns und entband sie zum Dank für die geleistete Hilfe zeitweilig von der Verpflichtung, ihre Noten gegen Silber einzulösen. Die Banknoten erlitten infolge dieses Schrittes sofort eine erhebliche Einbusse an ihrem Werte, welcher von der Zeit an zunahm, erst langsam, dann immer rascher. Denn da die Regierung später die von den Banken geleisteten Vorschüsse nicht zurückzuerstatten vermochte, so übernahm sie an Zahlungs Statt die Verantwortlichkeit für

die von denselben ausgegebenen Noten, und damit war der Staat bei der Papierwährung angekommen.

Unter diesen Umständen liess sich Peru, infolge eines geheimen mit der Nachbarrepublik Bolivia abgeschlossenen Schutzbündnisses, in den Krieg verwickeln, welcher zwischen dieser und Chile ausgebrochen war, wiewohl sich die Beteiligung an demselben wohl hätte vermeiden lassen. Um die Mittel zur Führung des Krieges zu beschaffen, fand man keine andere Auskunft, als die Ausgabe von mehr Papiergeld. Nach und nach wurde Stadt und Land davon überflutet, und wie natürlich fiel der Wert im Verhältnis zur Menge, bis am Ende der Silberwert der Noten zu einem Zwanzigstel ihres Nominalbetrages herabsank. Die Ausgabe des Papiergeldes war im Grunde eine Zwangsanleihe, die von allen Besitzenden erhoben wurde, wodurch alle diejenigen, deren Vermögen in Geld und peruanischen Werten bestand, und die an der Hoffnung auf eine Besserung der Zustände festhielten, ihres Eigentums verlustig gingen, oder doch nicht mehr davon übrig behielten als fünf Prozent und die eitle Hoffnung. Der für Peru so klägliche Ausgang des Krieges ist noch frisch in der Erinnerung des dabei interessierten Publikums. Peru verlor durch den Frieden zu Ancon die Provinz Tarapacà, und damit nicht bloss die noch übrigen, nicht ganz abgetragenen Guanolager, sondern die noch wertvolleren Salpeterminen, deren Ausbeute einen Ersatz für den erschöpften Guano zu gewähren versprach. Der Ruin des Staates war also ebenso vollständig als der Verlust der Privatvermögen, und von dem grossen ehemaligen Reichtum war nichts übrig geblieben als eine ungeheure Masse entwerteten Papiers uud untilgbarer Schulden.

Ob es dem Lande je gelingen wird, sich aus dem gegenwärtigen wirtschaftlichen Trümmerhaufen zu gesunden und geordneten Zuständen emporzuarbeiten, ist eine Frage, deren Beantwortung der Zukunft vorbehalten bleibt, und über welche sich zur Zeit keine gegründete Vermutung aufstellen lässt. Bisher hat die harte Züchtigung, welche die Peruaner erfahren haben, denselben noch nichts gefruchtet; denn so wie der Hader der Parteien trotz des Krieges nicht ruhte, und nicht wenig zu der Niederlage Perus beitrug, so hat auch das gemeinsame Unglück nicht vermocht, die Erbitterung der politischen Gegner zu besänftigen. Statt sich nach dem Frieden mit dem äusseren Feinde zur Wiederaufrichtung des Vaterlandes die Hand zu reichen, führte man den inneren Streit mit derselben Unversöhnlichkeit fort, und angefacht durch die schadenfrohe Beeinflussung der abgezogenen Sieger, schlug der Bürgerkrieg dem Lande tiefere Wunden als eine länger fortgesetzte

feindliche Besetzung gethan haben würde. Die Aussichten für Peru sind also gerade jetzt überaus trübe;*) indes, so unwahrscheinlich eine baldige Wendung zum Besseren unter den obwaltenden Umständen. auch scheinen mag, so bleibt die Möglichkeit einer solchen doch nicht ausgeschlossen, denn Peru war von je her das Land der unerwarteten Ereignisse und Überraschungen.

Seit der Eroberung durch die Spanier hat Peru seinen Wohlstand mehr zufälligen Glücksumständen zu verdanken gehabt, als den Anstrengungen seiner Bewohner, wenigstens der herrschenden Klasse derselben. Zunächst fand man aufgespeichert in den Palästen der Incas und in Sonnentempeln, in Form von Gefässen und Schmucksachen, Gold zu einem für die damalige Zeit unerhörtem Werte. Später wurden im Hochlande die Silberminen von Potosi und viele andere entdeckt, die Jahrhunderte lang die reichste Ausbeute gaben und bis heute noch nicht erschöpft sind. Dann folgte die Ausfuhr des Guanos, einer zwar unscheinbaren Substanz, die aber eine Zeit lang sich ergiebiger erwies, als Bergwerke mit den kostbarsten Erzen; und als endlich der Guano auf die Neige ging, da eröffnete sich in den Salpeterlagern eine ebenso reiche Quelle, die eben erst gefasst worden war, als der böse Nachbar kam und sie auf seinen Acker leitete. Angesichts einer solchen Reihe von ausserordentlichen Begünstigungen zweifeln viele Peruaner nicht daran, dass der Boden ihres Landes noch andere, bisher unbekannte Schätze oder Hilfsquellen in sich berge, deren plötzliche Entdeckung die materielle Lage des Landes wieder zu ihrem früheren blühenden Zustande emporheben werde. Ausserhalb des Bereiches des Möglichen läge ein solches Ereignis allerdings nicht, allein, wie alle Spieler wissen, wird das Glück es endlich müde, seine Gaben immer nach derselben Seite zu spenden, und früher oder später werden sich die Peruaner dazu bequemen müssen, ihr Heil zu suchen wie andere Menschenkinder: durch Arbeit und Anstrengung. Die so erworbenen Güter, auch wenn sie bescheidener sein sollten, werden ihnen mehr Segen bringen, als früher die ihnen mühelos zugefallenen Reichtümer, deren Genuss in Peru dasselbe bewirkte, was er in allen Ländern und zu allen Zeiten erzeugt hat: Verweichlichung, Trägheit und Verderbnis der Sitten.

Was hier von den Peruanern im allgemeinen gesagt ist, gilt im Grunde nur von den Bewohnern Limas, denn im Innern sind die Leute nicht verweichlicht und haben allezeit hart arbeiten müssen. Lima

*) Geschrieben im Juni 1885.

steht zu den Provinzen des Landes in einem besonderen Verhältnis, infolge der Stellung, welche die Stadt zur Zeit des Kolonialregiments einnahm. Wenn in den meisten Ländern die Hauptstadt als ein Massstab des vom Volke erworbenen Kulturgrades betrachtet werden kann, so trifft dies in Peru nicht zu, denn in diesem Lande ist die Stadt den Provinzen nicht nur weit voraus, sondern vereinigt überhaupt das gesamte Staatsleben in ihren Mauern. Sowohl während der spanischen Herrschaft, als später unter der Republik kam der Reichtum des Landes fast ausschliesslich der Hauptstadt zu gute, und die Brosamen, die vom Tische der Residenz für die Provinzen abfielen, waren nur wenige. Es bestand daher von alters her im Innern des Landes, besonders in den grösseren Städten, ein Gefühl von Neid und Erbitterung gegen die Hauptstadt, welches indes keine anderen praktischen Folgen hatte, als dass es bei den Unzufriedenen den lebhaften Wunsch erzeugte, womöglich der Vorteile teilhaftig zu werden, welche das Leben in Lima bot, und dass alle, deren Vermögensverhältnisse und sonstige Interessen es gestatteten, nach der Hauptstadt übersiedelten. Eine grosse Anzahl der in Lima ansässigen Peruaner sind daher aus den Provinzen zugewandert, allein da nur wenige sich dem erschlaffenden Einflusse zu entziehen vermögen, so denken und fühlen sie, nachdem sie eine Zeit lang dort gelebt haben, als seien sie an den Ufern des Rimaks geboren. Durch die vielfachen Wechselbeziehungen, die unter diesen Umständen zwischen Stadt und Land bestehen, erstreckt sich der tonangebende Einfluss der ersteren auf die entferntesten Gegenden, und es lässt sich daher mit Grund sagen, dass der Charakter der Bevölkerung von Lima der Charakter der peruanischen Nation ist, wobei unter Nation der Teil der Landeseinwohner verstanden wird, welcher sich am Staatsleben beteiligt.

Während früher zu Zeiten der ausserordentlichen Einnahmen der Republik, Lima sich dem Lande gegenüber in einer gewissermassen unabhängigen Lage befand, so ist dies seit dem Verluste des Guanos und Salpeters anders geworden. Die Stadt ist jetzt ganz auf den Verkehr mit dem Innern angewiesen und leidet schwer unter den gegenwärtigen Zuständen, wo die meisten Provinzen der Regierung der Hauptstadt abgeneigt gegenüber stehen. Überhaupt wird fernerhin für Lima erst dann eine gesunde Entwickelung beginnen können, wenn Peru die verderblichen Wege, auf welchen seine haltlose Politik bisher umhergeirrt ist, auf immer verlässt, wenn an die Stelle des Parteihaders und der gewaltsamen Regierungs-Veränderungen eine geordnete Verwaltung und Achtung vor den Gesetzen tritt. Dann wird auch die

Stadt die Stellung einnehmen, die ihr durch die grossen Vorzüge ihrer Lage als Mittelpunkt des Verkehrs mit einem reichen, noch wenig erschlossenen Hinterlande, sowie durch die Nähe des besten Hafens der südamerikanischen Westküste gebührt. Denn die Stadt verdankt ihre Entstehung nicht dem Zufall, sondern der wohlerwogenen Würdigung dieser Vorzüge, wie wir alsbald bei der Geschichte der Gründung sehen werden.

Dass Peru nach Verlust seiner politischen Stellung und seines Reichtums in den Augen der gebildeten Welt noch einen besonderen Platz unter den übrigen südamerikanischen Ländern bewahrt, rührt von dem historischen Interesse her, das sich an seinen Boden knüpft. Auf diesem befanden sich die beiden ältesten Kulturstätten jenseits des Äquators: an der Küste das Reich der Chimus, im Hochlande das der Incas. Über das letztere, welches die Spanier in raschem Verfalle begriffen vorfanden und eroberten, haben wir ziemlich genaue Nachrichten, die durch viele zum Teil wohlerhaltene Denkmale bestätigt werden. Von den Chimus dagegen wissen wir fast nichts, als dass sie von den Incas nach langer und hartnäckiger Gegenwehr besiegt und ihrem Reiche einverleibt wurden. Ihre Hauptstadt, welche sich in der Nähe der heutigen Stadt Trujillo befand, lag bei Ankunft der Spanier bereits in Trümmern, aber das Ruinenfeld derselben erstreckt sich über einen ausgedehnteren Raum als Cusco, die Stadt der Incas, je eingenommen hat. Die Gräber an der Küste Perus, die von neueren Reisenden vielfach untersucht worden sind, und deren Funde in Europa die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher erregt haben, rühren von diesem Volke her, welches in den Künsten des Friedens ebenso weit fortgeschritten war, als seine Nachbarn, die Incas, aber diesen, als der kräftigeren und kriegstüchtigeren Rasse weichen musste.

Auch Lima, wiewohl im Vergleich zu anderen eine jüngere Stadt, hat doch auch schon seine Geschichte, und zwar bieten die früheren Perioden derselben mehr Interessantes als die neueren. Zur Zeit, als Deutschland durch den dreissigjährigen Krieg fast in Barbarei zurücksank, war Lima bereits eine Stadt, wo, begünstigt durch Klima, Wohlstand und Frieden, die geselligen Lebensformen einen hohen Grad von Verfeinerung erreicht hatten, wo sich infolge der weiten Entfernung vom Mutterlande eigene Sitten und Gebräuche, eigene Kleidung, überhaupt eine eigenartige Kultur entwickelte, welche auf die Stadt beschränkt blieb. Gegenwärtig sind freilich die meisten dieser Eigentümlichkeiten der Mode zum Opfer gefallen, aber manches hat sich doch, wenn auch etwas modifiziert, bis zum heutigen Tage erhalten.

Wir werden daher bei den Notizen über die Stadt, die in diesem Buche enthalten sind, überall auf das Historische besondere Rücksicht nehmen und mit der Geschichte der Gründung beginnen. Ehe wir aber den Hergang derselben erzählen, wird es vielleicht manchem Leser nicht unwillkommen sein, wenn wir in kurzem an die wichtigsten Begebenheiten der Entdeckung und Eroberung Perus erinnern, welche zur Anlage der Stadt führten.

I.

Geschichtliches.

Entdeckung Perus. — Eroberung des Landes. — Kriege unter den Eroberern. — Gründung Limas. — Aufblühen der Stadt. — Städtische Behörden und Kolonial-Regierung. — Die geistlichen Gerichte. — Die Bevölkerung Limas und ihre Sitten während der spanischen Herrschaft. — Die Erdbeben.

Die Entdeckung Perus.

Die Entdeckung des stillen Ozeans durch Vasco Nuñez de Balboa (1513) berichtigte einen Irrtum, welcher damals noch allgemein verbreitet war, und den Christoph Columbus mit ins Grab nahm: dass das von ihm aufgefundene Land ein Teil der Ostküste Asiens sei. Bei seiner Ankunft an der Küste des westlichen Meeres erhielt Balboa die Bestätigung einer Kunde, die ihm bereits früher in seiner Kolonie am Darien von einem indianischen Häuptling mitgeteilt worden war, dass fern im Süden ein grosses Reich einem mächtigen Könige gehorche, der unermessliche Schätze an edelen Metallen besitze. Balboa selbst war es nicht vergönnt, dem ihm in solcher Weise gegebenen Winke Folge zu leisten; er wurde bald darauf des Kommandos über die von ihm gegründete Kolonie am Darien enthoben und fiel wenige Jahre später dem Neide und der Eifersucht seiner Feinde zum Opfer,[1]) aber einer der Gefährten, die den kühnen Abenteurer auf dem mühseligen Marsche durch die Wildnisse des Isthmus begleitet hatten, wurde nachmals der Eroberer Perus und Gründer von Lima.

Der Nachfolger Balboas im Oberbefehl über die Kolonie am Golfe von Darien, Pedro Arias de Avila — gewöhnlich nur Pedrarias genannt — verlegte den Sitz seiner Regierung von der atlantischen Seite der Landenge an die gegenüberliegende Küste des stillen Meeres und gründete die Stadt Panamà (1519). Nachdem von hier aus mehrere

1) Der Empörung gegen die Regierung angeklagt und 1517 enthauptet.

Entdeckungsreisen in nördlicher Richtung veranstaltet worden waren, um die vermutete Verbindung zwischen beiden Meeren aufzufinden, wurden im Jahre 1522 die ersten Fahrzeuge nach dem Süden entsendet. Dieselben segelten unter dem Kommando Pascual de Andagoyas, doch blieb diese Fahrt erfolglos, da bald nach der Abreise eine schwere Erkrankung des Befehlshabers die Schiffe zur Rückkehr zwang. Nachdem das Unternehmen in dieser Weise vereitelt worden war, wurde von seiten des Gouverneurs kein neuer Versuch in dieser Richtung gemacht, dagegen verbündeten sich drei Privatleute der jungen Kolonie, um auf gemeinschaftliche Kosten das Goldland aufzusuchen, über welches seitdem immer von neuem übereinstimmende Nachrichten den Spaniern zu Ohren gekommen waren.

Diese Verbündeten waren Francisco Pizarro, Diego de Almagro und Hernando Luque. Bei weitem der bedeutendste unter den dreien war Pizarro, von dem auch der Plan ausging, der aber zur Ausführung fremder Hilfe bedurfte. Pizarro war der uneheliche Sohn eines spanischen Edelmannes und Obersten, und in Trujillo in Estremadura geboren. Er war in gänzlicher Verwahrlosung ohne irgend welche Erziehung und Schulbildung aufgewachsen, und hatte in seiner Jugend einen kümmerlichen Lebensunterhalt durch Hüten von Schweinen verdient. Als er herangewachsen war, suchte er gleich vielen anderen jungen Leuten sein Glück in der neuen Welt, hatte bereits in kräftigem Mannesalter in Santo Domingo und in Tierra firme gedient, begleitete Balboa auf seinem Marsche über den Isthmus, blieb seitdem unter Pedro Arias, und hatte in den mancherlei Stellungen, in denen er sich befunden, viele Beweise von Entschlossenheit und Umsicht gegeben. Almagros Herkunft scheint noch bescheidener gewesen zu sein, als die seines Bundesgenossen, er war ein Findling und wurde nach seinem Geburtsorte Diego aus Almagro genannt. Er war ein tapferer Soldat, ehrlich und zuverlässig, von ungestümem, aufbrausendem Charakter, aber leicht wieder zu besänftigen. Luque war ein Geistlicher, Vikar der Pfarrkirche von Panamà. Das zwischen diesen drei Männern getroffene Übereinkommen war, dass Pizarro die Leitung des Ganzen, und Almagro die Ausrüstung der Schiffe und Mannschaften besorgen sollte, während Luque die nötigen Geldmittel beschaffte. Alle hatten bereits das fünfzigste Jahr seit lange überschritten, und der so geschlossene Bund war bezeichnend für den rastlosen Unternehmungsgeist der damaligen Zeit.

Im November 1524 verliess Pizarro den Hafen von Panamà auf einem kleinen Schiffe mit einer Besatzung von etwa hundert Mann. Diese erste Unternehmung endigte mit einem gänzlichen Misserfolg.

Bei der Ungewissheit über die Lage und Entfernung des gesuchten Landes steuerten die Spanier der Küste entlang und landeten an verschiedenen Orten. Sie fanden das Land entweder sumpfig oder mit undurchdringlichem Walde bedeckt und waren unaufhörlichen Regengüssen ausgesetzt. Viele wurden von Fiebern ergriffen, während Kranke und Gesunde aufs Empfindlichste durch Mangel an Nahrungsmitteln zu leiden hatten. Auch die Eingeborenen, mit denen sie zusammentrafen, erwiesen sich als unfreundlich und kriegerisch, und widerstanden ihnen mit unerwarteter Erbitterung und Hartnäckigkeit. Ohne weiter als etwa bis zum vierten Grade nördlicher Breite vorgedrungen zu sein, musste man sich endlich nach monatelangen Strapazen entschliessen, nach Panamà zurückzukehren, wo bald darauf auch Almagro eintraf. Dieser war auf einem anderen Schiffe ebenfalls ausgelaufen, hatte aber unterwegs Pizarro verfehlt. Der Gouverneur empfing die beiden Kapitäne kalt und ungehalten über die vielen nutzlos verlorenen Menschenleben; denn ein Viertel der Mannschaften waren umgekommen und die Überlebenden befanden sich im kläglichsten Zustande. Nur ein ermutigendes Ergebnis hatte die Fahrt gebracht, dass nämlich von allen Eingeborenen, mit denen man zusammentraf, dass Vorhandensein eines grossen, goldreichen Landes im Süden bestätigt worden war.

Wiewohl daher bei den Kolonisten in Panamà die Entdeckungsreisen nach dem Süden in Misskredit gefallen waren, so blieb das Vertrauen und die Festigkeit der Verbündeten unerschüttert. Sie erneuerten in feierlicher Weise ihren Vertrag, in welchem sie sich zu gemeinsamem Handeln unter Aufbietung aller ihrer Kräfte zur Ausführung des Unternehmens verpflichteten, und bekräftigten die Urkunde durch einen Schwur auf das Evangelium. Dass Pizarro und Almagro standhaft blieben, kann uns bei ihrem Charakter nicht wundern; denn ihr militärischer Ruf stand auf dem Spiel, die Kosten der ersten Fahrt hatten ihr kleines Vermögen bereits verschlungen, ihre ganze Stellung hing also von dem Gelingen des Unternehmens ab. Weniger leicht dagegen lässt sich der Eifer und die Opferfreudigkeit Luques erklären, wenn nicht etwa aus dem Umstande, dass dieser Geistliche nicht sein eigenes Geld ausgab, denn er handelte als Bevollmächtigter eines abwesenden Kapitalisten, des Lizenziaten Espinosa in Santo Domingo. Luque leistete zu jener Zeit seinen Genossen die wichtigsten Dienste, denn es gelang ihm allmählich den Unwillen des Gouverneurs zu besänftigen, so dass derselbe endlich zu einer neuen Entdeckungsfahrt seine Zustimmung gab, und den Werbungen dazu keine Hindernisse mehr entgegenstellte.

Trotzdem hatten die Verbündeten mit grossen Schwierigkeiten zu

kämpfen, und erst im Frühjahr 1526 waren die Rüstungen so weit gediehen, dass die Schiffe in See gehen konnten. Diesmal liefen beide Kapitäne in ihren Fahrzeugen zu gleicher Zeit aus und steuerten sogleich zur Mündung des Flusses San Juan. Dort wurde beim Überfall eines Indianerdorfes einige Beute an Gold gemacht, mit welcher Almagro alsbald nach Panamà zurückkehrte, während Pizarro einen Marsch zur Erforschung des Innern unternahm, und der erfahrene Steuermann Bartolomé Ruiz zu Schiff die Reise in südlicher Richtung fortsetzte. Pizarro fand bei seinem Vordringen nichts als unüberwindliche Bodenschwierigkeiten und Kämpfe mit den wilden, kriegerischen Eingeborenen. Ruiz dagegen war glücklicher; er begegnete, nachdem er die Linie passiert hatte, einem Floss, welches unter einem Segel fuhr und von Bewohnern der Stadt Tumpiz bemannt war, eines Hafenortes des gesuchten Goldlandes. Nachdem er daher mit dieser frohen Kunde zu seinem Kapitän zurückgekehrt, und auch Almagro mit achtzig neuen Rekruten angelangt war, schöpften die schon sehr entmutigten Mannschaften Pizarros wieder neue Hoffnung, man verliess die Mündung des San Juan und ging nach einer kurzen Fahrt in der Bucht vor Anker, die heute den Namen San Mateo führt. Die umliegende Gegend, eine Provinz des Königreichs Quito, war sorgfältig angebaut und dicht bevölkert, aber die Eingeborenen zeigten sich feindlich, ihre Krieger waren wohlgeordnet und so zahlreich, dass nach einigen äusserst heftigen und blutigen Gefechten sich jedermann eingestehen musste, eine Eroberung des Landes mit den geringen Streitkräften der Spanier sei ein Ding der Unmöglichkeit. Pizarro berief seine Offiziere zu einem Kriegsrat. Viele betrachteten das Unternehmen als hoffnunglos und waren für baldige Rückkehr nach Panamà, allein dagegen widersetzte sich Almagro aufs entschiedenste, und geriet in seinem Eifer sogar mit Pizarro in einen heftigen Wortwechsel. Schliesslich aber wurde sein Vorschlag angenommen, demzufolge Pizarro mit seinen Leuten auf der kleinen Insel Gallo, zwei Grad nördlich vom Äquator verweilen sollte, bis Almagro mit neuen Verstärkungen zurückkehren würde.

Man begab sich also nach der Insel, aber als dort der Beschluss der Kapitäne bekannt wurde, brach unter den Truppen die grösste Unzufriedenheit aus, und alle Welt erging sich in bitteren Vorwürfen und Verwünschungen. Zwar hatte Almagro bei seiner Rückkehr nach Panamà aus Vorsicht alle Korrespondenzen unterschlagen, allein ein Brief, in welchem die verzweifelte Lage der Zurückgebliebenen in lebhaften Farben dargestellt war, wurde in einem Paket Baumwolle ein-

geschmuggelt und dem neuen Gouverneur Pedro de los Rios, Nachfolger des inzwischen abberufenen Pedrarias, vorgelegt. Dieser entsendete alsbald in grosser Entrüstung den Kapitän Tafur mit einem Fahrzeuge, nicht um das Unternehmen Pizarros zu unterstützen, sondern mit dem Befehl, diesen mit allen seinen Leuten nach Panamà zurückzubringen. Tafur wurde von seinen unglücklichen, halbverhungerten Landsleuten wie ein Engel des Himmels empfangen, gekommen, um sie von einem sicheren Verderben zu erretten, und alle schickten sich alsbald zur Rückreise an.

Der entscheidende Augenblick in der Laufbahn Pizarros war gekommen. Er fühlte, dass wenn auch er dem Kleinmut Raum gäbe, er seinen stolzen Hoffnungen für die Zukunft auf immer entsagen würde; sodann wusste er, dass er sich auf seinen Verbündeten verlassen konnte, und dies Vertrauen mag nicht wenig zu seinem Entschlusse beigetragen haben. Er zog mit der Spitze seines Schwertes in den Sand des Ufers eine Linie von Ost nach West und erklärte seinen versammelten Leuten, dass er entschlossen sei, das Unternehmen auch jetzt noch fortzusetzen, wie wenige ihn auch dabei begleiten würden. Damit trat er auf die südliche Seite des Striches, indem er ausrief, wer bei ihm zu bleiben gedenke, möge ein Gleiches thun. Es folgten ihm nach und nach im ganzen dreizehn. Wir haben diese Episode mit einiger Ausführlichkeit erzählt, weil sie uns als die denkwürdigste der ganzen Entdeckungs- und Eroberungsgeschichte erscheint. Wie düstere und unheimliche Schattenseiten spätere Thaten im Charakter Pizarros enthüllen mochten, in diesem Abschnitte seiner Laufbahn wird ihm niemand seine Bewunderung versagen können.

Bald nach der Abfahrt Tafurs setzte Pizarro auf einem Flosse nach der etwas mehr nördlich gelegenen kleinen Insel Gorgona über, wo er besseres Trinkwasser und etwas mehr Holz fand. Auf diesem einsamen Eilande harrte er und die Seinen sieben lange Monate vergeblich auf Hilfe. Sie fristeten ihr Leben kümmerlich mit Muscheln und Seekrabben, waren ohne Obdach und fast ohne Kleider, und die von ihnen ausgestandenen Leiden gehörten zum Härtesten, was von den an Strapazen gewöhnten spanischen Abenteurern getragen worden ist. Gleichwohl waren Almagro und Luque nicht unthätig gewesen, aber der unwillige Gouverneur blieb gegen alle ihre Vorstellungen taub. Endlich erlangten sie nach langem Bitten, dass ein Fahrzeug ausgesendet werden sollte, um Pizarro aufzusuchen, aber bloss mit der zur Bedienung der Segel erforderlichen Mannschaft, und mit dem gemessenen Befehl an Pizarro, falls er gefunden würde, binnen sechs Monaten nach

Panamà zurückzukehren. Mit welchen Gefühlen die sich bereits vergessen wähnenden Dreizehn das rettende Schiff erblickten, lässt sich denken, wiewohl Pizarro ob dessen geringer Bemannung etwas enttäuscht war. Man beschloss ohne Säumen die unterbrochene Entdeckungsreise fortzusetzen, und den Hafen aufzusuchen, zu welchem das von Ruiz angetroffene Floss gehörte. Zwei der peruanischen Eingeborenen, die Ruiz damals mitgebracht hatte, waren noch am Leben; nach ihren Anweisungen steuerte der alte Pilot durch den Golf von Guayaquil der peruanischen Küste zu und langte nach zwanzigtägiger Fahrt in der Bai von Tumpiz an: das so lange vergeblich gesuchte Land war endlich gefunden.

Tumbez, heute einer der unbedeutendsten Orte der Republik, scheint zu jener Zeit eine ansehnliche Stadt gewesen zu sein, eine Kolonie Huaina Kapaks auf dem Gebiete der Chimus, mit einer Festung, einem Sonnentempel und einem Kloster von Sonnenjungfrauen. Die Eingeborenen erwiesen sich den Fremden ausserordentlich freundlich, und schienen sie wie höhere Wesen zu betrachten. Man schickte ihnen Mundvorräte und Erfrischungen, ein zufällig im Orte anwesender Inca besuchte sie am Bord, und die ans Land geschickten Leute wurden aufs Zuvorkommendste aufgenommen und umhergeführt. Der Bericht des ersten ans Land gestiegenen Spaniers, Alonso de Molino, über die von ihm erblickten Schätze schienen Pizarro so übertrieben, dass er denselben keinen Glauben beimass, sondern Tags darauf einen anderen seiner Gefährten, Pedro de Candia, aussandte. Dieser sah mit eigenen Augen den goldenen Garten des Tempels und Klosters, und sah sogar die Goldschmiede bei ihrer Arbeit. Es konnte also kein Zweifel mehr darüber sein, dass alles, was bis jetzt über die Reichtümer Perus erzählt worden war, bei weitem hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Weniger willkommen für das horchende Ohr der Spanier war die Kunde von der ungeheuren Ausdehnung des Reiches und der Macht des Königs, der fern in den Bergen in seiner Hauptstadt lebte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Tumbez lichtete Pizarro seinen Anker und fuhr an der Küste entlang bis zur Mündung des Flusses Santa im neunten südlichen Breitengrade. Er landete mehrmals, und überall zeigten sich die Einwohner friedlich und freundlich, allenthalben traf er Spuren eines wohlgeordneten Staatslebens. Nachdem er so alles erreicht hatte, was mit seinen geringen Mitteln auszuführen war, schickte er sich zur Rückreise an, und gelangte ohne weitere Unfälle in den Hafen von Panamà, mehr als anderthalb Jahre nachdem er ihn verlassen hatte.

Die Eroberung des Landes.

Das Aufsehen, welches Pizarros Wiedererscheinen und die Kunde der gemachten Entdeckungen in der Kolonie erregten, war allerdings gross; allein bei alledem wurde es den Verbündeten alsbald klar, dass sie vom Gouverneur zur Fortsetzung ihres Unternehmens wenig Unterstützung zu erwarten haben würden. Es wurde daher beschlossen, dass Pizarro sich nach Spanien begeben und das Recht der Eroberung von der Krone erbitten solle. Seine Abreise verzögerte sich etwas, da man Mühe hatte, die dazu erforderlichen Geldmittel aufzubringen. Im Sommer 1528 langte Pizarro in Spanien an und stellte sich dem Kaiser Karl V. in Toledo vor. Der Monarch empfing ihn mit Wohlwollen, hörte der Erzählung seiner Erlebnisse mit grosser Teilnahme zu und betrachtete mit Interesse die vorgelegten Geschenke von Gold- und Silberarbeiten und feinen Geweben, welche von dem Kulturgrad der neuentdeckten Völker Zeugnis ablegten. Da Karl bald darauf nach Italien abreiste, so empfahl er die Angelegenheit Pizarros seiner Mutter, der Königin Johanna, zur baldigen Erledigung, indes verfloss doch ein ganzes Jahr, ehe die sogenannte Kapitulation unterzeichnet wurde (26. Juli 1529), durch welche Pizarro das Recht erhielt, das von ihm entdeckte Land zu erobern und für die Krone zu verwalten, und zwar in einer Ausdehnung von 200 Leguas südlich von Santiago, einem Orte und Flüsschen etwa zwei Grad nördlich von der Linie. Zugleich ward ihm der Titel eines General-Kapitäns und Gouverneurs auf Zeit seines Lebens verliehen nebst vielen anderen Privilegien und Befugnissen viceköniglicher Gewalt. Dagegen verpflichtete er sich, binnen sechs Monaten 250 Mann auszurüsten, und binnen weiteren sechs Monaten von Panamà aus in See zu gehen. Die Erfüllung dieser Bedingungen wurde ihm ob seiner beschränkten Geldmittel schwer, und ohne die Unterstützung des damals am Hofe anwesenden Fernando Cortès, des Eroberers von México, würde sie ihm vielleicht kaum möglich geworden sein. In dem Schriftstück wurde das neue Land Piru genannt, ursprünglich der Name eines kleinen Flusses südlich vom Kap Piñas, welcher zuerst auf die umliegende Gegend und in der Folge auf das ganze an der Westküste gelegene Land übertragen wurde.

Als bei Pizarros Ankunft am Isthmus die Klauseln seines Kontraktes mit der Krone seinen beiden Verbündeten bekannt wurden, war besonders Almagro entrüstet über die Weise, in welcher darin seine eigenen gerechten Ansprüche und Erwartungen vernachlässigt worden waren. Der drohende Bruch wurde zwar durch Vermittelung Luques

und Espinosas vermieden, Pizarro trat an Almagro den Titel eines Adelantado ab, allein die so zustande gebrachte Versöhnung war nicht aufrichtig, ein gegenseitiges Misstrauen blieb, und der seit jener Zeit im Stillen fortlebende Hader ward später für beide die Ursache ihres gewaltsamen Todes.

Im Januar 1531 segelte Pizarro endlich zur Eroberung des vor drei Jahren von ihm entdeckten Landes von Panamà ab. Widrige Winde verhinderten ihn, sich sogleich nach Tumbez zu wenden, wie seine ursprüngliche Absicht war. Er landete in der Bai von San Mateo, und als er bald darauf durch den Überfall der Stadt Coaque eine reiche Beute an Gold gemacht hatte, sendete er sogleich die Schiffe mit diesen Schätzen nach Panamà zurück, während er selbst seinen Weg zu Lande fortsetzte. Der Marsch war langwierig, mühselig und unerspriesslich. Von den Einwohnern der Insel Punà im Meerbusen Guayaquil eingeladen, setzten die Spanier nach dem Eilande über, gerieten aber dort durch eigene Schuld mit den Indianern in erbitterte Kämpfe, und waren daher froh, als ein Schiff vor der Insel erschien, auf welchem ein tapferer Ritter, Hernando de Soto, ihrer Streitmacht hundert Mann Verstärkung zuführte. Auf diesem Schiffe und einigen Flössen setzte Pizarro mit seinen Leuten nach dem Festlande über und landete in dem ihm von früher her bekannten Hafen von Tumbez. Die Spanier fanden den Ort seit ihrem ersten Besuche sehr verändert. Die meisten Häuser waren zerstört, die Schätze verschwunden, und die früher so zuvorkommenden Einwohner zeigten sich feindlich. Noch grösser aber war die Umwälzung, die inzwischen im gesamten Reiche der Incas stattgefunden hatte, eine Umwälzung, die für die Spanier von der äussersten Wichtigkeit war, denn ohne dieselbe hätte ihr tollkühnes Unternehmen unfehlbar scheitern müssen.

Der letzte Herrscher des Incastaates, Huaina Kapak, hatte bei seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode, der Sitte seiner Vorfahren zuwider, seinem ältesten Sohne und Erben Huascar nicht sein ganzes Reich hinterlassen, sondern den nördlichen Teil desselben abgetrennt, und einem jüngeren Sohne, Namens Atahuallpa, übergeben. Die Mutter dieses Prinzen war Paccha, Prinzessin von Quito, und obgleich Tochter und Erbin eines Königs, war doch ihr Sohn in den Augen der Incas von reinem Blute nicht ein Kind der Sonne, sondern ein Bastard; und Huaina Kapak hatte aus väterlicher Schwäche durch Einsetzung dieses Sohnes ein als heilig betrachtetes Gesetz seines Hauses verletzt. Als nach dem Tode des alten Königs der Inca Huascar von seinem Halbbruder Huldigung verlangte, brach der Krieg zwischen beiden aus. Atahuallpa

war ein ehrgeiziger, tapferer und verschlagener Mann, dabei nachtragend, hart und grausam; Huascar war leitsam, vertrauensselig und schwach, und unterlag daher im Kampfe. Sein Heer ward von den Generalen seines Bruders besiegt und er selbst gefangen genommen. Die Incas von königlichem Blute wurden darauf durch den Sieger nach der Hauptstadt Cusco entboten, um über die Erbfolge zu beraten. Dort liess sie Atahuallpa ergreifen und alle umbringen, deren er habhaft werden konnte. Er hatte damit allerdings seine Rache befriedigt an der Rasse, die ihn nicht als ebenbürtig gelten lassen wollte, allein zu gleicher Zeit hatte er auch den Kern des ganzen Staates vernichtet. So standen die Sachen bei Ankunft der Spanier an der Küste, und Atahuallpa befand sich mit seinem Heere in Cassamarca, einer Stadt des Hochlandes etwa zwölf Tagereisen von Tumbez entfernt.

Dem scharfen Blicke Pizarros entging nicht, welche Vorteile sich aus diesen Umständen ziehen liessen, und er war alsbald mit sich darüber einig, dass er sich dem Könige vorstellen wolle. Allein er übereilte sich nicht mit der Ausführung seines Planes, sondern fing damit an, eine Kolonie zu gründen, als Basis für spätere Unternehmungen, sowie als Schutz und Zufluchtsort für Kranke. Er nannte sie San Miguel, und verlegte sie, als der erstgewählte Ort sich als ungesund erwies, etwas später an den Fluss Piura. Hierauf liess er das Land durch seine Hauptleute auskundschaften, indem er hoffte, dass inzwischen neue Verstärkungen aus Panamà ankommen möchten. Allein viele Monate verstrichen, und kein Schiff erschien, so dass er endlich, da er den schädlichen Einfluss des müssigen Lebens auf seine Truppen fürchtete, sich entschloss, mit den zu Gebote stehenden Streitkräften den Marsch ins Innere zu wagen. Sein kleines Heer zählte im ganzen 67 Reiter und 110 Mann Fussvolk und von diesen 177 liess er nach einigen Tagen noch 9 Mann auf ihr Verlangen nach San Miguel zurückkehren. Er schickte Soto mit einer Reiterabteilung zur Erforschung des Landes voraus, und rückte inzwischen langsam in den Thälern der Küste vor. Soto liess etwas lange auf seine Rückkehr warten, brachte aber dafür einen Gesandten des Inca mit, dem er unterwegs begegnet war. Dieser überbrachte den Gruss seines Herrn und einige Geschenke für die Fremden: der König wünsche zu wissen, woher sie kämen und was sie begehrten, und lud sie ein, ihn in seinem Lager zu besuchen. Pizarro antwortete, er sei eines mächtigen Königs Vasall, habe von dem Waffenruhm Atahuallpas gehört, und komme, ihm seine Dienste anzubieten. Die Spanier, jetzt über die Lage Cassamarcas belehrt, zogen durch die Küstenthäler des ehemaligen Chimu-Gebietes gen Süden. Die Ein-

geborenen empfingen sie entweder gastfreundlich, oder flohen bei ihrer Annäherung, nirgends stiess man auf Widerstand. Dann kam der Aufstieg der Cordillera, der für die Pferde, sowie für die geharnischten Männer ausserordentlich mühsam und schwierig war. An einigen besonders engen Pässen fand man Festungswerke, von wo aus eine handvoll Leute mit Rollsteinen ohne Kampf ein ganzes Heer hätten vernichten können, allein die Orte waren unbesetzt. Auf dem Hochplateau angelangt, erschien eine zweite, zahlreichere Gesandtschaft des Incas mit einigen Geschenken und der Anfrage, wann die Fremden in Cassamarca eintreffen würden, um für sie Quartiere in der Stadt in Bereitschaft setzen zu lassen. Die Gesandten ergingen sich alsdann in übertriebenen Anpreisungen der Tapferkeit und Macht ihres Herrn. Pizarro hörte ihnen ruhig zu und entgegnete darauf mit überlegter Anmassung, der Inca möge allerdings ein grosser Herr in seinem Lande sein, allein im Vergleich zu dem Könige, dem er diene, sei er bloss ein kleiner Häuptling. Spanier und Peruaner suchten sich gegenseitig auszuforschen und beiderseitig über ihre wahren Absichten zu täuschen. Bei den Peruanern waren dieselben jedoch zu offenbar, als dass sie Pizarro nicht alsbald durchschaut hätte. In welcher Absicht mochten sie den fremden Eindringlingen den Zutritt ins Innere des Landes gestattet haben, während sie dieselben doch an mehr als einem Orte hätten vernichten können, als nur um sich desto sicherer ihrer Personen, und vor allem ihrer Pferde und Waffen zu bemächtigen? Die Peruaner dagegen konnten unmöglich die Pläne der Spanier erraten, denn der Anschlag, den Pizarro im Schilde führte, war so ausserordentlich und unerhört, dass die Möglichkeit desselben gar nicht in das Bereich der Beratungen gezogen wurde.

Am Nachmittag des 15. November 1532 langte Pizarro in Cassamarca an und fand die Stadt von ihren Einwohnern geräumt. In einiger Entfernung sah man das peruanische Lager am Fusse eines Berges, an welchem sich meilenweit ihre weissen Zelte unterscheiden liessen, denn Atahuallpas Heer zählte über 50 000 Mann. Die Lage der kleinen spanischen Schar einer solchen Macht gegenüber war verzweifelt und der General war sich dessen klar bewusst, allein es war jetzt keine Umkehr mehr möglich. Noch am selben Abend entsendete er seinen Bruder Hernando mit einer Reiterabteilung, um dem König seine Ankunft zu melden und seine Befehle zu hören. Die Spanier trafen den Inca auf einem niedern Stuhle sitzend und von einem zahlreichen glänzenden Gefolge umgeben. Auf Hernandos Anrede schwieg er lange, endlich aber antwortete er, seine Religion lege ihm eine Fastenzeit auf, die

morgen zu Ende gehe, dann werde er die Fremden in ihren Quartieren besuchen und das Weitere verfügen. Als Pizarro diese Botschaft vernahm, sah er auf einmal die Verwirklichung seiner verwegensten Hoffnungen in unerwartete Nähe gerückt. Er berief sogleich seine Offiziere und eröffnete denselben seinen Plan, den König bei seinem Besuch inmitten der Seinen gefangen zu nehmen.

Die Quartiere der Spanier lagen auf einem weiten dreiseitigen Platz der von grossen, halb offenen Hallen umgeben war. In diesen wurden auf der einen Seite die Reiter, auf der andern das Fussvolk verdeckt aufgestellt, um sich auf ein verabredetes Zeichen auf die Peruaner zu stürzen, während die beiden kleinen Feldgeschütze, die man mitgebracht hatte, auf der an der dritten Seite des Platzes liegenden Festung aufgestellt waren. Am nächsten Morgen wurde eine feierliche Messe gehalten und die fanatischen Soldaten bereiteten sich auf die Ausführung eines heimtückischen Planes vor, wie zu einem Kreuzzug. Alle verbrachten den Tag unter den Waffen in ängstlicher Erwartung. Erst am Nachmittage setzte sich der königliche Aufzug vom peruanischen Lager aus in Bewegung. Der Inca wurde auf den Schultern seiner Vasallen auf einer glänzenden Bahre getragen und sass auf einem Sessel von massivem Golde. Neben ihm gingen hohe Würdenträger in kostbaren Gewändern und viele Tausende seines Heeres begleiteten ihn. Der Zug bewegte sich äusserst langsam und die Sonne stand schon tief, als der König in der Mitte des Platzes angelangt, nach den Fremden fragte. Der Pater Valverde, Kaplan Pizarros, trat darauf hervor und hielt eine lange Anrede, in welcher er zuerst die Lehren der christlichen Religion entwickelte und dem Könige die Bekehrung zu derselben empfahl, sodann auf den Kaiser Karl zu sprechen kam, den mächtigsten aller Herrscher, den Átahuallpa als seinen Lehnsherrn anerkennen solle. Diese Rede wurde dem Inca durch den Dolmetscher der Spanier, einen Eingeborenen von Tumbez namens Felipillo, übersetzt. Dass der König den religiösen Teil der Rede verstanden habe, ist nicht anzunehmen, wiewohl sein Auffassungsvermögen sehr scharf war, um so deutlicher aber begriff er die politischen Zumutungen. Sein Zorn zeigte sich im Ausdruck seiner Augen und Ton seiner Stimme: er sei der mächtigste Fürst der Erde, rief er, niemand stehe über ihm, und er wolle niemandem tributpflichtig sein; die Fremden sollten ihm Rede stehen für alle Gewaltthätigkeiten, die sie in seinem Reiche verübt hätten. Dann warf er das Buch, das ihm Valverde eingehändigt hatte — Bibel oder Brevier — mit Unmut und Verachtung zu Boden. Der Mönch, voll Entrüstung über diese Lästerung, eilte auf

Pizarro zu, dieser gab das Zeichen mit einem weissen Tuche, worauf Pedro de Candia die Kanonen auf den Feind löste, und zugleich von allen Seiten aus den Hallen Reiter und Fussvolk auf die verdutzten und betäubten Indianer losstürzten. Es war kein Kampf, sondern seitens der Spanier ein blosses Morden. Einige sagten, die Indianer hätten unter den Kleidern verborgene Waffen bei sich geführt, allein, wenn dem so war, so konnten sie dieselben im Gedränge nicht brauchen. Die Spanier hieben sich durch die Menschenmasse durch, bis sie zur Bahre des Incas gelangten, mehrere der Träger wurden getötet, die Sänfte kam ins Schwanken, und der Inca würde gefallen sein, wenn ihn Pizarro nicht in den Armen aufgefangen hätte. Sobald der Inca verschwunden war, hörte sofort aller Widerstand auf und die entsetzten Indianer suchten nur noch ihren Drängern zu entrinnen. Unter der Wucht des Anpralls vieler tausend Menschen stürzte eine Mauer ein, welche die eine Seite des Platzes begrenzte, wodurch den Unglücklichen ein Ausweg ins Freie geöffnet wurde. Ihr Schrecken teilte sich dem übrigen Heere mit, welches sich alsbald zerstreute und die Nachricht von dem unerhörten Ereignis im ganzen Lande verbreitete.

Diese einzige verwegene That der Spanier machte der Herrschaft der Incas für immer ein Ende. Allein man darf dabei nicht übersehen, dass der schwerste Streich gegen das alte Reich der Sonnenkinder von Atahuallpa selbst geführt worden war, indem er die Aristokratie vernichtete. Nach dem Tode der Ersten des Landes und nach Gefangennehmung des Königs wurde das ganze ungeheure Reich eine chaotische Masse. Die weissen Fremdlinge wurden mit abergläubischer Furcht als höhere Wesen betrachtet, gesendet, um das an den Söhnen der Sonne verübte Unrecht zu strafen.

Der gefangene Inca, welcher zwar streng bewacht, sonst aber von Pizarro rücksichtsvoll behandelt wurde, bemerkte bald, dass Gold in den Augen der Spanier einen anderen und weit höheren Wert habe, als in seinen eigenen. Denn wiewohl die Peruaner das Metall wegen seiner Schönheit und seiner edlen Eigenschaften schätzten und es zur Anfertigung von Tafelgeschirr für den König und den Adel, sowie zum Schmuck der Tempel vielfach benutzten, so diente es doch nicht als Wertzeichen, denn im Staate der Incas gab es kein Geld. Es kam ihm daher der Gedanke, sich mit Gold seine Freiheit zu erkaufen, und er erbot sich ein allerdings königliches Lösegeld zu entrichten, nämlich das Zimmer, in welchem er sich mit Pizarro befand, und welches 22 Fuss lang und 17 Fuss breit war, mit goldenen Gefässen zu füllen, soweit er mit der Hand reichen konnte, etwa 9 Fuss hoch. Die

Spanier hörten ihm ungläubig zu, indessen der Vertrag wurde in aller Form abgeschlossen. Eilboten des Königs wurden sogleich nach allen Provinzen des Reiches entsendet mit dem Befehl, alles Gold und Silber aus den königlichen Palästen und Tempeln nach Cassamarca bringen zu lassen. Allein die Entfernungen waren gross und die Schätze kamen nicht so rasch ins Lager, als man erwartet hatte. Als daher nach Verlauf einiger Wochen die Spanier Zeichen von Ungeduld merken liessen, forderte der Inca sie auf, sich persönlich nach den wichtigsten Plätzen zu begeben, und sich von der Ausführung seiner Befehle zu überzeugen. Zwei Beauftragte wurden sonach von seinen Leuten nach der Hauptstadt Cusco geleitet, während Hernando Pizarro den berühmten Tempel des Pachacamak im Thale Lurin unweit Lima besuchte.

Als der Inca Huascar, Atahuallpas Gefangener, von dem Lösegelde hörte, das sein Bruder den Spaniern angeboten, liess er Pizarro wissen, er vermöge und erbiete sich, noch eine weit grössere Masse Goldes aufzubringen, wenn er ihm zu seiner Freiheit verhelfen wolle. Dies Anerbieten ward Atahuallpa hinterbracht, und als Pizarro seine Absicht durchblicken liess, auch Huascar nach Cassamarca bringen zu lassen, um selbst beider Anrechte auf den Thron zu prüfen, so fürchtete Atahuallpa aus triftigen Gründen, dass die Entscheidung gegen ihn ausfallen möchte, und liess den Inca Huascar im Flusse von Antamarca ertränken. So starb der letzte rechtmässige Herrscher Perus von der Hand seines eigenen Bruders.

Uber die Hälfte des Lösegeldes war nun bereits aufgehäuft worden, als die Spanier durch eine wichtige Nachricht von der Küste erfreut wurden: Almagro war in Tumbez mit 200 Mann Verstärkungen angekommen. Pizarro schickte sogleich einen Boten und forderte seinen alten Waffengefährten in der herzlichsten Weise auf, zu ihm zu kommen, und das so glücklich angefangene Unternehmen gemeinschaftlich fortzusetzen. Almagro hörte mit Staunen die Kunde von den Ereignissen in Cassamarca und folgte ungesäumt der Einladung, die jedenfalls ehrlich gemeint war, denn Pizarro bedurfte Almagros Unterstützung zu seinem weiteren Vordringen. Bald nach Almagros Ankunft im Lager fingen die Soldaten an, die Verteilung der Beute zu verlangen, wiewohl die ganze Summe des Lösegeldes noch nicht beieinander war; und Pizarro, der sich durch die Vermehrung seiner Streitkräfte jetzt für stark genug hielt, um den Zug gegen die Hauptstadt des Reiches wagen zu können, beschloss ihnen zu willfahren. Zu diesem Ende liess er den ganzen Vorrat an Edelmetallen, der aus Trink- und Speise-

geschirren, Schmucksachen, Statuen, Nachbildungen von Tieren und Pflanzen, sowie grossen Platten und Leisten bestand, nach Zurücksetzung auserlesener Kunstgegenstände für den Kaiser, durch indianische Goldschmiede einschmelzen und zu kleinen Barren ausgiessen: eine Arbeit, die nicht weniger als vier Wochen in Anspruch nahm. Nachdem alles sorgfältig gewogen worden war, wobei sich ergab, dass der Wert des Goldes 1 326 539 pesos de oro, das Gewicht der Silberbarren 51 610 Mark betrug, wurde zuerst das gesetzliche Fünftel für die Krone zur Seite gesetzt, und der Rest unter die Offiziere und Mannschaften, unter Berücksichtigung des Ranges und der geleisteten Dienste verteilt. Die mit Almagro jüngst angekommenen Leute beanspruchten zwar denselben Anteil wie ihre älteren Kameraden, allein sie mussten sich mit einer Summe von 20 000 pesos de oro zur Bestreitung ihrer Auslagen begnügen, und wurden auf spätere Beute vertröstet. Wie Almagro selbst abgefunden wurde, ist nicht bekannt; Luque, der dritte Verbündete, war inzwischen gestorben.

Nachdem die Spanier in solcher Weise über das Lösegeld Atahuallpas verfügt hatten, hielt sich der gefangene König für berechtigt, seine Freilassung zu verlangen, und wendete sich deshalb an Hernando de Soto, einen der angesehensten Hauptleute des Heeres, der sich ihm stets freundlich gezeigt hatte. Pizarro antwortete ausweichend. Er würde wahrscheinlich diese Forderung nicht bewilligt haben, auch wenn der noch fehlende Teil des Goldes herbeigeschafft worden wäre; jedoch liess er seine wirklichen Absichten hinsichtlich des Gefangenen nicht durchblicken, sondern hoffte, dass ihm die Veranlassung zur Ausführung derselben von anderer Seite kommen und gewissermassen aufgezwungen erscheinen möchte. Für jetzt begnügte er sich damit, den Inca von einer ferneren Verpflichtung zur Erlegung eines Lösegeldes freizusprechen, erklärte aber zugleich, dass die Sorge für die Sicherheit seiner Leute ihm nicht gestatte, ihn vor Eintreffen weiterer Verstärkungen in Freiheit zu setzen. Es ist kaum zu bezweifeln, dass er schon damals entschlossen war, sich des Incas zu entledigen; denn gefangen oder frei, war die Person desselben ein Hinderniss, welches ihm bei der weiteren Verfolgung seiner Unternehmungen im Wege stand. In der That hatte er nicht lange zu warten, bevor die Ereignisse seinen Plänen zu Hilfe kamen. Es verbreitete sich ein Gerücht, dass die Peruaner sich zu einem grossen Angriff vorbereiteten, um ihren König zu befreien, dass bereits ein zahlreiches Heer in der Nachbarschaft versammelt sei, und dass die ganze Bewegung unter der geheimen Leitung Atahuallpas stehe. Pizarro warf dem Inca seine

angeblichen verräterischen Absichten vor, und gab sich den Anschein, als ob er dessen Beteuerung seiner Unschuld keinen Glauben schenke. Die Soldaten, besonders die Rekruten Almagros, verlangten seinen Tod als eine unerlässliche Massregel der Sicherheit für Alle. Unter diesen Umständen wurde Soto mit einer Abteilung Reiter nach der benachbarten Stadt Huamachuco entsendet, um Erkundigungen über die feindlichen Streitkräfte einzuziehen, die dort bereit stehen sollten. Soto fand, dass all die Gerüchte, welche Furcht oder böswillige Verleumdung in Umlauf gesetzt hatten, jedweden Grundes entbehrten; er traf nirgends Bewaffnete und wurde überall vom Volke zuvorkommend empfangen. Allein sein Zeugnis zu Gunsten der Schuldlosigkeit Atahuallpas kam zu spät.

Kaum hatte er sich aus dem Lager entfernt, so nahm die Aufregung unter dem Heere dergestalt zu, dass Pizarro sich veranlasst fand, den König sofort vor Gericht zu stellen. Auf diese Weise sollte der Gewaltthat, die man vorbereitete, der Anschein gesetzlicher Formen verliehen werden. Das Gericht bestand aus Offizieren und königlichen Beamten, Pizarro und Almagro führten den Vorsitz. Man setzte eine Anklageakte auf, in welcher man den Inca neben Brudermord und widerrechtlicher Anmassung der Herrschaft, auch der Götzendienerei und Vielweiberei, und endlich der beabsichtigten Empörung gegen die Spanier beschuldigte. Er wurde der ihm vorgeworfenen Verbrechen schuldig befunden und verurteilt, lebendig verbrannt zu werden. Man legte dem Pater Valverde das Urteil zur Begutachtung vor, und als dieser es gebilligt und unterzeichnet hatte, beschloss man es noch am selben Abend zu vollstrecken. Als der unglückliche König das schreckliche Schicksal erfuhr, das ihm so jäh bevorstand, verliess ihn auf kurze Zeit seine Festigkeit und er wendete sich um Erbarmen flehend an Pizarro. Man sagt, der harte Mann sei sichtlich gerührt gewesen, allein er konnte nun das Urteil nicht mehr ändern. Als Atahuallpa einsah, dass er auf keine Gnade zu hoffen habe, wurde er wieder ruhig und standhaft wie zuvor. Der Flammentod wurde ihm erspart. Er war bereits an den Pfahl gebunden, als Valverde ihn nochmals aufforderte, ein Christ zu werden und sich taufen zu lassen, in welchem Falle er nicht verbrannt, sondern durch Erdrosseln getötet werden sollte. Der Inca willigte ein, unterwarf sich der Ceremonie, und endete darauf sein Leben wie ein gemeiner Verbrecher (29. August 1533). Allein er war als Christ gestorben, und als eines solchen ward seine Leiche am nächsten Tage in die von den Spaniern erbaute Kapelle gebracht und daselbst durch den Pater Valverde ein feierliches Totenamt veranstaltet. Die Feier wurde durch die Frauen und Verwandtinnen

Atahuallpas unterbrochen, die sich wehklagend in die Kirche drängten, aber von den Soldaten entfernt wurden. Dies ist der Moment, den der Maler Montero in seinem grossen Gemälde: »Das Leichenbegängnis Atahuallpas« dargestellt hat, welches sich jetzt in der Lesehalle der Nationalbibliothek zu Lima befindet. Die sorgfältige Beobachtung gerichtlicher Formen bei der Verurteilung Atahuallpas lässt seine Hinrichtung in gehässigerem Lichte erscheinen, als einen gewöhnlichen Mord, und diese Missethat ist der schwärzeste Schandfleck in Pizarros Laufbahn. Zwar gab er sich den Anschein, als stimme er nur wider Willen dem Urteil der Übrigen bei, aber schon seine Zeitgenossen belasteten ihn mit der Urheberschaft und Verantworlichkeit für die That, und die Nachwelt hat dieses Urteil bestätigt.

Wenige Tage nach der Bestattung des toten Königs (zu Anfang des Monats September) brach Pizarro von Cassamarca auf, um seinen Zug über das Hochland gegen die Hauptstadt Cusco zu beginnen. Zuvor jedoch hatte er einen jüngeren Bruder Atahuallpas namens Toparca (Tupac) zu dessen Nachfolger ernannt, um sich seiner zur bequemen Beherrschung seiner Landsleute zu bedienen. Nebst diesem Fürsten befand sich in seinem Zuge noch Chalcuchima, ein naher Verwandter und einer der besten Generäle Atahuallpas, welcher im Verein mit Quisquis den Inca Huascar besiegt und gefangen genommen hatte. Hernando Pizarro hatte auf seinem Rückwege von Pachacamak diesen Häuptling in Saussa mit einer Heeresabteilung angetroffen und ihn veranlasst, sich mit ihm nach Cassamarca zu seinem gefangenen König zu begeben. Ihr Weg nach Cusco führte die Spanier jetzt wieder über Saussa, und stiessen sie bis zu dieser Stadt auf keinen Widerstand. Als sie daselbst angelangt waren, stellte sich ihnen auf der anderen Seite des Flusses eine grössere Abteilung indianischer Krieger gegenüber, die aber alsbald durch die Reiterei zerstreut wurden.

Saussa, das jetzige Jauja, war eine volkreiche Stadt in einem fruchtbaren Hochthale, nur etwa 45 Leguas von der Küste entfernt gelegen, daher Pizarro den Ort für geeignet zur Gründung einer Kolonie erachtete. Die Entfernung, die ihn von der ersten spanischen Niederlassung in San Miguel de Piura trennte, war bereits eine sehr weite, und er beschloss, ehe er seinen Zug weiterfortsetzte, eine Festung anzulegen, um etwaige feindliche Unternehmungen der Eingeborenen niederzuhalten, für den Fall eines Aufstandes einen Rückhalt zu haben, und um daselbst die bisher mitgeschleppten Schätze in Sicherheit zurücklassen zu können. Das Fort wurde am Ufer des Flusses nahe an der indianischen Ortschaft Hatun Saussa angelegt und 40 Mann als Kolonisten daselbst zurückgelassen,

aus denen ein Bürgermeister und Rat erwählt, das Ganze aber unter Oberbefehl des königlichen Schatzmeisters Riquelme gestellt wurde. Jedoch war diese Niederlassung nur eine provisorische, und man behielt sich vor, dass wenn nach näherer Erforschung des Landes sich ein passenderer Ort finden würde, die Kolonie dahin verlegt werden sollte. In der That geschah dies später, und der geeignetere Platz, für den man sich entschied, und nach welchem in der Folge die Kolonisten übersiedelten, war das Thal von Lima.

Während Pizarro mit der Ordnung der neuen Kolonie beschäftigt noch einige Zeit in Jauja verweilte, schickte er Hernando de Soto in der Richtung nach Cusco voraus, um den Zustand der Wege und Brücken zu untersuchen, und Erkundigungen über das Verhalten der Bevölkerung einzuziehen. Soto, der schon früher mit einem Begleiter, Pedro del Barco, in der Hauptstadt gewesen war, um die Herbeischaffung des Lösegeldes zu beschleunigen, stiess bei seinem Ritte auf grössere Hindernisse und ernstlichere Schwierigkeiten, als die Spanier bis jetzt noch angetroffen hatten. Die Wege waren an vielen Stellen zerstört, an anderen mit grossen Steinmassen verlegt, und je weiter er vordrang, desto zahlreicher wurden die feindlichen Kriegerscharen, die ihn von den Bergen herab angriffen, und ihm zuweilen hartnäckige Gefechte lieferten, die nicht ohne empfindliche Verluste abliefen. Er setzte trotzdem seinen Weg fort, überschritt den Fluss Abancay, bald darauf den weit grösseren Apurimak, und begann die Ersteigung des Gebirgszuges, welcher das Thal dieses Flusses von Cusco trennt. Dort wurde er in einem engen felsigen Thale plötzlich von einem zahlreichen Heere überfallen, welche aus Seitenschluchten, von den Berghängen aus, von vorne und im Rücken zugleich gegen ihn anstürmten. Seine Reiter hatten, von Tausenden von Speeren und Rollsteinen bedroht, einen schweren Stand, und wiewohl der Anbruch der Dunkelheit ihnen vor den Angriffen der Feinde eine augenblickliche Ruhe verschaffte, so hatten die Indianer doch solche Tapferkeit und Kühnheit bewiesen, dass die Spanier dem Morgen mit banger Erwartung entgegensahen. Zum Glück kam noch in derselben Nacht Hilfe. Pizarro war um das Schicksal seines Kundschafters besorgt geworden, und hatte von Jauja aus Almagro mit dem ganzen Rest der Reiterei ausgesandt, um Soto aufzusuchen; und Almagro kam zu rechter Zeit, um seinen Waffengefährten aus der dringenden Gefahr zu retten. Als die Peruaner am Morgen fanden, dass die Spanier Verstärkung erhalten hatten, erneuerten sie das Gefecht nicht, sondern zogen sich unter dem Schutz des Nebels

zurück, worauf Soto und Almagro das Gebirge überschritten, und dann Halt machten, um Pizarro zu erwarten.

Als dieser von dem Überfall hörte, schöpfte er den Verdacht, dass die Anstiftung desselben von dem gefangenen Häuptling Chalcuchima ausgegangen sei, oder vielmehr, er benutzte die Gelegenheit, diesen angesehensten Kriegshauptmann Atahuallpas der Mitwisschenschaft zu beschuldigen, und sich unter solchem Vorwande eines gefürchteten Gegners zu entledigen. Chalcuchima erklärte in ruhiger und entschiedener Weise, in keiner Verbindung mit seinen Landsleuten gestanden zu haben, auch liessen sich keine Beweise für das Gegenteil seiner Behauptung beibringen. Indes vermochte seine Unschuld nicht, das bereits über ihn beschlossene Geschick von seinem Haupte abzuwenden: man wollte nicht, dass er schuldlos sei. Kaum war daher Pizarro mit dem Rest der Truppen von Jauja angelangt, und hatte das nun vereinigte Heer in das Thal von Sacsahuana unweit der Stadt Cusco geführt, so liess er Chalcuchima den Prozess machen. Der Häuptling wurde verurteilt, lebendig verbrannt zu werden, und das Urteil ohne Verzug vollstreckt.*)

Während Pizarro in Sacsahuana verweilte, erhielt er den Besuch eines Prinzen des Königshauses, Namens Manco. Dieser junge Mann war ein Sohn Huaina Kapaks, Bruder des letzten legitimen Inca Huascar, und nach dessen Tode als nächster Verwandter der rechtmässige Erbe des Thrones. Der Prinz stellte an Pizarro das Gesuch, er möge ihm gegen die Partei Atahuallpas zu seinem Rechte verhelfen, wozu der spanische General sich um so bereitwilliger zeigte, als der von ihm zum Nachfolger Atahuallpas eingesetzte Toparca auf dem Marsche gestorben war, und er die Eingeborenen mittels eines von ihm abhängigen einheimischen Königs leichter leiten zu können glaubte. Er behielt daher den Prinzen bei sich, und der junge Mann war in seinem Gefolge, als

---

*) Dies ist die Darstellung Prescotts, welcher sich bei seinen Angaben auf Herrera (Historia General, dec. 5. lib. 6. cap. 3, sowie auf das Manuskript Pedro Pizarros (Descubrimiento y Conquista del Peru) stützt. Nach Garcilaso de la Vega (II, 2. Cap. 3) blieb Chalcuchima nach Abzug der Spanier von Cassamarca daselbst zurück, liess die Leiche des Inca Atahuallpa aus dem Grabe nehmen, und sie, dem Wunsche des verstorbenen Königs gemäss nach Quito bringen. Der Feldherr Atahuallpas Rumiñahui, welcher während der Abwesenheit des Königs und nach dessen Tode das Königreich verwaltete, hatte den Plan gefasst, sich zum Herrscher dieses Teiles des Incareiches aufzuwerfen. Nachdem daher die Leichenfeierlichkeiten zu Ehren Atahuallpas beendet waren, liess er bei einem Gastmahl die vornehmsten der eingeladenen Gäste, Quilliscacha, den Bruder Atahuallpas, dessen Söhne und den General Chalcuchima im Zustand der Trunkenheit ermorden.

er mit seinem Heere seinen Einzug in die Hauptstadt des Reiches hielt (13. November 1533).

Auf die Beschreibung der Stadt Cusco gehen wir hier nicht näher ein, da an einer anderen Stelle dieses Werkes ausführlich von ihr gehandelt wird. Die Hauptstadt der Incas war regelmässig gebaut, die Strassen waren gepflastert, schnitten sich unter rechten Winkeln, und waren durch freie Plätze unterbrochen, auf welchen religiöse Feste und Versammlungen stattfanden. Die Häuser waren von Stein, zwar nur ein Stockwerk hoch, aber die Façaden der besseren aus feinbearbeiteten Quadersteinen errichtet; die Dächer bestanden aus Rohr oder Schilf in Bündeln von sauberer Arbeit. Die Hauptgebäude waren die königlichen Paläste, deren die Stadt mehrere besass, da fast jeder Herrscher sich eine neue Wohnung baute, sodann der Tempel der Sonne und des Klosters der auserwählten Jungfrauen. Der um diese Gebäude gelegene centrale Stadtteil enthielt die Wohnungen des Adels, oder Incas von Geblüt, die ihre Abstammung vom Sonnengotte ableiteten. An diese schlossen sich die von den vornehmen Vasallen innegehabten Quartiere, und im weiteren Umkreise Vorstädte aus Hütten, in welchen das niedere Volk lebte. Über die Zahl der Bevölkerung fehlen genauere Angaben, auch liess sich dieselbe schwer bestimmen, da sie in fortwährender Bewegung durch Zuzug und Wegzug begriffen war. Diese alte Stadt wurde zwei Jahre nach Ankunft der Spanier bei dem grossen Aufstande der Indianer verbrannt, doch behielt man bei der Wiederaufbauung in europäischer Weise den Plan derselben im allgemeinen bei, so dass die Strassen und Plätze des jetzigen Cusco im wesentlichen dem früheren entsprechen. Die Spanier fanden in den öffentlichen Gebäuden und Häusern der vornehmen Incas reiche Schätze an Edelmetallen, doch blieb die Beute einigermassen hinter ihren Erwartungen zurück, indem ein grosser Teil der goldenen Zierraten und Gefässe aus den Tempeln und Palästen bereits früher entfernt und nach Cassamarca geschickt worden war, und die Eingeborenen vieles andere vor der Ankunft der Fremden beiseite geschafft und versteckt hatten.

Kurze Zeit nach Besetzung Cuscos erfüllte Pizarro seine dem Inca Manco gegebene Zusage, indem er ihn zum König einsetzte und ihn feierlich unter Beobachtung der alten Gebräuche krönen liess, mit dem Unterschied jedoch, dass während früher die Abzeichen der königlichen Würde, nämlich die an der Binde (Llautu) befestigten und die Stirn bedeckenden roten Fransen (Kahua) dem neuen Herrscher vom Oberpriester angelegt wurden, Manco sie aus den Händen Pizarros empfing. Auch mussten nach der Huldigung alle, die das Knie vor dem neuen König

gebeugt hatten, die Oberhoheit Spaniens anerkennen, indem sie dreimal das kastilianische Banner hin- und herschwenkten. Der Inca Manco, welcher später durch den von ihm angestifteten Aufstand der Peruaner den Spaniern so gefährlich wurde, erwies sich ihnen anfangs als nützlich. Der General des hingerichteten Königs Atahuallpa, Quisquis, stand mit einem zahlreichen Heere in der Nähe von Cusco und bedrohte die Stadt. Pizarro entsendete gegen ihn den Marschall Almagro mit einer Reiterabteilung und Manco unterstützte ihn bei seinem Zuge mit mehreren tausend Mann indianischer Truppen. Nach mehreren Gefechten zog sich Quisquis langsam zurück, bis er bei Jauja eingeholt und in einer entscheidenden Schlacht gänzlich geschlagen wurde. Nur von wenigen begleitet entfloh er nach Quito, wo er bald darauf von seinen eigenen Leuten umgebracht wurde.

Die Kriege unter den Eroberern.

Nach der Niederlage und dem Tode dieses letzten Generals Atahuallpas war die Eroberung Perus durch die Spanier im wesentlichen beendet. Der rechtmässige König Huascar war durch seinen Halbbruder besiegt und getötet worden, Atahuallpa durch Pizarro gefangen und hingerichtet; Chalcuchima war auf dem Scheiterhaufen gestorben, das letzte Heer der Peruaner vernichtet und ihr Anführer ermordet; die Spanier befanden sich im Besitz der Hauptstadt, der neue König war ein Werkzeug in den Händen der Sieger und nirgends im Lande regte sich ernstlicher Widerstand. Auch der Versuch, sich vom fremden Joche zu befreien, den zwei Jahre darauf der Scheinkönig Manco machte, brachte zwar anfangs die Spanier in grosse Gefahr, schlug aber fehl, und endigte endlich mit dem Tode seines Urhebers. Alle ferneren Kämpfe und Wirren, von denen das Land bis zu seiner endlichen Beruhigung im Jahre 1555 zu leiden hatte, waren entweder Fehden der Eroberer unter einander, oder Auflehnungen gegen die Krone. Zur Vervollständigung dieser kurzen Darstellung der Eroberungsgeschichte, lassen wir noch eine Übersicht der darauffolgenden Bürgerkriege folgen, in welchen ein strafendes Geschick fast alle Hauptpersonen des Dramas erreichte, die sich durch gegenseitigen Treubruch, sowie durch Raubsucht und Grausamkeit gegen eine schwächere Menschenrasse versündigt hatten.

Nach der Verteilung des Lösegeldes Atahuallpas in Cassamarca, noch vor der Hinrichtung des gefangenen Königs, wurde Hernando, der älteste der drei Brüder Francisco Pizarros, nach Spanien gesendet, um dem

Kaiser das Fünftel der Krone, nebst den für den Monarchen zurückgestellten Geschenken zu überbringen, und Bestätigung und Erweiterung der seinem Bruder Francisco erteilten Privilegien zu erlangen. Hernando wurde vom Kaiser sehr gnädig empfangen, und sein Bericht, sowie die mitgebrachten Schätze erregten in Spanien das grösste Aufsehen. Er selbst wurde zum Ritter von Santiago geschlagen, seinem Bruder Franz wurde der Titel eines Marques de los Atavillos verliehen, und das seiner Botmässigkeit unterworfene Gebiet um 70 Leguas in südlicher Richtung erweitert. Auch Almagro erhielt jetzt ein unabhängiges Kommando und das Recht, das Land südlich von Pizarros Gebiet in einer Ausdehnung von 200 Leguas zu erobern und als Gouverneur zu verwalten. Als Almagro, der sich bis jetzt Pizarro untergeordnet hatte, durch einen vorausgeeilten Agenten von dem kaiserlichen Dekrete Kenntnis erhielt, zeigte er sich ungeduldig, von seinem neuen Rechte Gebrauch zu machen; und da er noch nichts von der Gebietserweiterung erfahren, welche der Kaiser Pizarro gewährt hatte, so glaubte er, die Stadt Cusco fiele in sein Bereich, und beanspruchte, sofort in den Besitz der Hauptstadt gesetzt zu werden. Pizarro widersetzte sich dem, und es wäre schon damals zu einem Bruche zwischen den beiden alten Waffengefährten gekommen, wenn nicht gemeinschaftliche Freunde eine oberflächliche Versöhnung zustande gebracht, und Almagro vermocht hätten, einen Zug zur Eroberung des Gebietes von Chile anzutreten.

Die Schwächung, welche die Streitkräfte der Spanier im Hochland durch diese militärische Unternehmung erlitten, benutzte der Inca Manco, um seinen lang vorbereiteten Plan eines allgemeinen Aufstandes der Eingeborenen zur Ausführung zu bringen. Er entwich aus Cusco, erschien bald darauf an der Spitze eines Heeres, welches auf 200000 Krieger geschätzt wurde, und schloss die Stadt ein. Die Besatzung derselben bestand aus 200 Spaniern nebst 1000 Mann indianischer Hilfstruppen aus dem Stamme der Cañaris unter Befehl der drei Brüder Pizarro: Hernando, Gonzalo und Juan, welche den Anstrengungen des peruanischen Heeres fünf Monate lang erfolgreich widerstanden. Juan, der jüngste und beliebteste unter den Pizarros wurde beim Sturm auf die Festung Sacsahuaman durch einen Stein am Kopfe getroffen und starb an der Wunde. Der Marques Francisco versuchte von der Küste aus zu wiederholten Malen, seinen Brüdern Hilfe zu schicken, allein die abgesendeten Truppen wurden unterwegs von den Aufständischen überfallen und grösstenteils vernichtet, und die Not der Spanier wurde so gross, dass Francisco die Kolonieen in Central-Amerika und auf den

Inseln um Unterstützung anrief, um den drohenden Untergang von sich und den Seinen abzuwenden. Endlich zwang Mangel an Lebensmitteln den Inca Manco, einen Teil seines Heeres zu entlassen, und die Rückkehr Almagros von Chile machte der Belagerung ein Ende.

Almagro und seine Leute hatten auf ihrem Entdeckungszuge nur die unerhörtesten Strapazen erduldet, ohne irgend wie durch Beute oder sonstige Vorteile für die ausgestandenen Drangsale entschädigt worden zu sein. Die Soldaten waren unzufrieden, und ihr Anführer jetzt entschlossen, seine Ansprüche auf die Stadt Cusco zur Geltung zu bringen. Als er jedoch in Arequipa anlangte, vernahm er zu seinem Erstaunen die Kunde vom Aufstande der Peruaner. Er schickte eine Gesandtschaft an den Inca, und eine Zusammenkunft zwischen diesem und dem spanischen General ward im Thale von Yucay unweit Cusco verabredet. Almagro begab sich an den bezeichneten Ort mit der Hälfte seiner Mannschaft, etwa 250 Mann. Diese Vorsicht rettete ihn, denn der Inca hatte ihn in einen Hinterhalt locken und vernichten wollen. Er überfiel ihn unversehens mit einem Heere von 15 000 Mann, allein trotz seiner Tapferkeit war der junge König gegen Almagro nicht glücklicher als gegen die Pizarros, und wurde bei dieser Gelegenheit mit so schwerem Verluste zurückgeschlagen, dass er nicht wieder im offenen Felde erschien. Almagro schickte nach diesem Siege Abgeordnete nach Cusco, welche den Stadtrat in seinem Namen aufforderten, ihn als Oberbefehlshaber anzuerkennen, und als dieser ausweichend antwortete, erschien er Nachts vor der Stadt, bemächtigte sich derselben ohne Widerstand, und liess die Brüder Hernando und Gonzalo Pizarro gefangen nehmen (8. April 1537).

Almagro war ein kriegserfahrener, tapferer Soldat, und durch sein offenes Wesen, sowie seine Freigebigkeit bei seinen Untergebenen sehr beliebt. Er war ehrlich und daher anderen vertrauend, gutmütig und leicht versöhnlich, aber reizbar und aufbrausend, und dann zu sehr geneigt, fremden Ratschlägen Gehör zu geben. Dieser letztere Umstand wurde für ihn verderblich, und der unbesonnene Gewaltstreich gegen Cusco wurde die Ursache seines Unterganges. Nach den kaiserlichen Dekreten erstreckte sich das Regierungsgebiet Pizarros vom Flusse Santiago 1°.20 nördlich vom Äquator 270 Leguas in südlicher Richtung. Da nun von den alten spanischen Leguas $17\frac{1}{2}$ auf einen geographischen Breitegrad gingen, so hatte er Recht auf nahezu 16 Grade, die Stadt Cusco auf $13\frac{1}{2}°$ südlicher Breite lag somit innerhalb seiner Botmässigkeit und die Ansprüche Almagros waren ungegründet. Der alte Marschall jedoch war von seinem Rechte fest überzeugt und wurde wie natürlich von

seinen Anhängern in seiner Meinung bestärkt. Anfangs war das Glück seinen Unternehmungen günstig. Alonso de Alvarado, welchen Pizarro mit 500 Mann zum Entsatze Cuscos gegen den Inca Manco entsendet hatte, war bis zum Flusse Abancay unweit der Hauptstadt vorgerückt. Almagro liess ihn auffordern, sich seinen Befehlen unterzuordnen, und als Alonso dies Ansinnen zurückwies, überraschte er ihn, begünstigt durch den Verrat Pedro de Lermas, eines der Offiziere Alvarados, durch einen nächtlichen Angriff, und nahm ihn mit seinem ganzen Heere gefangen.

Pizarro hatte inzwischen in seiner neugegründeten Hauptstadt Lima auf die Unterstützungen geharrt, um welche er sich nach verschiedenen Seiten gewendet hatte. Die Nachrichten, die er jetzt von Cusco erhielt, erfüllten ihn mit nicht geringeren Sorgen als früher der Aufstand der Indianer. Er beschloss zu versuchen, was Unterhandlungen fruchten möchten, und entsendete zu diesem Ende die passendste Persönlichkeit, die sich unter den obwaltenden Umständen hätte finden lassen, den Lizentiaten Gaspar de Espinosa, den Kapitalisten, der einst durch Luque vertreten, die Mittel zur Ausrüstung der ersten Entdeckungsreise vorgestreckt hatte. Espinosa war infolge der Aufforderung Pizarros mit Hilfstruppen von Panamà angekommen und begab sich unverzüglich nach Cusco, um womöglich das Einvernehmen unter den alten Bundesgenossen wieder herzustellen. Indessen fanden die Vorstellungen des Lizentiaten ein wenig geneigtes Gehör bei Almagro, und endigten die Verhandlungen kurze Zeit darauf durch den plötzlichen Tod Espinosas.

Almagro beschloss jetzt, nach dem Beispiel Pizarros, ebenfalls in der Nähe des Meeres eine Kolonie anzulegen, welche die Hauptstadt seines Gebiets werden sollte, und stieg zu diesem Ende vom Hochland an die Küste herab. Er nahm Hernando Pizarro als Gefangenen mit sich und liess Gonzalo in Cusco zurück. Als er im Thale von Chincha, etwas nördlich von Pisco angekommen war, liess der Marques Pizarro von neuem Unterhandlungen mit ihm anknüpfen, und man kam überein, einem Mercedariermönch, namens Bobadilla, der in hohem Ansehen stand, als Unparteiischen die Entscheidung des Streites zu übertragen. Allein schon die erste Begegnung der beiden Befehlshaber war so unfreundlich und der Vermittlungsvorschlag des Mönches für Pizarro so günstig, dass Almagro in seiner Entrüstung auf dem Punkte stand, die Unterhandlungen abzubrechen, als Pizarro aus Sorge für seine Brüder sich nachgiebiger zeigte. In der That schwebte das Leben Hernandos damals in grosser Gefahr, besonders da Gonzalo inzwischen aus der Gefangenschaft entkommen war. Orgoñez, Almagros Lieutenant, hatte

schon wiederholt seinem General dringend geraten, Hernando töten zu lassen, da dieser ihm die erlittene Beleidigung nie verzeihen würde. Er erneuerte auch jetzt seine Mahnung, und Hernando verdankte sein Leben nur der Verwendung Diego de Alvarados, eines Bruders des berühmten Pedro, dem er einst in Cusco eine grosse Spielschuld erlassen hatte. Durch Vermittlung Alvarados einigte man sich jetzt dahin, das Almagro im Besitz der Stadt Cusco und ihres Gebietes bleiben sollte, bis die Frage über ihre Zugehörigkeit von Spanien aus entschieden sei, und dass Hernando Pizarro in Freiheit gesetzt werden sollte, wogegen sich dieser durch Schwur und Ehrenwort verpflichtete, binnen sechs Wochen Peru zu verlassen und sich nach Spanien einzuschiffen. Sobald Hernando sich jedoch auf freiem Fuss befand, hielten weder er noch sein Bruder Francisco sich durch ihre feierlichen Versprechungen für gebunden, sondern gestützt auf ein neues kaiserliches Dekret, wonach jeder der beiden Gouverneure angewiesen wurde, die von ihm eroberten Provinzen bis auf weitere Verfügung zu behalten, verlangte der Marques die Räumung Cuscos und beauftragte seine Brüder mit der Führung des jetzt unvermeidlichen Krieges.

Almagro, zu spät seine Vertrauensseligkeit bereuend, zog sich ins Innere zurück. Unterwegs erkrankte er schwer: die erduldeten Strapazen und Folgen alter Jugendsünden hatten seine Konstitution untergraben, so dass er den Oberbefehl seinem General-Kapitän Orgoñez übergeben musste. Almagro war der Meinung, man sollte die Stadt Cusco verteidigen, aber Orgoñez entschied sich dafür, die Pizarros ausserhalb der Stadt auf der Ebene der Salinen zu erwarten. Die Schlacht war blutig; die Almagristen hielten sich wacker, bis Orgoñez, durch eine Kugel am Kopf getroffen, mit seinem Pferde stürzte und getötet ward. Nach seinem Falle lösten sich die Reihen der Seinen, und alles floh in Verwirrung in die Stadt. Der alte kranke Almagro, welcher der Schlacht auf einer Tragbahre zugesehen hatte, wurde gefangen und in demselben Zimmer eingeschlossen, das früher die Pizarros beherbergt hatte. Hernando liess alsbald eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn einleiten. Er wurde schuldig befunden, Krieg gegen die Krone geführt und dadurch den Tod von Unterthanen des Königs verursacht zu haben, und dafür zum Tode verurteilt. Als Almagro dies Urteil vernahm, auf dessen Möglichkeit er nicht vorbereitet war, verliess ihn, krank und niedergebrochen wie er war, seine Standhaftigkeit, und er erniedrigte sich so weit, Hernando um Gnade zu bitten, wurde aber von diesem kalt abgewiesen. Indessen getraute sich Hernando angesichts der Bewegung, welche das Schicksal Almagros

unter Feinden und Freunden hervorrief, nicht, das Urteil öffentlich vollstrecken zu lassen, und der alte Mann wurde im Gefängnis erdrosselt. (8. April 1538.)

Bald nach Almagros Tode langte Francisco Pizarro in Cusco an, nachdem er auf seiner Reise an mehreren Orten absichtlich gezögert hatte. Für jedermann war es klar, dass er an der Verurteilung seines alten Waffengefährten ebensoviel Anteil gehabt habe, als sein Bruder Hernando. Dieser hatte seine Rache befriedigt, während Francisco die Gelegenheit ergriff, sich eines unbequemen Gegners und Nebenbuhlers zu entledigen. Beide waren sich bewusst, durch ihr eigenmächtiges Verfahren ihre Befugnisse überschritten und schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen zu haben, und beide mussten ihre Versündigung büssen, der eine durch lange Gefangenschaft, der andere durch Verlust seines Lebens. Fürs erste waren beide Brüder nur darauf bedacht, die Vorteile ihrer Lage auszunutzen. Der Marques behandelte die Anhänger Almagros mit Härte, legte Beschlag auf ihre Güter und verteilte sie unter seine eigenen Leute. Hernando suchte durch Ausbeute der Silberminen in Charcas Schätze zu sammeln, mit deren Hilfe er die Gerechtigkeit daheim nicht fürchten zu brauchen glaubte. Nach Ablauf eines Jahres schiffte er sich mit grossen Reichtümern nach Spanien ein, sah sich aber bei seiner Ankunft daselbst in seinen Hoffnungen getäuscht. Man empfing ihn kalt, und obgleich in dem gegen ihn eingeleiteten Prozesse nicht verurteilt, wurde er doch gefangen gesetzt und erst nach zwanzig Jahren (1560) als alter gebrochener Mann aus seiner Haft entlassen.

Bei seiner Abreise von Peru warnte er seinen Bruder vor den Anhängern Almagros, und riet ihm, sich vor den etwaigen Anschlägen der Männer von Chili, wie man sie nannte, durch eine Leibwache zu schützen. Eine grosse Anzahl derselben hatte sich allmählich nach Lima gezogen und war durch Verarmung in eine verzweifelte Lage geraten. Nach der Entfernung Hernandos richtete sich der ganze Groll dieser Leute gegen Francisco, den sie nicht mit Unrecht als den eigentlichen Urheber ihres Unglücks betrachteten und daher aus ihrem Wege zu räumen beschlossen. Achtzehn von ihnen unter der Leitung Juan de Herradas verschworen sich daher, den Marques bei seinem Heimgang aus der Messe zu ermorden, und als Pizarro, der gewarnt worden war, sich am verabredeten Tage nicht zur Kirche begab, überfielen ihn die Verschworenen in seinem Hause und erschlugen ihn zugleich mit seinem Halbbruder Martin de Alcántara und seinem Lieutenant Francisco de Charez. (26. Juni 1541.) Kaum zehn Jahre waren somit ver-

flossen, seit die Spanier in Peru landeten, und bereits waren die vier Männer, von denen der Plan zur Entdeckung und Eroberung ausgegangen war, vom Schauplatz abgetreten: Luque hatte das Gelingen des Unternehmens garnicht erlebt, Espinosa war gestorben, während er sich vergeblich bemühte, den Bürgerkrieg abzuwenden, Almagro kam durch Henkers Hand um und Pizarro durch Mord, beide als Opfer der Rache.

Almagro hatte vor seinem Tode sein Amt als Statthalter seiner Provinz, Neu-Toledo genannt, seinem Sohne Diego vermacht, wozu er berechtigt war, da das kaiserliche Dekret ihn ermächtigte, selbst seinen Nachfolger zu ernennen. Diego de Alvarado sollte das Land während der Minderjährigkeit des jungen Mannes verwalten. Die Freunde und Anhänger des Vaters hatten sich also um den jungen Almagro geschart, der die guten Charakterseiten des alten geerbt hatte, und seinem Vater überdies in geistiger Befähigung und Erziehung überlegen war. Man hatte absichtlich die Verschwörung gegen Pizarro vor ihm geheim gehalten, oder ihm doch von der Teilnahme an derselben abgeraten; nachdem jedoch die That vollbracht war, wurde er zum Statthalter ausgerufen und von dem Stadtrat von Lima als solcher anerkannt. Allein sowohl hier, als in den wichtigeren Städten des Innern erfolgte die Anerkennung nur gezwungen; denn nicht nur widerstrebten ihr die Anhänger Pizarros, sondern die grosse Menge der nicht von Parteiinteressen beeinflussten Kolonisten missbilligte ein so eigenmächtiges Verfahren und sah der demnächst erwarteten Ankunft eines kaiserlichen Bevollmächtigten entgegen.

Als die Kunde von den Zerwürfnissen zwischen Pizarro und Almagro nach Spanien gelangte, beschloss die Regierung, einen königlichen Beamten nach Peru zu entsenden, welcher zwar nicht über dem Statthalter stehen, aber ihm als überwachender Beirat zur Seite treten sollte. Zugleich brachte derselbe ein geheimes Dekret mit, durch welches er für den Fall des Ablebens Pizarros zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Dieser Mann, ein Richter Namens Vaca de Castro war zur Zeit in Quito angekommen, wo er durch einen von Pizarros Genenrälen, Alonso de Alvarado, die Nachricht vom Tode des Statthalters erhielt, und da dies der in seinen Weisungen vorgesehene Fall war, so veröffentlichte er seine Vollmacht und forderte alle pflichtgetreuen Unterthanen der Krone auf, ihn als rechtmässigen Vertreter des Kaisers anzuerkennen und zu unterstützen.

Der junge Almagro und seine Parteigenossen behaupteten zwar, treue Unterthanen zu sein, bereiteten sich aber trotzdem vor, mit Waffengewalt ihr vermeintliches Recht gegen den Bevollmächtigten der Re-

gierung zu verteidigen. Sie bemächtigten sich der öffentlichen Gelder, legten Beschlag auf alle Waffen und Pferde, und zogen sodann von Lima ab, um sich im Innern des Landes zu verstärken. In Jauja erlitt der junge Diego einen schweren Verlust durch den Tod Herradas, seines treuen Freundes und Ratgebers, dessen Ansehen bisher die Einheit in seiner Partei erhalten hatte. Jetzt brach Zwietracht und Eifersucht unter seinen Offizieren aus, besonders zwischen Cristobal de Sotelo und Garcia de Alvarado. Nach Ankunft des Heeres in Cusco kam es zwischen diesen zu offenen Feindseligkeiten, Sotelo wurde von Alvarado meuchlings ermordet, und Almagro, dem der letztere gleichfalls nach dem Leben trachtete, sah sich zu seiner eigenen Sicherheit genötigt, ihn töten zu lassen. Nach dem Tode der drei Hauptführer seiner Partei war der junge Diego gezwungen, die Leitung seiner Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, und entwickelte dabei Fähigkeiten und Umsicht, die bei seinem Alter von kaum 22 Jahren seine Umgebung mit Bewunderung erfüllten und an ihn fesselten.

Inzwischen war der Lizentiat Vaca de Castro von Quito aus langsam nach Peru gezogen, und hatte seine Streitkräfte aus den getreuen Kolonisten und Anhängern Pizarros allmählich vermehrt. Wie bei Almagro, so herrschte auch im Lager des Statthalters Eifersucht zwischen den zwei Hauptanführern Holguin und Alonso de Alvarado. Vaca de Castro jedoch war glücklicher in der Beilegung des Zwistes als sein junger Gegner. Wiewohl nicht selbst Soldat, so übernahm er doch als Capitangeneral des Kaisers den Oberbefehl, und es gelang ihm sogar, seine untergebenen Generäle zu versöhnen. Aus dem Lager von Huaura, wo er seine Mannschaften vereinigt hatte, begab er sich zunächst nach Lima und sodann ins Hochland, um Almagro aufzusuchen. Dieser versuchte wiederholt Unterhandlungen anzuknüpfen, indessen konnten diese zu keinem Resultate führen, da der Statthalter unbedingte Unterwerfung verlangte. In der Ebene von Chupas bei Huamanga (dem jetzigen Ayacucho) kam es zur Schlacht (16. September 1542). Die Armee Almagros war 500 Mann stark, der Statthalter hatte 700, aber die Leute Almagros waren besser bewaffnet und beritten; auch besass er zwei Batterien von 8 schweren und 8 leichten Geschützen, die beste Artillerie, die bis jetzt in Peru gesehen worden war. Die Schlacht begann spät am Nachmittage und währte bis in die Nacht. Der Kampf war höchst erbittert und blutig und wurde endlich zu Gunsten der Regierung entschieden durch den alten Francisco de Carbajal, der die Batterien eroberte, und durch das rechtzeitige Eingreifen Vaca de Castros selbst, der durch Heranführen seiner Reserve das Treffen wendete, als

der Sieg sich bereits auf Almagros Seite neigte. Die Zahl der Toten auf beiden Seiten war 400, ein volles Drittel aller Streiter. Almagro floh nach Cusco, wo er von dem durch ihn eingesetzten Stadtrat gefangen genommen wurde. Der Statthalter liess ihn vor ein Kriegsgericht stellen und als Rebellen verurteilen. Er wurde auf dem grossen Platz enthauptet und seine Leiche auf seinen Wunsch unter der seines Vaters bestattet. Vierzig seiner gefangenen Parteigenossen erlitten in Huamanga dieselbe Strafe.

Die übrige Verwaltung Vaca de Castros war wie der Anfang unerbittlich strenge, jedoch stets gerecht und durchaus unparteiisch. Der Statthalter erwarb sich daher trotz seiner Härte das Vertrauen des besseren Teils der Kolonisten, welche bei Hofe das Gesuch stellten, man möge ihn in seinem Amte belassen. Die Regierung bereitete aber eben jetzt Massregeln vor, welche die bisherige Verwaltung der amerikanischen Kolonieen gänzlich umgestalten sollten, daher man es für zweckentsprechender hielt, mit ihrer Ausführung eine neue Persönlichkeit zu beauftragen; doch erwies sich die Wahl, die der Kaiser zu diesem Ende traf, als ebenso verhängnisvoll für das Land, als unglücklich für den Erwählten.

Es war in allen amerikanischen Kolonieen der Spanier gebräuchlich gewesen, die eroberten Länder unter die Sieger zu verteilen, und die auf denselben ansässigen Eingeborenen unter den Schutz der neuen Eigentümer zu stellen. Eine solche Besitzverleihung hiess eine Encomienda, das heisst eine Empfehlung, durch welche dem Landesherrn die Bekehrung der seiner Obhut übergebenen Indianer aufgetragen wurde. Diese Einrichtung führte allenthalben zu den grössten Missbräuchen, am meisten aber in Peru, wo der unterwürfige Charakter der ans Dienen gewohnten Bewohner der Rücksichtslosigkeit der Eroberer Vorschub leistete. Die armen Indianer wurden als Leibeigene aufs Unmenschlichste behandelt, weit schlimmer als später die schwarzen Sklaven, die man gekauft hatte, und desshalb schonte. Durch Überbürdung mit Arbeit bei ungenügender Nahrung wurden sie dergestalt aufgerieben, dass die Bevölkerung sich zusehends verminderte. Diese Missbräuche waren jetzt dem Kolonialrat (concejo de Indias) und dem Kaiser vorgelegt worden, und besonders infolge der Bemühungen des menschenfreundlichen Bischofs Las Casas wurden Verfügungen (ordenanzas) erlassen, wodurch dem Unwesen gesteuert und die Lage der Eingeborenen verbessert und gesichert werden sollte. Die Indianer wurden zu Vasallen der Krone erklärt, die allerdings ihren jetzigen Besitzern bis zu deren Tode verbleiben, später jedoch zwar tribut-

pflichtig, aber frei sein sollten. Ausserdem wurde verordnet, dass Beamte der Regierung und religiöse Genossenschaften keine Leibeigene haben sollten; durch grausame Behandlung seiner Indianer verlor ein Herr ihren Besitz; und schliesslich wurden alle diejenigen ihrer Rechte auf Leibeigene verlustig erklärt, die sich am Kriege zwischen Pizarro und Almagro beteiligt hatten (November 1543). Die Einführung dieser Reformen wurde dem neuen kaiserlichen Statthalter Blasco Nuñez Vela übertragen, welcher den Titel eines Vicekönigs erhielt und von einem aus vier Beisitzern bestehenden Regierungsrat (audiencia) begleitet war.

Als der Inhalt der Ordonnanzen in Peru bekannt wurde, geriet die ganze Kolonie in die grösste Aufregung; und nicht mit Unrecht, denn wenn die kaiserlichen Verordnungen zur Ausführung gebracht wurden, so waren die meisten Ansiedler, insbesondere die Eroberer, ruinierte Leute. Welches Einkommen brachte der ausgedehnteste Landbesitz ohne Arme, um die Felder zu bebauen; welche Ausbeute die reichste Mine, wenn Bergleute fehlten, um sie zu bearbeiten? Und wie viel Kolonisten konnten behaupten, sie hätten am Streite zwischen Pizarro und Almagro keinen Anteil gehabt? Der Charakter des neuen Vicekönigs trug überdies dazu bei, die Aussichten für die Zukunft in noch düstererem Lichte erscheinen zu lassen. Blaso Nuñez war ein ehrenwerter, gewissenhafter Kavalier, aber unbeugsam, in vorgefassten Meinungen befangen, zu beschränkten Verstandes, um die Verhältnisse klar zu beurteilen, und unzugänglich für weise, wohlgemeinte Ratschläge. Schon seine ersten Regierungsakte in Panamà bekundeten seine unpolitische Schroffheit, und noch ehe er in Peru landete, hatte sich die öffentliche Meinung so offen gegen ihn erklärt, dass er nur den Bemühungen seines Vorgängers Vaca de Castro den ehrenvollen Empfang zu verdanken hatte, der ihm in Lima zu teil ward. Der geheime Widerstand, von dem sich der Vicekönig überall umgeben wusste, machte ihn misstrauisch, sein Argwohn richtete sich nicht selten nach der unrechten Seite und verleitete ihn zu unklugen Gewaltthätigkeiten, wie er denn selbst seinen Vorgänger, der ihm und der Krone redlich gedient hatte, gefangen nehmen und an Bord eines Schiffes bringen liess.

Unter diesen Umständen richteten sich aller Blicke auf Gonzalo Pizarro, den einzigen der vier Brüder, der sich noch in Peru befand, und dem die allgemeine Meinung eine natürliche Anwartschaft auf die Regierung des Landes zuerkannte. Gonzalo war von seinem Bruder, dem Marques Francisco, zum Gouverneur von Quito ernannt worden, und hatte von dort aus einen Entdeckungszug in die östlichen Länder

unternommen, welcher zur Auffindung des Amazonenstromes durch Orellana führte. Als er bei seiner Rückkehr aus den Urwäldern den Tod seines Bruders und die Ankunft Vaca de Castros erfuhr, stellte er sich diesem bei seinem Feldzuge gegen den jungen Almagro zur Verfügung, doch wurden seine Dienste abgelehnt. Später bearbeitete er die reichen Minen zu Pocro in der Provinz Charcas, und dort befand er sich, als die Aufforderung an ihn erging, die Interessen der Kolonisten gegen den Vicekönig zu verteidigen. Nach einigem Bitten liess er sich bereit finden, und begab sich nach Cusco, wo ihn der Stadtrat zum General-Prokurator des Landes ernannte. Er begann ein Heer auszurüsten, angeblich um den Inca Manco im Schach zu halten; als aber dieser kurze Zeit darauf durch einige flüchtige Parteigänger Almagros erschlagen wurde, und somit dieser Vorwand wegfiel, so fuhr er nichtsdestoweniger mit seinen Vorbereitungen fort. Einige seiner Anhänger erschraken jetzt ob der Wendung, welche die Dinge nahmen, verliessen sein Lager und begaben sich nach Lima zum Vicekönig; dafür erhielt er aber Verstärkung von anderer Seite, namentlich durch den Beitritt des alten Francisco de Carbajal, desselben, der in der Schlacht auf der Ebene von Chupas die Batterieen Almagros stürmte, und der von der Zeit an eine traurige Berühmtheit erlangte. Später ging eine Heeresabteilung, welche der Vicekönig gegen Gonzalo gesendet hatte, unter dem Kapitän Pedro de Puelles zu ihm über, und eine zweite unter einem Kapitän Diaz, welcher Puelles zu seiner Pflicht zurückführen sollte, folgte dessen Beispiel.

Während Gonzalo Pizarro langsam gegen Lima vorrückte, suchte sich Blasco Nuñez nach Kräften zur Verteidigung der Stadt vorzubereiten. Nichtsdestoweniger wurde seine Stellung daselbst immer unsicherer und schwieriger, da auch die Mitglieder der Audienz, welche mittlerweile von Panamà angekommen waren, statt ihn zu unterstützen, sich zu seinen Gegnern erklärten. Als er endlich einen angesehenen Bürger namens Carbajal, den er ungerechterweise des Einverständnisses mit Pizarro beschuldigt hatte, im Wortwechsel eigenhändig tötete, wurde er ein Gegenstand des allgemeinen Abscheus. Er sah sich in Lima von Feinden umringt, glaubte niemand mehr trauen zu können, und wagte daher nicht, den Angriff Pizarros daselbst abzuwarten. Er fasste deshalb den Entschluss, die Hauptstadt zu verlassen, und mit allen denen, die bei ihm ausharren wollten, nach Trujillo überzusiedeln. Allein diesem Plane widersetzte sich die Audienz, und als der Vicekönig auf seinen Willen bestand, so liessen ihn die Richter gefangen nehmen, entsetzten ihn seines Amtes, und schickten ihn in Begleitung eines der Beisitzer

nach Spanien zurück. Die Audienz, unter Vorsitz des ehrgeizigen Doktor Cepeda, übernahm die Regierung und forderte Gonzalo Pizarro auf, da jetzt alles, was er im Namen der Kolonisten verlangt habe, erreicht und gewährt sei, sein Heer zu entlassen und auf seine Güter zurückzukehren. Gonzalo antwortete auf den Rat Carbajals, er sei vom Volke erwählt, und wenn die Audienz ihm ihre Anerkennung versage, so werde er die Stadt plündern lassen. Die erschrockenen Richter machten gute Miene zum bösen Spiel, und Gonzalo hielt mit grossem Pomp seinen Einzug in Lima (Oktober 1544).

Wiewohl Gonzalo Pizarro sich in solcher Weise gegen den Vicekönig, die kaiserlichen Räte und somit gegen den Kaiser selbst empört hatte, und so weit gegangen war, dass er auf keine Verzeihung hoffen konnte, so scheute er sich doch, sich offen von der Regierung des Mutterlandes loszusagen. Bei seinem Einzug in Lima ward das königliche Banner vor ihm hergetragen, und jetzt beauftragte er einen der Richter der Audienz namens Tejada, sich in seinem Namen nach Spanien zu begeben, um bei Hofe seine bisherige Handlungsweise zu erklären und zu rechtfertigen. Tejada sollte das Schiff benutzen, auf welchem der frühere Gouverneur Vaca de Castro gefangen gehalten worden war, konnte aber seine Reise nicht sogleich antreten, denn als er zum Hafen gelangte, erfuhr er, dass Vaca de Castro den Kapitän überredet hatte, in See zu gehen, und ihn nach Panamà zu bringen. Vaca de Castro wurde für die wichtigen, der Krone geleisteten Dienste übel belohnt. Bei seiner Ankunft in Spanien wurde er der Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt und als Staatsgefangener in die Festung von Arevalo gebracht, wo er zwölf Jahre zubringen musste, ehe es ihm gelang, seine Schuldlosigkeit darzuthun.

Während Gonzalo damit beschäftigt war, seine Stellung in Lima zu befestigen und seine Regierung in den übrigen Teilen des Landes zur Anerkennung zu bringen, erhielt er die Nachricht, dass der Vicekönig Blasco Nuñez an der nördlichen Küste wieder gelandet sei. Der Richter Alvarez, welcher beauftragt worden war, den seines Amtes entsetzten kaiserlichen Statthalter nach Spanien zu bringen, hatte kaum mit seinem Gefangenen den Hafen von Callao verlassen, als ihn die übernommene Verantwortlichkeit gereute. Er setzte den Vicekönig in Freiheit und stellte das Fahrzeug zu seiner Verfügung, worauf Blasco Nuñez befahl, nach dem Hafen von Tumbez zu steuern, und von der Kolonie San Miguel aus, alle getreue Unterthanen der Krone zu seinem Beistand entbot (Oktober 1544). In der That gelang es ihm, ein kleines Heer von 400 Mann um sich zu versammeln; als jedoch Gonzalo von Lima

aus gegen ihn anrückte, wurden seine Leute verzagt und weigerten sich zu kämpfen, sodass sich der Vicekönig gezwungen sah, sich ihrem Willen zu fügen, und sie in das Hochland von Quito zu führen, um dort seine Streitkräfte durch die Mannschaften Belalcazars, des Gouverneurs von Popayan, zu verstärken. Auf dem Zuge wurde er durch Gonzalos Lieutenant, den alten Carbajal hart verfolgt, welcher alle Nachzügler ohne Gnade umbringen liess. Die fliehenden Truppen des Vicekönigs litten schwer durch rastlose Märsche, Hunger und Kälte, und zudem durch den Charakter ihres Führers, welcher niemandem mehr traute, überall Verrat witterte, und auf den leisesten Verdacht hin die Todesstrafe verhängte. Nach wochenlangen Mühsalen erreichten sie Quito und setzten sodann ihren fortan weniger beschwerlichen Marsch über das Hochplateau bis nach Popayan fort. Pizarro folgte ihm nur bis Pasto, da er Belalcazar nicht durch Verletzung dessen Gebietes zu reizen wünschte. Er kehrte darauf nach Quito zurück und sendete von da seinen Lieutenant Carbajal nach dem Süden, um eine Schilderhebung zu unterdrücken, welche unter Diego de Centeno in der Provinz Charcas (dem heutigen Bolivien) zu gunsten der Krone stattgefunden hatte. Gonzalo erwartete in Quito vergebens, dass der Vicekönig Belalcazars Provinz verlassen und sich wieder gegen ihn wenden möchte. Des langen Harrens müde, unternahm er einen Scheinrückzug, welcher den gewünschten Erfolg hatte. Auf die Nachricht von seinem Abzug brach auch Blasco Nuñez von Popayan auf und näherte sich Quito. Gonzalo dagegen machte sofort Halt, vereinigte seine sämtlichen Truppen und zog nach der Stadt zurück, in deren Nähe auf der Ebene von Añaquito die langverzögerte entscheidende Schlacht endlich ausgefochten wurde. Pizarros Armee hatte eine vorteilhafte Stellung auf einer Erhöhung des Bodens inne, zu deren Umgehung der Vicekönig auf Belalcazars Rat einen mühevollen Nachtmarsch unternahm, der seine Truppen erschöpfte, ohne zu dem beabsichtigten Ziele zu führen. Er begann daher den Kampf spät am Nachmittage des nächsten Tages (18. Januar 1546) unter den ungünstigsten Aussichten. Der Vicekönig und seine Leute thaten ihre Pflicht und hielten sich wacker, allein sie waren sowohl an Zahl, als auch an Kriegstüchtigkeit gegen ihre Gegner im Nachteil, und überdies durch den Marsch ermüdet. Während der kurzen Dauer der Schlacht fiel fast der dritte Teil, darunter Blasco Nuñez, welcher durch den Hieb einer Streitaxt vom Pferde stürzte, worauf ein Neger dem am Boden Liegenden den Kopf abhieb. Auch Alvarez, der Richter, wurde getötet und Cabrera, der

Lieutenant Belalcazars, und dieser selbst blieb als tot auf dem Schlachtfelde liegen, genas aber später von seinen Wunden.

Im Königreich Quito und in ganz Mittelperu wurde die Regierung Gonzalo Pizarros nach seinem Siege bei Añaquito ohne ferneren Widerstand anerkannt. Nur im Süden war Centeno noch gegen ihn in Waffen, allein nicht lange, denn bereits rückte Francisco Carbajal gegen ihn an. Der Schrecken, der dem Namen dieses grausamen alten Mannes vorausging, war so gross, dass Centeno keine Schlacht gegen ihn wagte, sondern sich eilig vor ihm zurückzog. Carbajal verfolgte ihn mit der gewohnten rastlosen und erbarmungslosen Energie, bis Centeno endlich, von allen seinen Leuten verlassen, in einsame Berge floh und sich in einer Höhle verbarg. Pizarro verweilte noch sechs Monate in Quito, mit Ordnung der Angelegenheiten der Provinz beschäftigt; im Juli stieg er darauf vom Hochland herab, und kehrte nach der Hauptstadt zurück. Überall unterwegs ward er von den Kolonisten als Retter begrüsst, und in Lima hielt er unter dem Jubel des Volkes und Geläut der Glocken mit königlichem Prunk seinen Einzug, während Kavaliere die Zügel seines Pferdes hielten, und der Erzbischof nebst den Bischöfen von Cusco, Quito und Bogotà zu seiner Seite ritten.

Er war jetzt unumschränkter Herr in Peru, denn die Audiencia hatte schon lange aufgehört sich zu versammeln. Alvarez war tot, Zárate krank und ans Bett gefesselt, Tejada nach Spanien geschickt, Cepeda hatte sich ganz an ihn angeschlossen und war nebst Carbajal sein vertrautester Ratgeber geworden. Die Macht des neuen Statthalters, wie er sich noch immer nannte, erstreckte er sich sogar über die Grenzen Perus hinaus. Im Hafen von Panamà lag ein Geschwader von 22 Fahrzeugen, die ihm gehorchten und der Obhut seines Admirals und erprobten Anhängers Hinojosa anvertraut waren; die Besatzungen von Panamà und das auf der anderen Seite des Isthmus am atlantischen Ozean gelegenen Hafens Nombre de Dios bestanden aus seinen Soldaten und wurden von seinen Offizieren befehligt. Sein Hof in Lima glich mehr dem eines Souveräns als eines Unterthans, und Carbajal war der Meinung, er solle sich offen von der Krone lossagen, die vornehmste Prinzessin der Incafamilie heiraten und eine unabhängige Regierung gründen.

Die Kunde von der Empörung in Peru ward in Spanien mit Staunen vernommen und erfüllte den Hof mit Sorge und Beklemmung. Wie demütigend auch das Bekenntnis sein mochte, so musste man sich eingestehen, dass die Unterdrückung des Aufstandes durch Gewalt nicht möglich sei. Man konnte wohl eine Flotte mit Landungstruppen nach

Westindien schicken, auch über die Landenge marschieren und Panamà nehmen, allein zum Transport der Streitkräfte von hier nach Peru fehlten die Mittel. Es blieb daher kein anderer Ausweg als der Versuch, durch Nachgiebigkeit die aufgeregten Geister zu besänftigen, und sie durch versöhnliche Massregeln zur Pflicht zurückzuführen. Die Aufgabe war schwierig und nicht ohne Gefahr, indes fand sich ein Mann, der die erforderlichen Eigenschaften besass und bereit war, das Werk zu unternehmen. Dies war der Lizientiat Pedro de la Gasca, ein einsichtsvoller, feingebildeter Geistlicher, welcher bescheidene und milde gesellige Umgangsformen mit unerschütterlicher Entschlossenheit, Festigkeit und Rechtlichkeit verband. Gasca verzichtete in uneigennütziger Weise auf Gehalt und äussere Ehren, allein er hielt es zur Ausführung seiner Sendung für unerlässlich, dass er mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen würde. Er legte daher dem Kaiser, der sich damals in Flandern befand, brieflich seine Ansichten vor, und Karl V., dem sein Charakter von früher her bekannt war, billigte dieselben und schenkte ihm unbedingtes Vertrauen. Er wurde zum Präsidenten der Audienz von Lima ernannt, und reiste ohne jedes militärische Gefolge, nur von Alonso de Alvarado begleitet, nach Amerika ab.

Gasca brachte zur Entwaffnung des Aufstandes zwei mächtige Mittel mit in zwei kaiserlichen Dekreten, von denen das eine die Ordonnanzen über die Befreiung der Leibeigenen aufhob, das andere allen denen vollständige Amnestie anbot, welche freiwillig sich der Regierung unterwerfen und zu ihrer Unterthanenpflicht zurückkehren würden. Der Präsident zeigte in seiner ruhigen, milden Weise, dass ein Grund zur Unzufriedenheit nicht mehr vorhanden sei, und dass es im Interesse jedes einzelnen läge, die vom Kaiser bewilligte Verzeihung anzunehmen. Der Erste, dem dies einleuchtete, war Mejia, der Befehlshaber des Hafens von Nombre de Dios, wo Gasca ans Land stieg. Hinojosa, der Admiral der Flotte in Panamà war nicht so leicht zu überzeugen; immerhin empfing er den Bevollmächtigten des Kaisers ehrerbietig und liess sich bereit finden, ein Schiff nach Lima zu senden, welches einen Brief des Präsidenten, sowie ein eigenhändiges Schreiben des Monarchen an Pizarro überbrachte. Dieser beschloss infolgedessen, einen schon früher gefassten Plan zur Ausführung zu bringen und eine Gesandtschaft zu seiner Rechtfertigung nach Spanien zu schicken. An die Spitze derselben stellte er einen seiner Vertrauten, Lopez de Aldana, dem er den Bischof von Lima als Begleiter und Ratgeber mitgab. Als jedoch Aldana in Panamà ankam und in der Audienz beim Präsidenten vernahm, mit welchen Vollmachten dieser ausgerüstet war, gab er die

Reise auf, nahm die angebotene Verzeihung an und riet seinem Chef, ein Gleiches zu thun. Dem Beispiel Aldanas folgte nun, nachdem er lange gezögert hatte, auch Hinojosa, und stellte die Flotte dem Präsidenten zur Verfügung.

Inzwischen war des Kaisers und Gascas Brief Pizarro zu Händen gekommen, und von diesem mit seinen vertrauten Räten Carbajal und Cepeda beraten worden. Der erstere sprach sich entschieden zu Gunsten der Annahme der Amnestie aus, allein Cepeda, der Präsident der früheren Audienz, riet davon ab und trug wesentlich dazu bei, dass Gonzalo sich von seinem Ehrgeiz hinreissen liess, die dargebotene Verzeihung von sich zu weisen. Dagegen begannen jetzt die Proklamationen, welche Gasca durch seine Agenten hatte im Lande verbreiten lassen, ihre Wirkung zu äussern. Allmählich trat ein Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der rechtmässigen Regierung ein. In Quito wurde Pizarros Lieutenant Puelles ermordet, während in Cusco der von Carbajal so lange verfolgte Centeno wieder zum Vorschein kam, und für den Präsidenten zu werben anfing. Dieser schickte Alonso de Alvarado mit einer Abteilung der Flotte ab, um vor dem Hafen von Callao zu kreuzen, und den Bürgern von Lima, die sich der Krone unterwerfen wollten, Schutz gegen Verfolgung anzubieten.

Pizarro rüstete sich jetzt zu dem bevorstehenden Kampf, und bald zählte sein Heer über tausend ausgezeichnet bewaffnete und prächtig uniformierte Streiter, von denen die Hälfte beritten war. Allein der Abtrünnigen wurden alle Tage mehr, und um das Desertieren zu verhindern, entschloss sich Pizarro, Lima zu verlassen und sich nach Arequipa zu begeben. Sobald seine Truppen die Hauptstadt geräumt hatten, wurde diese von Aldana besetzt, und die Einwohner, die eben noch Gonzalo Treue geschworen hatten, erklärten sich sämtlich für den Präsidenten. Dieser war endlich von Panamà abgesegelt und nach einer überaus stürmischen Reise in Tumbez angekommen. Überall auf seinem Wege wurde er mit begeisterten Zurufen begrüsst, und erhielt von allen Seiten Zuschriften, welche die Ergebenheit der entfernten Bewohner bezeugten. Nach kurzer Zeit verliess er die Küste und zog durch das Gebirge nach Jauja, wo er sein Hauptquartier aufschlug und seine Streitkräfte sammelte.

Als Pizarro sich in Arequipa überzeugen musste, dass fast das ganze Land sich gegen ihn erklärt hatte, hielt er einen Kriegsrat, in welchem beschlossen wurde, Peru aufzugeben, sich nach Chile zurückzuziehen und dort günstigere Zeiten abzuwarten. Allein der Weg dahin führte durch das Hochland und war ihm durch Centeno verlegt, welcher ihm

mit überlegenen Streitkräften gegenüberstand. Pizarro ersuchte ihn um freien Abzug, erhielt aber eine ablehnende Antwort; es blieb ihm also nichts übrig, als sein Schicksal vom Ausgang einer Schlacht abhângen zu lassen, zu welcher er sich unter höchst ungünstigen Umständen gezwungen sah. Centenos Heer zählte über 1000 Mann mit 250 Reitern, denen er nur 480 mit 85 Reitern entgegenstellen konnte. Seine Stärke bestand in einer Schar von 350 Musketieren, die von Carbajal eingeübt waren, und von denen jeder Mann zwei bis drei Gewehre trug, die Waffen, welche die Deserteure im Stich gelassen hatten. Auf der Ebene von Huarina, an den Ufern des Titicaca-Sees trafen die beiden Heere aufeinander (26. Oktober 1547). Pizarro mit seinigen wenigen Reitern wurde von der feindlichen Kavallerie angegriffen und über den Haufen geworfen. Seine Musketiere dagegen liessen Centenos Infanterie bis auf hundert Schritt herankommen und eröffneten dann auf ein Zeichen Carbajals eine Art Schnellfeuer mit so tötlichem Erfolg, dass die ganze Truppe sich in wilde Flucht löste. Centenos Kavallerie suchte darauf die Musketiere niederzureiten, allein diese nahmen Stellung hinter den Lanzenträgern und feuerten über die Köpfe derselben in die dichten Reiterscharen, bis nach mehreren fruchtlosen Angriffen auch diese plötzlich von Schrecken erfasst wurden und der Infanterie folgten. Dies war die blutigste Schlacht, die seit der Eroberung des Landes unter Spaniern gefochten worden war, denn 350 von Centenos Leuten blieben tot auf dem Schlachtfelde und ebensoviel waren verwundet. Centeno, obgleich krank, bestieg ein Pferd und vermochte zu entkommen. Viele seiner Leute, die gefangen genommen worden waren, traten jetzt in die Dienste Pizarros, und dieser dachte nicht mehr an den Rückzug nach Chile, sondern von neuer Hoffnung belebt, wendete er sich nach Cusco, wo er sich eine Zeit lang ausgelassenen Lustbarkeiten überliess und der Ankunft des Präsidenten sorglos entgegen sah.

Gasca befand sich noch in seinem Lager in Jauja, als er die Nachricht von der Niederlage Centenos erhielt. Seine Leute gerieten darob in die grösste Bestürzung, allein der Präsident blieb ruhig und fest. Er zog Verstärkungen aus allen Teilen des Landes an sich und zwei Monate später brach er mit seinem Heere von Jauja auf und marschierte über Huamanga gegen Cusco. In seinem Lager befanden sich die berühmtesten Kriegshauptleute Südamerikas: Alonso Alvarado, Hinojosa, Valdivia von Chile, Belalcazar von Quito und auch Centeno, der inzwischen von seiner Krankheit genesen war; ausserdem die Bischöfe von Lima, Cusco und Quito. Seine Streitkräfte beliefen sich auf mehr als 2000 Mann, von denen etwa die Hälfte mit Feuerwaffen versehen

war. Der Marsch ging langsam von statten, da die Brücken der Flüsse zerstört waren; allein der Übergang wurde ihm nicht gewehrt, auch bei der Wiederherstellung der Brücke über den grossen Fluss Apurimak stiess er auf keinen Widerstand, ein schwerer Fehler, den sich Pizarro zu Schulden kommen liess, trotz der Mahnung Carbajals, der ihn bat, ihm die Verteidigung des Flusses und Gebirgspasses zu überlassen. Ein junger Offfzier, Acosta, dem dieser wichtige Auftrag erteilt wurde, kam zu spät. Der alte Veteran sah das Unglück voraus, das Pizarro und den Seinigen jetzt nahe bevorstand. Sein Heer würde unter allen Umständen zu schwach gewesen sein, um sich mit dem feindlichen zu messen, zumal jetzt, wo es fast zur Hälfte aus Centenos Soldaten bestand, deren man nicht sicher war. Er riet daher, Cusco zu verlassen und sich in die Tiefe des Gebirges zurückzuziehen, bis sich die Armee des Präsidenten zerstreut haben würde; allein wie früher beim Empfang des kaiserlichen Briefes, so wurde auch jetzt sein wohlüberlegter Rat nicht gehört. Gonzalo Pizarro führte sein Heer in das benachbarte Thal von Sacsahuana und beschloss hier die feindliche Armee zu erwarten.

Nach Verlauf einiger Tage erschienen die Truppen des Präsidenten auf den Höhen und kamen alsbald ins Thal herabgestiegen; nach einigen Scharmützeln der Vorposten standen sich am Morgen des nächsten Tages (9. April 1548) die beiden Heere in Schlachtordnung gegenüber. Cepeda hatte das Kommando über dass Fussvolk Pizarros und seine Stellung im Centrum. Er ritt langsam eine Strecke weit vor die Front, als wolle er eine Rekognoszierung vornehmen, setzte darauf plötzlich sein Pferd in Galopp und ging zu den Kaiserlichen über. Während Pizarro und seine Vertrauten noch über die Schamlosigkeit Cepedas staunten, folgte eine Anzahl angesehener Kavaliere dessen Beispiel. Gonzalo gab bestürzt den Befehl zum Angriff, allein statt zu gehorchen, ging das ganze Korps der Musketiere über und die Reiterei folgte, jäher Schrecken ergriff das ganze noch übrige Heer, und was sich nicht zu den feindlichen Reihen begab, zerstreute sich. Binnen Kurzem befand sich Pizarro mit wenigen Getreuen allein auf dem Schlachtfeld. »Lasst uns in die Feinde stürzen und sterben wie die Römer!« rief der junge Acosta. »Besser ist, wir sterben als Christen«, antwortete Gonzalo, lenkte dann langsam sein Pferd auf die Reihen der Kaiserlichen zu, und gab sich einem Offizier gefangen. Carbajal stürzte auf der Flucht mit seinem Pferde, und ward von seinen eigenen Leuten dem Präsidenten überliefert. Durch ein Kriegsgericht unter dem Vorsitz Alonso de Alvarados wurden beide noch am selben Tage als Rebellen

und Hochverräter zum Tode verurteilt und das Urteil Tags darauf vollzogen. Gonzalo ward enthauptet, Carbajal zum Richtplatz geschleift, erhängt und sein Leib gevierteilt. Er war 84 Jahre alt und bewahrte seine Festigkeit, sowie seine schneidende Verachtung für alle, die ihrer Sache untreu geworden waren, bis zum letzten Augenblick. In Sacsahuana wurden am selben Tage noch einige Gefangene, und nach dem Einzug des Präsidenten in Cusco noch ein Dutzend Anhänger Pizarros hingerichtet.

Das Ziel seiner Sendung hatte Pedro de la Gasca hiermit erreicht, allein es blieb ihm noch ein schwieriges und undankbares Geschäft: die Belohnung aller derjenigen, die ihm beim Niederwerfen des Aufstandes geholfen hatten. Um sich den ungestümen Bewerbungen zu entziehen, begab er sich in das benachbarte Thal von Huainarima, und bemühte sich dort drei Monate lang, die Repartimientos, Encomiendas und sonstigen konfiszierten Güter so gerecht als möglich zu verteilen. Dann kehrte er nach Lima zurück und überliess es dem Erzbischof Loayza, seine Entscheidungen dem Heere mitzuteilen. Wie zu erwarten stand, war niemand zufrieden, und die Erbitterung derer, die sich zurückgesetzt glaubten, führte später nochmals zu einer Empörung gegen die Regierung. Wenngleich es somit dem Präsidenten nicht gelang, die Soldaten zufrieden zu stellen, so wurden seine Verdienste von den Kolonisten um so bereitwilliger anerkannt. Er verweilte noch über ein Jahr in Lima, und suchte in dieser Zeit durch weise Verwaltung die Wunden zu heilen, die der Bürgerkrieg dem Lande geschlagen hatte. Als die Zeit seiner Abreise kam, wünschten die Bürger von Lima dem uneigennützigen Mann, der seinem Kaiser und dem Lande unentgeltlich gedient hatte, ein Zeichen ihrer Dankbarkeit zu geben, und baten ihn, ein Geschenk von 50 000 pesos de oro anzunehmen. Gasca dankte ihnen für ihr Wohlwollen, lehnte aber die Gabe ab. Zu Anfang des Jahres 1550 übergab er die Regierung der Audienz und schiffte sich nach Spanien ein, wo ihn der Kaiser mit der seinen Verdiensten gebührenden hohen Auszeichnung empfing. Er ward zum Bischof von Palencia ernannt und später zum Bistum von Liguenzo befördert, welches er, von seinen Zeitgenossen bewundert und verehrt, bis zu seinem Tode (1567) verwaltete.

Solange Gasca in Peru weilte, hielt sein Ansehen den Frieden aufrecht, allein kaum war er abgereist, als die Gärung der unruhigen Elemente, von denen das Land überfüllt war, von neuem zu gewaltthätigen Ausbrüchen führte. Die Regierung wurde anfangs von der Audienz geleitet, bis nach Ablauf eines Jahres der neue Vicekönig Don

Antonio de Mendoza ankam, ein wohlmeinender Mann, dem sein in der Verwaltung von Mexico erworbener guter Ruf vorausgegangen war, aber jetzt bereits gealtert und kränklich. Er starb, noch ehe er ein Jahr im Amte gewesen war, und die Regierung, die durch seinen Tod wiederum in die Hände der Audienz gelegt wurde, vermochte unter solchen Umständen bei Mangel an einheitlichem und kräftigem Zusammenwirken nicht, ihr Ansehen zur Geltung zu bringen. Besonders die Provinz Charcas (das heutige Bolivien), in welcher die reichen Silberminen lagen, war ein Sammelplatz von Gesetzverächtern und Unruhestiftern, wo Duelle, Meuchelmord, Raubanfälle und Aufruhr an der Tagesordnung waren. Die gefährlichsten Aufwiegler unter den Abenteurern, die dort ihr Unwesen trieben, waren Vasco Godinez und Sebastian de Castilla. Auch Pedro de Hinojosa, der ehemalige Admiral Gonzalo Pizarros, war verdächtig, mit den Unzufriedenen im Einverständnis zu stehen, daher die Audienz, um ihn zu entwaffnen und für sich zu gewinnen, ihn zum Corregidor der Provinz Charcas ernannte. Zu seinem Unglück nahm er den Posten an, denn nach seiner Ankunft in Chuquisaca liess ihn Castilla, der früher sein Freund gewesen und von ihm mit Gunstbezeugungen überhäuft worden war, in seinem eigenen Hause ermorden (6. Mai 1553). Die Verbrecher in jenen finstern Zeiten wurden oft zu ihren eigenen Richtern und Henkern. Nur wenige Tage hatte sich Castilla mit dem Titel eines General-Kapitäns, den er sich angemasst, gebrüstet, als er von seinem Spiessgesellen und Mitverschworenen Godinez umgebracht ward, und auch diesen, den nichtswürdigsten und schändlichsen der ganzen Rotte, ereilte bald die verdiente Strafe. Alonso de Alvarado, bisher Corregidor von Cusco, und jetzt zum Gouverneur von Charcas ernannt, liess ihn ergreifen und vierteilen, als Verräter an Gott, seinem König und seinen Freunden.

Weit ernstlicher als diese Unruhen in Charcas war der Aufstand unter Francisco Hernandez Giron. Dieser hatte unter Blasco Nuñez Vela und später unter Gasca in den Feldzügen gegen Gonzalo Pizarro gedient, und hielt sich für seine der Krone geleisteten Dienste nicht nach Gebühr belohnt, wiewohl er bei Verteilung der konfiszierten Güter eine der besten Encomiendas erhalten hatte. Giron war ein tapferer, ehrgeiziger Soldat, kriegserfahren und geistig befähigt, jedoch abergläubisch, und hielt sich auf Grund von Wahrsagungen zur Herrschaft berufen. Gasca, der seinen Charakter kannte, übertrug ihm vor seiner Abreise, um ihn zu beschäftigen und zu entfernen, einen Zug zur Eroberung des Gebietes der Chuncho-Indianer, und Giron benutzte diesen Auftrag als einen Vorwand, unter welchem er alle unzufriedenen Elemente um sich

versammelte. Der Feldzug gegen die Chunchos kam jedoch nicht zur Ausführung, Girons Gebaren wurde in Lima mehr und mehr verdächtig, und da er nicht ohne Grund befürchtete, Alvarado, der Statthalter von Charcas, möchte in dem Prozess gegen die Aufständischen seine Mitwisserschaft entdecken und ihn gefangen nehmen lassen, so brachte dies seine langgenährten Pläne zu Reife. Bei einer Hochzeitsfeierlichkeit in Cusco nahm er den Corregidor gefangen, setzte sich in den Besitz der Stadt, und liess sich zum Oberrichter und General-Prokurator ernennen (13. November 1553). Darauf begann er Truppen an sich zu ziehen und Arequipa und Huamanga erklärten sich zu seinen Gunsten. Die Veranlassung zu der Schilderhebung war angeblich ein königliches Dekret über Abschaffung der Dienstbarkeit der Eingeborenen, welches von Gasca und Mendoza zurückgehalten und von der Audienz veröffentlicht worden war.

Als diese Ereignisse in Lima bekannt wurden, ernannte die Audienz Alonso de Alvarado zum Oberbefehlshaber der königlichen Truppen im Hochland, und übertrug das Kommando der Streitkräfte in Lima dem Marschall Meneces. Giron wendete sich mit seinem Heere gegen die Küste und kam bis Pachacamak, sechs Leguas von der Hauptstadt. Als jedoch das Heer der Königlichen auszog, um ihn zu erwarten, begannen seine Leute schwankend zu werden, wie früher die Truppen Gonzalo Pizarros; die Fahnenflucht nahm dergestalt überhand, dass er es nicht mehr wagte, angriffsweise vorzugehen und sich nach dem benachbarten Thale von Ica zurückzog. Meneces folgte ihm, wurde aber bei Villacuri von Giron überrascht und geschlagen. Trotz seines Sieges jedoch setzte Giron seinen Rückzug in südlicher Richtung fort, da er seiner Leute nicht sicher war. Von Nasca aus wendete er sich ins Gebirge, überstieg die Cordillera, gelangte in die Provinz Aimaraes, und nahm am oberen Laufe des Flusses Pachachaca eine starke Stellung bei Chuquinga ein. Alvarado, der mit dem Heere der Königlichen von Cusco aus gegen ihn heranzog, glaubte seines Sieges gewiss zu sein, und fürchtete nur, Giron möchte ihm entschlüpfen, wie dem Heere der Audienz. Im Vertrauen auf seine überlegene Stärke griff er die Aufständischen gegen den Rat aller seiner Offiziere in ihrer festen Stellung an, erlitt aber eine vollständige Niederlage.

Die Nachricht von diesem neuen Siege Girons verursachte in Lima Staunen und Bestürzung, doch fasste sich die Audienz bald, sammelte alle verfügbaren Streitkräfte aus den benachbarten Provinzen, und die Räte begleiteten nun selbst das Heer, welches unter der militärischen Leitung des Marschalls Meneces gegen die Aufständischen ausrückte.

Giron ruhte seine Truppen einige Wochen im Thale von Andahuailas aus, und zog dann über Cusco nach Pucarà unweit des Titicaca-Sees, wo er wiederum eine feste Stellung einnahm. Die Königlichen zogen ihm nach und beide Heere hatten eine Zeit lang einander gegenüber gelegen, als Giron dieselben Fehler beging, die Alvarado zu Schaden gebracht hatten. Ungeduldig, eine Entscheidung herbeizuführen, beschloss er einen Nachtangriff; allein der Plan wurde durch Überläufer verraten, und seine Gegner, anstatt sich überraschen zu lassen, empfingen ihn in Schlachtordnung. Der Angriff misslang, seine Truppen gerieten in Verwirrung und ein grosser Teil wurde zersprengt. Das Glück, welches bisher Giron begünstigt hatte, verliess ihn fortan und mit demselben seine Anhänger. Seine besten Offiziere fielen von ihm ab und die Soldaten folgten. Endlich war er kaum noch von 60 Reitern begleitet, mit denen er über das Gebirge floh, um nach Quito zu entkommen. Als er in Jauja von einer Abteilung der Königlichen angegriffen wurde, verliessen ihn auch die letzten bisher Getreuen. Nach hartnäckiger Gegenwehr ward er entwaffnet, gefangen genommen und nach Lima gebracht. Zwei Tage nach seiner Ankunft wurde er enthauptet und sein Kopf in demselben eisernen Käfig ausgestellt, in welchem noch die verwesten Köpfe Gonzalo Pizarros und Carbajals hingen (1. Dezember 1554).

Mit dem Tode Girons endete der letzte Krieg, den die Eroberer gegen einander führten, und der zugleich versöhnlichen und festen Verwaltung des neuen Vizekönigs Andrès Hurtado de Mendoza gelang es allmählich, das Land vollständig zu beruhigen.

Die Gründung Limas.

Es wurde früher erzählt, wie Francisco Pizarro bald nach dem Tode des Königs Atahuallpa von Cassamarca aufbrach, und seinen Zug gegen Cusco begann, wo er zehn Wochen später seinen Einzug hielt. Während seine Hauptleute die Unterwerfung der umliegenden Provinzen beendeten, blieb Pizarro in der Hauptstadt und unterrichtete sich mit Hilfe der peruanischen Beamten über die Ausdehnung und Beschaffenheit des eroberten Landes. Er gründete in Cusco aus seinen Soldaten eine Kolonie mit Bürgermeistern und Rat nach dem Muster der spanischen Städte, und verteilte die weitläufigen Königspaläste als Wohnplätze für die neuen Bürger. Allein, indem er so bemüht war, im Herzen des Incareiches festen Fuss zu fassen, erkannte sein praktischer Blick alsbald, dass die Sicherstellung seiner Eroberung noch andere Massregeln erfordere. Die Lage der Hauptstadt im Mittelpunkte eines grossen Binnenlandes hätte für die bisherigen Bedürfnisse allerdings

nicht passender gewählt werden können; jetzt aber hatte sich durch Umwandlung dieses Reiches in ein Kolonialgebiet der Schwerpunkt des Landes verändert; die vom Mutterlande ausgehende Verwaltung desselben erheischte die Verlegung des künftigen Centralpunktes aus dem schwer zugänglichen Innern in die Nähe der Küste, und Pizarro beschloss daher die Gründung einer neuen Hauptstadt. Die Ausführung dieses Planes wurde durch folgende Umstände beschleunigt.

Während Almagro auf seinem Feldzug gegen den peruanischen Häuptling Quisquis begriffen war, erhielt Pizarro in Cusco die Nachricht, dass eine Streitmacht von 500 Mann unter Anführung Pedro de Alvarados an der nördlichen Küste gelandet sei, um das Königreich Quito zu erobern. Alvarado hatte sich unter Hernando Cortès in México ausgezeichnet, hatte darauf Guatemala (Huahutimallan) erobert, und war jetzt Regent des von ihm unterworfenen Landes. Er hatte eben eine Streitmacht ausgerüstet, mit welcher er die Gewürzinseln zu besuchen gedachte, als ihm das Gerücht von dem ungeheuren Lösegeld zu Ohren kam, welches Atahuallpa den Spaniern bezahlt hatte. Auf diese Kunde hin änderte er seinen Plan und beschloss jetzt, sich in den Besitz des Reiches dieses Königs zu setzen, welches er von seinen Landsleuten noch nicht besetzt glaubte, und wo er grosse Schätze vermutete. Da jedoch der Ort, wo er mit seinen Truppen sich ausgeschifft hatte, innerhalb des Gebietes lag, welches nach dem Vertrag mit der Krone der Botmässigkeit Pizarros unterworfen sein sollte, so war dieser entschlossen, Alvarados Eingriffe in seine Rechte zurückzuweisen, womöglich durch gütliche Vorstellungen, aber wenn nötig, durch bewaffneten Widerstand. Er erteilte daher dem auf dem Zuge gegen Quisquis begriffenen Almagro den Auftrag, sich ungesäumt nach Quito zu begeben und das Land gegen Alvarado besetzt zu halten.

Almagro stieg aus dem Hochland an die Küste herab, um seine Truppen durch die Besatzung der Kolonie San Miguel zu verträrken, und war nicht wenig erstaunt, als er bei seiner Ankunft den Ort fast ganz verlassen fand. Der Kommandant Belalcazar hatte kurz vorher den ihm anvertrauten Posten verlassen und war auf eigene Faust nach Quito gezogen, angetrieben von derselben Hoffnung, die Alvarado herbeigelockt hatte. Er fand das Land besetzt von dem Häuptling Rumiñahui, einem General Atahuallpas, welcher nach dem Tode seines Königs sich zu dessen Nachfolger aufgeworfen hatte. Belalcazar besiegte ihn in mehreren Gefechten und eroberte die Stadt Quito, fand sich aber in seinen Erwartungen getäuscht; denn die vermuteten Schätze waren verschwunden, oder wohl nie vorhanden gewesen. Vielleicht war

dies der Grund, weshalb er sich bei Ankunft Almagros seinem Vorgesetzten so willig unterordnete, und beide erwarteten nun auf der Hochebene von Riobamba das Erscheinen Alvarados. Dieser langte endlich nach mehrwöchentlichem Marsche durch den Pass Puertas nevadas auf der Hochebene an, nachdem er unterwegs unsägliche Mühsale erduldet und über ein Viertel seiner Mannschaften und Pferde durch Hunger und Kälte verloren hatte. Er war natürlich sehr unangenehm überrascht, das Land schon besetzt zu finden, und würde wahrscheinlich unter anderen Umständen nicht freiwillig gewichen sein. Als er sich jedoch überzeugt hatte, dass die Gegend arm und eines Kampfes nicht wert sei, zeigte er sich nicht abgeneigt, mit Almagro in Unterhandlungen zu treten, und man kam überein, dass er seine Schiffe, Pferde, Waffen und Kriegsgeräte an Pizarro abtreten sollte, wogegen ihm dieser für seine gehabten Kosten eine Entschädigung von 100 000 pesos de oro auszahlen würde. Alvarado sollte darauf nach seiner Provinz Guatemala zurückkehren, nachdem er zuvor eine Zusammenkunft mit Francisco Pizarro gehabt.

Schon bevor er von diesen Vorgängen Nachricht erhielt, hatte Pizarro Cusco verlassen, um sich an die Küste zu begeben, für den Fall, dass Alvarado vielleicht eine Landung versuchen sollte, und als er bald darauf den Abschluss des Vertrages erfuhr, setzte er trotzdem seine Reise fort, da er es zu vermeiden wünschte, dass der gefürchtete Rival ihm seinen Besuch in der Hauptstadt abstattete. Sein Weg führte ihn durch das Thal von Jauja, wo er vor einem Jahre eine Kolonie, oder vielmehr Vorräte und Leute für eine künftige Niederlassung zurückgelassen hatte. Nachdem er daselbst angelangt war (Ende November 1534), richtete der Bürgermeister und Rat eine schriftliche Eingabe an ihn, worin dem Statthalter vorgestellt wurde, dass nach den seither gemachten Erfahrungen der gewählte Ort sich zur Anlage einer dauernden Niederlassung als ungeeignet erwiesen habe; viele Kolonisten hätten Encomiendas in den weit unten an der Küste gelegenen Thälern, und die weite Entfernung ihrer Wohnsitze von der Kolonie lege den Indianern zu harte Arbeit auf; im Thale fehle es an Holz zum Bau von Häusern, der Boden sei unfruchtbar, das Klima zu kalt zum Züchten von Pferden, Schweinen und Federvieh, daher sie an den Gouverneur das Gesuch stellten, in Gemässheit mit der von vornherein getroffenen Verfügung, die Versetzung der Kolonie nach einem passenden Orte an der Küste zu veranlassen.*)

*) Der Chronist macht hinsichtlich der Gründe, welche zu Gunsten der Übersiedelung angeführt wurden, eine Bemerkung, von deren Richtigkeit sich wahrscheinlich

Pizarro befahl dem Alcalden, alle Nachbarn durch die Glocke zusammenrufen zu lassen, worauf jeder Einzelne vor dem Stadtschreiber seine Meinung zu Protokoll gab und unterschrieb. Da alle Kolonisten das Gesuch des Rates unterstützten, so erklärte der Statthalter mit Zustimmung und im Beisein des königlichen Schatzmeisters Alonso Riquelme, sowie des Rechnungsrats Garcia de Salcedo, dass auch er im Interesse Seiner Majestät und zum Besten seiner Unterthanen eine Verlegung der Kolonie für angemessen halte; es solle daher ohne Säumen das benachbarte Tiefland untersucht und ein passender Platz ausgewählt werden, und sobald ein solcher aufgefunden, der Plan der Stadt entworfen und die Verteilung der Bauplätze vorgenommen worden sei, solle die Übersiedlung der Kolonisten und des königlichen Schatzes vor sich gehen.

Während dieser Verhandlungen mit den Bürgern von Jauja erhielt Pizarro die Nachricht, dass Alvarado in Begleitung Almagros von Quito herangereist komme und die Stadt Pachacamak zu besuchen wünsche, um den berühmten Tempel zu besichtigen. Da dieser Ort für die verabredete Zusammenkunft passend schien, so stieg Pizarro alsbald durch das Thal von Lurin zur Küste hinab und langte zwanzig Tage vor Alvarado in Pachacamak an. Er empfing seinen berühmten Gast mit der grössten Auszeichnung. Eine Reihe von Festlichkeiten wurden zu dessen Ehren veranstaltet, er wurde mit ausgesuchten Höflichkeiten überhäuft, und als die Zeit seiner Abreise herankam, liess ihm Pizarro nicht nur die bedungene Entschädigungssumme einhändigen, sondern fügte aus freien Stücken noch 20 000 pesos de oro hinzu nebst einer Anzahl wertvoller goldener Gefässe und Schmucksachen.*) Alvarado kehrte darauf mit denjenigen seiner Begleiter, die ihm folgen wollten, nach Guatemala zurück, die meisten seiner Offiziere und Mannschaften jedoch blieben in Peru und traten in Pizarros Dienste. Der Zuwachs, den dessen Macht hierdurch erhielt, war ihm höchst willkommen; allein

---

später die Kolonisten selbst überzeugten, dass nämlich das Thal von Jauja keineswegs unfruchtbar ist und sich zur Viehzucht vorteflich eignet. Die Hühner gedeihen daselbst so gut, dass ein grosser Teil der Eier, welche die Stadt Lima verzehrt, von dort heruntergebracht werden. Die Luft ist zugleich kühl und mild, und so gesund, dass von jeher bis auf den heutigen Tag Jauja von den Bewohnern der Küste als der beste klimatische Kurort betrachtet wird. Allein wenn auch damals schon die Vorzüge des Thales von Jauja gewürdigt worden wären, so würde das Pizarro nicht abgehalten haben, die Überführung der Kolonie zu bewilligen, da er aus den oben angeführten Gründen bereits die Anlage einer solchen an der Küste beschlossen hatte.

*) Der Wert des alten peso de oro oder Castellano war 14 Real 14 Maravedis, nach unserem Gelde etwa 7,50 Mark.

wenn die Vermehrung seiner Streitkräfte damals seine Stellung in Peru befestigte, so erwies sich dieselbe in der Folge als nachteilig, denn der zügellose Geist, der unter Alvarados Leuten herrschte, teilte sich auch seinen Truppen mit, und die bisher beobachtete strenge Mannszucht ging verloren.

Sobald Alvarado abgereist war, wendete Pizarro seine ganze Aufmerksamkeit der seit lange beabsichtigten Gründung einer neuen Stadt zu, deren Anlage an einem passenden Orte für die künftige Entwicklung seines Kolonialreiches von der grössten Wichtigkeit sein musste. Er fand, dass die Bürger von Jauja ihm in dieser Beziehung bereits vorgearbeitet hatten. Wenige Tage, nachdem die Übersiedlung ihrer Kolonie an die Küste vom Statthalter bewilligt worden war, hatte der Stadtrat einen Ausschuss von drei Mitgliedern ernannt mit dem Auftrag, die nahegelegenen Küstengegenden zu untersuchen und über die zu einer Niederlassung geeignetsten Plätze Bericht zu erstatten. Sie hatten in der Nachbarschaft des Ortes, an welchem zur Zeit der Statthalter verweilte, eine Gegend gefunden, welche alle erforderlichen Eigenschaften zu vereinigen schien: eine weite fruchtbare Ebene an einem wasserreichen Fluss, Überfluss an Holz, angenehmes Klima und Nähe einer grossen geschützten Bucht zur Anlage eines Hafens. Der Ort lag in der Provinz Pachacamak, zwei Leguas vom Meere entfernt im Gebiete des Kaziken von Lima. Als das Ergebnis dieser Untersuchung zur Kenntnis des Oberbefehlshabers gelangte, verfügte er am 6. Januar 1535, dass drei achtbare Männer, Ruiz Dias, Juan Tello und Alonso Martin de Benito, die schon mehrfach bei Gründung von Kolonieen zugegen gewesen und dabei mitgewirkt hatten, sich an Ort und Stelle verfügen und ihr Gutachten über den gewählten Platz abgeben sollten. Infolgedessen begaben sich die drei Sachverständigen in das Thal des Rimaks, durchwanderten sechs Tage lang alle Gegenden desselben und kehrten am 13. Januar nach Pachacamak zurück, woselbst sie gerichtlich vereidigt wurden und vor dem Statthalter einstimmig erklärten, dass der bezeichnete Platz im Gebiete des Kaziken von Lima, die Ortschaft Lima am Flusse gleichen Namens, nach ihrer Ansicht der geeignetste zur Anlage einer neuen Stadt sei.

Nach Anhörung des Berichtes der Sachverständigen verliess Pizarro nun selbst die Stadt Pachacamak in Begleitung des königlichen Schatzmeisters Riquelme, des Rechnungsrats Garcia de Salcedo und des Ratsherrn Rodrigo de Mazuelas, eines Mitgliedes des Ausschusses, welcher vom Bürgermeister von Jauja zur Erforschung der Gegend ausgesendet worden war, und begab sich nach dem sechs Leguas entfernten Thale

des Flusses Rimak, um sich persönlich von der Beschaffenheit des ausgewählten Ortes zu überzeugen. Da er alle hinsichtlich derselben gemachten Angaben bestätigt fand, und zudem das Vorhandensein eines indianischen Dorfes für die Gesundheit der Lage zu sprechen schien, so zögerte er nicht länger, der getroffenen Wahl seine Zustimmung zu geben.

Am 18. Januar 1535 wurde die Gründung der neuen Stadt mit grosser Feierlichkeit vollzogen. Als General-Kapitän des eroberten Königreiches und im Namen Ihrer Majestäten des Kaisers Karl V. und seiner Mutter der Königin Johanna befahl Pizarro, dass die Bewohner der Kolonie von Jauja und Sangallan*) nach dem neugewählten Platze übersiedeln sollten, und da, wie es in der Urkunde heisst, die neue Stadt »mit Gott, für Gott und in seinem Namen« erbaut ward, so begann man die Gründung mit dem Bau einer Kirche, welche sich im Mittelpunkte und am Hauptplatze der künftigen Niederlassung erheben sollte, und zu welcher der Statthalter selbst den ersten Stein herbeibrachte. Die Kirche wurde der heiligen Jungfrau der Himmelfahrt gewidmet und das denkwürdige Ereignis durch eine Urkunde beglaubigt, welche von Pizarro, Riquelme, Garcia Salcedo und Rodrigo Mazuelas unterzeichnet ist, und als Zeugen von Ruiz Dias, Juan Tello und dem Schreiber Domingo de la Presa.

Der Tag, an welchem Francisco Pizarro seine Vertrauensmänner zur Erforschung der Gegend aussandte, war das Fest der heiligen drei Könige gewesen, und dieser Umstand wurde die Veranlassung zu dem Namen, welchen die neue Stadt erhielt. Der Statthalter nannte sie zur Erinnerung an den wichtigen Tag: Ciudad de los Reyes, die Stadt der Könige, und seit der Zeit wurde während der Dauer der Kolonialherrschaft alljährlich am Tage der drei Könige das Andenken an die Gründung der Stadt durch eine feierliche Messe erneuert. In Begleitung sämtlicher Mitglieder des Stadtrats, des Adels und der Ritterschaft, die sich in einen Aufzug ordneten, wurde das königliche Banner vom Fahnenträger aus dem Rathause in die Kathedrale getragen, und nach beendigtem Hochamt in derselben Weise wieder zurückgebracht.

Immerhin wurde der Name Ciudad de los Reyes, oder schlechtweg »Reyes«, von Anfang an nur in der Schriftsprache benutzt, und sein Gebrauch blieb später ausschliesslich auf öffentliche Aktenstücke, Ur-

*) Die Kolonie von San Gallan oder Sangallan war einige Zeit zuvor auf Geheiss Pizarros durch Nicolas de Rivera im Thale von Pisco, sieben Leguas vom Meere entfernt gegründet, und diejenigen Kolonisten von Jauja dahin übersiedelt worden, deren indianische Leibeigene in Ortschaften der Küstenthäler ansässig waren.

kunden und Büchertitel beschränkt; in der Umgangssprache benannte man die Stadt immer nur mit dem Namen der indianischen Ortschaft, an deren Stelle sie getreten war: Lima. Das Wort »Lima« ist eine verdorbene Aussprache eines Ausdruckes der Kechuasprache. In dieser offiziellen Sprache der Incas ist rimak das aktive Partizipium des Zeitwortes rimay, sprechen, also bedeutet rimak einen Sprechenden, und in Anwendung auf den Fluss der diesen Namen führte: den Murmelnden, Rauschenden, Brausenden. Dass die Verstümmelung des Wortes rimak zu Lima durch die unrichtige Aussprache der Spanier entstanden sei, wie Garcilaso meint, ist nicht ausgemacht und auch nicht wahrscheinlich. Die beiden Völkerschaften, welche das Thal des Flusses Carabaillo und die vom Rimak bewässerte Ebene bewohnten, sprachen von der Kechuasprache ganz verschiedene Dialekte, und da sie noch nicht lange von den Incas unterworfen worden waren, so ist nicht anzunehmen, dass deren Mundart von den neuen Unterthanen in ihrer Reinheit gesprochen worden sei. Die Ersetzung des r durch ein l in den Wörtern der Kechuasprache war nach dem Zeugnis des Pater Cobo bei den Küstenbewohnern die Regel, wie denn selbst die Bewohner des Hochlandes das r durch Vibrieren der Zungenspitze und stets sehr weich aussprechen, so dass es bei etwas träger Artikulation wie l lautet.

Garcilaso de la Vega erzählt, dass der Name Rimak seinen Ursprung einem Orakel verdanke, einem weissagenden Götzen, der in einem berühmten Tempel des Thales verehrt worden sei;*) wir halten es für wahrscheinlicher, dass der Name sich ursprünglich auf den Fluss bezog, der besonders in seinem oberen Laufe sehr geräuschvoll und brausend ist. Dass auch anderen Flüssen der Name Rimak gegeben wurde, beweist das Beispiel des Apurimak (von apu, der Herr) des grossen Rauschers, eines der Hauptnebenflüsse des Ucayalis. Wenn die Eingeborenen im Brausen des fliessenden Wassers prophetische Stimmen zu vernehmen wähnten, so war dies bei der zum Aberglauben geneigten Sinnesart der südamerikanischen Indianer erklärlich genug, und wenn die

*) Garcilaso macht keine näheren Angaben über die Lage des Tempels, und dies darf uns am Ende nicht Wunder nehmen. Als G. als zwanzigjähriger junger Mann auf seiner Reise nach Spanien durch Lima kam, war er weit entfernt, das Interesse an den Altertümern des Landes zu nehmen, das ihn später zur Verfassung seines Werkes veranlasste, am wenigsten aber konnten die Ruinen eines Tempels seine Aufmerksamkeit erregen, der selbst in den Augen seiner Rasse als ein heidnischer gelten musste, denn der Orakelgott im Thale des Rimaks war eine Gottheit der Küste, mit dem die Religion der Incas nichts zu thun hatte. Er musste also einen einheimischen Namen haben, nicht die Kechuabezeichnung Rimak. Über die Ruinen des Haupttempels im Rimakthale wird näheres im zweiten Bande dieses Werkes angegeben.

Priester einen solchen Glauben ausbreiteten, indem sie das Rauschen des Flusses als Orakelsprüche deuteten, so bewiesen sie, dass sie ihr Gewerbe ebensowohl verstanden, als ihre Zunftgenossen aller Orten und aller Zeiten.

Die erste Sorge des Statthalters nach Grundsteinlegung der Kirche war die Anweisung von Bauplätzen für die Kolonisten. Der für die Anlage der Stadt ausgewählte Raum bildete ein Dreieck, dessen breiteste Seite dem Flusse zugekehrt war. Er hatte dies Gebiet vermessen lassen und in 117 Gevierte oder Cuadras geteilt, welche durch rechtwinklig sich kreuzende Strassen von einander getrennt waren. Die Seiten der Gevierte massen 450 Fuss, die Breite der Strassen 40. Am Ufer des Flusses entlang in der Richtung von Westen nach Osten zählte man dreizehn Gevierte, während die Breite von Norden nach Süden neun betrug. In der Mitte der Basis des Baugebietes und in der Nähe des Flusses war der Raum eines Gevierts mit den dazu gehörigen Strassen als künftiger Hauptplatz der Stadt freigelassen worden, und an der Ostseite desselben sollte sich die Kirche erheben.

Jedes Geviert, Cuadra genannt, wurde in vier gleiche Teile geteilt und jedes der so gebildeten kleineren Quadrate hiess ein Bauplatz oder Solar. Allen denjenigen seiner Waffengefährten, die sich bei der Eroberung des Landes verdient gemacht hatten (conquistadores) wies Pizarro Bauplätze in den dem Platze nahegelegenen Strassen an, und solche, die sich besonders ausgezeichnet, oder hoch in der Gunst des Generals standen, erhielten zwei und manche noch mehr Bauplätze, wie denn zum Beispiel Francisco de Chavez, der Lieutenant und Vertraute Pizarros, der später zugleich mit ihm ermordet wurde, zehn Solare zu Wohnungen für seine Leibeigenen und zur Anlage von Gärten geschenkt bekam. Den Conquistadores wurden ihre Bauplätze unentgeltlich zugewiesen, doch waren sie verpflichtet, dieselben binnen Jahresfrist entweder zu bebauen oder wenigstens mit Lehmmauern zu umgeben; im Unterlassungsfalle fiel das Grundstück in den Besitz der Stadt. Die grosse Anzahl von Grundstücken, die bei der Gründung der Stadt nicht zur Verteilung kamen, überwies der Statthalter den städtischen Behörden zur Überlassung an neuankommende Ansiedler gegen Entrichtung einer jährlichen Abgabe, welche anfangs in einer Anzahl von Hühnern bestand, bald darauf jedoch in Geld umgewandelt wurde (1540). Von dieser Zeit an wurde von jedem Ansiedler, der sich um ein Grundstück bewarb, eine einmalige Abgabe von 6 pesos de oro erhoben, nach deren Entrichtung der Grund und Boden ohne fernere Lasten Eigentum des Erwerbers wurde.

Von den um den Hauptplatz gelegenen Grundstücken behielt Pizarro vier für sich, die Cuadra, auf welcher sich gegenwärtig das Regierungsgebäude befindet; die anderen Solares um den Platz erhielten Alonso Riquelme, der Schatzmeister; Antonio Picado, Sekretär Pizarros; Francisco Martin de Alcántara, sein Halbbruder mütterlicher Seite; Hernando Pizarro, sein älterer Bruder, erhielt zwei Bauplätze der Kirche gegenüber; Rodrigo de Mazuelas einen Platz neben Hernando; Gerónimo de Aliaga einen Platz unweit des Flusses gegenüber der Seitenfront von Pizarros Haus. Von allen den damals verteilten Grundstücken ist das letztere das einzige, das sich gegenwärtig noch als Majorat im Besitz der Familie Aliaga erhalten hat. Die Zahl der Bürger, welche die erste Niederlassung bildeten, waren im Ganzen siebzig. Mit Pizarro von Pachacamak gekommen und bei der Gründung gegenwärtig waren nur elf, der Kolonisten von Jauja waren 28 und in San Gallan befanden sich 31. Zugleich mit Pizarro waren einige Dominikanermönche nach Peru gekommen, denen bald darauf Franziskaner und Mercenarier folgten. Diese drei religiösen Orden erhielten in der Folge die Grundstücke, auf welchen noch gegenwärtig ihre Klöster stehen; auch für ein Hospital, für die Krone und für die Wohnung des künftigen Bischofs wurden je zwei Grundstücke zurückbehalten. Die vergebenen Bauplätze liess der Statthalter auf einem zu diesem Ende aufgenommenen Plane notieren, auf welchem man später die Namen der hinzugekommenen Ansiedler eintrug.

In der Liste derer, die mit Bauplätzen bedacht wurden, vermisst man mit Befremden den Namen Almagros. Dass dieser bei der Gründung Limas nicht zugegen war, wird zwar nicht ausdrücklich bemerkt, lässt sich aber mit Sicherheit annehmen, da sonst sein Name auf den Urkunden nicht hätte fehlen dürfen. Bei der Zusammenkunft Alvarados und Pizarros war er in Pachacamak anwesend, wie aus einem Befehl Pizarros hervorgeht, dass, solange Alvarado sein Gast wäre, nur diesem der Titel »Gobernador« gegeben werden sollte, während er selbst und Almagro mit ihrem Namen angeredet wurden. (Garcilaso, 2, II, 15.)*) Dass man Almagro überging, war eine von den vielen Kränkungen, welche die Beziehungen zwischen den beiden alten Kameraden mehr und mehr verbitterten. Almagro musste durch eine solche Zurücksetzung um so empfindlicher berührt werden, als sein Feind und Verächter Hernando Pizarro, wiewohl gleichfalls abwesend, von seinem

*) Unmittelbar nach Alvarados Abreise begab sich Almagro nach Cusco, von Pizarro zum Regenten dieser Stadt ernannt; eine grosse Anzahl von Alvarados Mannschaften begleitete ihn. (Gomara Historia d. l. Indias, Cap. 130.)

Bruder nicht vergessen, sondern mit zweien der besten Plätze belehnt wurde.

Nach Verteilung der Bauplätze schritt der Statthalter zur Ernennung der städtischen Behörden. Da die Gründung von Lima ursprünglich nur eine Versetzung der Kolonie von Jauja an die Küste war, so hätte die Regierung der neuen Stadt auf den Bürgermeister und Rat der früheren Niederlassung übergehen sollen. Indes waren die Bürger von Jauja noch nicht angekommen und überdies war die Amtsdauer der dortigen Behörden mit dem Ende des Jahres abgelaufen, daher Pizarro den Magistrat von Lima für dieses erste Jahr (1535) ohne Beteiligung der Einwohner ernannte. Die beiden ersten Bürgermeister oder Alcalden waren Nicolas de Rivera, der Gründer und bisherige Vorsteher von San Gallan und Juan Tello, einer der von Pizarro ernannten Sachverständigen. Diesen zur Seite stand ein Rat von sechs Beisitzern oder Regidores, darunter die beiden königlichen Beamten Riquelme und Salcedo. Den Alcalden überreichte der Statthalter die schwarzen Stäbe als Abzeichen der richterlichen Gewalt, die ihnen als höchsten Beamten der Stadt zustand.

Die wichtigste Amtshandlung dieses ersten Stadtrates war die Verteilung des in der Umgebung der Stadt gelegenen Landes an die Bürger, welche unter Aufsicht der Regidores Juan de Quiñones und Alonso Polomino vorgenommen wurde. Die Bebauung der Ländereien geschah durch die Leibeigenen der Bürger, welche zugleich Inhaber von Encomiendas waren (encomenderos) und ihre Indianer oft aus weiten Entfernungen herkommen liessen. Was aus den armen Eingeborenen wurde, welche das Land früher besessen und von dessen Erzeugnissen gelebt hatten, findet man nicht erwähnt. Die Thalebene des Rimaks war bei Ankunft der Spanier dicht bevölkert, allein die Zahl der Einwohner nahm so rasch ab, dass schon zur Zeit des Pater Cobo, also etwa 80 Jahre nach Gründung der Stadt, fast alle Feldarbeiten durch Neger besorgt wurden.

Die Art, wie zu Anfang des zweiten Jahres (1536) der Magistrat erneuert wurde, diente der alljährlich stattfindenden Wiederbesetzung der Gemeindeämter fortan als Regel. Das Ratskollegium oder Cabildo bestand danach aus einer Anzahl ständiger Beisitzer, von denen drei, oder auch mehr ihre Ernennung von der Krone erhielten; drei andere ernannte der Statthalter, dem laut königlichen Erlasses das Recht zustand, in allen von ihm gegründeten Ortschaften drei Mitglieder des Magistrats zu erwählen. Die übrigen Mitglieder des Rates, deren Zahl man auf zwölf vermehrte, wurden in der Weise ernannt, dass die all-

jährlich ausscheidenden Beisitzer je zwei Bürger vorschlugen, und der Statthalter aus diesen die Ersatzmänner erwählte. In gleicher Weise schlugen die Alcalden je vier Bürger vor, die nicht schon Mitglieder des Rates zu sein brauchten, und aus diesen wählte der Statthalter ihre Nachfolger.

Pizarro nahm fortan in der von ihm gegründeten Kolonie seinen dauernden Wohnsitz und war eifrig bemüht ihr Aufblühen nach Kräften zu fördern. Allein es scheint nicht, dass Lima zu seinen Lebzeiten grosse Fortschritte gemacht habe. Die Einwanderer, die nach Peru kamen, waren zu unruhig, zumeist Abenteurer, die durch wagehalsige Züge in bisher unerforschte Gegenden sich wie ihre Vorgänger in kurzer Zeit zu bereichern suchten und dabei zu Grunde gingen. Dann kam die lange Periode der Bürgerkriege, in welcher fast alle Ansiedler wieder Soldaten werden und ihre eben erst erbauten Wohnsitze verlassen mussten.

Als der Geschichtsschreiber Zárate Lima verliess (1549) hatte die Stadt 500 Häuser, nahm aber einen so grossen Raum ein, wie in Spanien ein Ort von 1500, denn bei grossen Plätzen und breiten Strassen waren die Häuser zwar nur einen Stock hoch, aber ansehnlich und weitläufig mit vielen Gemächern und Höfen im Innern. Die Zimmer hatten fünf Fuss dicke und hohe Wände, die Fenster nach der Strasse zu öffneten sich hoch über dem Boden, und die so vor der Sonne geschützten Räume erhielten sich angenehm kühl.*)

Erst unter der Verwaltung des Marques de Cañete (Andres Hurcado de Mendoza 1556—1560) begann mit dem inneren Frieden eine gedeihliche Entwickelung der Stadt, welche von nun an rasch an Einwohnerzahl und Wohlstand zunahm. Die ersten Wohnungen waren leicht aus Fachwerk gebaut gewesen, nur mit aus Schilf geflochtenen Matten gedeckt. Jetzt begann die Bauart solider zu werden, die Häuser wurden geräumiger, enthielten von Säulen umgebene Höfe und kleine Gärten. Das Baumaterial war allerdings ein bescheidenes, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist: an der Luft getrocknete Backsteine, die aus dem Lehm des Thalbodens geformt werden. Denn in den die Stadt umgebenden Bergen trifft man nirgends gute Bausteine, nur Granit und einen sehr harten vulkanischen Tuff. Zu den Portalen, welche den Hauptschmuck der Häuserfronten bildeten, verwendete man daher ent-

*) Augustin de Zárate, Historia del Peru, Cap. 7. Zárate war als Contador de Mercedes (Kontrolleur) mit dem ersten Vicekönig Blasco Nuñez Vela im Jahre 1543 nach Peru gekommen; sein Werk schliesst mit der Rückkehr des Präsidenten Gasca und wurde 1555 in Antwerpen gedruckt.

weder Ziegelsteine oder ausnahmsweise Bruchsteine, die von Arica oder sogar von Panamà gebracht wurden. An die Stelle der Schilfdächer traten Decken von kunstreich geschnitzten Balken, die aus den Wäldern von Guayaquil stammten. Eben daher kamen auch die Säulen der Höfe, während das Getäfel der Wände von Chile und Mittelamerika einegeführt wurde.

Der Hauptplatz der Stadt, der unter Pizarro und seinen ersten Nachfolgern eine kahle, schmucklose Kiesfläche gewesen war, in deren Mitte sich der Galgen erhob, begann unter dem Vicekönig Conde de Nieva (1561—1563) eine würdigere Gestalt anzunehmen. Auf zwei Seiten desselben wurden die Portale oder Bogengänge erbaut, das Hochgericht wurde entfernt und vor der hinteren Thür des Palastes am Flusse aufgestellt, während ein hübscher Brunnen fortan die Mitte des Platzes schmückte. Unter demselben Regenten begannen auch die Arbeiten einer Röhrenleitung, um die Stadt mit reinem Trinkwasser zu versorgen. Die Quellen, welche zu diesem Zwecke gefasst wurden, lagen eine Legua thalaufwärts von Lima, daher der Bau über zehn Jahre in Anspruch nahm, aber dafür auch so dauerhaft ausgeführt ward, dass die Leitung nach dreihundertjährigem Bestehen noch heute ihren Zweck erfüllt.

Die Stadt, welche anfangs auf das linke oder südliche Ufer des Rimaks beschränkt war, dehnte sich bald auch auf das rechte Ufer aus (um 1570). Im Jahre 1578 schwoll der Fluss infolge von Regengüssen im Hochland so stark an, dass das rechtsseitige Ufer überschwemmt und alle dort erbauten Häuser weggerissen wurden. Da der Strom auch das linke Ufer stark beschädigt hatte, sodass die unweit des Flusses gelegenen Klöster der Franziskaner und Dominikaner in Gefahr kamen, so sah man sich genötigt, das Bett auf beiden Seiten durch starke Ufermauern einzudämmen. Dadurch wurde auf dem linken Ufer ein breiter Streifen Land gewonnen, auf welchem mit der Zeit die Strassen und Häuser entstanden, welche jetzt das Kloster San Francisco und das Regierungsgebäude vom Flusse trennen.

Wenn das Anschwellen des Flusses in den Sommermonaten der Stadt öfters Schaden brachte, so war das starke Gefäll desselben doch auch in mannigfacher Weise nützlich. Durch Wehre waren wasserreiche Kanäle aus dem Flussbett abgeleitet worden, welche noch aus den Zeiten der Incas stammten und zur Bewässerung der beiderseitigen Ufer dienten. Von dem grössten dieser Kanäle zweigte man kleinere ab, welche die Strassen der Stadt durchliefen, durch ihren Strom die Abfälle und Auswurfstoffe wegspülten, und deren Verunreinigung nach

dem Austritt aus dem Bereich der Häuser den Feldern als Düngungsmittel zu Gute kam. Andere noch schwächere Leitungen flossen durch das Innere der Häuser und bewässerten die Gärten, während der Hauptarm die Räder von neun Mahlmühlen und einer Pulverfabrik in Bewegung setzte.

Die erste Brücke über den Fluss war von Holz und befand sich unterhalb der Stadt in der Gegend der heutigen Stadt-Station der transandinischen Eisenbahn Monserrate. Der Marques de Cañete liess statt dieser eine steinerne Brücke bauen, an derselben Stelle, wo die gegenwärtige Brücke steht. Im Sommer 1567 zertrümmerte der angeschwollene Strom einen Pfeiler, mit den beiden sich darauf stützenden Bogen, und da die Brücke auch sonst gelitten hatte, so entschied man sich nach langem Zögern auf den Rat Sachverständiger dahin, die noch stehenden Pfeiler gleichfalls abzutragen, und eine neue Brücke zu erbauen. Die Pfeiler und Brustwehren derselben wurden aus den sehr harten Steinen hergestellt, welche die Brüche des Morro Solar bei Chorillos lieferten, die Bogen von Backsteinen. Diese Brücke wurde im Jahre 1610 unter dem Vicekönig Marques de Montes Claros vollendet, nachdem die Summe von 200 000 pesos beim Bau verausgabt worden waren. Sie ist so fest, dass sie nicht nur allen Hochfluten getrotzt, sondern sogar den grossen Erdbeben von 1687 und 1746 widerstanden hat und bis auf den heutigen Tag so unversehrt dasteht, wie zur Zeit ihrer Vollendung vor nun bald 300 Jahren. Im selben Jahre, in welchem die Brücke dem Verkehr übergeben wurde (1610) liess der Vicekönig Montes Claros den ersten öffentlichen Spaziergang anlegen, wo sich jetzt der Garten der Descalzos befindet. Er liess acht Reihen Bäume verschiedener Art pflanzen, welche drei Alleen bildeten. In der Mittelallee plätscherten drei Springbrunnen.

Fast alle öffentlichen Gebäude, die in Lima während der Dauer der spanischen Herrschaft errichtet wurden, entstanden in den ersten hundert Jahren nach Gründung der Stadt, und bei weitem die meisten verdanken ihren Bau den Fürsten der Kirche und den geistlichen Orden. Die Domkirche oder Kathedrale, welche später das ansehnlichste Gebäude der Stadt wurde und noch jetzt ist, hatte einen bescheidenen Anfang. Das Strassengeviert, welches den Hauptplatz auf der Ostseite begrenzt, wurde bei der Verteilung der Bauplätze wie alle anderen in vier Quadrate oder Solare geteilt, von denen das eine der beiden nach dem Platz zu liegende für die Kirche, und das andere nach oben darangrenzende für die Pfarrwohnung bestimmt war. Die beiden anderen Solare des Gevierts erhielt der Rechnungsrat (Veedor) Garcia de Salcedo.

Schon im Laufe des ersten Jahres sah man ein, dass der für die Kirche abgesteckte Platz zu klein sei. Die Angelegenheit wurde in Gegenwart des Statthalters im Stadtrat verhandelt und Salcedo trat aus freien Stücken sein nach dem Platze zu gelegenes Grundstück ab, worauf die eine Hälfte desselben zur Kirche geschlagen, auf der anderen das Rathaus und Stadtgefängnis erbaut ward. Die erste Kirche wurde darauf in anspruchslosem Stile aufgeführt, in fünf Jahren vollendet, und durch Fray Vicente de Valverde, ersten Bischof von Cusco und Peru, im Jahre 1540 am Gründonnerstage eingeweiht.

Allein schon während des Baues stellte es sich heraus, dass der Raum der Kirche nicht genüge, um die inzwischen gewachsene Bevölkerung zu fassen, daher der Licientiat Cristobal Vaca de Castro, der Regent nach Ermordung Pizarros, nach Niederwerfung des Aufstandes unter Diego Almagro dem Jüngeren, von Cusco aus ein Dekret erliess, worin er dem Stadtrat befahl, alle Kolonisten je nach ihren Vermögensumständen zur Lieferung von Backsteinen und Holz, sowie zur Stellung von Leibeigenen heranzuziehen, und entweder die bestehende Kirche zu erweitern, oder sie niederzulegen und an ihrer Stelle eine neue zu erbauen (30. April 1543), bei Strafe von 1000 pesos de oro zu Gunsten des Fiskus im Unterlassungsfalle. Bei dem bald darauf unter dem Vicekönig Nuñez Vela ausbrechenden Bürgerkriege blieb indessen das in so energischen Ausdrücken abgefasste Dekret ohne Wirkung.

Inzwischen war Lima der Sitz eines Bischofs geworden, und schon nach fünf Jahren (1548) wurde der bischöfliche Sprengel zum Erzbistum erhoben, worauf die südamerikanischen Bistümer, die früher unter dem Erzbischof von Sevilla gestanden hatten, der neuen Metropole untergeordnet wurden. Es waren ihrer anfangs fünf: Cusco, Quito, Popayan, Panamà und Nicaragua, wozu später noch die Bistümer von Charcas, Paraguay, Tucuman und Santiago kamen. Da der Inhaber des bischöflichen Stuhles von Lima somit zum höchsten geistlichen Würdenträger in Amerika emporgehoben worden war, so wurde es jetzt ein dringendes Bedürfnis, dass auch die nunmehrige Metropolitankirche eine ihrem Range würdige Grösse und Ausstattung erhielte. Der erste Bischof und Erzbischof von Lima Fray Gerónimo de Loaysa widmete sich diesem Werke mit solchem Eifer, dass die neue Kirche bereits im Jahre 1551 vollendet war. Sie war zwar erheblich geräumiger als die erste, und für die damalige Zeit, da erst fünfzehn Jahre nach der Gründung der Stadt verflossen waren, stattlich genug, allein im übrigen noch sehr bescheiden im Inneren und Äusseren. Sie bestand aus einem Schiffe von 160 Fuss Länge und 55 Fuss Breite und war ungewölbt.

Bloss über dem Hochaltar eine kleine Kuppel (capilla mayor), zu deren Erbauung Doña Francisca Pizarro 5000 pesos de oro gestiftet hatte, da unter derselben ihr Vater, der Marques Francisco Pizarro begraben lag. Die übrigen Kosten der Kirche hatten zusammen nur 15 000 pesos de oro betragen.

Da Lima nach Beendigung der Bürgerkriege rasch emporblühte und als Landeshauptstadt an Wichtigkeit und Reichtum zunahm, so wurden schon bald nach der Einweihung Stimmen laut, welche auch diese neue Kirche als den jetzigen Verhältnissen der Stadt nicht mehr angemessen erklärten, und einen ihrem Range entsprechenden Neubau verlangten. Der Erzbischof Loaysa schloss sich dieser Bewegung an, und im Jahre 1565 beschloss das Domkapitel, um für eine neue Kathedrale einen genügenden Baugrund zu gewinnen, die oberhalb der Kirche gelegenen Wohngebäude des Erzbischofs mit zur Kirche zu nehmen, und dem Prälaten eine neue Wohnung neben der Kirche herrichten zu lassen, an der Stelle, wo bisher das Rathaus und das Stadtgefängnis gestanden hatte. Der letztere Teil des Beschlusses ward alsbald zur Ausführung gebracht, das Haus des Erzbischofs wurde gebaut, wo es noch jetzt steht, an der Ecke des Hauptplatzes neben der Kapelle des Sagrario; auch hatte der alte Erzbischof Loaysa noch die Genugthuung, in feierlicher Weise den Grundstein zum neuen Dom zu legen, eine Festlichkeit, die unter der Regierungsperiode des Vicekönigs Francisco de Toledo stattfand.

Bei dem Bestreben, die Mängel zu vermeiden, die bei den zwei ersten Kirchen gerügt worden waren, verfiel man jetzt in den entgegengesetzten Fehler. Man begann den Bau der dem Platze zugewendeten Hauptfront nach einem grossartigen Plan mit so vielen und so reich verzierten Säulen, dass, wenn man die ganze Kirche hätte in demselben Stile weiterbauen wollen, die Vollendung vieljährige Arbeit und unerschwingliche Kosten erfordert haben würde. Nachdem man einige Jahre in dieser Weise fortgearbeitet hatte, ohne dass die Mauern höher als ein paar Klaftern gediehen waren, musste man sich von dem begangenen Irrtum überzeugen, und es blieb nichts übrig, als das bisher Gebaute wieder abzutragen, und das Werk in einem einfacheren Stile von neuem zu beginnen. Dies geschah zu Ende der Verwaltung des zweiten Marques de Cañete (1589—1596), und unter seinem Nachfolger Luis de Velasco, der sich dem Bau mit dem grössten Eifer widmete, wurde die östliche Hälfte der Kirche so weit vollendet, dass gottesdienstliche Handlungen darin vorgenommen werden konnten. Bei der Einweihung erhielt die Kirche einen neuen Patron, denn sie wurde

nicht wie zuvor der heiligen Jungfrau geweiht, sondern unter den Schutz des Evangelisten Johannes gestellt.

Da ereignete sich am 25. Oktober 1606 während einer feierlichen Messe ein so heftiges Erdbeben, dass ein Teil des Gewölbes einstürzte. Man berichtete über den Vorfall an den Kolonialrat (concejo de Indias) und erhielt die Weisung, dass das Gewölbe niedriger gemacht und der übrige Teil der Decke in derselben Weise hergestellt werden sollte. Dies geschah; die Wände der Kirche wurden stärker gebaut, mit Strebepfeilern gestützt, und unter dem Vicekönig Marques de Guadalcazar (1621—1629) wurde das Werk beendet, sodass im Jahre 1622 zum ersten Male am Hochaltar Messe gelesen werden konnte. Zwei Jahre später wurden auch die Türme vollendet, die wegen der Häufigkeit der Erdbeben, im Vergleich zur Breite der Kirche, etwas niedrig waren, indem ihre Höhe nicht mehr als 120 Fuss betrug. Die Kosten des Baues beliefen sich im ganzen auf 496 000 pesos.

Diese Kirche stand bis zum Jahre 1746, in welchem bei dem grossen Erdbeben die Türme auf das Dach stürzten, und das ganze Innere unter den Trümmern des Gewölbes begruben. In der Folge wurde die Kathedrale nach dem alten Plane wieder hergestellt, und werden wir an einer späteren Stelle die Beschreibung derselben geben.

Nach Gründung des Bistums von Lima war eine der ersten Amtshandlungen des neuen Prälaten Gerónimo de Loaysa ein Erlass (in lateinischer Sprache), welcher Verfügungen über die gottesdienstlichen Handlungen, über Verwaltung seines Sprengels und über die Bildung eines Domkapitels enthielt. Das Kapitel, welches dem Bischof zur Seite stehen sollte (Cabildo eclesiastico), bestand aus fünf Würdenträgern (Dekan, Schatzmeister, Vorsänger, Archidiakonus und Schullehrer), zehn Domherren, sechs Pfründnern und sechs halben Pfründnern. Dazu kamen für den Dienst der Kirche sechs Chorkapläne, ein Kirchenaufseher, ein Verwalter, ein Buchhalter, zwei Sekretäre, vier Pfarrer mit ihren Vikaren, ein Obersakristan, fünf Sakristane, ein Organist, ein Kapellmeister, zwölf Sänger und sechs Chorknaben. Indessen verging manches Jahr, ehe es möglich wurde, die so geschaffenen geistlichen Ämter zu besetzen, d. h. die denselben zukommenden Gehälter anzuweisen; denn zu Anfang waren die Einkünfte der Kirche so kärglich, dass selbst der Erzbischof seine bescheidenen Ausgaben nicht aus dem ihm zufallenden Anteil am Zehnten zu bestreiten vermochte und sich um Unterstützung an die Krone wenden musste.

Nach dem erwähnten Erlass wurde der gesamte Betrag der in dem Sprengel erhobenen Zehnten in vier gleiche Teile geteilt, wovon der

erste dem Erzbischof gehörte und der zweite für die Mitglieder des Kapitels bestimmt war. Der Rest der Einnahmen ward in neun Teile geteilt, wovon als Patronatsgebühr zwei an die Krone abzugeben waren, vier zur Besoldung der Rektoren, Pfarrer, Sakristane und zu Stiftungen dienten, und die übrigen drei zu gleichen Hälften zum Bau von Kirchen und Hospitälern verwendet werden sollten. Eine kaiserliche Cédula hatte verfügt, dass wenn das bischöfliche Viertel der Zehnten nicht 500 000 Maravedis betrüge (1200 pesos de oro oder ungefähr 8000 Mark), so sollte dem Prälaten zur Verbesserung seiner Einnahmen eine Anzahl von Kronvasallen (repartimiento de Indios) zugeteilt werden. Da nun in der That anfangs der Anteil des Bischofs nicht die besagte Summe erreichte, so wurden ihm Indianer in der Provinz Yauyos zugewiesen, wiewohl die königlichen Ordonnanzen ausdrücklich den Geistlichen untersagten, Leibeigene zu besitzen. Die Zahl der Domherren war damals eine sehr beschränkte, denn da der für die Gehälter des Kapitels bestimmte Anteil der Einnahmen dem des Erzbischofs gleich war, so konnten zu jener Zeit nur zwei bis drei angestellt werden. Der Erzbischof behielt seine Vasallen bis zum Jahre 1552, zu welcher Zeit mit Herstellung der Ruhe im Lande auch die Einkünfte der Kirche anfingen sich zu bessern. Vom Jahre 1553 an wurde die Erhebung der Zehnten verpachtet und von da an nahm der Erlös in den folgenden hundert Jahren stetig zu. Von 1560 an betrug die Pachtsumme jährlich 20 000 pesos ensayados; 1590 war sie bereits auf 66 000 gestiegen und 1625 betrug sie 166 000, obgleich inzwischen das Bistum Trujillo mit einer Rente von 15 000 pesos vom Erzbistum getrennt worden war. Die Einnahme des Erzbischofs belief sich damals auf 40 000 pesos. Die Domherren waren jetzt vollzählig, und jeder derselben bezog über 3000 pesos, die Würdenträger bedeutend mehr. Im Verhältnis zu den Einnahmen der Geistlichkeit hatte sich auch der Reichtum der Kirche vermehrt und damit die Pracht des Kultus. Die zahlreichen Kapellen waren mit Schmuck überladen, die Altäre trugen schwere silberne Leuchter, die heiligen Bilder prangten in kostbaren Gewändern, goldene Monstranzen uud Reliquienkästchen waren mit edlen Steinen übersät, und bei den Prozessionen war der glänzenden Tragbahren kein Ende.

Ein Massstab für das rasche Wachsen der Stadt an Ausdehnung und Zahl der Einwohner giebt die Vermehrung der Kirchspiele. Anfangs war die Kathedrale zugleich die einzige Parochialkirche. Schon im Jahre 1554 hatte die Ansiedlung in westlicher Richtung so zugenommen, dass der Erzbischof im Interesse der Gemeinde und der Geistlichkeit zur leichteren Verabreichung der Sakramente die neue

dem heiligen Stephan geweihte Kirche, die in jener Gegend erbaut worden war, zur Pfarrkirche erhob. Diese Kirche war zwar geräumig aber unscheinbar, und wurde daher durch einen angemessenen Neubau erzetzt: die noch jetzt stehende Kirche San Sebastian, an welcher zwei Pfarrer mit einer Rente von je 1500 pesos angestellt waren. Das zweite Kirchspiel, das von der Parochie der Kathedrale getrennt wurde, umfasste die nach oben und östlich gelegenen neuen Stadtteile. Unmittelbar neben dem Hospital von Santa Ana, welches der Erzbischof Loaysa für arme und kranke Indianer gestiftet hatte, wurde die neue Pfarrkirche gleichen Namens erbaut und im Jahre 1570 eingeweiht. Schon kurze Zeit nachher hatte diese Gegend so an Einwohnerzahl zugenommen, dass auch an dieser Kirche zwei Pfarrer thätig waren mit einem Einkommen von je 2000 pesos.

Im Jahre 1584 hatte sich das Kirchspiel von San Sebastian so weit in südlicher Richtung ausgedehnt, dass die neuen Strassen davon getrennt und einer vierten Pfarrkirche, San Marcelo genannt, zugeteilt wurden.

Auf der rechten Seite des Flusses war aus den wenigen dort stehenden Häusern nach und nach eine Stadt geworden, welche nach dem dortgelegenen Hospital der Unheilbaren das Viertel von San Lazaro genannt wurde. Im Jahre 1626 wurde die zum Hospital gehörige Kirche zur Parochie erhoben, allein nicht von der Kathedrale getrennt, sondern verfügt, dass einer der vier an derselben angestellten Pfarrer den Dienst an derselben versehen solle. Auch die Gründung der jetzigen Parochie des Waisenhauses (paroquia de los huerfanos) datiert aus jener Zeit, da im Jahre 1612 der damalige Erzbischof verordnete, dass der Kaplan der Kirche des Hospitals Nuestra Señora de Atocha für die Bewohner jenes südlichen Viertels die Amtshandlungen eines Pfarrers verrichten solle.

Das Aufblühen der Stadt.

Kaum hundert Jahre nach ihrer Gründung hatte sich die Stadt bereits weit über die Grenzen des Planes ihrer ersten Anlage ausgebreitet und nahezu die Ausdehnung erreicht, die sie heute besitzt. Sie erstreckte sich in einer Länge von 24 Cuadras dem Ufer des Flusses entlang von der Kirche Nuestra Señora de Monserate bis hinauf zum Cercado, einer von Indianern bewohnten Vorstadt, die sich an die letzten Häuser der Stadt anschloss. Die Breite der Stadt vom Platz Guadalupe bis zum Ufer des Rimaks betrug 12 Cuadras, und dazu kam

noch das Viertel, das auf dem rechten Ufer des Flusses entstanden war, sodass die Ausdehnung der Stadt mit Hinzurechnung des Flussbettes in beiden Richtungen eine halbe Legua erreichte. Die Zahl der Häuser war über 4000, wovon 200 auf den Cercado und 600 auf die rechtsseitige Vorstadt kamen. Darin wohnten etwa 6000 spanische Familien mit einer Seelenzahl von 25 000; ferner 30 000 Negersklaven beiderlei Geschlechts, von denen die Hälfte einen Teil des Jahres auf den Landgütern lebte; endlich 5000 Indianer, sodass die Gesamtbevölkerung der Stadt sich ungefähr auf 60 000 belief. Im Vergleich zur Zahl der Einwohner war die Ausdehnung der Stadt sehr bedeutend, was daher rührte, dass fast alle Häuser nur aus einem Stockwerk bestanden und im Innern geräumige Höfe enthielten. Auch waren besonders in den vom Mittelpunkte entfernten Gegenden die Reihen der Wohnungen durch Gärten unterbrochen, oder hier und da durch ummauerte offene Bauplätze, wo die Sklaven in Schilfhütten lebten oder Viehherden eingeschlossen wurden. Der von Pizarro entworfene Plan, nach welchem alle Strassen von gleicher Breite sein und sich in gleichen Abschnitten rechtwinklig schneiden sollten, wurde zwar anfangs in den mittleren Stadtteilen genau befolgt, später jedoch führte Verschiebung der Grenzen und Nachlässigkeit der Behörden besonders in den oberen Stadtteilen jenseits des Kanals vielfache Unregelmässigkeiten herbei. Dort folgten die Strassen der Beugung des Flussufers und wichen in stumpfem Winkel von der geraden Richtung ab.

Wie noch heute, so waren schon zu jener Zeit die in der Nähe des Platzes gelegenen Strassen diejenigen, welche sich, wenn nicht durch Schönheit ihrer Gebäude, durch die Eleganz der Verkaufslokale und das in ihnen herrschende rege geschäftliche Leben vor den übrigen auszeichneten. Obenan standen die Bogengänge des Hauptplatzes und die von den vier Ecken desselben auslaufenden acht Strassen. Der Kathedrale gegenüber im Portale des Rathauses befanden sich die Amtsstuben der Notare und Advokaten, woher der Name Portal de escribanos stammt, den dasselbe noch jetzt führt. Die vom unteren Winkel des Platzes nach der Brücke und nach dem Kloster Santo Domingo führenden Strassen waren damals weniger belebt. Die letzte hiess anfangs Calle de Trujillo, weil vor dem Bau der neuen Brücke der Weg nach der nördlichen Küste durch sie die Stadt verliess; später hiess sie Calle de la Carcel, da einer der Eingänge zum Stadtgefängnis, welches neben dem Rathaus lag, sich daselbst befand. Seit das Postamt in diese Strasse verlegt worden ist, wird sie nach diesem Calle del Correo genannt.

Die Strassen, welche vom Hauptplatz in südlicher Richtung auslaufen und nach den Eisenbahnstationen von Callao und Chorillos führen, bildeten schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die feinste Geschäftsgegend, wie sie ja noch heute die elegantesten Läden enthalten. Die Strasse Mercaderes war im Sommer in ihrer ganzen Ausdehnung mit einem Sonnenzelt überdeckt. Die benachbarte Strasse Mantas führte ihren Namen von den im Lande gewebten und zur Kleidung der Eingeborenen bestimmten dunklen Stoffen, die dort feilgeboten wurden. Der Callejon de los petateros (Gasse der Mattenflechter), welcher das südliche Portal mit der Strasse der Silberschmiede verbindet, und gegenwärtig ein schmutziger, wenig besuchter Durchgang ist, bestand früher aus zwei Reihen feiner Läden. Dagegen waren die vom oberen Winkel des Platzes neben der Kirche beginnenden Strassen weniger beliebt als heute. Bodegones hiess damals Calle de los ropavejeros — die Trödlerstrasse; der Name Iudios existierte noch nicht und kam erst später auf, als die Bilder der in effigie verbrannten jüdischen Ketzer am Seitenportal der Kathedrale aufgehängt wurden. Die vom Winkel zwischen dem erzbischöflichen und Regierungspalast anfangenden Strassen scheinen sich in ihrem Charakter wenig verändert zu haben.

Während der Dauer der Kolonialherrschaft war Lima der Mittelpunkt des Handels der ganzen Westküste von Südamerika, nicht nur hinsichtlich des Verkehrs mit dem Mutterlande, sondern mit Manila, China und Japan, sowie mit México und Chile. Von hier aus wurden die im Hafen von Callao ankommenden Waren im Lande verteilt, und wurden nach Abzug des Fünftels der Krone die Edelmetalle verschifft, welche die wichtigsten Ausfuhrartikel des Landes bildeten. Mit Ausnahme der Monate, in welchen durch die Regengüsse im Hochland der Verkehr mit dem Innern unterbrochen wurde, bot die Stadt beständig den Anblick einer Messe oder eines Jahrmarktes dar. Lange Züge von Lasttieren kamen und kehrten beladen wieder ins Innere zurück und eine zahlreiche nicht ansässige Bevölkerung bewegte sich innerhalb ihrer Mauern. Es wurden damals vielleicht nicht so viele und grosse Geschäfte gemacht, wie zuweilen in späteren Zeiten, allein die Mittel des Verkehrs waren unvollkommener, und daher die Abfertigung und Vorbereitung zum Transport der Güter umständlicher und geräuschvoller. Besonders zur Zeit des Auslaufens der königlichen Armada pflegte das gewerbliche Treiben am lebhaftesten zu sein, da um diese Zeit die Zahlungstermine abliefen und neue Geschäfte abgeschlossen wurden. Die Verschiffung der Edelmetalle nach Europa geschah nicht

um das Kap Horn oder durch die Magelhaens-Strasse, sondern über Panamà. Alljährlich kamen die spanischen Galleonen nach Westindien. Sobald die Flotte in Portobello anlangte, wurde ein Eilbote zu Land nach Lima geschickt, da eine Reise zur See in der Regel viel Zeit in Anspruch nahm. Der Vicekönig beförderte sodann den königlichen Schatz und die Barsendungen der Kaufleute durch ein Kriegsschiff nach Panamà, von wo sie auf Maultieren über den Isthmus geschafft und nach Spanien eingeschifft wurden. Der Pater Cobo schätzte den Wert der jährlich für Rechnung der Krone verschifften Gold- und Silberbarren auf über 6 Millionen Dukaten (1630); Frézier (1712) gab die Summe zu 24 Millionen Pesos an.

Aber Lima war damals nicht bloss Handelsstadt, sondern es hatte sich daselbst eine bedeutende industrielle Thätigkeit entwickelt; denn für alle Waren, die nicht fertig aus Europa kamen, waren die Kolonieen auf die Werkstätten und Fabriken der Hauptstadt angewiesen. Ausser den gewöhnlichen Handwerkern gab es daselbst Seidenweber, Posamentiere, Handschuh- und Pantoffelmacher, Arbeiter in gepresstem Leder, Waffenschmiede und Kunstschlosser, Metallarbeiter in Blei, Zinn, Messing und Bronze, Glocken- und Kanonengiesser, Uhrmacher, Silberschmiede, Goldschläger, Steinschleifer, Bildhauer, Maler, Glas- und Porzellanfabriken, welche so gute Waren lieferten als die spanischen. Und für alle Gewerbe gab es die geschicktesten Arbeiter, denn alle waren sicher, ihre Geschicklichkeit hier besser verwerten zu können als an irgend einem anderen Orte der Erde. Wie der Verdienst für alle reichlich floss, so kargte auch niemand mit seinen Ausgaben, und besonders war der Kleiderluxus bei allen Ständen und Leuten von jeglicher Hautfarbe verbreitet. An Festtagen ging der Edelmann, Bürger und Freigelassene in Seide, und die Verschwendung war um so grösser, als die Gesetze, welche in Spanien zur Beschränkung des Kleideraufwandes erlassen worden waren, in den Kolonieen nicht zur Anwendung kamen, im Gegenteil, die Stoffe, welche daheim als zu kostbar verboten waren, in Lima zu Markte gebracht wurden und willige Käufer fanden. Für die damalige Zeit unerhörte Summen wurden für schweren Seidenbrokat, Sammet, feine Leinwand, Battiste und Tuche ausgegeben; denn wenn die Sendungen von Cadiz einmal ungewöhnlich lange ausblieben, so benutzten die Kaufleute die Gelegenheit, die Preise um das Doppelte, ja Dreifache zu erhöhen.

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts scheint der Luxus am meisten zugenommen zu haben, und dann etwa hundert

Jahre sich gleich geblieben zu sein. Der Pater Cobo erzählt*), dass als er im Jahre 1599 nach Lima gekommen sei, es in der Stadt kaum vier oder fünf einfache und ziemlich wertlose Kutschen gegeben habe, und nach dreissig Jahren seien deren über zweihundert gewesen, alle aufs Kostbarste ausgestattet mit Goldleisten und mit Seide ausgeschlagen. Der Preis einer Karosse mit ihren zwei Maultieren war 3000 Pesos und darüber. Der gute Pater bemerkt dazu, dass wahrlich die Bewohner dieses Landes mit mehr Bequemlichkeit und weniger Kummer leben würden, wenn sie ihre Hoffart mässigten, und die überflüssigen Ausgaben vermeiden wollten, durch welche sie zur Bestreitung eitlen Pompes ihr Vermögen ruinierten; woraus zu ersehen ist, dass die Neigung zur Verschwendung, die man an den Peruanern unserer Tage zu rügen pflegt, ein Fehler ist, den sie von ihren Vorfahren geerbt haben, wie der Sohn eines reichen Mannes die Anlage zur Gicht von seinem Erzeuger. Übrigens scheint der Wagenluxus in der Folge noch bedeutend zugenommen zu haben, denn nach Frézier**) gab es zu Anang des 18. Jahrhunderts in Lima gegen 4000 Calesas, und wenn Frezier auch in der Angabe von Zahlen nicht zuverlässig ist, und man annehmen wollte, dass sie in diesem Falle um das Doppelte zu hoch wären, so würden 2000 Kutschen im Verhältnisse der Einwohnerzahl immer noch eine erstaunliche Menge gewesen sein.

Zu Zeiten Cobos gab es in Lima nicht wenige Leute, die drei bis vierhunderttausend Dukaten besassen, manche hatten noch weit grössere Vermögen. Wer nicht über 100 000 hatte, galt nicht für reich; 50 000 galten als ein mässiges Vermögen, und derer, die so viel besassen, gab es sehr viele. Wer nicht wenigstens 20 000 hatte, wurde für arm gehalten. Die meisten Vermögen bestanden in liegenden Gütern, Obst- und Weingärten, Zuckermühlen, Tuchwebereien, Viehgezüchten, Renten, Leibeigenen und Sklaven. Es wurden viele Majorate gegründet, die meisten mit 8000 bis 10 000 Pesos Renten. Nicht geringer als der Besitz an liegenden Gütern war der Reichtum der Stadt an Wertgegenständen, Juwelen, kostbarem Hausgerät, wie denn selbst Leute in den bescheidensten Verhältnissen goldene oder silberne Gefässe besassen. Die Masse an edlen Metallen in geprägtem Golde oder Geschirren, an edlen Steinen und Perlen war so bedeutend, dass ihr Wert von Kennern auf 20 Millionen geschätzt wurde, in welchen Summen die Kostbarkeiten der Kirchen nicht mit eingerechnet waren. Der Wert der eingeführten

*) Historia de la fundacion de Lima, Lima 1882.

**) Voyage de la mer du Sud, par Amadée François Frézier, Paris 1716.

Negersklaven wurde zu 12 Millionen veranschlagt. Solche Summen erscheinen noch in unseren Tagen bedeutend, waren aber zu den damaligen Zeiten, wo das Geld noch einen weit höheren Wert hatte, ganz ausserordentlich und wenige Hauptstädte Europas konnten sich gleichen Reichtums rühmen.

Im Vergleich zu den Ausgaben, die für Kleider, Schmucksachen und sonstige Luxusgegenstände gemacht wurden, waren die Summen, die zu Bauzwecken, dass heisst auf architektonische Verzierung der Häuser verwendet wurden, verhältnismässig gering. Auch die Kirchen, wiewohl im Innern reich geschmückt, hatten meist ein unscheinbares Äussere. Dies rührte einesteils, wie schon oben bemerkt, von dem Mangel eines leicht zu bearbeitenden Bausteines her, teils hatte es seinen Grund in der Unsicherheit einer solchen Kapitalanlage infolge der häufigen Erdbeben. Neben der Kathedrale waren die ansehnllichsten Gebäude der jungen Stadt die Klöster der fünf Mönchsorden: Dominikaner, Mercenarier, Franziskaner, Augustiner und Jesuiten, die sich sämtlich im ersten Jahrhundert nach der Gründung in Lima niederliessen.

In dem mit der Krone abgeschlossenen Vertrage (Capitulacion), durch welchen Pizarro zur Eroberung des von ihm entdeckten Landes ermächtigt, und zum königlichen Vertreter in demselben ernannt wurde, war ausdrücklich verfügt worden, dass Geistliche und Mitglieder religiöser Orden ihn bei seinen Unternehmungen begleiten und für die Bekehrung der neuen Unterthanen seiner Majestät zum Christentum Sorge tragen sollten. Die ersten Ordensbrüder, die infolgedessen nach Peru kamen, waren Dominikaner, und auch der Pater Vicente Valverde, der Kaplan und Begleiter Pizarros auf seinen Zügen und nachmaliger Bischof von Cusco gehörte diesem Orden an. Schon mit den ersten neuen Einwanderern kamen die Mercenarier; ihnen folgten die Franziskaner, die Augustiner und Jesuiten kamen erst später.

Wiewohl die Dominikaner die ersten im Lande gewesen waren, so kamen ihnen doch die Mercenarier mit der Gründung ihres Klosters zuvor. Der Bau desselben wurde gleichzeitig mit dem der ersten Häuser der Stadt begonnen, ja zwei Chronisten behaupten sogar, dass das Kloster schon im Jahre 1534, also im Jahre vor der Gründung der Stadt angefangen worden sei, indem Francisco Pizarro auf Wunsch seines Bruders Hernando die Grundsteinlegung der Kirche bis nach der Gründung des Klosters verschoben habe. Eine solche Begünstigung ist aber nach den oben nach amtlichen Quellen mitgeteilten Vorgängen unwahrscheinlich, und dass die Mercenarier dieselbe Hernando zu ver-

danken gehabt haben sollten, ist unmöglich, da dieser sich damals in Spanien befand. Bei Verteilung der Bauplätze wurden dem Orden vier Solare, der Raum eines Strassengeviertes, zwei Cuadras in südlicher Richtung vom Platze zugewiesen. Bis zum Ende der Bürgerkriege lag das Kloster ausserhalb der Häuser, aber nach hundert Jahren im Mittelpunkt der Stadt. Die erste Kirche desselben bestand nur aus einem Schiff und hatte eine ungewölbte Decke. Zur Zeit des Vicekönigs Montes Claros (1608—1615) wurde sie umgebaut und erhielt eine weit stattlichere Form. Das Hauptschiff wurde gewölbt und mit zwei ebenfalls gewölbten Seitenschiffen umgeben, welche mit zwei Reihen von Kapellen geschmückt waren, eine Anordnung, die noch in der jetzigen Kirche beibehalten ist. Zur Zeit, als der Pater Cobo Lima verliess (1629), war der Bau noch nicht vollendet, nur die Capilla mayor, worunter der Teil des Hauptschiffes verstanden wird, der den Hochaltar enthält und bis zum Transept reicht. Nach dem Zeugnis Cobos war dies das schönste Bauwerk, das bisher in Peru aufgeführt worden war, und so geräumig, dass bei grossen Festlichkeiten der Chor der Ordensbrüder, die vielen aus anderen Klöstern anwesenden Mönche, der Vicekönig mit Audienz und Ratskollegium nebst der Musik Platz fand. Die Kosten des Baues hatten bereits über 100 000 Pesos betragen, und Cobo meinte, wenn man in der bisherigen Weise fortfahren wollte, so würde die Kirche zu ihrer Vollendung 300 000 erfordern. Man gab aber 700 000 aus. Der Glockenturm war bereits im Jahre 1599 erbaut worden, und war der erste, der bis dahin in Lima errichtet worden war. Der Gründer und erste Komtur des Klosters war der Pater Fray Miguel de Orenes, nachmals erster Provinzial des Ordens in Peru. Zu Zeiten Cobos zählte das Kloster 170 Mönche und zeichnete sich vor den übrigen durch seine wohlgeschulten Sänger aus.

Ausser ihrem Hauptkloster hatten die Mercenarier zwei Filiale, erstens ein Haus zur strengen Observanz ihrer Regel am südlichen Ende der Stadt, genannt: Convento de Nuestra Señora de Belen de Recoletos Mercenarios, gegründet im Jahre 1606 und von 20 Mönchen bewohnt; zweitens ein Kollegium unter dem stolzen Titel: Colegio y Universidad Pontificia. Dasselbe wurde im Jahre 1626 auf Grundstücken errichtet, die der Orden den Jesuiten abgekauft hatte, und sollte zum Unterricht der Ordensmitglieder dienen, die sich höheren Studien widmen wollten.

Die Dominikaner erhielten bei Gründung der Stadt einen Bauplatz eine Cuadra vom Platze entfernt, unmittelbar am linken Ufer des Flusses, jedoch konnten sie mit dem Bau ihres Klosters nicht sogleich beginnen. Von den sieben Mönchen, die Pizarro von Spanien begleitet

hatten, waren einige in der Kolonie Jauja geblieben, und diese siedelten mit den Bürgern nach Lima über. Dort wurde ihnen anfangs der Dienst in der neuen Kirche übertragen, und da diese von ihrem Bauplatz zu weit entfernt lag, so wies man ihnen einstweilen neben derselben, in der jetzigen Calle de los Iudios, einen Wohnplatz an. Der Pater Valverde, welcher nach Einnahme der Stadt Cusco nach Spanien zurückgekehrt war, und von dort als Bischof nach Peru zurückkam, brachte von der Insel Santo Domingo elf Ordensbrüder mit, welche der dortige Provincial Fray Tomas Berlanga ihm als Gehilfen im Bekehrungswerke beigeordnet hatte. Sie kamen im Jahre 1538 in Lima an, und zu dieser Zeit begann man den Bau des Klosters unter dem Namen: Convento de Nuestra Señora del Rosario de la Orden de predicadores.

Pizarro hatte den Dominikanern anfangs nur einen beschränkten Raum angewiesen, vergrösserte denselben jedoch später durch Schenkung von zwei Solaren. Eine weitere Schenkung von vier Solaren, welche ein Kapitän namens Juan Fernandez dem Orden überliess, erweiterte den dem Kloster zur Verfügung stehenden Baugrund dergestalt, dass er mehr als zwei volle Cuadras umfasste. Wiewohl die Dominikaner ihren Bau später angefangen hatten als die Mercenarier, so brachten sie ihn doch weit früher zu Ende, und ihr Kloster war das bestgebaute, ansehnlichste Gebäude der Stadt. Die Kirche war geräumig und so reich verziert, dass sie, wie der Chronist sagt, von Gold funkelte, und der Orden in Spanien nicht ihres Gleichen aufzuweisen hatte. Alle Wände waren von Gemälden und feinen Stoffen bedeckt, sodass man fast nirgends die Mauern sehen konnte. Ihr Reichtum an silbernen und goldenen Gefässen, Reliquienkästen und Juwelen war erstaunlich. Besonders berühmt war ein Satz von 30 in massivem Silber getriebenen Kandelabern, von denen die grössten Manneshöhe hatten. Der grosse Kreuzgang war der schönste im Lande; vom Garten, in welchem ein anmutiger Brunnen sprudelte, war er durch ein elegantes Gitter von geschmiedetem Eisen geschieden, die Wände waren ringsum mit glasierten Tafeln bekleidet, über deren lange Reihe von Gemälden die Werke des heiligen Dominikus darstellten. Von all diesen Herrlichkeiten sind jetzt zwar nur verfallene Reste übrig, allein doch noch so viel, dass man die Beschreibung der früheren Pracht nicht unglaublich findet. Der Bau hatte über 800 000 Pesos gekostet und der Wert der Kirchenschätze betrug beinahe eine gleiche Summe. Die Zahl der Mönche war (1629) 230 und die der Laienbrüder 30. Der tägliche Ver-

brauch an Brod mit Einschluss der verabreichten Almosen betrug sieben Fanegas Weizenmehl.*)

Im Jahre 1611 gründeten die Dominikaner im Kloster zur strengen Observanz ihrer Regel ganz am südlichen Ende der Stadt, unweit der Recoleta der Mercenarier. Es hiess Convento de la Magdalena de Recoletos dominicos und hatte vor der Kirche einen schönen mit Orangenbäumen bepflanzten Platz, und hinter dem Kreuzgang einen acht Cuadras grossen Garten, den schönsten der Stadt. Die Zahl der Mönche war 40.

Eine zweite Filiale des Hauptklosters war der heiligen Rosa geweiht, und hiess zum Unterschied des gleichnamigen Nonnenklosters: Santa Rosa de los Padres. Ausserdem hatten die Dominikaner noch ein Kollegium, Santo Tomas genannt, welches im Jahre 1645 gegründet wurde aus den Mitteln, die ein reicher Bergwerksbesitzer von Potosi, D. Andrès Cinteros, dem Orden zur Verfügung gestellt hatte. Diese drei Zweigkonvente sind seit langer Zeit eingegangen.

Die ersten Brüder des Ordens des heiligen Franz von Assisi waren schon zugleich mit den Mercenariern nach Peru gekommen, allein bei der Gründung von Lima scheint nur einer zugegen gewesen zu sein, der Fray Francisco de la Cruz, welcher bei Vergebung der Bauplätze einen Solar unmittelbar neben den Dominikanern erhielt, und auf demselben eine kleine Hütte als Kapelle erbaute. Als in der Folge mehr Mitglieder des Ordens anlangten, und es nicht passend schien, dass zwei Klöster sich so nahe nebeneinander befänden, vereinigte Pizarro den Solar der Franziskaner mit dem der Dominikaner, und entschädigte die ersteren mit einem Bauplatz in der Gegend, wo jetzt die Franziskaner Kirche steht, und welcher damals unmittelbar am Flusse lag. Dort begannen sie den Bau ihres Klosters unter dem Namen: Convento del Santissimo nombre de Jesus de la orden de San Francisco. Indess war der ihnen zugewiesene Raum ziemlich beschränkt, daher sie sich an den Vicekönig Marques de Cañete (1556—1561) mit der Bitte um Erweiterung desselben wendeten, und dieser bewilligte ihnen den grossen Garten Francisco Pizarros, der oberhalb des Konvents lag und durch eine Strasse davon getrennt war. Eine Überlieferung berichtet, dass der Vicekönig, der den Mönchen wohlwollte, ihnen auf ihre Bitte scherzend den Bescheid gab, sie sollten so viel Land bekommen, als sie in einer Nacht mit Mauern umgeben könnten. Die Mönche liessen darauf in einer Nacht die beiden Enden der Strasse zumauern, die zwischen ihrem Kloster und dem Garten Pizarros hinführte. Durch die

*) Die Fanega als Mass für Körner beträgt ungefähr einen Zentner.

Erwerbung dieses Gartens wuchs der Grundbesitz der Franziskaner so bedeutend, dass ihre Klausur vier Cuadras umfasste, und sich am Ufer des Flusses bis zu der jetzigen Balta-Brücke erstreckte.

Die Kirche und die Kreuzgänge des Klosters waren stattlich und reich, standen aber gegen Santo Domingo zurück; denn die Glanzperiode der Franziskaner kam erst später, wie denn das gegenwärtige Kloster mit seiner Kirche und Kreuzgängen bei weitem das prächtigste in Lima, aber erst nach dem Erdbeben von 1746 in seiner jetzigen Gestalt gebaut worden ist. Die Zahl der Mönche zu Anfang des 17. Jahrhunderts war 200, ohne die Laienbrüder. Später jedoch war die Frequenz ihres Klosters grösser als die der Dominikaner.

Im Jahre 1596 gründeten sie ein Kloster der strengen Observanz am Fusse des Berges San Cristobal: Convento de Nuestra Señora de los Angelos de Descalzos Franciscanos, welches noch besteht, aber gegenwärtig vom Hauptkloster ganz unabhängig ist. Der Marques de Montes Claros hatte neben der Pförtnerei eine kleine Wohnung mit Garten und Kapelle bauen lassen, für sich und seine Nachfolger im Amte, wenn einer sich zur Erbauung und Bussübung für eine Zeit aus der Welt zurückzuziehen wünschte.

Das dritte Haus der Franziskaner befand sich ganz am entgegengesetzten, südlichen Ende der Stadt, in der Nähe des heutigen Ausstellungsgebäudes und hiess: Convento de Nuestra Señora de Guadalupe de Frailes Franciscos. Das Kloster entstand aus einer Einsiedelei, welche ein frommer Bürger Alonso Roman Cervantes und seine Gattin Elvira de la Sorna in jener Gegend besassen. Sie traten ihre Besitzung an die Franziskaner ab, welche auf dem weiten Raum ein Kloster anlegten und einen grossen Obstgarten pflanzten. Zur Zeit Cobos war der Bau noch nicht beendet, und es wohnten nur zehn bis zwölf Mönche daselbst. Später wurde daraus das Kollegium der Franziskaner, San Buenaventura genannt.

Die Augustiner kamen im Jahre 1548 nach Peru und gründeten vier Jahre später ihre erste Niederlassung in der Gegend, wo später die Parochialkirche von San Marcelo erbaut wurde, und welche damals eine gute Strecke von den letzten Häusern der Stadt entfernt lag. Den Baugrund kauften die Mönche von einem Bürger namens Juan Morallo um 2200 Pesos, welche der König dem Orden schenkte, sowie demselben auch noch weitere 4000 Pesos als Beitrag zu den Baukosten aus der Staatskasse überwiesen wurden. In dem bescheidenen und ärmlichen Kloster, das so entstand, führten die Mönche in christlicher Demut ein frugales Leben, während Dank ihrer Sparsamkeit und den reichlich zu-

fliessenden Spenden ihr Vermögen sich so rasch vermehrte, dass sie nach 20 Jahren imstande waren, ein Strassengeviert in der besten Lage der Stadt zu kaufen, und im Jahre 1573 den Bau des Klosters zu beginnen, welches noch jetzt steht. Die Kirche, Kreuzgänge, Treppenhäuser und Wandelgänge dieses Gebäudes wurde von Anfang an in so grossartigem Style angelegt, dass das neue Kloster der Augustiner sich mit den älteren nicht nur messen konnte, sondern sie in mancher Hinsicht übertraf. Besonders das Refektorium war ein Saal, der an Grösse und prachtvoller Ausstattung in Lima nicht seinesgleichen hatte. Die Kosten dieses Speisesaales hatten nicht weniger als 40 000 Pesos betragen. Zur Zeit Cobos war der Bau noch nicht vollendet. Die Zahl der Mönche war damals 160.

Auch hinsichtlich der Gründung von Zweig-Niederlassungen wollten die Augustiner nicht hinter den anderen Orden zurückbleiben. Im Jahre 1629 erbauten sie auf der rechten Seite des Flusses ausserhalb der Stadt einen kleinen Konvent zur strengeren Observanz ihrer Regel: Convento de Recoletos Augustinos, wo etwa ein dutzend Mönche lebten, die einen grossen Garten angepflanzt hatten. Schon früher (1612) hatten sie ein Kollegium angelegt, welches in der Nähe der Universität einen grossen Raum inne hatte: Colegio de San Ildefonso de la Orden de San Augustin. Endlich war ganz am oberen Ende der Stadt, im Cercado, da, wo früher die Kapelle mit dem wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau gestanden hatte, von einem Bischof von Cusco, Calixto de Orihuela, ein Haus für Bussübungen gegründet worden, das unter ihrer Leitung stand.

Die Väter der Gesellschaft Jesu kamen erst 25 Jahre später als die Augustiner nach Peru; allein obgleich die letzten, waren sie doch bald durch ihre von den übrigen Orden verschiedene Regel, durch rastlose Thätigkeit und unbescholtenen Lebenswandel an Einfluss die Ersten. Auf Ansuchen des Vicekönigs Francisco de Toledo (1567—1580) wurden auf Befehl des Königs Philipp II. durch den dritten General des Ordens, Francisco de Borja, die ersten Mitglieder des Ordens nach Peru geschickt. Die königliche Cédula spricht von vierzehn, es kamen aber nur acht unter Führung des Superiors Gerónimo Ruiz de Portillo. Wie den Augustinern, so wurde auch ihnen die Summe von 2200 Pesos zum Ankauf eines Baugrundes aus Staatsmitteln angewiesen. Sie kauften damit drei Cuadras von dem Platze das Grundstück, auf welchem jetzt ihre Kirche steht, und da das von der Krone bewilligte Geld dazu nicht ausreichte, so wurde der Rest des Kaufschillings durch Beiträge zusammengebracht, welche der damals noch lebende Erzbischof Loaysa

persönlich sammelte, und wozu die übrigen Orden in der bereitwilligsten Weise beitrugen. Besonders die Dominikaner unterstützten die neuen Ankömmlinge durch gastliche Aufnahme und freigebige Beisteuer.

Die erste Niederlassung der Jesuiten war beschränkt und dürftig, allein schon nach wenigen Jahren fanden sie an einem reichen Bürger Limas, dem Lizentiaten Juan Martinez Renjifo und dessen Gemahlin Bartola de Cartagena Beschützer, durch deren Freigebigkeit es ihnen möglich wurde, nach und nach fast ein ganzes Strassengeviert zu erwerben, auf welchem sie in der Folge ihr Haupthaus, das Colegio máximo de San Pablo, erbauten. Ihre erste Kirche war zwar reich geschmückt, stand aber, wie der Pater Cobo, der selbst Jesuit war, zugesteht, gegen die Kirchen der anderen Convente zurück. Bei ihrer neuen Kirche war dies allerdings nicht mehr der Fall, allein der Bau derselben begann erst im Jahre 1625, und da Cobo wenige Jahre später Lima verliess, um sich nach México zu begeben, so war die Kirche bei seiner Abreise kaum halb fertig. Der Stolz des Klosters zu jener Zeit war der grosse innere Kreuzgang mit seinem Garten und Brunnen aus weissem Marmor, dem schönsten der ganzen Stadt. Auch das Refektorium war ein prächtiger Saal und die reich mit Schnitzereien verzierte Bibliothek enthielt über 4000 Bände. Im Jahre 1629 zählte das Kloster 130 Geistliche, und hatte bereits neun religiöse Genossenschaften gegründet, welche in Kapellen ihrer Kirche und unter Leitung ihrer Mitglieder ihre Zusammenkünfte hielten.

Ein Noviziat ihres Ordens gründeten sie 1606, dank der Schenkung eines ihrer Verehrer namens Antonio Correa, eines reichen und frommen Mannes, welcher zu einer beträchtlichen einmaligen Stiftung noch eine Rente von 3000 Pesos hinzufügte. Ihm zu Ehren nannte sie dieselbe San Antonio Abad. Es lebten daselbst an älteren und jüngeren Ordensgeistlichen etwa 50. Später, nach Aufhebung des Ordens, wurde aus dem Noviziat das Colegio San Carlos, und jetzt ist die Universität von San Marcos dahin verlegt worden. Die Ordensbrüder, welche die vier Gelübde abgelegt hatten, wohnten in einem eigenen Kloster — casa profesa — dem Convento de Nuestra Señora de los Desamparados, welches aber erst 1685 in ihren Besitz kam. Im Jahre 1630 erbaute ein frommer Mann namens Bartolomé Calafre mit Erlaubnis des Vicekönigs, Conde de Chinchon, eine kleine Kapelle in der Nähe der Brücke, und bildete eine Brüderschaft, deren Mitglieder es sich zur Aufgabe machten, die Leichen, die in der Stadt und ihrer Umgebung aufgefunden wurden, sowie die Hingerichteten in anständiger Weise zu bestatten, daher der Name Desamparados: die Schutzlosen, Verlassenen.

Die Tochter Calafres, Doña Ursula, trat diese Kapelle an die Jesuiten ab und der ehrwürdige Vater Castillo baute sie zur Kirche aus und vereinigte damit die Räume eines Klosters.

Ausser dem grossen Colegio San Pablo besassen die Jesuiten noch ein zweites, das Colegio de San Martin, so genannt nach seinem Gründer, dem Vicekönig Don Martin Enriquez (1580—1582). Obwohl nicht für die Erziehung junger Leute zum geistlichen Stande bestimmt, hatte die Schule doch eine klösterliche Verfassung, die Zöglinge lebten unter einer strengen Regel und trugen das in den Jesuitenschulen übliche Kleid. Die Zahl der Schüler scwankte zwischen 160 und 200, welche unter der Obhut eines Rektors standen und von dreizehn Geistlichen unterrichtet wurden. Es gab in der Schule zehn königliche Freistellen und vierzehn, die durch Privatleute gestiftet worden waren, die übrigen Schüler entrichteten an Schul- und Kostgeld jährlich 150 Pesos. Das Colegio de San Martin lag etwas oberhalb des grossen Convents und enthielt mehrere Höfe, die zusammen ein ganzes Strassengeviert einnahmen. Die Gebäude desselben wurden unter dem Protektor Santa Cruz als Zollhaus benutzt, später wurde die Normalschule dahin verlegt, und seit zwanzig Jahren sind die Gerichte darin untergebracht worden, seit welcher Zeit das Gebäude Palacio de Justicia genannt wird.

Neben den Mönchsklöstern entstanden in Lima bis zu Ende des 16. Jahrhunderts fünf Nonnenklöster, ebenso viele im 17. und vier im 18. Jahrhundert. Da später das Geschichtliche über die Gründung bei jedem einzelnen angeführt wird, so beschränken wir uns hier, um Wiederholungen zu vermeiden, auf Angabe der Namen und Gründungsjahre.

1. Iglesia y Monasterio de la Encarnacion, 25. März 1558, Augustinas.
2. Monasterio de la Concepcion, 15. September 1573, Franciscanas.
3. Monasterio de la Trinidad, 29. Mai 1580, Bernardas.
4. Monasterio de las Descalzas, 15. Mai 1598, Franciscanas.
5. Monasterio de Santa Clara, 31. August 1596, Clarisas.
6. Monasterio de Santa Catalina, 17. Januar 1624, Dominicas.
7. Monasterio del Prado, 1. September 1640, Recoletas Augustinas.
8. Monasterio del Carmen, 13. Februar 1625, Carmelitas.
9. Monasterio de las Trinitarias, 11. Mai 1682, Trinitarias.
10. Monasterio de Santa Teresa, 21. November 1696, Carmelitas.
11. Monasterio de Nazarenas, 27. August 1727.
12. Monasterio de Mercedarias, 10. August 1732.
13. Monasterio de Santa Rosa, 26. Januar 1704, Augustinas.
14. Monasterio de Jesus y Maria, 8. Oktober 1707, Capuchinas.

Die Zahl der Mönche und Nonnen betrug nach einem Berichte, welchen der zweite Erzbischof von Lima, Toribio Alfonso de Mogrovejo, nachmals kanonisiert als Santo Toribio, im Jahre 1598 an den Papst richtete, für die damals bestehenden Klöster, in

Santo Domingo	140	Mönche	mit	30 000	Pesos	Einkünften,
San Francisco	110	»	» ca.	20 000	»	»
San Augustin	120	»	»	12—14 000	Pesos	»
La Merced	60	»	»	16 000	Pesos	»
Compañia de Jesus	70	»	»	25 000	»	»
Descalzos	8	»	ohne feste Einkünfte,			

In den Frauenklöstern befanden sich: in der

Encarnacion	174	Nonnen	mit	11 000	Pesos	Einkünften
Concepcion	150	»	»	28 000	»	»
Trinidad	36	»	»	4 000	»	»

30 Jahre später, als der Pater Bernabé Cobo Lima verliess (1629), betrug die Zahl der Mönche und Nonnen in den Klöstern von

Santo Domingo	230	Mönche,	30 Laienbrüder,		
San Francisco	200	»	Laienbrüder	nicht	angegeben,
San Augustin	166	»	»	»	»
La Merced	170	»	»	»	»
Jesuiten	130	»	»	»	»
Descalzos	30	»	»	»	»
Encarnacion	300	Nonnen	und 400 Sklavinnen und Töchter aus der Stadt,		
Concepcion	250	»	und ebensoviele Sklavinnen,		
Trinidad	140	»	Sklavinnen	nicht	angegeben,
Descalzas	80	»	»	»	»
Santa Clara	200	»	»	»	»
Santa Catalina	50	»	»	»	»

In den vierzehn Männerklöstern, die bis zum Jahre 1630 gegründet waren, lebten in diesem Jahre 1126 Mönche und etwa 500 Laienbrüder und Sklaven, die sechs Frauenklöster beherbergten 1010 Nonnen und nebstbei viele junge Mädchen, die daselbst erzogen wurden; der Dienerinnen und Sklavinnen waren an 1000, sodass über 2000 Frauen und Mädchen in Klausur lebten. In späteren Jahren nahm die Frequenz in einigen Nonnenklöstern noch zu, besonders in Santa Clara, wo die Zahl der Schwestern vom schwarzen und weissen Schleier bis zu 400 stieg; auch Santa Catalina, wo sich 1630 nur 50 befanden, hatte nachmals weit mehr, indes ist es uns nicht gelungen, darüber bestimmte Angaben zu erhalten. In den meisten der später hinzugekommenen

Nonnenklöster war die Beobachtung der Ordensregel strenger als bei den früheren, und einige wurden eigens zu diesem Ende gegründet, indem Schwestern aus dem Verbande der älteren unter lockerer Regel lebenden Genossenschaften austraten, um ein ernsteres bussfertiges Leben zu führen. Wie natürlich, war der Zudrang zu diesen Klöstern weit geringer, und die meisten durften nach ihren Statuten nicht über eine gewisse Zahl aufnehmen.

Da die weisse Bevölkerung der Stadt sich damals auf 25 000 Seelen belief, und sich annehmen lässt, dass etwa 16 000 davon Erwachsene beiderlei Geschlechts waren, so ergiebt sich aus den oben angegebenen Zahlen, dass der sechste Teil aller Erwachsenen dem monastischen Stande angehörte. Dazu kamen noch die Weltgeistlichen, Pfarrer und Kapläne, deren Zahl 350 bis 400 betrug. Unter der Leitung der Geistlichkeit standen 57 religiöse Vereine und Genossenschaften, Cofradias oder Hermandades genannt, deren Mitglieder bei 25 Spanier, bei 13 Indianer, bei 10 Neger und Mulatten waren. Alle diese Brüderschaften besassen in den Kirchen und Klöstern Kapellen mit reichgeschmückten Altären, Heiligenbildern, kostbaren Tragbahren, deren einige ganz von Silber waren, seidene Banner und Standarten, silberne Kreuze und Szepter, mit denen sie am Fronleichnamsfeste und anderen feierlichen Gelegenheiten, nach ihrem Alter geordnet, an den Prozessionen teilnahmen. Besonders zeichnete sich die Brüderschaft des heiligen Sakraments, welche von der Kathedrale gegründet war, durch ihren öffentlichen Prunk aus. Wenn einem Kranken aus der Domkirche die Sterbesakramente gebracht wurden, so zogen 11 Geistliche in vollem Ornate aus, von denen vier die silbernen Stäbe des Thronhimmels trugen, unter welchem der Priester mit der Monstranz einherschritt, während drei vor ihm hergingen und drei nachfolgten. Den Zug eröffneten die Mitglieder der Brüderschaft mit ihren Bannern und brennenden Wachskerzen, und eine Menge Volk beschloss den Aufzug. — Der Kaplaneien oder Vermächtnisse, die zum Lesen von Messen für das Seelenheil Verstorbener gestiftet und Weltgeistlichen übertragen waren, gab es 200, und wenigstens ebensoviele ähnliche Stiftungen waren zu Gunsten der Klöster gemacht worden.

Die oben erwähnten Klosterschulen waren mit Ausnahme des Colegio de San Martin nur für Mitglieder der betreffenden Orden bestimmt, die sich höheren Studien widmen wollten, ausserdem gab es aber noch drei höhere Lehranstalten, an welchen zwar auch Ordensgeistliche unterrichteten, die aber nicht unter ihrer Leitung standen und nicht von ihnen unterhalten wurden. Unter diesen nahm die Universität

den ersten Rang ein. Auf Anregung des Provinzials der Dominikaner Fray Tomas de San Martin hatte der Kaiser Karl V. bereits im Jahre 1551 verfügt, dass eine Hochschule nach dem Muster und mit den Gerechtsamen der Universität Salamanca in der Ciudad de los Reyes del Peru ins Leben treten und ihre Studien bis zur Beschaffung eines eigenen Lokals im Kloster Santo Domingo beginnen sollte. Dies geschah zwei Jahre später, und die Schule blieb daselbst, bis mancherlei Unzuträglichkeiten den Vicekönig Francisco de Toledo veranlassten, beim König Philipp II. die Säkularisierung der Universität zu beantragen. Es fehlte im Kloster an geeigneten Räumlichkeiten für Aula und Hörsäle, und die Mitglieder der übrigen geistlichen Orden weigerten sich, in einem fremden Kloster Professuren zu übernehmen. Der König billigte die Gründe seines Statthalters und befahl im Jahre 1571, dass das Rektorat der Universität den Dominikanern genommen und die öffentlichen Akte und Promotionen nicht mehr in ihrem Kloster, sondern entweder im Regierungsgebäude, oder in der Kathedrale stattfinden sollten.

Die Augustiner waren damals (1573) aus ihrem ersten Kloster in der Nähe der Kirche San Marcelo ausgezogen und nach ihrem neuen Bau übergesiedelt, und man benutzte diese Gelegenheit, um für die Universität ein eigenes Lokal zu gewinnen, indem man den Mönchen ihren alten Konvent abkaufte. Die Doktoren und Magister schossen dazu das erforderliche Geld zusammen. Allein die Räumlickeiten waren beschränkt und lagen damals noch ganz am Ende der Stadt, weshalb drei Jahre später (1577) der Vicekönig Toledo der Universität einen passenderen Platz anwies, den sie während der ganzen Dauer der Kolonialherrschaft behielt. Derselbe lag in der Mitte der Stadt, drei Cuadras vom Hauptplatz, auf dem Platze, der heute nach der dort befindlichen Reiterstatue Bolivars benannt ist, und hatte bis dahin als ein Asyl gedient, in welchem die Mestizas, Töchter der spanischen Eroberer von vornehmen indianischen Müttern, untergebracht worden waren. Zugleich wurden für die Gehälter der Professoren 13 000 pesos de oro ausgesetzt, die Zahl der Lehrstühle bestimmt und für dies erste Mal die Professoren unter Beirat urteilsfähiger Männer durch den Vicekönig ernannt, jedoch mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass bei künftigen Neubesetzungen die Lehrer durch das Doktoren-Kollegium der Universität erwählt werden sollten.

Die Lehrstühle waren folgende:

2 für Sprachen der Eingeborenen mit einem Gehalte von je 600 Pesos.

1 für Grammatik mit 300 Pesos,

1 für Grammatik, höhere Klasse mit 500 Pesos,

3 für schöne Wissenschaften mit 1000 Pesos Gehalt für den dreijährigen Kursus,

1 für Theologie, Morgen-Vorlesung mit 1000 Pesos,

1 für Theologie, Abend-Vorlesung mit 700 Pesos,

1 für Schrifterklärung mit 800 Pesos,

1 für Kirchenrecht, Morgen-Vorlesung mit 1500 Pesos,

1 für Kirchenrecht, Abend-Vorlesung mit 1000 Pesos,

1 für Dekrete der Päpste und Kirchenväter mit 1000 Pesos,

1 für Rechtswissenschaften, Morgen-Vorlesung, mit 1500 Pesos,

1 für Rechtswissenschaften, Abend-Vorlesung mit 1000 Pesos,

1 für Institutionen mit 500 Pesos,

1 für Medizin oder Philosophie mit 800 Pesos.

Die letztere Professur wurde zwar in den ersten funfzig Jahren nicht besetzt und das Kolleg nie gelesen, demungeachtet jedoch wurden Studenten zu Doktoren der Medizin promoviert.

Die Promotionskosten waren in allen Fakultäten sehr bedeutend und betrugen

für	den	Grad	eines	Baccalaureus	artium	25	Pesos
»	»	»	»	»	legum	25	»
»	»	»	»	»	theologiae	35	»
»	»	»	»	Doctor	theologiae	3000	»
»	»	»	»	»	juris	3000	»
»	»	»	»	»	medicinae	2500	»

Es scheint, dass das Professoren-Kollegium durch diese hohen Gebühren ihre Gehalte etwas aufzubessern suchte, denn die vom Vicekönig Toledo ausgesetzten 13 000 Pesos de oro wurden sehr unregelmässig bezahlt und später durch ein königliches Dekret auf 8500 herabgesetzt, welche von dem Anteil der Krone am erzbischöflichen Zehnten ($^{2}/_{9}$ der Hälfte) entnommen wurden.

Während der Vicekönig Francisco de Toledo so der Universität, die bisher nur ein Scheindasein hatte, wirkliches Leben gab, war er zugleich mit der Gründung einer anderen Unterrichtsanstalt beschäftigt. Er beabsichtigte in Cusco und in Lima zwei Schulen anzulegen, in welchen die Söhne der Kaziken, das heisst der vornehmen Indianer, erzogen werden sollten. In der Schule zu Lima sollten zugleich Söhne der Conquistadores unentgeltlich unterrichtet werden. Der Platz dazu wurde in unmittelbarer Nachbarschaft der Universität angewiesen, deren Rektor zugleich die Oberaufsicht über die Anstalt führen sollte. Indessen

schritt der Bau dieses Gebäudes so langsam fort, dass er erst unter dem zweiten Marques de Cañete (1589—1596) zur Aufnahme von Schülern bereit war. Es waren mittlerweile 15 Jahre verstrichen und die Verhältnisse hatten sich geändert, daher der damalige Statthalter auch in der Verfügung über die Schule eine Umwandlung eintreten liess. Er bestimmte sie für den Unterricht von Söhnen und Enkeln der Eroberer und anderer Kolonisten, die sich im Dienste der Krone ausgezeichnet hatten. Die Schule wurde mit 16 jungen Studenten eröffnet, welche unter der Obhut eines vom Rektor der Universität abhängigen Vicerektors standen und ein dunkelblaues Schulkleid trugen. Die Schule ward Colegio Real de San Felipe y San Marcos genannt und ist dasselbe Gebäude, welches vor 25 Jahren zur Gewerbeschule umgebaut wurde und jetzt als Kaserne dient.

Der Gedanke, eine Unterrichtsanstalt für die ältesten Söhne und Nachfolger der Kaziken zu errichten, welchen Toledo gehabt hatte, wurde 40 Jahre später durch den Vicekönig Prinz Esquilache zur Ausführung gebracht, um durch die Erziehung und den Einfluss der jungen indianischen Fürsten, die Bekehrung der Eingeborenen zum Christentum zu befördern und ihre abergläubische Götzendienerei zu bekämpfen. Die Schule sollte in der von den Indianern bewohnten Vorstadt des Cercado angelegt, und nach Francisco de Borja benannt werden, doch zog man später vor, sie in der Stadt zu erbauen und zwar in unmittelbarer Nachbarschaft des Jesuitenklosters; auch erhielt sie einen anderen Namen und wurde Colegio de los Caciques genannt, oder ihrem Gründer Esquilache zu Ehren: Colegio del Principe. Gegenwärtig befindet sich im Hofe der ehemaligen Schule das Handelsgericht (Tribunal del Consulado) und der Lesesaal der Nationalbibliothek.

Ein drittes Kollegium, welches zu jener Zeit entstand, war das theologische Seminar, gegründet durch den zweiten Erzbischof Toribio de Mogrovejo im Jahre 1594 und nach ihm Seminario de Santo Toribio genannt. Über diese Schule, die noch jetzt besteht, wird später das Nähere angegeben werden.

Bei der grossen Bereitwilligkeit und Freigebigkeit, welche die Bewohner Limas bei frommen Stiftungen aller Art an den Tag legten, war zu erwarten, dass auch arme Kranke der Versorgung nicht ermangeln würden. Andere Arme als kranke gab es nicht an einem Orte, wo der Verdienst so leicht war, dass jeder Gesunde sich seinen Lebensunterhalt ohne grosse Anstrengung zu erwerben vermochte. Es wurden denn auch in den ersten hundert Jahren des Bestehens der Stadt nicht weniger als acht Hospitäler gegründet, und zwar jedes ein-

zelne für eine bestimmte Klasse von Kranken oder Pflegebedürftigen; denn damals waren die Einwohner nach Rasse, Rang und Stand noch streng von einander geschieden.

Bei Verteilung der Bauplätze durch Pizarro waren zwei Grundstücke oder Solare zur künftigen Anlage eines Hospitals zurückbehalten worden. Diese wurden durch den Magistrat drei Jahre später (1538) angewiesen, und zwar unmittelbar unterhalb des Klosters Santo Domingo, in der Strasse, die zum Flusse führte. Zugleich wurde ein Verwalter mit einem kleinen Jahrgehalte angestellt. Im Übrigen scheint damals noch nichts weiter geschehen zu sein und erst 1545, zu Zeiten Gonzalo Pizarros, begann ein frommer mitleidiger Priester Namens Francisco de Molina daselbst arme kranke Spanier aufzunehmen und sie mit Beihilfe des Stadtrats und mildthätiger Spender zu verpflegen. Anfangs waren der Patienten nur wenige, allein nach zehn Jahren war ihre Zahl bereits auf 40 angewachsen und die bisher benutzten Räumlichkeiten genügten nicht mehr. Nach der Ankunft des Vicekönigs Andrès Hurtado de Mendoza, Marques de Cañete, wendete sich daher Molina an ihn mit der Bitte um Anweisung eines passenden Platzes für das von ihm gestiftete Krankenhaus. Der Vicekönig bemühte sich selbst um die Auswahl eines geeigneten Baugrundes und entschied sich für das Grundstück, auf welchem sich noch jetzt das Hospiz befindet, das seinem Gründer zu Ehren den Namen Hospital de San Andrès erhielt. Dieses liegt im oberen Teile der Stadt, sechs Cuadras von dem Hauptplatz und in unmittelbarer Nähe des Platzes Santa Ana. Es wurden daselbst anfangs 200 Kranke verpflegt, später jedoch weit mehr, und die Säle mit Einschlus der Höfe und des Gartens nahmen den Raum einer Cuadra ein. Seit etwa 20 Jahren dient das Gebäude nicht mehr als Hospital, indem ein Teil zu einem Waisenhause für Mädchen, das übrige als Kaserne benutzt wird.

Während Francisco de Molina sich mit unermüdlichem Eifer der Pflege seiner kranken Landsleute widmete, war der erste Erzbischof von Lima, Gerónimo de Loaysa, mit christlicher Demut und Selbstverleugnung bemüht, der niedrigsten und am meisten verachteten Klasse der Bevölkerung ihre Leiden zu erleichtern. Er stiftete ein Hospital für Indianer beiderlei Geschlechts, welches den Namen Santa Ana erhielt und an dem Platze gleichen Namens liegt. Im Jahre 1550 waren einige Säle fertig und man fing an Kranke aufzunehmen. Der gute Erzbischof verwendete auf sein Werk alle seine Einnahmen und opferte demselben sein ganzes Vermögen. Er fand dabei einen eifrigen und einsichtsvollen Helfer in einem seinem Sprengel zugehörigen Prälaten, dem Bischof

von Ciudad de la Plata (Chuquisaca), Domingo de Santo Tomas. Ein reicher Kaufmann Namens Nicolas Corzo hatte bei seinem Tode sein Vermögen von 80 000 Pesos dem Bischof übergeben mit dem Auftrag, es nach seinem Ermessen in frommen Werken zum Heile der Seele des Verstorbenen zu verwenden. Der Bischof gehörte dem Orden der Dominikaner an, und da damals deren Kloster im Bau begriffen war, so glaubte man, die Erbschaft Corzos werde ihnen zufallen; allein der Bischof Domingo verteilte nur einen kleinen Teil an die verschiedenen geistlichen Orden zum Lesen von Seelenmessen, und übergab im Namen des Erblassers die grosse Masse dem Hospital von Santa Ana zum Unterhalte der Kranken und zum Bau einer dem heiligen Joseph gewidmeten Kapelle, in welcher Corzo bestattet wurde. Diese Kapelle wurde durch das Erdbeben von 1746 zerstört, aber das Hospital dient bis zum heutigen Tage seinem Zweck und ist gegenwärtig ausschliesslich für kranke Frauen bestimmt.

Für die kranken Neger wurde später gesorgt als für die Indianer, vielleicht auch fehlten anfangs noch die Ursachen, welche nachmals einen frommen Augustinermönch zur Gründung eines Hospitals für dieselben veranlassten. Fast alle Neger waren Sklaven, indes erfreuten sich die zur Dienstleistung in den Häusern verwendeten meist einer milden Behandlung; auf dem Lande dagegen wurden sie hart gehalten und rücksichtslos wie Haustiere ausgenutzt. Wenn sie dann durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig geworden waren, so verstiess man sie aus den Wohnungen und zwang sie, ein kümmerliches Gnadenbrot in den Strassen und an den Thüren der Kirchen zu erbetteln, bis sie durch Mangel an Nahrung und Obdach ein elendes Ende fanden. Der Anblick eines solchen Unglücklichen, der entseelt am Wege lag, versetzte den Vater Fray Bartolomé Vadillo in so schmerzliche Rührung, dass er den Entschluss fasste, fortan sein Leben der Linderung der Leiden seiner schwarzen Mitmenschen zu widmen. Er gründete 1646 ein kleines Krankenhaus, zu dessen Erweiterung später der sechste Erzbischof von Lima, Pedro de Villagomez, das Grundstück kaufte, auf welchem gegenwärtig das Hospital San Bartolomé steht, so genannt nach dem Namen seines Gründers. Einen zweiten Beschützer und Helfer bei seinem Werke fand der Pater Vadilla an einem mildthätigen Offizier, dem Kapitän Francisco Tijero de la Huerta y Segovia, welcher auf seine Kosten die Kirche und die Säle des Hospitals ausbauen liess. Die Erdbeben von 1687 und 1746 zerstörten die Kirche und alle übrigen Gebäude, doch wurde das Hospital wieder aufgebaut und dient gegenwärtig zur Aufnahme kranker Militärs.

Im Jahre 1559 wurde die Stadt von einer Seuche heimgesucht, die viele Menschen hinraffte. Da eine grosse Anzahl von Kranken durch Mangel an Pflege zu Grunde gingen, so vereinigten sich drei angesehene Männer, Alonso Pedro de Paredes, Diego de Guzman und Gonzalo Lopez zur Bildung einer Brüderschaft, welche sich die Sorge für hilfsbedürftige Kranke zur Aufgabe machte. Der Erzbischof Loaysa billigte das Unternehmen, vereinigte mit dem neuen Verein einen ähnlichen, schon seit 1552 bestehenden und die so vereinigte Brüderschaft nannte sich: Hermandad de la caridad y de la misericordia. Sie gründete ein Hospital für kranke Frauen am Platze der Inquisition, San Cosme y San Damian genannt, und besoldete zwei Ärzte, deren einem die Behandlung verschämter Kranker in ihrer Wohnung oblag. Die Verpflegung der Kranken im Hospital geschah durch Mestizinnen, welche zum Lohn für ihre Dienste von der Brüderschaft verheiratet und mit einer Mitgift von 300 Pesos ausgesteuert wurden. In demselben Gebäude mit dem Hospital befand sich noch eine Töchterschule, in welcher eine Anzahl junger Mädchen von spanischer Abkunft in klösterlicher Weise erzogen und bei ihrer Verheiratung ausgestattet wurden. Das Hospital der Caridad bestand während der ganzen Dauer der spanischen Herrschaft und konnte im Notfall bis zu 100 Kranke aufnehmen. Die Kosten wurden zum grössten Teil durch freiwillige Beiträge gedeckt, und da diese seit langer Zeit aufgehört haben, so ist jetzt das Hospital und die Kirche geschlossen.

Ein Grieche, namens Miguel de Acosta, gründete im Jahre 1570 ein Hospital für kranke Seeleute mit dem Namen: Hospicio del Espirito Santo. Da zu jener Zeit die Bevölkerung von Callao noch sehr gering war, so zog man vor, die invaliden Matrosen in der Hauptstadt verpflegen zu lassen. Die Kosten wurden durch eine Abgabe bestritten, welche man von jedem im Hafen einlaufenden Schiffe erhob. Die Zahl der Kranken war gewöhnlich 20, doch enthielten die Säle des Hospitals Raum für 100. Später wurde die Militärschule in dies Gebäude verlegt und jetzt dient es als Kaserne.

Auf der rechten Seite des Flusses befand sich seit etwa 1562 ein Hospiz für Unheilbare und Aussätzige, welches jedoch selten mehr als ein halbes Dutzend Kranke enthielt. Seiner Bestimmung gemäss führte es den Namen San Lázaro. Die zu demselben gehörige Kapelle wurde später zur Parochie erhoben und das ganze auf dem rechten Ufer entstandene Stadtviertel mit demselben Namen benannt. Das Hospital ist lange geschlossen und dient als Kaserne.

Auf Anregung des Dekans der Kathedrale, Don Pedro Almeida,

bildete sich im Jahre 1594 ein Verein von 25 Weltgeistlichen, welche zur Stiftung eines Hospitals für kranke Priester zusammentraten. Zu diesem Ende kauften sie ein Grundstück gegenüber dem Colegio de San Felipe und nannten das darauf erbaute Hospital San Pedro. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens wurde dieses Hospital San Pedro in einen der Höfe des Colegio maximo de San Pablo verlegt, und wurde so die Veranlassung, dass dieser Name verschwand und in San Pedro umgewandelt wurde.

Die Brüder des Johanniter-Ordens, Hermanos de San Juan de Dios, gründeten im Jahre 1594 das Hospital San Diego, in welchem nur Rekonvaleszenten des Hospitals San Andrès aufgenommen wurden. Dies Gebäude dient seit Erbauung der ersten Eisenbahn zwischen Lima und Callao als Stationsgebäude und ist bekannt unter dem Namen: Estacion de San Juan de Dios.

Ein Hospital für Rekonvaleszenten der Caridad unter dem Namen: San Pedro Alcántara lag ausserhalb des Thores von Maravillas und wurde nach der Zerstörung durch das Erdbeben von 1746 nicht wieder aufgebaut.

Die Rekonvaleszenten von Santa Ana wurden in einem Hospital verpflegt, welches vor dem Thore von Barbonas in sehr gesunder Gegend lag und unter der Obhut der Brüder von Bethlehem stand. Es hiess: Hospital de Nuestra Señora del Carmen, oder schlechtweg: »el Carmen«, und bestand viele Jahre.

In den ersten 150 Jahren seines Bestehens war Lima eine offene Stadt, ohne irgend welche Verteidigungswerke; erst im Jahre 1683 umgab man sie mit Wällen, die in neuerer Zeit wieder abgetragen worden sind. Bis dahin war der einzige mit Mauern umgebene Teil der Stadt ein oberhalb derselben gelegener, von Indianern bewohnter Vorort gewesen, Santiago genannt, in welchem auf Befehl des Statthalters Lope Garcia Castro (1563—1567) diejenigen Eingeborenen angesiedelt worden waren, welche aus den Encomiendas von ausserhalb nach Lima zur Dienstleistung kamen und sich in der Umgebung der Stadt ohne festen Wohnsitz umhertrieben. Dort wurden diese von den Jesuiten-Priestern in den Lehren des Christentums unterrichtet, lernten die spanische Sprache und Handwerke, und wurden in der Folge der städtischen Bevölkerung in mancher Weise nützlich. Vorzüglich beschäftigten sie sich mit Obst- und Gemüsebau in den hinter ihren Häuschen gelegenen Gärten, deren Erzeugnisse sie in Lima zu Markte brachten.

Um die Indianer vor Beunruhigung von Seiten der Weissen und

Neger zu schützen, hatte man ihre Kolonie mit Mauern umgeben, deren Thore allabendlich geschlossen wurden, was der Grund war, aus welchem man den Ort gewöhnlich nicht mit seinem Namen Santiago nannte, sondern bloss el Cercado (das heisst das Umzäunte, Ummauerte, von cerca der Zaun), welche Gewohnheit sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, obgleich seit langen Jahren die Mauern entfernt worden sind. Der Cercado bildete ein eigenes Kirchspiel, welches unter Seelsorge der Jesuiten stand, hatte seine eigene Gerichtsbarkeit, und auch nachdem durch das zunehmende Wachstum der Stadt die letzten Häuser derselben an die Vorstadt reichten, behielt diese ihre Unabhängigkeit.

Während des 17. Jahrhunderts waren die Küsten des Meerbusens von Mexico und des stillen Meeres zu wiederholten Malen von Flibustiern*) heimgesucht worden, welche aus Abenteurern aller Nationen bestehend, förmliche Flotten mit Tausenden von Bewaffneten ausrüsteten, und der Schrecken der spanischen Kolonieen geworden waren. Gegen das Jahr 1684 schickten sich wieder 2000 zu einem Besuche an der Westküste an, indem ohne vorhergegangene Verabredung die einzelnen Abteilungen teils über den Isthmus von Panamà gegangen, teils durch die Magelhaensstrasse gesegelt waren. Zu Anfang 1685 waren zehn Schiffe mit 1100 Mann Besatzung in der Rhede von Panamà versammelt unter der Anführung des Flamänder David. Der damalige Vicekönig von Peru, Herzog de la Palata, rüstete gegen ihn ein Geschwader von sechs Schiffen mit 116 Kanonen aus, mit welchem der entschlossene Kapitän Don Antonio de Beas die Seeräuber bei den Königsinseln angriff und auseinandertrieb. Sie zerstreuten sich und plünderten sodann in einzelnen Abteilungen die Häfen von Guyaquil, Paita, Pisco und Arica, bis ein Geschwader des Herzogs, auf welchem sich viele Freiwillige mit einschifften, den Flibustiern sieben Schiffe nahm, worauf alle, die in den Gefechten entkommen waren, Peru verliessen.

Angesichts der Gefahren, welchen die Hauptstadt durch einen Handstreich dieser verwegenen Gesellen ausgesetzt war, hielt es der Vicekönig für ratsam, dieselbe zur Vermeidung einer Überraschung mit Wällen umgeben zu lassen. Er beauftragte mit dem Bau den damaligen königlichen Kosmographen und Professor der Mathematik Don Juan Ramon Koenig, einen niederländischen Priester, der die vielseitigsten

*) Das Wort Flibustier wird von einigen vom englischen Worte fly-boat (flibote, vlieboot im Holländischen) abgeleitet, kleine schnellsegelnde Fahrzeuge, deren sich die Seeräuber bei ihren Unternehmungen bedienten; möglicherweise war es auch aus dem Worte freebooter, Freibeuter, entstanden, aus welchem die Spanier flibustero, filibustero machten, worauf dieses Wort wieder in die anderen Sprachen überging.

Kenntnisse mit einer unermüdlichen Arbeitskraft vereinte. Die unter seiner Aufsicht aufgeführten Wälle umgaben den auf dem linken Ufer des Rimaks gelegenen Teil der Stadt und hatten eine Ausdehnung von 13 000 Ellen. Sie waren aus ungebrannten Backsteinen gebaut, 20 Fuss hoch, hatten 30 Basteien und waren von neun Thoren durchbrochen. Das Werk wurde in zwei Jahren vollendet und kostete nur 400 000 Pesos. Ob die Mauern bei einem Überfall den Schutz gewährt haben würden, den man von ihnen erwartete, ist eine unentschiedene Frage geblieben, denn so lange sie standen, sind sie nie auf die Probe gestellt worden. Der Zug der Seeräuber, welcher Veranlassung zur Erbauung der Wälle wurde, war ihre letzte Unternehmung gewesen; nach dem Scheitern derselben wagten sie keinen neuen Versuch und verschwanden bald darauf von den Meeren.

Unter welchen Umständen in unseren Tagen die Abtragung der Wälle stattfand, wird an einer anderen Stelle angegeben werden.

Städtische Behörden und Kolonialregierung.

Wie bemerkt wurde, war einer der ersten Akte Pizarros nach Gründung der Stadt die Ernennung eines Rates (Cabildo), welcher im ersten Jahre aus acht Mitgliedern bestand, zwei Bürgermeistern (Alcaldes) und sechs Beisitzern (regidores). Noch im selben Jahre (1535) erwählte der Rat einen Anwalt, Hernando Caballos, und schickte ihn nach Spanien mit dem Auftrage, dem Kaiser Karl V. Bericht zu erstatten und ihn um Bestätigung der bisher getroffenen Massregeln, sowie um Verleihung von Gerechtsamen für die neue Kolonie zu bitten. Der Kaiser empfing den Abgesandten seiner überseeischen Unterthanen mit grossem Wohlwollen und bewilligte alle seine Gesuche. Allein bei der langsamen und umständlichen Weise, in welcher die Geschäfte im Concejo de Indias erledigt wurden, verstrich doch eine ziemliche Zeit, bis die erforderlichen Urkunden ausgefertigt waren, sodass Caballos erst gegen Ende 1538 nach Lima zurückkehren und dem Cabildo die kaiserlichen Gnadenbezeugungen überbringen konnte. Diese bestanden in vier Amtsverleihungen (provisiones) und 19 Erlassen (cédulas), deren eine auf Pergament geschriebene der Stadt das Recht erteilte, fortan das Wappen zu führen, dessen Beschreibung und Abbildung beigefügt war. Dasselbe bestand aus einem blauen Schild mit drei Königskronen, darüber ein goldener Stern, der einen Strahl nach jeder der Kronen entsendete; zu den Seiten der Krone links ein J, rechts ein K, die Anfangsbuchstaben des Namens Kaiser Karls und seiner Mutter Johanna. Der

Rand des Schildes trug die Umschrift: »Hoc signum vere regum est«. Das Schild wurde von einem schwarzen Adler gehalten, dessen zwei gekrönte Köpfe einander ansahen. Um das Ganze läuft die Umschrift: La muy noble ynsigne y muy leal ciudad de los Reyes del Peru. Das Dekret, dessen Inhalt in diesen wenigen Zeilen mitgeteilt ist, füllt in dem breiten spanischen Kanzleistil der damaligen Zeit zwei grosse Seiten aus. Im Sitzungssaale der Munizipalität hängt noch eine Abbildung des Wappens, die jedoch dieser Beschreibung nicht genau entspricht. Bei den Schriftstücken der Stadt wird dasselbe, als aus den Zeiten der Monarchie stammend, nicht mehr als Stempel benutzt.

Eine der Gnadenbezeugungen, welche ein anderer Erlass enthielt, war bezeichnend für den Charakter jener Zeiten. Es wurde dem Cabildo das Vorrecht erteilt, dass bei der Prozession des Fronleichnamsfestes die Regidores — und niemand anders — die Stäbe des Thronhimmels halten sollten, unter welchem die Monstranz getragen wurde. Bei allen anderen öffentlichen Aufzügen hatte der Stadtrat seinen Platz unmittelbar hinter der königlichen Audienz.

Im zweiten Jahre nach Gründung der Stadt wurde die Zahl der Regidores von acht auf zwölf vermehrt, und in späteren Zeiten bestand das Ratskollegium aus 20 Mitgliedern. Anfangs wurden drei Räte vom Statthalter und ebenso viele durch die Krone ernannt, die übrigen wurden aus einer Anzahl von Bürgern erwählt, welche die nach einjähriger Amtsführung ausscheidenden Ratsherren vorgeschlagen hatten. In der Folge jedoch fielen diese Ergänzungswahlen weg, da alle Regidores vom Könige angestellt wurden, oder vielmehr ihre Stellen kauften. Alle Jahre wählte das Cabildo aus der Zahl seiner Mitglieder, oder auch aus der Bürgerschaft zwei Alcalden, welche vom Statthalter oder Vicekönig bestätigt werden mussten. Ausserdem wurde alljährlich vom Stadtrat ernannt: ein Polizeihauptmann (alcalde de la hermandad), ein Wasserrichter (juez de aguas), ein Anwalt und zwei rechtsgelehrte Beisitzer.

Die Amtsbefugnisse der Alcalden waren anfangs sehr ausgedehnt, sie waren zngleich Civil- und Kriminalrichter, bis später durch die Einsetzung von Gerichten ihre Macht beschränkt wurde. Unter ihrem Befehl stand ein Scheriff (Alguazil mayor) und fünf Polizeidiener, auch verfügten sie über das Stadtgefängnis, welches sich neben dem Rathaus befand. Dem Alcalde de la Hermandad lag die Sorge für die Sicherheit der umligenden Gegend ob, und seine Untergebenen waren acht berittene Schutzleute unter einem Fähnrich.

Das Cabildo wählte aus seiner Mitte Wegemeister und Marktvögte

(fieles ejucutores), welche die Märkte und Verkaufslokale zu besuchen und darüber zu wachen hatten, dass überall rechtes Mass und Gewicht gebraucht und nur Nahrungsmittel von guter Beschaffenheit feilgeboten wurden. Die damit beauftragten Regidores wechselten alle zwei Monate in ihrer Amtsverrichtung ab.

Der Vicekönig.

Pizarro führte als Oberbefehlshaber und Statthalter des Königs in den von ihm eroberten Ländern die Titel: gobernador, capitan general und adelantado, unter welchen er die gesamte Verwaltung und richterliche Gewalt in seiner Hand vereinigte. Der Lizentiat Vaca de Castro, der ursprünglich als Beirat des Statthalters mit richterlichen Befugnissen gesendet worden war, aber zugleich ein Dekret mitgebracht hatte, durch welches er im Falle des Ablebens Pizarros zu dessen Nachfolger ernannt wurde, überkam nach dessen Ermordung dieselben Titel, und obwohl kein Militär, übernahm er als Generalkapitän den Oberbefehl der königlichen Truppen im Feldzuge gegen den jungen Almagro. Vaca de Castro hatte unter schwierigen Umständen ebenso grosse Festigkeit als Einsicht gezeigt und der Krone wichtige Dienste geleistet. Demungeachtet jedoch wurde ihm, als die Nachricht vom Tode Pizarros nach Spanien gelangte, das Amt desselben nicht übertragen. Die ungerechten Beschuldigungen, durch welche er später in eine ehrenrührige Untersuchung verwickelt wurde und eine lange Gefangenschaft zu erdulden hatte, waren damals noch nicht gegen ihn angebracht worden; seine Verdienste wurden bei Hofe vollkommen gewürdigt, allein die Ausdehnung und Wichtigkeit des neuen der Krone unterworfenen Reiches liess es angemessen erscheinen, die Vertretung des Königs einem Manne von Rang zu übertragen, und demselben einen höheren Titel zu verleihen, als man einem bürgerlichen Lizentiaten geben mochte.

Der erste Vicekönig war der unglückliche Blasco Nuñez Vela, dessen klägliches Ende in der Schlacht bei Añaquito gegen Gonzalo Pizarro erzählt wurde. Im März 1544 langte Nuñez Vela im Hafen von Tumbes an, um von hier aus seine Reise nach der Hauptstadt zu Lande fortzusetzen. Er schickte einen Boten nach Lima voraus, welcher dem Stadtrat eine beglaubigte Abschrift seiner Vollmacht und zugleich ein Schreiben überbrachte, worin der Vicekönig den Magistrat aufforderte, ihn seiner Würde gemäss zu empfangen. Diese Schriften wurden den rechtsgelehrten Beisitzern zur Begutachtung vorgelegt, und nachdem sie

von diesen als glaubwürdig anerkannt worden waren, erklärten sich die Mitglieder einstimmig bereit, dem Vicekönig Gehorsam zu leisten. Am 16. Mai hielt dieser seinen feierlichen Einzug. Der Stadtrat ging ihm entgegen und geleitete ihn bis zu seiner Wohnung. Als der Zug zu den ersten Häusern gelangte, in der Strasse, wo jetzt die Kirche des Espiritu Santo steht, und wo ein Triumphbogen errichtet worden war, trat der Stadtanwalt Rodrigro Niño vor den Vicekönig und richtete an ihn in Gegenwart des Erzbischofs Loaysa und des gleichfalls anwesenden Statthalters Vaca de Castro die ergebene aber inständige Bitte, er möge sich herbeilassen, dem Gebrauche zu huldigen, der bei Gelegenheiten, wie die vorliegende herkömmlich sei, und sich durch einen Eid verpflichten, bei seiner Regierung die von Seiner Majestät der Stadt verliehenen Gerechtsame und Freiheiten nicht antasten zu wollen. Der Vicekönig erklärte sich sogleich zum Schwure bereit, und da man vergessen hatte, ein Messbuch mitzubringen, so leistete er den Eid, indem er die rechte Hand auf das Ordenskreuz an seiner Brust legte und Gott feierlich zum Zeugen nahm, dass er als guter Ritter des heiligen Jakob sein Wort heilig halten wollte.

Dieselbe Ceremonie wiederholte sich fortan bei jedem Regierungswechsel. Die Vicekönige wurden als Stellvertreter des Königs mit denselben Ehren empfangen, die dem Monarchen selbst erwiesen worden wären. Am Eingange der Stadt wurde ein Triumphbogen errichtet, vor welchem ein Sessel stand, auf dessen Polster ein Messbuch lag. Auf dieses nahm einer der Regidores im Namen des Kapitels dem ankommenden Vicekönig den Eid ab, dass er die der Stadt verliehenen Rechte heilig halten würde, worauf der feierliche Einzug begann, und zwar in folgender Ordnung: Zuerst kam eine Schar indianischer Krieger in reichem Federschmuck und mit ihren einheimischen Waffen, darauf die Kompagnieen der Stadtmiliz mit Piken und Musketen, die Kompagnie der adligen Garde zu Pferde mit ihren Musketen auf der Schulter, die Dienerschaft des Vicekönigs paarweise geordnet; hierauf die angesehensten Bürger der Stadt zu Pferde, die Professoren der Universität mit den Abzeichen der Fakultäten; die königliche Audienz, die Richter und Beamten; die Szepterträger der Stadt und Waffenherolde im Panzer und unbedeckten Hauptes, der Stallmeister des Vicekönigs mit gezogenem Degen auf der Schulter, begleitet von vier Livreebedienten, die Pagen mit dem Kapitän der Wache; endlich der Thronhimmel von rotem Sammet, dessen silberne Stäbe die Regidores trugen, während die beiden Alcalden die seidenen Schnüre hielten, alle in langen rotsammetenen Talaren und Baretts von gleichem Stoffe; unter

dem Thronhimmel ritt der Vicekönig und hinter ihm einer seiner Leute mit dem königlichen Banner. Den Zug beschlossen die Beamten des vicekönigіichen Haushalts zu Pferde und die reitende Edelgarde in Panzer und Helm mit Schild und Lanze. Zu beiden Seiten des Zuges schritten die Kompagnieen der Hellebardiere, Musikbanden mit Pauken und Trompeten waren in verschiedenen Abteilungen verteilt.

Die Strassen, durch welche sich der Zug bewegte, waren reich geschmückt mit Teppichen und Blumen. Sobald der Vicekönig auf dem Hauptplatz angekommen war und sich der Kathedrale näherte, erschien der Erzbischof, umgeben von der Geistlichkeit und den Mitgliedern der religiösen Orden vor dem Hauptthor, um ihn zu empfangen. Der Vicekönig stieg vom Pferde und begab sich vom Prälaten begleitet in die Kirche, um sein Gebet zu verrichten. Nachdem dies geschehen, wurde er von der Geistlichkeit zurückbegleitet, stieg wieder zu Pferde, hielt dann noch einen Umzug um den Platz und begab sich sodann durch das Hauptthor in seinen Palast.

In dieser Weise wurden alle Vicekönige empfangen bis zum Prinzen Esquilache, unter welchem ein königlicher Erlass verfügte, dass künftighin der Thronhimmel bei der Einzugsprozesssion wegfallen sollte.

Das Gebiet, welches der Botmässigkeit des Vicekönigs von Peru unterworfen war, umfasste anfangs die Audienzen von Lima, Panamà, Quito, Chuquisaca und Santiago de Chile, und erstreckte sich über 54 geographische Breitegrade. In späterer Zeit wurden mehrere Provinzen davon getrennt; dem neuerrichteten Vicekönigreich von Santa Fé de Bogotà wurden die Audienzen von Panamà und Quito untergeordnet (1739), die Audienz, welche die grosse Provinz Charcas bildete, wurde zum Königreich Rio de la Plata geschlagen (1776) und aus der Audienz Santiago wurde das General-Kapitanat Chile (1742). Von der Provinz Charcas blieb nur Puno und die Gegend um den Titicaca-See mit Peru vereint, und gehört daher noch heute zum Gebiete der Republik, während der Hafen von Guayaquil mit dem umliegenden Bezirk, welcher ebenfalls der Audienz von Lima belassen worden war, nach der Lostrennung von Spanien durch Bolivar mit Columbia vereinigt wurde.

Die grossen Entfernungen, welche die amerikanischen Provinzen von Spanien trennten und die Langsamkeit der Verbindung mit dem Mutterlande machten es unerlässlich, dass dem Vertreter des Königs in seinen entlegenen Reichen ausgedehnte Vollmachten erteilt werden mussten, daher die Vicekönige in Peru während der Zeit ihrer Amtsdauer fast ebenso unumschränkt herrschten als der Monarch selbst. Zwar hatten sie nur das Prädikat »Excellenz«, aber da niemand ausser ihnen es

führte, so war es in den Kolonieen gleichbedeutend mit Majestät. Ihre Amtswohnung befand sich im Regierungspalast, dem ehemaligen Hause des Marques Pizarro, welches von der Krone angekauft worden war und ein ganzes Strassengeviert einnahm. Das bescheidene Gehalt von 5000 Dukaten, das Blasco Nuñez Vela bezogen hatte, vermehrte sich allmählich bis zu 40 000, und wiewohl zeitweilig unter dem Marques Montes Claros etwas vermindert, stieg später das regelmässige Einkommen der Vicekönige auf 60 000, während die ausserordentlichen, aber durch das Herkommen gebilligten Einnahmen noch mehr betrugen. Sie waren von einem glänzenden Hofstaate umgeben, hatten eine Kapelle von Musikern, fuhren in Wagen mit sechs Pferden und hatten eine Leibwache von 200 Mann.

Die adlige Garde der Lanzenträger und Musketiere, deren oben beim Empfange der Vicekönige Erwähnung geschah, wurden vom Marques de Cañete (1556—61) eingeführt. Zu jener Zeit war eben erst die Empörung unter Francisco Hernandez Giron unterdrückt worden, und noch viele Offiziere, die während der Bürgerkriege für die Krone gefochten hatten, beanspruchten Belohnung für ihre Dienste. Da nun dem Vicekönig untersagt worden war, erledigte Encomiendas von Indianern von neuem zu vergeben, indem alle Eingeborenen nach und nach Vasallen der Krone werden sollten, so traf der Marques Cañete dieses Auskunftsmittel, wodurch er zugleich für die Sicherung der Regierung sorgte und den Ansprüchen verdienter Soldaten gerecht wurde.

Hundert Lanzenträger erhielten jeder einen Gehalt von 1000 Pesos, fünfzig Musketiere bekamen je 500. Ausser ihrem Gehalt hatte die Edelgarde manche Vorrechte, und viele Beamten im Lande wurden aus ihnen gewählt. Anfangs wurde ihnen ihr Sold pünktlich ausgezahlt, nach und nach aber immer unregelmässiger. Die Stellen wurden auf dreissig vermindert, bis unter Francisco de Toledo auf königliches Dekret die frühere Zahl und die regelmässige Gehaltsvergütung wieder hergestellt wurde. Zugleich wurde dem Vicekönig eine Leibwache von fünfzig Hellebardieren zuerteilt. Zu Zeiten des Prinzen Esquilache, wo die Umstände, welche den Marques Cañete zur Errichtung der Edelgarde veranlasst hatten, weggefallen waren, verfügte ein königlicher Erlass ihre Auflösung, worauf die Gardisten sich erboten, ohne Sold, bloss um der Ehre willen, weiter zu dienen, was von dieser Zeit an auch geschah.

Die Mitglieder der Nobelgarde hatten Anwartschaft auf die mancherlei Stellen, deren Vergebung dem Vicekönig zustand. Von den Amtmännern (corrigidores) der neunundachzig Provinzen, in welche sein

Gebiet eingeteilt war, wurden nur siebzehn durch die Krone, die übrigen durch ihren Bevollmächtigten besetzt. Die Gehalte derselben betrugen von 600 bis zu 1600 Pesos und diese Ämter wurden immer nur auf zwei bis drei Jahre vergeben und dann aufs neue verliehen. Während dem Vicekönig so die Mittel geboten wurden, seine Nobelgardisten zu versorgen, fand er noch reichliche Gelegenheit, diese Einrichtung zu seinem eigenen Vorteil auszubeuten, und in der That war das Recht des Stellenvergebens eine der Hauptquellen, aus welchen seine ausserordentlichen Einnahmen flossen.

Auch bei Erledigung der Ämter, deren Vergebung sich der König vorbehalten hatte, wurden diese vom Vicekönig übertragen, bis der neue Inhaber der Stelle von Europa ankam. Ebenso wurden die dreissig Oberverwalter der den Eingeborenen zugehörenden liegenden Güter, sowie zwanzig Schirmherren der Indianer durch ihn ernannt. Desgleichen stand ihm zu die Vergebung der Freistellen in den königlichen Schulen, die Verteilung von Fron-Vasallen für Bergwerke, Landgüter und sonstige Dienstleistungen. Die letztere Befugniss war anfangs eine der wichtigsten, doch verlor sie in der Folge an Bedeutung, da die Encomiendas oder Repartimientos de Indios nach und nach eingingen, auch bei der rasch zunehmenden Entvölkerung immer weniger Eingeborene zur Verfügung standen.

Für ausserordentliche Umstände waren dem Vicekönig noch besondere Erweiterungen seiner Vollmachten erteilt. Bei Empörung durfte er über die königlichen Kassen frei verfügen, er hatte das Recht der Begnadigung, selbst bei Verbrechen des Hochverrats, kurz er war der Mann, durch den, wie der Chronist sagt, der Monarch sein königliches Gewissen entlastete, »auf dass er handelte, wie Seine Majestät handeln würde, wenn sie gegenwärtig wäre«. In dem königlichen Erlass vom 19. Dezember 1568, welcher dem Vicekönig Francisco de Toledo mitgegeben worden war, heisst es am Ende: »Darum befehlen Wir Euch allen und jedem einzelnen, wie schon gesagt, dass Ihr alles, was in den besagten Provinzen durch den besagten Don Francisco de Toledo verfügt, verordnet und befohlen wird, in allen Fällen, die nur vorkommen können, beobachten, erfüllen und ausführen lasst, und ihm gehorcht und Ehre erweist als einem Manne, der an Unserer Stelle steht und Unsere königliche Person vertritt, und seine Befehle erfüllt, so wie er sie in Unserem Namen erteilt und befiehlt, schriftlich oder mündlich, wie es in seinen Briefen und Weisungen gesagt ist, ohne Entschuldigung oder Aufschub, ohne weitere Auslegung, Deutung und Erklärung, und ohne weiter zu untersuchen, um Rat zu fragen oder weitere Befehle abzu-

warten, ganz so, als ob Wir es selbst durch Unsere Person, Unsere Briefe und Unsere Unterschrift gesagt, verfügt und befohlen hätten«.

Die Verleihung von so unumschränkter Macht würde unter allen Umständen starke Versuchungen zum Missbrauch mit sich gebracht haben, besonders aber in einem Lande wie Peru, dessen Reichtum die Habsucht durch so verführerische Lockungen reizte, und dessen Bewohner, durch einschmeichelnde Formen des geselligen Umgangs den sprödesten Widerstand zu besiegen wussten. Die Absichten der Regierung waren wohlmeinend, die Gesetzgebung, besonders hinsichtlich der unterjochten Rasse, von humanen Grundsätzen geleitet, die königlichen Statthalter waren hochgestellte, verdiente Kavaliere, und vielleicht die meisten von ehrenwertem Charakter; allein früher oder später ermattete auch der uneigennützigste Eifer, und fast alle wurden schliesslich von dem Strome ergriffen, der ihre Vorgänger fortgerissen hatte. Die Sitten oder Unsitten, die durch diese Umstände in das öffentliche und private Leben eingeführt wurden, schlugen so tiefe Wurzeln, dass sie bis auf den heutigen Tag fortdauern, und die gegenwärtigen Missbräuche der Verwaltung, sowie viele Charakterfehler der Bevölkerung finden darin ihre Erklärung und gewissermassen ihre Entschuldigung. Einen Einblick in diese Verhältnisse giebt der geheime Bericht der Brüder Ulloa*), welche in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Südamerika bereisten, und aus denen wir hier als Belege des Gesagten einige Stellen anführen.

»Viele Vicekönige pflegen gewappnet und entschlossen zu sein, der mächtigen Versuchung zu widerstehen, und damit sie ihnen nirgends nahen könne, verbieten sie ihrer Dienerschaft, Geschenke anzunehmen; allein es zeigt sich, dass diese Festigkeit nur die ersten zwei oder drei Jahre währt. Am Ende fangen sie doch an, durch die wiederholten Bemühungen, Gelegenheiten und Zudringlichkeiten erweicht zu werden, denn da die Bestürmung durch Aufmerksamkeiten und Geschenke unaufhörlich ist, so wissen die Bewerber nach und nach ihr Wohlwollen zu gewinnen, und wenn sie dies einmal erreicht haben, so sind sie auch ihres Sieges gewiss. Was man in Peru in dieser Beziehung beobachtet hat, läuft darauf hinaus, dass bei einigen Vicekönigen der Entschluss keine wertvollen Geschenke anzunehmen länger vorgehalten hat, als bei anderen, allein am Ende haben alle der zähen Ausdauer dieser Bitten nachgegeben und ihr Widerstand ist den Lockungen der kostbaren Metalle erlegen.

Vom Augenblicke an, an welchem ein Vicekönig in Peru ankommt,

*) Antonio y Jorje Juan de Ulloa, Noticias Secretas de America, London 1826.

beginnen die Bewohner in Ehrenbezeugungen unter einander zu wetteifern, indem jeder sich auszuzeichnen und sich seine Gnade zuzuwenden sucht. Gold und Silber strömt herbei unter Form von kostbaren Gefässen und Schmucksachen, aus welchen die dargebotenen Geschenke bestehen. Ist die erste Gelegenheit vorüber, bei welcher die Freigebigkeit ihren Kampf gegen die Enthaltsamkeit und Uneigennützigkeit begonnen hat, so folgt nebst anderen Zwischengaben der Namenstag des Regenten, bei welchem die Geschenke so reichlich zu fliessen pflegen, dass ihr Wert 80—90 000 Pesos beträgt, weit mehr als sein festgesetztes Gehalt. Nimmt man dazu die Beweise von Erkenntlichkeit einzelner für erhaltene Begünstigungen, so kann man sich vorstellen, zu welcher Summe sich etwa das Ganze belaufen mag, und um wie viel sie noch zunehmen muss, wenn der Vicekönig sich einigermassen interessiert zeigt; denn dann braucht er nur die Hand zu öffnen, um sich mit Reichtümern zu überhäufen. Daher ist er zu entschuldigen, so lange er bei Empfang von Gaben Mass hält, und dadurch andere nicht benachteiligt, sondern sich dem nun einmal eingeführten Brauch fügt. Es führt zu nichts, dass ein Vicekönig Geschenke zurückweist, wenn seine Umgebung und seine Vertrauten dieselben annehmen, denn wenn diese verschwiegen sind, so lenken sie seinen Sinn, und lassen ihn die Bewerbungen derer begünstigen, welche sich ihnen freigebig gezeigt hatten. Es macht also wenig Unterschied, ob der Vicekönig das angebotene Geschenk selbst angenommen hat, oder ob dasselbe unter die bei der Bewerbung Beteiligten verteilt worden ist. Gewiss bleibt, dass die Macht des Goldes und des Silbers gross ist, und dass der Festungen wenige sind, die ihr widerstanden haben.«

Zum Beweis führt der Bericht unter anderen folgendes Beispiel an: »Unter der Regierung eines Vicekönigs, dessen Habsucht seinen Ruhm sehr verdunkelt hat, wurde vor der Audienz eine Angelegenheit verhandelt, bei welcher die eine Partei sich bewusst war, dass sie sich nicht auf die Gerechtigkeit ihrer Sache stützen konnte, und sich daher die Gunst des Vicekönigs zu verschaffen suchte. Der Interessierte erreichte, was er wünschte, und in der Sitzung, in welcher über diese Angelegenheit abgestimmt werden sollte, sprach der Vicekönig dergestalt zu seinen Gunsten, dass die Minister nicht in Zweifel über seine Absicht bleiben konnten, und daher alle ihre Stimme aus Rücksicht für ihn in seinem Sinne abgaben, mit Ausnahme eines Einzigen, dessen Gewissen nicht so nachgiebig war. Nach dem Schlusse der Sitzung, als sich der Vicekönig in seine Wohnung zurückgezogen hatte, folgte ihm bald darauf der Richter, welcher sich gegen ihn erklärt hatte, entschuldigte

sich und bat ihn, ihm zu verzeihen, dass sein Gewissen ihm nicht erlaubt habe, anders zu handeln. Der Vicekönig liess ihn ausreden und versicherte ihn sodann seines Wohlwollens, trotzdem er bei der Verhandlung nicht auf seiner Seite gestanden habe. Als darauf die Unterhaltung über diesen Gegenstand beendet war, fragte der Vicekönig den Richter, ob man während seiner Amtsführung wohl versucht habe, sein Urteil durch Bestechung zu beeinflussen, und ob er bei solchen Gelegenheiten die Geschenke zurückgewiesen habe, um seiner Amtspflicht nicht untreu zu werden. Der Minister antwortete, dies sei ihm allerdings begegnet, und erzählte ihm, bei welchen Gelegenheiten. Der Vicekönig belobte ihn höchlich ob seiner Uneigennützigkeit, ging darauf auf einen Tisch zu, der in der Mitte des Zimmers stand, hob ein Tuch auf und enthüllte eine grosse goldene Schüssel, die voll von Goldbarren, Kästen mit Goldstaub und Dublonen war. Er sagte dem überraschten Richter, er wundere sich nicht über seine Gerechtigkeit und Reinheit, denn die Versuchungen, die er gehabt, hätten vermutlich nur in einer goldenen Dose oder ein paar silbernen Leuchtern bestanden, aber wenn er einmal mit einer Schüssel versucht würde, wie die vor ihm stehende, so würde auch er wahrscheinlich nicht bloss die Gerechtigkeit opfern, sondern in einem Tage tausend Kirchenschändungen begehen, wenn man solches von ihm verlangte. Der Minister blieb stumm und verwirrt stehen, und verabschiedete sich vom Vicekönig, ohne eine Antwort zu finden.«

Obwohl die beiden Ulloa die Missbräuche der Kolonialverwaltung mit grosser Freimütigkeit darlegten, so mussten sie doch über einige schweigen, da dieselben von der Krone selbst ausgingen, eine Einnahme des Staats ausmachten und auch in Spanien eingebürgert waren. Dahin gehörte besonders die Käuflichkeit der Ämter, und zwar war diese gerade eine der Hauptgelegenheiten, wodurch der von ihnen gerügten allgemeinen Bestechlichkeit Vorschub geleistet wurde.

Sämtliche Ämter zerfielen in zwei Klassen, in solche, mit denen ein festes Gehalt verbunden war, mochten sie nun von der Krone oder vom Vicekönig besetzt werden, und in andere, deren Nutzen eigentlich nur in den dabei abfallenden Gebühren und Sporteln bestand, welche aber nebstbei mehr oder weniger Gelegenheit zu ausserordentlichen Einnahmen und zum Empfang von Geschenken boten. Diese Ämter wurden anfangs vom Könige als Belohnungen für geleistete Dienste, oder auch bloss als Gnadenbezeugungen verliehen, und zwar auf Lebenszeit. Schon sehr bald wurden diese Stellen käuflich, und mit der Zeit fiel die unentgeltliche Besetzung ganz weg. Sodann verfügten königliche Cédulas aus den Jahren 1581 und 1607, dass die gekauften Stellen von

ihren Inhabern auf andere Personen übertragen werden könnten gegen Entrichtung eines dritteils ihres Wertes an die königliche Kasse. Die käuflichen Stellen wurden infolgedessen mit dem anständig klingenden Titel: »oficios renunciables« genannt, Ämter, auf welche man das Recht hatte, Verzicht zu leisten. Je nach den Vorteilen, welche diese Stellen ihren Besitzern brachten, waren die Preise derselben sehr verschieden. Obenan stand das Sekretariat des Erbschafts- oder Testamentsgerichts (escribania del juzgado de los difuntos) für welches über 100 000 Pesos bezahlt wurde. Die Sekretäre der Regierung, die Schreiber oder Notare der königlichen Audienz und des Stadtrates bezahlten 30 000; der Scheriff (alguazil mayor) der Audienz ebensoviel; dasselbe Amt beim Stadtgericht kostete 20 000, und so herab bis zu 2000 Pesos. Für eine Ratsherrnstelle wurden gewöhnlich 9—10 000 Pesos bezahlt.

Die königliche Audienz.

Dem Vicekönig zur Seite stand ein Regierungsrat, Audienz genannt, dessen Befugnisse vorzugsweise richterliche waren, aber sich auch auf Verwaltungsgegenstände erstreckten. Die Mitglieder der Audienz hiessen Oidores, Hörer, und den Vorsitz bei ihren Sitzungen führte der Vicekönig als Präsident, und in seiner Abwesenheit der älteste der Räte. Die erste Audienz von Lima bestand aus vier Oidores, welche zugleich mit dem ersten Vicekönig Blasco Nuñez Vela ernannt worden waren, und zusammen mit ihrem Vorgesetzten die Reise bis Panamà machten. Nuñez Vela, der schon unterwegs mit seinen Räten uneinig geworden war, setzte von Panamà aus die Reise allein fort, um möglichst bald in Peru anzukommen, und hielt in Lima den feierlichen Einzug, welcher bereits erzählt worden ist. Zwei Monate später langten die Räte Diego Vasquez de Cepeda und Alonso Alvarez gleichfalls in Peru an, und da die beiden übrigen, der Lizentiat Zárate und der Doktor Lison de Tejada krank in Panamà zurückgeblieben waren, so schritt der Vicekönig, ohne ihre Ankunft abzuwarten, sogleich zur Einsetzung der Audienz, und zur vorschriftsmässigen Einholung des königlichen Siegels. Über die dabei zu beobachtenden Förmlichkeiten waren vom Prinzen Philipp, dem nachmaligen König, im Namen seines Vaters durch einen Erlass vom 30. September 1543 folgende genaue Befehle erteilt worden:

> — »und da ihr wisst, dass, wenn Unser königliches Siegel zu einer der Audienzen jener Königreiche gelangt, es mit derselben Vollmacht bekleidet ist, als ob die königliche Person Seiner Majestät erschiene, so befehle Ich euch, dass, wenn das königliche Siegel in

jenem Lande ankommt, ihr, der Bürgermeister und Rat der besagten Stadt der Könige, ein gutes Stück Wegs aus der Stadt herauskommt, um Unser besagtes Siegel in Empfang zu nehmen und es auf einem schön gesattelten Maultier oder Pferd in die besagte Stadt geleitet; und ihr, der Vicekönig und Bischof der besagten Stadt, sollt es in die Mitte nehmen, mit aller Ehrerbietung, die in den königlichen Audienzen herkömmlich ist.«

Infolgedessen begab sich der Vicekönig in Begleitung der Räte und einer grossen Anzahl angesehener Bürger am 1. Juli 1544 vor die Stadt in die Nähe des Flusses, wo das Siegel ihrer wartete. Dort wurde ein kleiner versiegelter Koffer durch die Stadtschreiber geöffnet, und ein rundes silbernes Siegel herausgenommen, auf welchem das königliche Wappen Seiner Majestät eingegraben war. Dasselbe wurde allen Anwesenden gezeigt und mit ehrerbietiger Verbeugung begrüsst, wie es den Insignien des Königs, ihres Herrn gebührte; dann ward das Siegel wieder in den Koffer gelegt, verschlossen, und auf ein Pferd gesetzt, welches einen Sattel von schwarzem Sammet mit goldenen Buckeln über einer rotseidenen Schabracke trug. Das Kästchen wurde mit einer damastenen Fahne bedeckt, auf welcher das Wappen Seiner Majestät gestickt war, und in dieser Weise vom Vicekönig und den Räten bis zum Eingange der Stadt begleitet, wo ein Triumphbogen errichtet war. Dort wurde es vom Bürgermeister und Rat in ihren rotsammtenen Amtstalaren empfangen, und auf Befehl des Vicekönigs nahmen die beiden Alcalden die Zügel des Pferdes, die Regidores hielten an silbernen Stäben über dasselbe einen rotseidenen Thronhimmel und zogen in solcher Weise in Prozession bis zur Wohnung des Vicekönigs, wo dieser am Fusse der Treppe eigenhändig das Kästchen mit dem Siegel vom Pferde nahm und verwahrte.

Als der Lizentiat Pedro de la Gasca vier Jahre später nach Niederwerfung des Aufstandes unter Gonzalo Pizarro in Lima seinen feierlichen Einzug hielt, ritt er selbst auf einem unscheinbaren Maultier, während das königliche Siegel auf einem prächtigen, reichgedeckten Pferde an seiner Seite einhergetragen wurde.

Am Tage nach der Ankunft des königlichen Siegels fand im Sitzungssaal der Audienz, wo dasselbe auf einem Tische stand, die Vereidigung der neuen Behörde statt. Der Vicekönig schwur, indem er seine rechte Hand auf das Kreuz des heiligen Jacob legte, das er auf der Brust trug; und die beiden Räte legten darauf ihren Amtseid in die Hände des Vicekönigs ab.

Die vier Räte, aus welchen anfangs die Audienz bestand, wurden,

als die Geschäfte sich mehrten, auf sechs (1596) und bald darauf noch um zwei vermehrt, sodass seit Anfang des 17. Jahrhunderts die Audienz aus acht Mitgliedern bestand, welche in zwei Abteilungen oder Säle geschieden waren. Schon früher (1568) war die Kriminalgerichtsbarkeit von der Audienz getrennt und einem eigenen Gerichtshofe überwiesen worden, welcher aus vier Richtern bestand, Alcaldes del crimen genannt, im Gegensatz zu den Bürgermeistern, welche Alcaldes ordinarios hiessen, und die leichteren Vergehen abzuurteilen hatten. Das Gehalt der Räte und Kriminalrichter war 3000 pesos de oro (20 000 Mark).

Andere Civilgerichte, welehe von der Audienz abhingen oder unter ihrer Aufsicht standen waren:

Das Erbschafts- oder Testamentsgericht (juzgado de los bienes de los difuntos), zu welchem alljährlich einer der Oidores ernannt wurde, welcher als solcher keine Zulage zu seinem Gehalte bezog; ferner:

Das besondere Gericht für die Eingeborenen (juzgado de los Indios) für Civil- und Kriminalsachen, worin alle Streitigkeiten der in der Provinz Lima lebenden Indianer unter einander oder mit Spaniern verhandelt wurden. Dieses Gericht wurde auf Antrag des General-Prokurators der Indianer, Pedro Valaguer de Salcedo, im Jahre 1603 durch den Vicekönig Don Luis de Velasco gegründet, und der demselben vorstehende Richter war gewöhnlich der Corregidor des Cercado.

Das Handelsgericht (tribunal del Consulado) eingerichtet nach dem Muster der Gerichte in Burgos und Sevilla durch königliche Cédula vom Jahre 1593 und eröffnet im Jahre 1603. Der Prior und die beiden Konsuln des Gerichts wurden erwählt durch 24 vom Vicekönig Montes Claros ernannte Kaufleute. Diese Stellen, welche jetzt Ehrenämter sind, hatten damals Besoldung, der Prior 1000 Pesos und jeder Konsul 800.

Eine gewisse Unabhängigkeit von der Audienz besass die Rechnungskammer (tribunal de contadores de cuentas). Dieselbe wurde 1605 eingesetzt und bestand aus drei Richtern mit 2600 Dukaten Gehalt nebst zwei Rechnungsräten (contadores) mit 2200 Dukaten. Das Tribunal hatte seinen Sitzungssaal in der Nähe der Audienz und dieselben Geschäftsstunden. Es hatte die Aufsicht über die königlichen Kassen und die Obliegenheit, alle Rechnungen der Corregidores oder Amtleute der Provinzen zu prüfen. In allen Fällen, wo in der Audienz Finanzfragen zur Verhandlung kamen, nahm das älteste Mitglied der Rechnungskammer an den Sitzungen teil.

Neben ihren richterlichen und administrativen hatte die Audienz noch drei andere wichtige Befugnisse: Im Falle des Ablebens oder

einer schweren Erkrankung des Vicekönigs war sie zur Übernahme der Regierung ermächtigt, und führte sie bis zur Ankunft eines neuen Statthalters, einer Verordnung gemäss, die bereits von Kaiser Karl V. im Jahre 1550 erlassen worden war. Ein königlicher Erlass vom Jahre 1567 verfügte, dass alle diejenigen, deren Interessen durch Massregeln des Vicekönigs geschädigt würden, sich, um zu ihrem Rechte zu gelangen, an die Audienz wenden könnten; indes ist kein Fall bekannt, wo die Audienz die Verfügung ihres Präsidenten beanstandet hätte. Dagegen musste der Vicekönig bei seiner Abberufung der Audienz Rechenschaft ablegen, welche Förmlichkeit Juicio de residencia genannt wurde.

Der ersten Audienz, welche Nuñez Vela begleitete, war es bei dem Zustand der Aufregung, in welchem sich damals Stadt und Land wegen der königlichen Ordonnanzen befand, nicht möglich, eine regelmässige amtliche Thätigkeit zu entfalten. Ihre Mitglieder beteiligten sich teils aus freien Stücken an den Parteikämpfen, teils sahen sie sich wider Willen darin verwickelt. Der Doktor Cepeda, ein fähiger, aber ränkevoller und sehr ehrgeiziger Mann, betrieb bei seinen Kollegen die Amtsentsetzung des verhassten Vicekönigs, da er glaubte, die Leitung der Regierung werde nach dessen Entfernung der Audienz und damit ihm selbst zufallen. Er sah sich aber in dieser Erwartung getäuscht, denn Gonzalo Pizarro war Willens, die Regierung in unbeschränkter Weise zu führen, wie sein Bruder Francisco. Um daher seinen persönlichen Einfluss nicht zu verlieren, machte sich Cepeda zum vertrauten Ratgeber Gonzalos, den er schliesslich am Morgen des Treffens von Sacsahuana treulos verliess. Dieser Verrat rettete ihm damals das Leben. Der Präsident Pedro de la Gasca hatte noch tags zuvor allen Aufständischen, die sich dem Könige freiwillig unterwerfen würden, Verzeihung angeboten, und er glaubte auch Cepeda diese Zusage halten zu müssen, gegen die Meinung und den Wunsch vieler seiner Offiziere, die über das schmähliche Benehmen des ehemaligen Richters entrüstet waren. Cepeda wurde nach Spanien geschickt, um sich zu verantworten und starb dort im Gefängnis.

Alvarez hatte den Auftrag erhalten, den seines Amtes entsetzten Nuñez Vela nach Spanien zu geleiten. Allein er setzte den gefangenen Vicekönig in Freiheit und begleitete ihn später nach Quito, wo er im Treffen von Añaquito seinen Tod fand. Der Doctor Tejada war im Namen der Audienz nach Spanien geschickt worden, um über die Vorgänge in Peru Bericht abzustatten und vom Hofe die Bestätigung Gonzalo Pizarros als Statthalter zu erlangen; er starb aber unterwegs, ehe er den mexikanischen Meerbusen verlassen hatte. Der Lizentiat Zárate

endlich war fast beständig krank und konnte sich an den Geschäften nicht beteiligen.

Als Gasca nach Spanien zurückkehrte, übergab er die Regierung der neuen Audienz, als deren Präsident er gekommen war, und da der bald darauf eingetroffene Vicekönig Antonio de Mendoza schon nach zehn Monaten starb, so blieb die Verwaltung des Landes vier Jahre lang in ihren Händen, und der Umstand, dass man den Posten des Vicekönigs so lange unbesetzt liess, spricht dafür, dass man in Spanien mit ihrem Wirken zufrieden war. Überhaupt scheint während des ganzen 16. Jahrhunderts sowohl bei den Statthaltern, als auch bei den Richtern Gewissenhaftigkeit in der Amtsführung die Regel gewesen zu sein. Auch suchte die Regierung durch wohlbedachte Verordnungen die Unabhängigkeit der Gerichte und die Unparteilichkeit der Urteile zu sichern. Um zu einem hohen Posten ernannt zu werden, musste die Rechtlichkeit des Bewerbers über allen Verdacht erhaben sein, und kein Richter durfte sich an dem Ort verheiraten, wo er sein Amt verwaltete. Bestechlichkeit war ein Verbrechen, welches die spanischen Gesetze der Gotteslästerung und Majestätsbeleidigung gleichstellten und demgemäss mit strenger Strafe bedrohten. Trotz alledem aber, als nach dem Tode Philipps II. der Verfall der spanischen Monarchie begann, nahmen alsbald auch die Missbräuche in der Kolonialverwaltung überhand.

Die Gehälter der Audienz waren zwar für die damalige Zeit hoch, allein als oberste Behörde der Krone gehörten sie zur vornehmsten Gesellschaft der Stadt, und da diese sehr reich war, so war es den Richtern nicht möglich, aus ihren regelmässigen Einnahmen mit derselben auf gleichem Fusse zu leben. Zudem kam niemand in die Kolonieen, um sich daselbst nur seinen Lebensunterhalt zu verdienen, sondern mit der Absicht und Hoffnung, sich in möglichst kurzer Zeit ein Vermögen zu erwerben. Die Stellung der Räte bot diesen hierzu die beste Gelegenheit, und jedermann fand natürlich, dass sie dieselbe benutzten. Die Anerbietungen waren so dringend und der Wert der Geschenke so bedeutend, dass die Versuchung, sie anzunehmen, unter allen Umständen sehr gross gewesen wäre, wie viel mehr in einem Lande, wo sie weder die Strenge ihres Vorgesetzten, noch die Rüge der öffentlichen Meinung zu fürchten hatten. Die Vicekönige, wiewohl während der Dauer ihrer Amtsführung mit der Vollmacht des Monarchen bekleidet, sahen doch einem Augenblick entgegen, wo sie vom guten Willen der Audienz abhängig wurden, denn beim Ende ihrer Regierungsperiode mussten sie vor derselben Rechenschaft ablegen. Da sie nun selten ein ganz reines Gewissen hatten, so mussten sie sich gegen die Schwächen ihrer Unter-

gebenen nachsichtig zeigen, und sich hüten, Leute zu Feinden zu machen, die eines Tages ihre Richter werden konnten. Es lag daher im Interesse der Vicekönige, sich aus freien Stücken eines Teiles ihrer Machtvollkommenheit zu begeben, und gewisse Angelegenheiten, zu deren Erledigung es bloss eines Regierungerlasses bedurft hätte, von der Audienz beraten und beschliessen zu lassen, um durch diese scheinbare Herablassung ihre Verantwortlichkeit sicherzustellen. Da also die Audienz in solcher Weise dem Vicekönig bei Verwaltungsmassregeln den Rücken deckte, so war es billig, dass dieser als Gegendienst die Mängel ihrer Rechtspflege übersah.

Von den Entscheidungen der Audienz gab es in Peru keine Berufung an ein höheres Gericht, nur wenn bei Civilprozessen der Wert des Klagegegenstandes 10000 pesos de oro überstieg, durfte sich die verlierende Partei um Prüfung des Urteils an den König wenden.

Was im obersten Gerichtshof vorging, wiederholte sich in kleinerem Massstabe in allen niederen Gerichten. Wollte ein Kläger gegen das ungerechte Urteil eines Corregidors Berufung erheben, so musste er sich an die Audienz wenden, unter deren Mitgliedern sein Richter Freunde hatte; und war dies noch nicht der Fall, so erwarb der Corregidor sich dieselben bald genug, indem er sie an der empfangenen Bestechung beteiligte. »Mit derselben Leichtigkeit, wie Ungerechtigkeiten begangen wurden«, sagt der geheime Bericht der Ulloas, »weiss man sie zu vertuschen, wenn es gewünscht wird; und so schwierig die Umstände auch sein mögen, so macht man es doch möglich, eine Rechtfertigung zu finden. Wir nennen diese Dinge bei ihrem Namen, wenn wir sagen, dass man in Peru mit der Gerechtigkeit nach Belieben sein Spiel treibt. Aber um dies ganz zu begreifen, muss man da sein und die Berichte hören, die erstattet werden, die gerichtlichen Beglaubigungen, die ausgestellt, und die Zeugnisse, die auf Verlangen abgelegt werden, und dann sehen, wie trotzdem das Gegenteil von alle dem geschieht, was sie enthalten. Daher erscheinen die schweren Verbrechen, deren sich manche schuldig machen, in Spanien doch ganz unbedeutend, während andere, ganz geringfügige, zu einer ganz riesenhaften und entsetzlichen Grösse aufschwellen, wenn es dem Angeklagten nicht gelingt, sich die Gunst eines Ministers zu erwerben.«

Nicht besser, als mit der Rechtspflege, stand es um die Verwaltung der Steuern und Zölle. Die Offenheit, mit der man bei der Einführung verbotener Waren verfuhr, übertraf noch bei weitem die Schamlosigkeit, mit welcher zu Zeiten der Republik im Hafen von Arica die Schmuggelei betrieben wurde. Vom Jahre 1739 an war Paita der Ort, wo die meisten

Güter gelandet wurden »Es schien«, sagen die Ulloas, »als ob alle Augenblicke eine ganze Flotte von Galleonen dort eingelaufen wäre. Herden von beladenen Maultieren wurden am hellen Tage in Lima eingetrieben. Diese Frechheit zwang endlich den Vicekönig, Zollbeamte nach Paita zu schicken, um diese Sache zu untersuchen; allein die ersten Richter machten mit den Beteiligten gemeinschaftliche Sache, und gaben einen Bericht ab, welcher ganz offenkundige Thatsachen als unbegründete Verleumdung erklärte. Endlich aber kam ein strengerer Richter, welcher in kurzem das ganze Treiben der schmuggelnden Beamten aufdeckte, die Hauptschuldigen gefangen setzen und nach Lima bringen liess. Als jedoch der Fall vor der Audienz verhandelt wurde, nahm alles alsbald eine andere Gestalt an, und es fehlte wenig, so wären die Angeklagten ganz freigesprochen worden, indem man ihre Verbrechen zu unbedeutenden Unterlassungssünden und Nachlässigkeiten herabminderte.

Die geistlichen Gerichte.

War seit dem 16. Jahrhundert Spanien unter den europäischen Staaten derjenige, in welchem die katholische Kirche das höchste Ansehen genoss, so erlangte der Einfluss der Geistlichkeit in den amerikanischen Kolonieen der Monarchie ein noch grösseres Übergewicht, als selbst im Mutterlande. Durst nach Reichtümern war zwar der vornehmste Beweggrund, welcher die Schwärme spanischer Abenteurer über unbekannte Meere in fremde Länder führte; allein neben der Habsucht glühte in der Brust auch des gemeinen Soldaten noch ein Rest des religiösen Feuereifers, der in den Kriegen gegen die Araber entzündet worden war, und die Ungläubigen nach langem Kampf aus Europa vertrieben hatte. Ein Zug zur Entdeckung des vergebens gesuchten Goldlandes — el dorado — war in den Augen der Spanier zugleich ein Kreuzzug zur Bekehrung der Heiden, und bei allen an den unglücklichen Eingeborenen verübten Grausamkeiten blieb ihr Gewissen ruhig in dem Glauben, dass ihr Werk zur Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche beitrage. Bei allen Unternehmungen begleiteten Priester der geistlichen Orden die Kriegsmannschaften, stets bereit und bemüht, den Samen ihrer Lehre auszustreuen, so unfruchtbar auch der Boden scheinen mochte; jede Besitzergreifung für die Krone wurde zugleich ein Mittel zur weiteren Verbreitung des Glaubens, und wenn die Waffen Gebiete erobert hatten, so wurde die Unterwerfung der Bewohner erst vollständig durch ihre Bekehrung zum Christentum.

Im Missionswerke entfalteten besonders die Väter der Gesellschaft Jesu eine unermüdliche Thätigkeit. In den von ihnen gegründeten Gemeinden war der Priester zugleich geistliche und weltliche Obrigkeit und sein Wille Gesetz. Die Pfarrstellen in den grossen Dörfern, in welche die zerstreut wohnenden Eingeborenen zur leichteren Unterweisung in den Lehren der Religion vereinigt worden waren (reducciones), befanden sich zumeist in den Händen der Dominikaner und Franziskaner, und trotz des zuchtlosen Lebenswandels, der in der Folge unter ihnen einriss, blieb ihre Macht in ihren Kirchspielen doch grösser als die der königlichen Corregidores. Da aber die Geistlichkeit den Bischof als ihren alleinigen Vorgesetzten betrachtete, so genoss dieser bei ihren Beichtkindern eine gleiche Verehrung und sein Ansehen war grösser als das der weltlichen Obrigkeit. In den grösseren Städten, besonders in Lima, wurde der Einfluss der Kirche gestützt und getragen durch die zahlreichen geistlichen Orden, deren Mitglieder die Erziehung der Jugend leiteten, sowie den Wohlthätigkeits- und Andachts-Vereinen der Erwachsenen vorstanden. Dazu kam noch der Glanz des Kultus, den ihr Reichtum bei religiösen Festen zu entfalten erlaubte.

Zwar waren die Orden vom Erzbischof unabhängig, denn sie standen unter ihren Generalen, und durch diese unmittelbar unter Botmässigkeit des Papstes; doch strahlte ihr Ansehen als religiöse Genossenschaften vom Oberhaupte der Kirche auf dessen Stellvertreter, den Erzbischof, zurück, dessen moralischer Einfluss der Macht der Vicekönige gleich kam. Überhaupt beruhte das hohe Ansehen dieses letzteren wesentlich auf der Stellung, die er der Kirche gegenüber einnahm. Denn wie in Spanien der König Schirmherr der Kirche war, so übten in Peru seine Statthalter in seinem Namen die Patronatsrechte aus. Sie ernannten die weltlichen Pfarrer — deren freilich anfangs nicht viele waren, da die meisten Kirchspiele in Ermangelung von Geistlichen durch Mitglieder von Orden besetzt werden mussten — sie überwachten die Wahlen in den Kapiteln der Klöster, und machten zuweilen vom Rechte des Veto Gebrauch, verhinderten die Einführung von päpstlichen Bullen und Verordnungen, die nicht vom Concejo de Indias die erforderliche Erlaubnis hatten, und suchten die von der Kirche zu sehr begünstigten Stiftungen und Gründungen von Tempeln und Klöstern zu beschränken. Allein wie daheim die päpstliche Kurie zwar die Oberhoheit der weltlichen Macht äusserlich anerkennen musste, aber im Geheimen beständig bemüht war, die der Kirche auferlegten Einschränkungen zu umgehen, so zeigte sich auch in Peru bei den geistlichen Behörden nur zu oft das Bestreben ihre ohnehin so ausgedehnten Machtbefugnisse noch zu

erweitern; und die Vicekönige, wiewohl stets die Kirche hochachtend, sahen sich nicht selten genötigt, die königlichen Vorrechte gegen ihre Übergriffe durch ernstliches Einschreiten zu wahren.

Die ersten Kirchen, die in Peru gegründet wurden, standen unter der geistlichen Aufsicht des Bischofs von Panamà. Nach Eroberung des Landes begab sich Fray Vicente de Valverde, der Kaplan Pizarros, nach Spanien, und der Kaiser, der ihn früher nach der Rückkehr und Berichterstattung Hernando Pizarros zum Bischof von Tumbes ernannt hatte, schlug jetzt, wo die Verhältnisse dez Landes besser bekannt geworden waren, dem Papste vor, dass der Sitz des Bistums die Hauptstadt Cusco sein sollte. Infolgedessen wurde Valverde als Bischof von Cusco bestätigt, kehrte 1538 nach Peru zurück, und überreichte in Lima dem Statthalter Francisco Pizarro in Gegenwart des Stadtrats die päpstliche Bulle, eine Verordnung des Erzbischofs von Sevilla, die ihn zum Inquisitor der neuen Provinzen bestellte, sowie ein Dekret des Kaisers, wodurch er zum Beschützer der Eingeborenen ernannt wurde.

Bei Valverdes Abreise nach Spanien war Lima noch nicht gegründet gewesen, doch hatte die junge Stadt, als er wenige Jahre später nach Peru zurückkehrte, bereits so an Umfang und Einwohnerzahl zugenommen, dass Valverde beim Kaiser beantragte, man möge seinen Sprengel teilen und in Lima gleichfalls ein Bistum errichten. Der Kaiser billigte seinen Vorschlag, und empfahl dem Papste, den bisherigen Bischof von Cartagena de las Indias, Fray Geronimo de Loayza, vom Orden der Dominikaner, als Prälaten für die neue Kathedrale. Eine Bulle des Papstes Paul III. vom 14. Mai 1541 sprach darauf die Gründung des neuen Bistums aus, doch langte der erwählte Bischof erst zwei Jahre später in Lima an, wo er durch Veröffentlichung des päpstlichen Breves am 17. September sein Amt antrat.

Die Bistümer Perus, sowie die übrigen, die bisher in den spanischen Kolonieen gegründet worden waren, standen unter der geistlichen Oberhoheit des Erzbischofs von Sevilla. Da jedoch die Entfernung vom Mutterlande so gross und die Verbindung mit demselben so langsam war, so hielt man es im Interesse der Kirche für angemessen, für die amerikanischen Bistümer eine eigene Metropole zu errichten. Lima, obwohl erst wenige Jahre alt, wurde schon damals als die künftige Hauptstadt des südamerikanischen Kolonialreiches betrachtet, und da der Erzbischof Loaysa das Vertrauen des Papstes und Kaisers in gleich hohem Masse besass, so wurde im Jahre 1545 sein Bistum zum Erzbistum erhoben und er zum ersten Metropoliten von Lima ernannt. Erst im Jahre 1548 gelangte die päpstliche Bulle nach Peru. Loaysa

befand sich damals in Cusco, wohin er den Präsidenten Pedro de la Gasca auf seinem Feldzuge gegen Gonzalo Pizarro begleitet hatte. Die zwei Bischöfe von Quito und Cusco waren gleichfalls in der Stadt anwesend. Dem päpstlichen Dekrete gemäss sollten sie bei der Weihung des neuen Erzbischofs zugegen sein, und ihn mit dem Pallium bekleiden; allein beide waren krank, daher die Feierlichkeit vom Dekan und Archidiakonus des Kapitels von Cusco in der Kirche der Mercenarier vollzogen wurde. Diese Einweihung fand bald nach Vollstreckung des Todesurteils an Gonzalo Pizarro statt, worauf Loaysa nach Lima zurückkehrte. Er verwaltete sein Amt 32 Jahre, und sein langes Leben war ein Muster von unermüdlicher Thätigkeit, Selbstverleugnung und christlicher Demut. Er starb am 4. Oktober 1575 in dem Hospital für kranke Indianer, das er gegründet hatte, und wurde auf seinen Wunsch in der zu demselben gehörenden Kirche von Santa Ana begraben.

Nach seinem Ableben blieb der erzbischöfliche Stuhl lange unbesetzt. Endlich, nachdem das Bistum sechs Jahre vom Dekan des Domkapitels verwaltet worden war, kam ein würdiger Nachfolger Loaysas in dem neuernannten Prälaten Toribio Alfonso de Mogrovejo, der wegen seiner Milde gegen andere und Strenge gegen sich selbst nachmals heilig gesprochen und als Santo Toribio verehrt wurde. Er trat sein Amt im Jahre 1581 an und wurde der Gründer des nach ihm genannten Seminars und des ehemals so berühmten Nonnenklosters von Santa Clara. Er starb auf einer Rundreise in den Küstenprovinzen am 23. März 1606 in der Stadt Saña, nördlich von Lima, am selben Tage, da dieser Ort von dem heftigen Erdbeben erschüttert wurde, welches das Gewölbe der im Bau begriffenen Kathedrale zum Einsturz brachte. Während seiner Amtsverwaltung wurde in Lima am 30. April 1586 Isabel Flores de Oliva geboren, die schon zu ihren Lebzeiten als Heilige galt, und nach ihrer Kanonisierung unter dem Namen Santa Rosa als Schutzpatronin der Stadt und des Landes verehrt wird.

Dem Erzbistums von Lima untergeordnet waren anfangs die Bischöfe von Cusco, Quito, Popayan, Panamà und Nicaragua. Später kamen dazu noch weitere fünf: Charcas (Chuquisaca), Paraguay, Tucuman, Santiago und La Imperial de Chile. Nach Errichtung eines Erzbistums in Santa Fé de Bogotà (1596) wurden die Bistümer von Popayan und Panamà diesem zugeteilt. Im Jahre 1609 wurde auch Charcas zum Erzbistum erhoben und Tucuman und Paraguay mit ihm vereinigt. Dagegen wurden in Peru die neuen Bistümer Trujillo, Arequipa, Huamanga und Chachapoyas gegründet.

Die erzbischöfliche Kurie hatte grosse Vorrechte. Es stand ihr

nicht bloss die Gerichtsbarkeit über alle rein kirchlichen Angelegenheiten und Zwistigkeiten zwischen Ehegatten zu, sondern sie entschied auch alle Civil- und Kriminalklagen zwischen Geistlichen, sowie zwischen Laien und Personen geistlichen Standes. Das Urteil der Kurie von Lima bildete die erste Instanz, von welcher anfangs nur an die römische Kurie appelliert werden konnte. Da aber eine solche Berufung mit sehr grossen Kosten und Zeitverlust verbunden war, so veranlasste der König Philipp II. den Papst Gregor XIII. zum Erlass einer Bulle, welche verfügte, dass gegen das Urteil des erzbischöflichen Gerichts an den der Hauptstadt zunächst wohnenden Bischof appelliert werden könne, und dass, wenn dieser das Urteil bestätigte, der Fall endgiltig entschieden sein sollte; dass aber bei Meinungsverschiedenheit die Akten einem zweiten benachbarten Bischof zugesendet werden sollten, dessen Entscheidung den Ausschlag geben würde. Diese Bulle wurde nach mancherlei Bedenken und Erörterungen seitens der Audienz endlich eingeführt, aber erst unter dem Nachfolger Philipps im Jahre 1610.

Eine andere geistliche Behörde war das sogenannte Tribunal de la Santa Cruzada. Eine Bulle des Papstes Calixtus III. vom Jahre 1457 verfügte, dass alle, die dem König Heinrich von Castilien eine gewisse Geldsumme als Beitrag der Kriegskosten zur Bekämpfung der Ungläubigen entrichten würden, dafür Ablass auf fünf Jahre für Lebende und Tote erhalten solle, welcher nach Ablauf dieser Zeit erneuert werden konnte. In der Folge entstand daraus eine Art von geistlicher Agentur, genannt Comisaria general de la Santa Cruzada, durch welche mit Bewilligung des Papstes Ablass für Sünden und Fastenfreiheit für Rechnung der Regierung verkauft, und daraus in Peru eine Einnahme von etwa 60 000 Pesos im Jahre erzielt wurde. Die Beamten waren: ein Vorsitzender, ein Beisitzer, welcher immer einer der Räte der Audienz war, ein Einnehmer und ein Kassierer. Der letztere war augenscheinlich die Hauptperson, denn er bezog dasselbe Gehalt wie ein Oidor der Audienz, 3000 pesos de oro. Das Tribunal der Cruzada hatte sein Amtslokal in einem eigenen stattlichen Gebäude, welches durch das Erdbeben von 1746 gänzlich zerstört und später nicht wieder hergestellt wurde.

Die Inquisition.

Das wichtigste der geistlichen Gerichte, wie in Spanien so in dessen Kolonieen, war das sogenannte heilige Amt — Santo officio — oder Glaubensgericht, welches unter dem Vicekönig Francisco de Toledo durch ein königliches Dekret vom 7. Februar 1569 in Peru eingeführt

wurde. Bis dahin war das Amt eines Inquisitors mit der erzbischöflichen Würde verbunden gewesen, wahrscheinlich weil der Erzbischof Loaysa dem Orden der Dominikaner angehörte, welchem seit langer Zeit (durch Gregor IX, 1233) die Verfolgung der Ketzer übertragen worden war. Schon ehe die Inquisition ihre Thätigkeit begann, hatte Loaysa drei öffentliche Autos veranstaltet, das erste 1548, in welchem ein Flamänder Johann Miller als Lutheraner verbrannt wurde; die beiden anderen fanden 1560 und 1565 statt.

Im Januar 1570 kam der erste Inquisitor Serban de Cerezuela in Lima an und verwaltete sein Amt eine Zeit lang allein, da sein Amtsgenosse Andrès de Bustamante auf der Reise in Panamà gestorben war. Er brachte einen Erlass des Königs an dessen Statthalter, worin die Zahl der Beamten des Gerichts und seiner Diener, sowie deren Vorrechte festgesetzt wurden; desgleichen einen Brief an den Erzbischof, welcher den Prälaten ersuchte, dem Gericht in der Ausübung seiner Befugnisse förderlich und behiflich zu sein. Diese erfuhren durch königliche Verordnung in Peru die Beschränkung, dass die Fälle von Ketzerei und Zauberei, welche bei Landeseingeborenen vorkämen, nicht der Inquisition zugewiesen, sondern nach wie vor von den gewöhnlichen geistlichen und weltlichen Gerichten abgeurteilt werden sollten. Nach seiner förmlichen Einrichtung bestand das Tribunal der Inquisition aus drei Richtern, einem Ankläger (fiscal), einem Hauptmanne der Häscher (alguazil mayor), vier Geheimsekretären, sieben geistlichen und drei weltlichen Beiräten (consultores) und vierzehn Unterbeamten, wozu noch 37 Censoren kamen (Calificadores), die den Mönchsorden entnommen waren.

Es würde zu weit führen, und auch hier nicht am Orte sein, auf das bei der Inquisition beobachtete Verfahren näher einzugehen, bei welchem der Angeklagte seinen Ankläger nicht kannte, und wo dieser zugleich Zeuge war; wo keine Entlastungszeugen zugelassen wurden und der Anwalt des Angeklagten diesen nicht verteidigte, sondern nur zum Geständnis ermahnte, bei welchem das Geständnis einer wirklichen oder nur geargwohnten Schuld durch die Folter erpresst wurde, und wo man die Unglücklichen durch Wiederholung der Folter zur Angabe von Mitschuldigen zwang; wo alle diese Greuel unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses verübt, bis nach langem Zaudern das endgültige Urteil veröffentlicht wurde, von dem es keine Berufung gab. So gross der Abscheu ist, mit welchem die Nachwelt auf das Wirken dieses unheimlichen Gerichts zurückblickt, so erschien dasselbe doch den Menschen der damaligen Zeit keineswegs in solchem Lichte. Man höre, wie der

Pater Cobo sich darüber äusserte: »Eine der grössten und wichtigsten Wohlthaten, welche unsere katholischen Könige diesem neuen Lande haben zu teil werden lassen,« sagt er, »war die frühzeitige Errichtung dieses heiligen Tribunals, durch dessen ausgezeichnete Fürsorge und heiligen Eifer dieses Königreich die heilsame Nahrung der gesunden und reinen Lehre geniesst, mit welcher unsere heilige Mutter, die Kirche, ihre treuen katholischen Kinder nährt, ganz ohne Beimischung des Unkrauts der verschiedenen Irrtümer, welche in unsern Zeiten den grössten Teil Europas geschädigt und angesteckt haben. Bedenkt man, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen die ersten Minister des heiligen Amtes anlangten, so erkennt man die besondere Gunst und Gnade Gottes, denn es war gerade, als der schlaue Feind des Menschengeschlechtes, Satanas, zu Werkzeugen seiner Bosheit einige seiner Diener angestellt hatte, Menschen, die ihrem Äusseren nach Lämmer zu sein schienen, und im Rufe grosser Weisheit und Tugend standen, aber anfingen, in diesem Lande eine teuflische Saat verderblicher Irrtümer auszustreuen, welche Dank der Sorge und Vorsicht des heiligen Amtes in ihren Anfängen erstickt und vertilgt worden ist.«

Anfangs urteilte die Inquisition bloss über Anklagen und Verdacht von Ketzerei, allein schon bald zeigte sie ein Bestreben, ihre Befugnisse auszudehnen auf Fälle von Gotteslästerung,. Zauberei, Polygamie und andere Verbrechen gegen die Sittlichkeit, Beleidigung ihrer Diener, Widerstand gegen ihre Gerichtsbarkeit, wie denn sogar die Kronbeamten, die ihnen ihren Gehalt nicht pünktlich auszahlten, von der Inquisition in den Kirchenbann gethan wurden. Die von der Inquisition verhängten Strafen waren Geldbussen, Peitschenhiebe, Verbannung, Gefängnis und Tod durch Verbrennung. In allen Fällen wurden die Güter des Verurteilten zu Gunsten der Krone eingezogen, und seine Familie blieb ihrer bürgerlichen Rechte beraubt.

Die zur Erzwingung des Geständnisses angewendete Folter war dreierlei Art, nämlich erstens der Flaschenzug oder die Rolle (garrucha o polea), bei welcher der Angeklagte bei den auf den Rücken gefesselten Händen vermittelst eines Seiles, welches über eine Rolle lief, an der Decke des Zimmers aufgehängt wurde, während schwere eiserne Gewichte an seinen Füssen ihn zu Boden zogen. Zweitens: Bei der Folter auf der Bank, oder dem Füllen (potro), wurde der Angeklagte an Händen und Füssen gebunden über eine Bank gespannt, und am Oberarm, den Schenkeln und Waden Schnürapparate (garrotes) angebracht, sodann wurde ihm ein Trichter in den Mund gesteckt, und langsam Wasser hineingegossen, so dass er immer das Gefühl des Erstickens hatte.

Eine dritte Folter, welche als die härteste galt, bestand darin, dass die Füsse in einen Bock geschlossen, die Sohlen mit Fett bestrichen, und dann einem Kohlenfeuer genähert und gebraten wurden. Wenn die Schmerzen am stärksten waren, schob man ein Brett vor die Kohlen und fragte den Gefolterten, ob er nun gestehen wolle. Nach einer Bulle Paul III. sollte die Folter nie über eine Stunde dauern. In Italien wurde sie nie so lange angewendet, aber in Spanien glaubte man seinen Eifer für den Glauben dadurch zu bethätigen, dass man sie bis zu fünf Viertelstunden fortsetzte. Nicht selten bekamen die Gefolterten vor Schmerz Krämpfe, oder verloren das Bewusstsein. Für solche Fälle war ein Arzt zugegen, welcher den Zustand des Patienten untersuchen und sein Gutachten darüber abgeben musste, ob man mit der Marter fortfahren könne oder nicht.

Die Verurteilung zum Tode wurde in der Amtssprache der Inquisition »Überantwortung an die weltliche Gerechtigkeit« genannt (relajamiento al brazo secular) da es der Würde des heiligen Gerichts nicht geziemte, sich mit dem Blute seiner Opfer zu beflecken: ein zugleich heuchlerischer und hochmütiger Scheingrund, denn die Vollstreckung ihrer Urteile war nie blutig, sondern bestand in Verbrennung oder Erdrosselung. Folgendes war die Form, unter welcher die Todesstrafe zuerkannt wurde:

Christi nomine invocato: Nach Prüfung der Akten und Beweise des besagten Prozesses fällen wir das Urteil, das der besagte amtliche Ankläger (promotor fiscal) seine Anklage vollständig bewiesen hat. Wir erachten, dass er seine Absicht vollkommen erreicht hat und in Gemässheit damit müssen wir erklären, und erklären wir, dass der besagte N. ein Ketzer und Abtrünniger ist, sowie ein Beschützer und Hehler von Ketzern, wesshalb er die Strafe des grossen Kirchenbannes verdient und dieselbe verwirkt hat; dass er zum Verlust und zur Konfiskation aller seiner Güter verurteilt ist, welche wir der Kammer und dem Fiskus seiner Majestät, oder seinen Einwohnern zuweisen, vom Tage, an welchem der Verurteilte anfing, die besagten Ketzereien zu begehen, deren Aufzählung wir uns vorbehalten, und dass wir demnach die Person des besagten N. dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überantworten müssen und überantworten, insbesondere dem Corregidor dieser Stadt oder seinem Stellvertreter, welche wir inständig bitten und ihnen ans Herz legen, ihn mild und barmherzig zu behandeln. Und wir erklären die Söhne und Töchter des besagten N. und seine Enkel in männlicher Linie ihrer bürgerlichen Rechte verlustig und unfähig, geistliche oder weltliche Würden und Ämter zu bekleiden, und verwehren ihnen, an

sich und ihrem Leibe Gold, Silber, Perlen, köstliche Steine, Korallen, Seide, Sammet und feines Tuch zu tragen, sie sollen nicht auf Pferden reiten, keine Waffen tragen, und keine der Dinge gebrauchen, welche durch das gemeine Recht dieses Königreichs und die Verfügungen des heiligen Amtes dergleichen Unehrlichen untersagt sind. Und dieses endgültige Urteil sprechen wir hiermit aus und befehlen, es also niederzuschreiben.

Die Veröffentlichungen der Urteile waren die berüchtigten Autos de Fé, Glaubensakte, welche bei leichteren Vergehen in der Privatkapelle des heiligen Amtes stattfanden, bei den schwereren jedoch auf dem Hauptplatz der Stadt, mit schauerlichem Pomp, im Beisein des Vicekönigs, der Audienz, aller Behörden, des Erzbischofs, der gesamten Geistlichkeit und einer ungeheuren Volksmenge, die aus der ganzen Umgegend herbeiströmte. Zur Veranschaulichung des dabei beobachteten Herganges lassen wir hier die Beschreibung folgen, welche sich in den Jahrbüchern des Rathauses über ein im Jahre 1625 abgehaltenes Auto vorfindet. Es wurden bei dieser Gelegenheit lebendig verbrannt: Ines Castro, la voladora, (die Fliegerin) so genannt wegen der Gewandtheit, mit welcher sie sich mehrmals aus dem Gefängnis zu befreien wusste, die Portugiesen Diego de Aranda, Juan de Acuña y Noroña; ferner die Leichname von Garcia Mendez de Dueñas, der sich abends zuvor erhängt hatte, und von Munuel Nuñez de Almeida, der sein Leben im Gefängnis durch Verhungern endigte.

Am Sonnabend, den 15. November, um 10 Uhr morgens versammelten sich beim Hauptmann der Häscher Don Juan Arebalo de Espinosa, Ritter des Orden von Alcántara, die Sekretäre, Diener und Gehilfen des heiligen Gerichts und zogen sodann zu Pferde durch die Strassen mit Trompeten, Pfeifen und Trommeln, um der ganzen Stadt das Auto anzukündigen. Auf dem Hauptplatz ward eine Plattform von 40 Ellen ins Geviert errichtet, welche sich an das Rathaus anlehnte, ausserdem noch Schaubühnen für 8000 Zuschauer. Am Tage vor dem Auto, am 20. Dezember, versammelten sich in der Inquisition alle geistlichen Orden nebst den Beamten und Dienern des heiligen Gerichts; um 4 Uhr verliessen sie die Kapelle in Prozession, voraus der Hauptmann mit den Soldaten, welchem die Mönche der Orden in zwei Abteilungen folgten; hierauf kamen die Beamten, Censoren und Kommissäre und in ihrer Mitte der Generalsekretär der Dominikaner mit dem grünen Kreuze und begleitet von vierundzwanzig Mitgliedern seines Ordens mit brennenden Fackeln. Die Richter begleiteten das Kreuz bis zur Thür der Kapelle. Zur selben Zeit verliess auch der Chor den Dom

unter dem Gesange des Psalms: »Vigiliae Regis praeeunt«, und als alle bei der Plattform angekommen waren, ward das Kreuz auf dem Altar desselben aufgestellt, und mit brennenden Wachskerzen und Fackeln umgeben. Vier von der Inquisition ernannte Ritter umstanden den Altar mit schwarzen Stäben, und viele Mönche wachten bei demselben die ganze Nacht. Zur selben Zeit wurden die Vorgesetzten der geistlichen Orden nebst den Censoren zu den Verurteilten geschickt, um sie zur Reue zu ermahnen. Morgens zwischen 8 und 9 Uhr holte man die bussfertigen Sünder ab, das schwarzumflorte Kreuz der Domparochie wurde von vier Geistlichen vor ihnen hergetragen, während die übrigen im klagenden Tone das Miserere anstimmten. Jeder der Büsser ging zwischen zwei Gerichtsdienern und andern ehrlichen Personen; der Zug wurde beschlossen durch den Hauptmann der Häscher und die Geheimsekretäre, welche in silbernen Kapseln die Urteile der Delinquenten trugen, und nachdem diese auf den obern Stufen Platz genommen hatten, trat der Vicekönig aus dem Palast, begleitet von seiner Ehrenwache, den Musketieren unter ihrem Hauptmann und zwei Trompetern. Ihm voraus gingen der Prior und die Räte des Konsulats, die königliche Universität mit Einschluss der Kollegien von San Felipe und San Martin, die Pedelle zu Pferde mit ihren Sceptern im Arm, und hinter ihnen die Doktoren und Magister im Barett mit ihrem Rektor; dann folgten die beiden Kapitel, das geistliche und das weltliche mit ihren Sekretären und Würdenträgern, begleitet von stabtragenden Profossen; hierauf kamen die beiden Wappenherolde im Panzerhemd und mit Keulen, der Hauptmann der Wache, die Staatsanwälte, Richter und Räte, von denen der älteste dem Vicekönig zur Seite schritt. Hinter diesen schlossen sich an der General der Kavallerie, der Hauptmann der Nobelgarde, der Oberstallmeister, die Pagen und die Kompagnie der Hellebardiere. In dieser Ordnung gelangte der Zug zur heiligen Inquisition, wo die grosse Masse vor der Thür stehen blieb, während die Mitglieder der Audienz sich in den ersten Hof, der Vicekönig in den zweiten Hof begab, allwo sich die apostolischen Inquisitoren befanden. Diese hatten Hüte über die Mützen gesetzt, welche nur bei Autos getragen werden, und waren angethan mit den Insignien von Legaten Sr. Heiligkeit. Der Fiskal war zu Pferde und hielt das Banner. Der Vicekönig und die Inquisitoren begrüssten sich höflich, aber niemand rührte sich, bis der älteste Inquisitor sprach: »Es ist nun Zeit zu gehen«, worauf alle in derselben Weise, wie sie gekommen, nach dem Platz zurückkehrten, wo sich inzwischen die Kompagnieen der Stadtmiliz aufgestellt hatten. Beim

Erscheinen des Banners der Inquisition senkten sie ihre Fahnen und grüssten mit einer Salve.

Neben dem Altar, welcher sich auf der Plattform erhob, befand sich ein Tisch für die Sekretäre, und dem Altar gegenüber standen die Sessel für den Vicekönig, die Inquisition und die hohen Beamten. Nachdem alle ihre Sitze eingenommen hatten, erhob isch der älteste Inquisitor und forderte vom Vicekönige die Ablegung des Eides, dem sich in Spanien die Könige unterwerfen, unter folgender Formel:

»Ew. Excellenz schwören und versprechen auf Ihren Glauben und Ihr Wort als wahrer katholischer von Sr. katholischen Majestät bestellter Vicekönig, mit aller Macht den katholischen Glauben zu verteidigen, den die heilige apostolische Kirche von Rom anerkennt, und ihre Erhaltung und Vermehrung zu fördern; die Ketzer, Abtrünnigen und Widersacher zu verfolgen und verfolgen zu lassen; dem heiligen Gericht der Inquisition und ihren Dienern die nötige Hilfe und Unterstütsung zu gewähren und anzuempfehlen, auf dass die Ketzer und Störer unsrer christlichen Religion ergriffen und nach den heiligen Kirchengesetzen bestraft werden, ohne dass Ew. Excellenz eine Nachsicht oder Ausnahme zu gunsten irgend jemandes, wess Standes er auch sei, zugestehen wollen?«

Der Vicekönig antwortete darauf: »Das schwöre ich, und verspreche es bei meinem Glauben und meinem Wort«, und derselbe Inquisitor erwiderte: »Wenn Ew. Excellenz also handeln, wie wir von Ihrer Frömmigkeit und Christlichkeit erwarten, so wird Gott, der Herr, alle von Ew. Excellenz in seinem heiligen Dienste unternommenen Werke segnen, und Ihnen Gesundheit und langes Leben schenken, wie es dies Königreich und der Dienst Sr. Majestät bedürfen.«

Nachdem die Feierlichkeit des Eides beendigt war, wurden mehrere Messen gelesen, von denen eine für den Vicekönig, worauf ein Priester die Kanzel bestieg, und in einer wohlstudierten Rede den Ruhm pries, welcher der Religion durch das Opfer der Ketzer erwachse. Nach der Predigt wurde die königliche Audienz, das Ratskapitel und das Volk vereidigt, indem alle sich verpflichteten, jedes Vergehen gegen die Religion zur Kenntnis des Gerichts zu bringen, und keinem Ketzer und mit Kirchenbann Belegten Schutz zu gewähren.

Hierauf schritt man zum Verlesen der Anklagen, welche der Sekretär eine nach der andern aus einer Kapsel einem Beamten übergab, und sobald der Angeklagte genannt war, wurde er durch die Gerichtsdiener aus dem geheimen Kerker die Treppen heraufgebracht und in einen Käfig gestellt, in welchem er stehend sein Urteil anhören musste. Eben

dasselbe geschah mit den Figuren derer, die im Bilde verurteilt worden waren. Die Verurteilten erschienen auf der Plattform in besonderen Kleidern. Sie trugen ein gelbes Oberkleid, San Benito genannt, das ihnen bis auf die Kniee reichte, und auf welchem das Porträt des Trägers, umgeben von Flammen, Teufeln und Drachen gemalt war. Die reuigen Sünder trugen auf dem San Benito ein Andreaskreuz von rotem Tuch und keine Flammen. Das San Benito wurde nachher in der Parochialkirche des Verurteilten aufgehängt zur beständigen Schande und Warnung, sowie als Trophäe der Inquisition. Auf dem Kopfe trugen die Verurteilten eine dütenartige hohe, spitze Mütze von gesteiftem Papier, auf welcher ebenfalls Teufelsfratzen und Flammen gemalt waren. Die Widerspenstigen und Lästerer wurden mit Mundknebeln gebracht, auch waren immer Knebel in Bereitschaft für den Fall, dass die Verurteilten in Schmähungen gegen die Richter ausbrechen sollten.

Die nachstehenden Beispiele zeigen, welcher Art die Vergehen waren, die die Inquisition vor ihr Gericht zog, und auf welche Strafen sie dafür erkannte. Bei dem zweiten Auto, welches am 13. April 1578 stattfand, schritten 16 Verurteilte mit brennenden Kerzen in der Prozession, mehrere mit Stricken um den Hals, zwei mit dem San Benito, einer mit der Ketzermütze (coroza), darunter befanden sich zwei Dominikanermönche, zwei Mercenarier, zwei Weltgeistliche, ein Jurist und ein Notar. Die meisten hatten sich nur Betrügereien zu schulden kommen lassen, hatten sich für Beamte der Inquisition oder Priester ausgegeben und wurden mit Peitschenhieben und Geldbussen bestraft. Der Notar hatte sich gerühmt, er könne aus Gefängnissen entkommen, ohne Schlösser zu erbrechen und besitze einen Gaul, auf dem er an einem Tage dreissig Leguas zurücklegen könne. Dies machte ihn verdächtig im Bunde mit dem Teufel zu stehen, wofür man ihn zu 200 Peitschenhieben und zur Verbannung verurteilte. Der Baccalaureus Asnal de Biesma hatte mit den Gefangenen der Inquisition verkehrt, hatte gesagt, Mateo Salado, der verbrannte Ketzer, sei so unschuldig gewesen wie der heilige Georg, und behauptete ein Kraut zu kennen, das die Frauen ihren Ehemännern unsichtbar mache. Dafür musste er sich der grossen Abschwörung unterwerfen (abjuratio de vehementi), erhielt fünf Jahre Gefängnis, und musste sich nach Absitzen der Haft jeden Monat dem Gerichte vorstellen.

Fray Gaspar de la Huerta, ein Mercenarier, hatte Messe gelesen, ehe er noch zum Priester ordiniert war; ausserdem hatte er gegen einzelne Mönche geäussert, es sei ihm ein Kind erschienen, welches

sich Salvadorcico (Erlöserchen) genannt habe. Er musste desshalb seine Irrtümer abschwören, wurde aus dem geistlichen Stande ausgestossen, erhielt 200 Peitschenhiebe und fünf Jahre Strafarbeit auf den Galeeren.

Der Doktor Agustin de Quiñones, ein Jurist, äusserte nach einer Predigt, in welcher der Geistliche Jesus Christus ein Abbild des Vaters genannt hatte, dies sei nicht passend ausgedrückt; auch behauptete er, dass eine heimliche Ehe vor dem Gewissen gültig sei, wiewohl das tridentinische Konzil sie für nichtig erkläre. Ob dieser Meinungen wurde er für einen Ketzer erklärt, zum Busshemd (Sanbenito), Verlust seines Vermögens und fünf Jahren Gefängnis verurteilt; ausserdem wurde er seiner bürgerlichen Rechte verlustig und für ehrlos erklärt; man bewies ihm, dass er weder Gebote noch Glaubensartikel, noch Sakramente kenne und verpflichtete ihn, an allen Festtagen die Messe und Predigt anzuhören.

Der merkwürdigste Fall, der in diesem Auto zur Entscheidung kam, betraf drei Dominikaner, die wegen ihrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit in hohem Ansehen standen, und welche durch eine betrügerische und wahnwitzige Frauensperson zu dem Glauben gebracht worden waren, ihre Worte seien Eingebungen von Engeln und Heiligen. Einer derselben, der Provinzial von Santo Domingo, Fray Pedro de Toro, starb im Gefängnis, wurde aber als Ketzer mit aufgeführt und seine Statue mit dem Busshemd bekleidet. Fray Alonso Gascon, Prior von Quito, hatte sich selbst beim Bischof angeklagt, den Worten jenes vom Teufel besessenen Weibes Glauben geschenkt zu haben. Er wurde dafür zur Abschwörung de vehementi, zu sechs Jahren Gefangenschaft und zeitweiliger Enthebung vom Priesteramte verurteilt. — Fray Francisco de la Cruz, bereits zum Doktor der Theologie vorgeschlagen, berühmter Kanzelredner, Vertrauter des Vicekönigs und Erzbischofs, konsultierender Rat der Inquisition, wurde als verstockter Ketzer, Verbreiter von Irrlehren, Erzketzer und Stifter einer neuen Sekte, verdammt, lebendig verbrannt zu werden. Der Fiskal hatte 180 Klagen gegen ihn aufgestellt, sein Geständnis füllte 700 Seiten und die Akten seines Prozesses 3000, Unter anderen seltsamen Sachen hatte er gesagt, die römische Kirche sei in abscheuliche Missbräuche verfallen, die Indianer in Peru seien das wahre Volk Israel, der Erzbischof von Lima müsse Papst werden, die Beichte sei abzuschaffen und die Geistlichen sollten sich verheiraten, in Ehrensachen sei das Duell zulässig, Polygamie müsse erlaubt werden, die heilige Schrift sei in die Sprache des Volkes zu übersetzen, die Inquisitoren seien Annas und Kaiphas. Auf den Rat der Besessenen

hatte er mit einer verheirateten Frau einen Sohn erzeugt, den er für einen Johannes den Täufer hielt. Er selbst hielt sich für einen neuen Messias, mehr erleuchtet als der Apostel Petrus und so heilig wie der Engel Gabriel, geduldig wie Hiob und für den besten der Menschen. Er bewies seine Sendung aus Stellen der Offenbarung, den Psalmen und den Propheten.

Die blosse Aufzählung dieser Punkte würde heute genügen, um einem Angeklagten die Zurechnungsfähigkeit abzusprechen, und als geisteskrank in ein Irrenhaus zu überweisen; allein für die Inquisition galt Wahnsinn als ein Bund mit dem Teufel, als ein Verbrechen und nicht als ein Grund für Entlastung, daher Fray Francisco zum Feuertode verurteilt und verbrannt wurde.

An welchem Orte die Verbrennung stattfand, wird in dem Berichte nicht gesagt. Es scheint nicht, dass für diese schauerlichen Hinrichtungen ein fester Platz angewiesen gewesen sei. Bei dem Auto de fé im Jahre 1639 wurden die zwölf zum Tode verurteilten auf dem Steinfeld (Pedregal) am Wege nach dem Thal von Amancaes verbrannt; andere wieder am Fusse des San Cristobal, da wo sich jetzt der Cirkus der Stiergefechte befindet.

Am 15. November 1573 feierte die Inquisition das erste Auto, bei welchem ein Franzose Namens Mateo Salado als lutherischer Ketzer zum Flammentode verurteilt wurde. Salado hatte jahrelang in einer Höhle eines der künstlichen Hügel oder Huacas im Thale des Rimaks als Einsiedler gelebt, und wurde von allen, die ihn kannten, wegen seines tugendhaften und strengen Lebenswandels verehrt, bis die Inquisition entdeckte, dass er im Geheimen ein verstockter Ketzer sei. — Von 1600 bis 1625 wurden viele Portugiesen verbrannt, als heimliche Juden, vielleicht auch nur deshalb so hart verfolgt, weil sie Besitzer reicher Minen waren, und um ihre Güter zu konfiszieren. Das letzte Auto de fé fand am 7. April 1776 statt. Während der 200 Jahre waren im ganzen 20 öffentliche und 9 Privat-Autos gehalten worden. Bei denselben wurden 59 Verurteilte lebendig verbrant, 18 im Bildnis und von 9 die Leichen oder Gebeine. Ausserdem waren 458 zu Peitsche, Pranger, Kirchenbann und Verlust der Güter verdammt worden.

In unsrer Zeit, wo durch naturwissenschaftliche Aufklärung die religiöse Duldung sich allgemein verbreitet hat, kann man sich nur mit Mühe eine Vorstellung machen von der Schwere der Fesseln, in welchen der christliche Aberglaube damals auch die begabtesten Geister gefangen hielt. Unmenschlichkeiten, wie sie die Inquisition damals verübte, kann

allerdings ein einzelner Mensch aus Bosheit und sittlicher Verderbtheit begehen, allein wenn eine ganze übrigens achtbare Klasse der Gesellschaft sich die Grausamkeit zum Grundsatz macht, und systematisch anwendet, so ist dies nur dadurch erklärlich, dass diese Menschen von der Rechtschaffenheit ihres Thuns überzeugt waren, und dass die grosse Masse des Volks dasselbe billigte. In keinem anderen Lande fand die Inquisition eine so feste Stütze in der öffentlichen Meinung als in Spanien, daher auch nirgends ihr Ansehen und ihr Einfluss so übermächtig war wie hier. Kaiser Karl V. ermahnte noch nach seiner Abdankung seinen Sohn und das heilige Amt, die Ketzer ohne Mitleid und Erbarmen zu verfolgen, und ihre Strenge ohne Ansehen der Person walten zu lassen. Bei seinem Sohn Philipp II. bedurfte es einer solchen Aufforderung nicht. Bei seiner Rückkehr aus Flandern im Jahre 1559 wurde ihm zu Ehren in Valladolid ein Auto de fé veranstaltet, bei welchem von 30 Delinquenten 14 zum Feuertode verurteilt waren. Unter diesen war ein Ritter Carlos de Seso, ein Verwandter und Nachkomme des Königs Don Pedro von Aragon. Als dieser vor der Tribüne des Königs vorüberging, warf er ihm vor, wie er erlauben könne, dass man ihn verbrenne. Philipp jedoch antwortete: »Wenn mein Sohn ein Ketzer wäre wie Ihr, so würde ich selbst Holz zu seinem Scheiterhaufen herbeiholen«. Eine Bulle des Papstes Paul IV. erweiterte die Machtbefugnisse der Inquisition in der bedenklichsten Weise. Sie erhielt das Recht, auch diejenigen zum Tode zu verurteilen, die ihre Ketzereien abschworen, wenn sie dies nicht aufrichtig und mit reinem Gewissen thäten, sondern nur aus Furcht vor der Strafe. Nach einer solchen Verordnung war niemand mehr seines Lebens sicher. Das Gericht zog die hochgesteltesten und unbescholtensten Männer vor seine Schranken, so die Erzbischöfe von Granada und Santiago, die Bischöfe von Lago, Leon und Almeria; selbst der Primas der spanischen Kirche, der Erzbischof von Toledo wurde als des Lutheranismus verdächtig vorgeladen, obgleich er der Beichtvater Philipps II. war und dem Kaiser Karl V. im Kloster von San Gerónimo de Yuste die Sterbesakramente gereicht hatte.

Bei der aussergewöhnlichen Stellung, welche die Inquisition in Spanien einnahm, war zu erwarten, dass sie auch nach ihrer Einführung in den Kolonieen daselbst gleich hohes Ansehen geniessen würde. In der That war in Lima die Inquisition nur gefürchtet, nicht gehasst: man betrachtete das Gericht mit so grosser Scheu, dass man garnicht wagte, es zu hassen. Übrigens hatte dasselbe in seiner ursprünglichen Eigenschaft als Glaubensgericht nur wenig Beschäftigung, da die weisse

Bevölkerung verhältnismässig gering war, und eine königliche Verordnung ausdrücklich verbot, die heidnischen und getauften Landeseingebornen seiner Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Allein wie jede grosse Macht die Versuchung zum Missbrauch mit sich bringt, so begnügte sich auch die Inquisition nicht lange mit ihren ersten Befugnissen, und neben der thatsächlichen Ausdehnung ihrer amtlichen Thätigkeit auf Fälle der verschiedensten Art, beanspruchte sie auch besondere äussere Anerkennung durch Vortritt bei öffentlichen Gelegenheiten. Dies führte zu vielfachen Zwistigkeiten über Etikette, die wohl anfangs zur Zeit ihres grossen Ansehens zu ihren gunsten entschieden wurden, allein doch nicht immer, und in späterer Zeit immer weniger. Einige Vicekönige wiesen ihre Anmassungen mit Entschiedenheit zurück. Der Graf Alba de Liste y Villaflor, der erste spanische Grande, der das königliche Statthalteramt in Peru verwaltete, zeigte im Vertrauen einem der Inquisitoren eine Abhandlung, die ein Holländer namens Willem Lombardo in Mexico geschrieben hatte, und da dieser seinen Amtsbrüdern anzeigte, der Vicekönig besitze eine Schrift ketzerischen Inhalts, so unterfing sich das Tribunal, vom Grafen Alba die Auslieferung derselben zu fordern. Dieser weigerte sich dessen, machte seine Autorität geltend, und verwies der Inquisition in nachdrücklicher und drohender Weise, dass sie die königliche Gewalt in der Person ihres Vertreters zu schädigen und demütigen suche. Die Angelegenheit wurde zur Kenntnis des Königs gebracht, der allerdings dem Tribunal einschärfte, sich in seinen Anmassungen zu mässigen, aber doch die Schwachheit hatte, dem Grafen Alba die Auslieferung der fraglichen Schrift zu befehlen.

Noch energischer benahm sich ein späterer Vicekönig, der Marques de Castelfuerte zu einer Zeit, als das Ansehen der Inquisition schon anfing zu sinken, und die Anmassungen derselben um so unerträglicher wurden. Er wies ihre Übergriffe in gebührende Schranken zurück, und erwähnte in der Denkschrift, welche die Vicekönige bei ihrer Abberufung ihren Nachfolgern zu lassen pflegten, er habe dem Auto vom Jahre 1732 nur beigewohnt, um den Vorsitz dabei zu führen und die königlichen Vorrechte zu wahren. Eine Anekdote, die wohl ihren Ursprung mehr dem Beifall verdankt, welche das Auftreten Castelfuertes beim Publikum fand, als einer wirklichen Thatsache, erzählt folgendes: Eines Tages erhielt der Vicekönig eine Vorladung vor das heilige Amt. Er leistete derselben Folge, aber in Begleitung einer Kompagnie Infanterie und zweier Kanonen, die auf das Thor gerichtet wurden. Der Vicekönig begab sich darauf in den Sitzungssaal, legte seine Uhr auf den Tisch, und bedeutete die Richter, dass wenn die Sitzung nach Ablauf

von 60 Minuten nicht zu Ende und er in Freiheit sei, die Thür eingeschossen werden würde.*)

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verfiel das Ansehen der Inquisition mehr und mehr. Im Jahre 1812 wurde sie in Spanien durch die Verfassung von Cadiz aufgehoben. Als im Jahre darauf die Abschaffung des Glaubensgerichts in Peru veröffentlicht wurde, erbrach das Volk die Gefängnisse und Sitzungslokale und zerstreute die Akten des Archivs, wodurch viele interessante Dokumente verloren gingen. Nachdem Ferdinand VII. im Jahre 1815 die Konstitution wieder vernichtet hatte, ward auch die Inquisition wie in Spanien, so auch in Lima wieder hergestellt, war aber nur wenig geachtet und bethätigte ihr Dasein nur durch Verurteilung zu unbedeutenden Polizeistrafen. Durch die Wiederherstellung der Konstitution im Jahre 1820 wurde das Tribunal von neuem unterdrückt, und verschwand durch die im nächsten Jahre erfolgte Unabhängigkeitserklärung für immer.

Die Bevölkerung Limas und ihre Sitten während der spanischen Herrschaft.

Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts war die Glanzperiode der Stadt. Sie hatte damals zwar schon wiederholt von Erdbeben gelitten, war aber noch nicht von den grossen Katastrophen betroffen worden, durch welche sie in der Folge zweimal gänzlich zerstört ward. Ihre Strassen waren breit und regelmässig gebaut, ihre Kirchen prächtig und viele Privatgebäude palastartig. Die Stadt war von Gärten umgeben, die Umgegend sorgfältig angebaut und mit eleganten Landhäusern übersät. Zwar hatte die Zahl der Einwohner seit Anfang des Jahrhunderts nicht erheblich zugenommen, sie betrug auch jetzt nicht mehr als etwa 65 000, aber die Stadt war der Mittelpunkt eines grossen, festgeordneten Kolonialreiches geworden, in welchem alle obersten Behörden ihren Sitz hatten, wo die meisten angesehenen Familien des Landes wohnten und alle Reichtümer desselben zusammenströmten. Die Zahl der zu jener Zeit in Lima ansässigen spanischen Familien wird zu 8—9000 angegeben, die Seelenzahl der gesamten weissen Bevölkerung zu 25—30 000. Darunter befanden sich über 80 Häuser von hohem Adel mit castilianischen Titeln, von denen nicht wenige auf grösserem Fusse lebten, als ihre Verwandten in Spanien, und alle hinreichendes Vermögen besassen, um standesgemäss aufzutreten. Die Vicekönige waren meist Kavaliere von hohem Rang, einige von ihnen ge-

*) Ricardo Palma erzählt diese Tradition in der »Revista de Lima«, Mai 1862.

hörten den ältesten und angesehensten Geschlechtern des Königreichs an. Der Kolonialadel scharte sich um sie, wie daheim die Granden um den Thron, und wenn ein neuer Statthalter des Königs ankam, so stiegen sämtliche Edelleute zu Pferde, um ihm entgegenzureiten, ihn zu begrüssen und in die Stadt zu geleiten. An den Adel reihte sich der zahlreiche Beamtenstand, dann kamen die Bürger, meist Kaufleute oder Gewerbetreibende, Bergwerks- und Gutsbesitzer. Darunter gab es nicht wenige reiche Leute und sehr viele mit ansehnlichem Vermögen, aber auch wer als arm galt, hatte immerhin so viel, dass er in Europa als wohlhabend angesehen worden wäre. Der Rest der Bevölkerung waren Neger, Indianer und Mischlinge beider Rassen mit Weissen oder untereinander.

Der unruhige kampflustige und händelsüchtige Geist der Eroberer und ersten Ansiedler, welcher anfangs der Regierung so viel zu schaffen gemacht hatte, war schon seit lange verschwunden. Bei dem tiefen Frieden, der nach Unterdrückung der letzten Empörungen im Lande herrschte, fand sich für kriegerische Eigenschaften keine Verwendung mehr, daher diese schon in der zweiten Generation sich verloren. Die Kreolen, wie die in den Kolonieen geborenen Söhne spanischer Eltern genannt wurden, waren treue, gehorsame, leicht zu regierende Unterthanen des Königs. Die bewaffnete Macht des Vicekönigs in Lima bestand ausser den Kompagnieen seiner Leibwache nur aus der Garnison der Festung von Callao, und betrug mit Einschluss der in Chile gegen die Araukaner verwendeten Truppen im ganzen weiten Gebiete des Königreichs kaum 3000 Mann. Trotzdem war die Sicherheit im Lande gross, und die wertvollsten Silbertransporte wurden auf langen Reisen nur durch wenige Bewaffnete beschützt, oder waren ganz ohne militärische Begleitung.

Die Rivalitäten unter den Kolonisten, die früher zu Gewaltthätigkeiten und Duellen geführt hatten, äusserten sich jetzt durch gegenseitiges Überbieten in Prunk und Aufwand. Der grosse Reichtum des Landes begünstigte die Neigung zur Verschwendung, der Luxus in der Kleidung war bei beiden Geschlechtern gleich gross, ausserordentliche Summen wurden für golddurchwirkte Stoffe, Spitzen, Juwelen, kostbares Hausgerät, wertvolle spanische und niederländische Gemälde ausgegeben, und die Zahl der Karossen und Kaleschen war unverhältnismässig gross, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, dass bei dem Erdbeben von 1746 über 3000 Pferde und Maultiere in der Stadt umkamen.

Wenn aber viele Limenier durch hoffärtigen Aufwand ihr Vermögen zerrütteten, so hatte die Verschwendung bei anderen edlere Triebfedern.

Neben Leichtsinn, Sinnlichkeit und Sucht zu glänzen, herrrchte in Lima eine grosse und aufrichtige Frömmigkeit, die sich in mildthätigen Werken und freigebigen Spenden zeigte. In keiner Stadt der katholischen Christenheit haben die Bewohner zu Ehren Gottes, seines Sohnes und der heiligen Jungfrau gleichgrosse Geldopfer gebracht, und in gleicher Zeit so viele Kirchen, Klöster, Hospitäler und milde Stiftungen ausgestattet. Der Kultus war der Mittelpunkt, um den sich das ganze gesellige Leben bewegte, die zahlreichen Feste der Kirche dienten Hohen und Niederen zugleich zur Erbauung und Unterhaltung, die Prozessionen waren häufig, und hatten bei den Hauptfesten, wie am Fronleichnamsfeste und am Tage der heiligen Rosa fast ebenso viel Teilnehmer als Zuschauer. Die Züge, in welchen der Vicekönig mit sämtlichen Behörden, die Universität und Schulen, die Ordens- und Weltgeistlichen einherschritten, und dem die Mitglieder von 60 religiösen Vereinen und Brüderschaften alle mit ihren Fahnen, Standarten und heiligen Bildern auf Tragbahren folgten, füllten viele Strassen und dauerten oft ganze Tage.

Der geistliche Stand war der angesehenste, sowohl als solcher, als durch seine Begünstigung von oben und seine Reichtümer. Er brauchte seinen Einfluss nicht mit dem Militär zu teilen, in einem Lande, das keine Kriege führte und fast nur Bürgermilizen hatte. Die Zahl der Mönche und Nonnen betrug ein Siebentel der ganzen weissen Bevölkerung. Da den Kreolen die Teilnahme an der Gesetzgebung versagt war, und bei der grossen Entfernung und langsamen Verbindung mit Europa die dortigen politischen Verhältnisse in den Kolonieen die Aufmerksamkeit nur in geringem Grade beschäftigten, so konzentrierte sich das öffentliche Interesse auf die Angelegenheiten der Klöster. Die Wahlen der Äbte und besonders der Provinziale, die sich alle drei bis vier Jahre wiederholten, versetzten die ganze Stadt in weit grössere Aufregung, als heute die Wahl des Präsidenten. Die streitenden Parteien unter den Ordensbrüdern hatten ihre Anhänger in der Stadt, welche durch allerhand Bemühungen und Umtriebe ihren Kandidaten im Kapitel den Sieg zu verschaffen suchten.

In der That waren die Folgen der Wahlen von grosser Tragweite, denn abgesehen davon, dass die Verfügung über die Einnahmen der Klöster, die Vergebung von Pfarrstellen und mancherlei Begünstigung vom Vorgesetzten abhing, machte es auch für die innere Hausordnung in der Regel einen grossen Unterschied, ob die Leitung der Konvente sich in den Händen eines Kreolen oder eines Spaniers befand. Zuweilen wurden die Kapitularversammlungen so stürmisch, dass sie zu Thätlich-

keiten und Blutvergiessen führten, und das Einschreiten des Vicekönigs nötig wurde, was immerhin bei der unabhängigen Stellung der Kirche und ihrer Angehörigen ein missliches und undankbares Geschäft war. Sogar unter den Nonnen kamen bei der Wahl ihrer Äbtissinnen mitunter ähnliche Unordnungen vor, wie denn zum Beispiel im Kloster der unbefleckten Empfängnis die Zänkereien ein solches Ärgerniss gaben, dass der Erzbischof Don Diego Morcilla sich genötigt sah, mehrere der Unruhestifterinnen in andere Klöster zu versetzen.

Der grosse Zudrang beider Geschlechter zum Klosterleben hatte verschiedene Ursachen. Wie die Bekehrung der Eingeborenen das Werk der Ordensgeistlichen gewesen war, so blieb auch die Seelsorge der neugegründeten Gemeinden in ihren Händen, da noch keine Weltgeistlichen vorhanden waren, und wenn auch schon der zweite Erzbischof Mogrovejo (Santo Toribio) ein Seminar gründete, so erforderte die Ausbildung in demselben doch immer eine längere Zeit, und genügte die Zahl der darin geschulten Seminaristen auch in späterer Zeit nicht zur Besetzung der Pfarrstellen, von denen die meisten von Franziskanern und Dominikanern versehen wurden. Nachdem darauf die Klöster dieser Orden reich geworden waren und ihren Mitgliedern ein bequemes Leben und eine geachtete gesellige Stellung boten, erwählten die jungen Kreolen mit Vorliebe den monastischen Stand, da eine militärische Laufbahn nicht vorhanden war und bei Besetzung der Civilstellen die Spanier vorgezogen wurden.

Dass viele Frauen und Mädchen den Schleier nahmen, hatte zwar ursprünglich seinen Grund in religiösen Überzeugungen, indem ein in Abgeschlossenheit und Bussübungen zugebrachtes Leben als ein Gott bosonders wohlgefälliges angesehen wurde, und der Stand einer Braut Christi als der erhabenste galt, dem ein Weib angehören könne. Daneben jedoch trugen auch noch andere Umstände und weltliche Erwägungen dazu bei, junge und alte Mädchen zum Eintritt in ein Kloster zu veranlassen. Der Gelegenheiten sich standesgemäss zu verheiraten waren von Anfang an für Töchter angesehener Häuser zu wenige. Bei der schon früh zur Gewohnheit gewordenen luxuriösen Lebensweise waren die Ausgaben einer Haushaltung sehr bedeutend, und da niemand, der sich häuslich einrichtete, hinter den Übrigen zurückbleiben wollte, viele aber die erforderlichen Kosten nicht tragen konnten oder mochten, so zog eine grosse Anzahl junger Leute der Ehe mit einem Mädchen ihres Standes illegetime Verbindungen mit Dirnen der niederen Rassen vor, zu welchen die Sklaverei einladende Gelegenheit bot, und für welche die öffentliche Meinung sich sehr nachsichtig zeigte. Die Folge dieser

Verhältnisse war, dass nicht nur die Zahl der weissen Bewohner trotz beständiger Zuwanderung aus Spanien nicht zunahm, sondern dass sich auch die gemischte Bevölkerung keineswegs in dem Masse vermehrte, wie man in einem solchen Himmelsstrich unter so leichten Lebensbedingungen hätte erwarten könne.

Reichtum, leichter Verdienst und weiches Klima hatten in Lima dieselben Folgen, die sie zu allen Zeiten unter gleichen Umständen gehabt haben. Üppigkeit und Lockerung der Sitten nahm überhand und teilte sich binnen kurzem auch den Klöstern mit. Die Mönche überliessen sich den ärgerlichsten Ausschweifungen, und die Äbte gingen ihren Untergebenen mit schlechtem Beispiel voran. Auch dauerte es nicht lange, bevor in den grossen Nonnenklöstern die strenge Beobachtung der Regel aufhörte. Die Schwestern lebten jede für sich, und liessen sich je nach ihrem Vermögen durch Sklavinnen bedienen; sie standen in galantem Verkehr mit der Aussenwelt, der besonders durch die vielen nicht ordinierten, aber in der Klausur lebenden Frauen erleichtert wurde.

Die Limenierinnen der damaligen Zeit waren berühmt wegen ihrer Schönheit und Eleganz, sowie ihrer witzigen Unterhaltung, standen aber zugleich im Rufe grosser Leichtfertigkeit. Was die galanten Abenteuer der Frauen besonders begünstigte war die allgemeine verbreitete Sitte, mit verhülltem Gesichte auszugehen, indem ein am Gürtel befestigter Schleier über den Kopf gezogen und mit der linken Hand so zusammengezogen wurde, dass nur ein Auge sichtbar blieb. Die Verhüllung des Gesichtes hatten die Frauen in Spanien von den Mauren überkommen, allein die Eifersucht der Männer widersetzte sich alsbald einer so gefährlichen Gewohnheit. Auch in Peru gab die Sitte schon früh zu solchen Ärgernissen Veranlassung, dass sich die Obrigkeit genötigt sah einzuschreiten und (1586) die Verschleierung des Gesichtes bei einer Strafe von 3000 Maravedies verboten ward. »Die Gewohnheit der Weiber, sich zu verhüllen, hat dergestalt überhand genommen,« sagen in einer Vorstellung die Prokuratoren der Stadt, »dass daraus schwere Frevel gegen Gott und die Gesellschaft entstanden sind; denn unter dieser Verkleidung verkennt der Vater seine Tochter, der Mann seine Frau, der Bruder seine Schwester. Die Männer nehmen sich Freiheiten mit den vornehmsten Frauen und Mädchen, wie mit den niedrigsten, und die grössten Schändlichkeiten und Verbrechen sind begangen worden, indem sich Männer als Frauen verkleidet und das Gesicht verhüllt haben, so dass man sie nicht erkennen konnte.« Beinahe 40 Jahre später (4. Dezember 1624) erliess der damalige Vicekönig Marquès de Gua-

dalcazar (1621—1629) eine neue, weit strengere Verordnung, worin es heisst, dass sintemal die verschiedenen königlichen Erlasse und Verbote gegen das Bedecken des Gesichts der Frauen nach und nach in Vergessenheit geraten seien, zum grossen Ärgernis und Schaden der Andächtigen, welche in der Kirche, bei Prozessionen und anderen religiösen Feierlichkeiten von den Tapadas gestört würden, auf Antrag des weltlichen und geistlichen Kapitels und nach Beratung der Angelegenheit



Verhüllte Dame (Tapada).

in der königlichen Audienz hiermit befohlen werde: dass keine Frau irgend eines Ranges oder Standes fernerhin mit Kopftuch oder Schleier (Manto) bedeckt auf der Strasse oder auf öffentlichen Spaziergängen zu Fuss, in Wagen oder Sänften erscheinen solle, sich auch nicht am Fenster oder auf Balkons zeigen dürfe, sondern dass alle ihre Gesichter unverhüllt zeigen müssten, besonders in der Kirche und bei den Prozessionen in den Kreuzgängen der Klöster; dass jede Frau, welche gegen dieses Verbot mit bedecktem Gesichte betroffen würde, ihren Schleier verlieren, 60 Pesos Geldbusse entrichten und mit zehn Tagen Gefängnis bestraft werden solle, welche Strafe, falls die Frau von Adel

wäre, im Hause des Scheriffs abzubüssen sei; Negerinnen, Mulattinnen und Mestizen mussten dieselbe Geldstrafe erlegen und erhielten dreissig Tage Gefängnis; die Maultiere einer Kutsche, in welcher Tapadas fuhren, wurden weggenommen, auch wenn sie nicht Eigentum derselben waren; alle Männer, die in der Kirche, in einem Kloster und bei Prozessionen verhüllte Frauen anredeten, sollten gleichfalls mit einer Geldbusse von 100 Pesos bestraft werden.



Moderne Tapada.

Auch diese Verordnung erwies sich eben so ohnmächtig gegen die eingewurzelte Unsitte als alle früheren, so wie alle die später noch erlassen wurden. Die Regierung der Vicekönige dauerte meist nur kurze Zeit, und die Nachfolger verhielten sich nur zu oft gleichgültig hinsichtlich der Befehle ihrer Vorgänger. Wenn einmal die Tapadas bei ernstlicher Androhung von Strafe einige Jahre lang verschwunden gewesen waren, so tauchten sie alsbald wieder auf, wenn die Strenge sich milderte, und so erhielt sich diese Gewohnheit bis zur Mitte dieses Jahrhunders. Vor 40 Jahren sassen die Tapadas noch jeden Sonntag in Reihen auf den Bänken der Alameda nueva und verfolgten mit ihren

spöttischen Bemerkungen die Herren, die sich zum Circus der Stiergefechte begaben. Während der ersten Verwaltung Castillas (1845—1851) hielten sie bei den Sitzungen des Kongresses die Tribünen besetzt, und pflegten durch kecke Bemerkungen und Ausrufe die Verhandlungen zu bekritteln. Hatte ein Redner das Unglück, etwas Ungereimtes zu sagen, oder hatte er sonst die Gunst der verhüllten Zuhörerinnen verscherzt, so werfen ihm diese Kleekronen zu, bei welcher Auszeichnung es dem Betroffenen überlassen blieb, welcher Art von Grasfressern er sich als zugezählt betrachten wollte.

Was alle Erlasse und Bedrohungen mit Strafe nicht vermocht hatten, das bewirkte endlich die Verdrängung der alten Sitten durch neue Moden. Anfangs der fünfziger Jahre hatte sich die Gewohnheit der Frauen sich zu verhüllen bereits verloren, und als eines Tages eine Schar von Damen der guten Gesellschaft sie wieder auffrischen wollte, wurden sie von den Strassenjungen verlacht und verhöhnt, und damit war der »Tapada« für immer das Urteil gesprochen.

Wir beschliessen diese Bemerkungen über die Sitten der Bewohner von Lima durch einen Auszug aus dem Werke des französischen Ingenieurs Frézier, welcher zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Südamerika bereiste, und sich mehrere Monate in dieser Stadt aufhielt.*)

Beobachtet man den Charakter der Kreolen, sagt Frézier, so findet man gute und schlechte Seiten, wie bei allen Völkern. Die Bewohner der Puna oder des Hochlandes von Peru sollen sehr gesellig sein; man sagt, es gebe unter ihnen sehr achtbare, hochherzige und aufrichtige Menschen, welche stets zu Diensten bereit sind, besonders wenn solche ihrer Eitelkeit schmeicheln, oder wenn es sich um das handelt, was sie Punto nennen, das heisst ihre Ehre, auf welche sie sich etwas zu gute thun als einer Eigenschaft, die sie vor andern voraushaben, und die sie über die anderen Nationen erhebt: sie halten dieselbe für den Beweis ihres reinen spanischen Blutes und der edlen Abstammung, deren sich alle Weissen rühmen.

Die Kreolen sind von Natur alle furchtsam und leicht zu regieren. Sie leben im Lande zerstreut und weit von ihren Vorgesetzten entfernt, und in den Bergen und Wüsten giebt es tausend Schlupfwinkel, wohin sie sich zurückziehen und einer drohenden Strafe entgehen können. Es giebt kein Land, wo die Gerechtigkeit weniger streng geübt wird als in Peru, und es geschieht selten, dass jemand mit dem Tode bestraft

*) Amedée François Frézier, ingénieur du roi, bereiste Chile und Peru 1712—14 und beschrieb seine Reise in seinem Werke: Voyage de la mer du Sud, Paris 1816, ins Deutsche übersetzt, Hamburg 1745.

wird. Trotzdem werden die Beamten des Königs stets mit Furcht und Misstrauen betrachtet und wenige Soldaten, die im Grunde nichts sind, als eben so viele Boten des Vicekönigs, machen die ganze Einwohnerschaft auf 400 Meilen im Umkreise zittern.

In ihrem äussern Wesen sind die Kreolen sehr gemessen und legen nie den ihnen natürlichen steifen Ernst ab. Sie sind mässig im Genuss des Weins, aber entschädigen sich dafür reichlich beim Essen. Den Kreolen von Lima mangelt es nicht an Witz und Scharfsinn, und sie besitzen viel Begabung für die schönen Wissenschaften. Bei den Bewohnern des Hochlandes ist dies weniger der Fall, aber beide glauben sich den europäischen Spaniern weit überlegen und nennen sie caballos, das heisst Pferde, oder rohes Vieh. Vielleicht ist dies nur eine Folge der Abneigung, die zwischen ihnen herrscht, und zum Teil dadurch entstanden ist, dass die fremden stets die ersten Plätze im Staate einnehmen und die besten Geschäfte machen; denn der Handel ist die einzige Beschäftigung der Weissen, welche Gewerbe und Handwerk unter ihrer Würde halten.

Die Kreolen sind nicht kriegerisch; die angenehme Ruhe, die sie geniessen, lässt sie alles vermeiden, was dieselbe unterbrechen könnte. Doch scheuen sie nicht die Mühsale langer Reisen, die sie mit grosser Bereitwillgikeit zu Land und Wasser unternehmen. Ein Ritt von 4—500 Leguas durch Wüsten und über unwirtbare Berge erschreckt sie eben so wenig als die elende Kost, die sie unterwegs antreffen. In den Geschäften sind sie ebenso gewandt und erfahren als die Europäer, aber sie sind zu habsüchtig und lassen sich nicht zum Handel herbei, wenn sie nicht die Aussicht auf einen grossen Nutzen haben. Die Biskayer und andere europäischen Spanier sind arbeitsamer und genügsamer und bereichern sich daher eher. Die Handwerker und andere Arbeiter lieben ihre Bequemlichkeit und lassen keinen Tag vorübergehen, ohne ihre Siesta zu halten, das heisst den besten Teil des Tages zu verschlafen. Sie arbeiten nicht halb so viel als sie könnten, daher Arbeit jeder Art ausserordentlich teuer ist. Es scheint, dass Weichlichkeit und Faulheit in ganz besonderer Weise mit diesem Lande in Verbindung stehen. Leute, die in Spanien an die härteste Arbeit gewöhnt waren, werden hier in kurzer Zeit eben so träge wie die Kreolen. In einem armen Lande sind die Menschen stärker und arbeitsamer als in einem reichen; Fruchtbarkeit und Überfluss erschlaffen und verderben die Sitten; Arbeit stärkt die Kräfte, Weichlichkeit und Ruhe dagegen schwächt die Leistungsfähigkeit.

In ihren Liebeshändeln bleiben die Kreolen nicht hinter anderen

Nationen zurück. Sie opfern freigebig alles ihren Leidenschaften, und obgleich im allgemeinen sehr auf ihren Vorteil bedacht, sind sie masslos verschwenderisch für die Frauen. Sich in der Kirche zu verheiraten ist wenig gebräuchlich, man verbindet sich zu einer Art von Konkubinat, woran niemand Anstand nimmt, im Gegenteil, man verachtet einen Mann, der nicht auf diesem Fusse mit einer Mätresse lebt, vorausgesetzt, dass sie ihm treu ist. Diese Frauen sind meist ebenso zurückhaltend, als in Europa legitime Ehefrauen. Zuweilen sieht man verheiratete Männer ihre Gemahlinnen verlassen um mit Mulattinnen oder Negerinnen zu leben, zum grossen Verdruss und Ärgernis ihrer Familien. Also es finden sich in diesem Lande noch die beiden alten Weisen sich zu verheiraten, von denen jedoch das Konkubinat die gewöhnlichere ist. Bei den Heiratsceremonien wird noch ein alter Gebrauch beobachtet, demzufolge der Bräutigam seiner Braut dreizehn Goldstücke übergiebt, welche diese dem Priester einhändigt, wie dies bei dem matrimonium per coemptionem der Fall war, bei welcher Gatte und Gattin sich gegenseitig eine Münze in die Hand gaben, was convenire in manum genannt wurde.

Was die Kreolinnen betrifft, so erhöht die Erziehung noch ihre Reize, denn sie besitzen fast alle viele natürliche Anmut. Die meisten sind lebhaften Geistes und haben eine feine Gesichtsfarbe, die freilich nicht von langer Dauer ist wegen des Sublimats, dessen sie sich zum Schminken bedienen. Ihre Augen sind ausdrucksvoll und ihre Unterhaltung angenehm und ungezwungen. Sie gestatten ziemlich freie Galanterieen und wissen witzig zu antworten in einem Tone, den man in Europa als Koketterie zu bezeichnen pflegt. Ausdrücke und Redensarten, die man in Frankreich einer gebildeten Dame nicht sagen könnte, ohne ihren Unwillen zu erregen, sind den Kreolinnen keineswegs zuwider, und werden auch nicht als eine Missachtung ihrer Tugend aufgenommen; im Gegenteil, sie fühlen sich geschmeichelt und freuen sich, ohne sich indessen etwas zu vergeben. Sie wissen ihren Verehrern Dank für die Ehre, die man ihnen erwiesen hat, und halten eine solche Unterhaltung für das sicherste Zeichen von Zuneigung, das man ihnen geben könnte.

Die Männer sollten sich hüten, in die Schlingen der Koketten dieses Landes zu fallen, denn ihre lockenden und verbindlichen Manieren sind mehr Mittel zur Befriedigung ihrer Habsucht, als Zeichen aufrichtigen Gefühls. Sie wissen die Schwächen der Männer auszubeuten und ihre Opfer zu endlosen Ausgaben zu verleiten; sie rechnen es sich ebenso zum Ruhm an, mehrere Liebhaber zu ruinieren, als ein tapferer Krieger den Sieg über seine Feinde. Ausserdem dass man sein Ver-

mögen durch sie einbüsst, verliert man nicht selten nebstbei noch seine Gesundheit, deren Wiederherstellung um so schwerer ist, als man in diesem Klima dergleichen Krankheiten vernachlässigt und nur in einigen grösseren Städten Ärzte zu finden sind. In der That legt man diesen Übeln so geringe Wichtigkeit bei, dass man sie nicht einmal geheim hält, und sich die Frauen bei ihren Besuchen einander nach ihrem Befinden erkundigen und sich sogar gegenseitig verbinden.

Obgleich die Spanierinnen in Peru nicht eingeschlossen sind, wie in Europa, so gehen sie doch gewöhnlich während des Tages nicht aus, aber abends entschädigen sie sich und haben dann volle Freiheit für ihre Besuche. Man trifft sie nicht selten an Orten, wo man sie nicht vermutet hätte, und gerade die, welche am Tage am sprödesten schienen, sind in der Nacht am kecksten. Sie haben dabei das Gesicht in einer Weise verschleiert, dass man sie nicht erkennen kann, und unter dem Schutze dieser Kleidung spielen sie Rollen, die man in Frankreich nur von Männern erwartet.

Zu Hause sitzen sie gewöhnlich mit untergeschlagenen Beinen nach türkischer Weise auf einem mit Teppichen bedeckten niedrigen breiten Bank, estrado genannt. Sie bringen fast den ganzen Tag in dieser Stellung zu und ändern dieselbe nicht einmal zur Einnahme ihrer Mahlzeiten. Sie lassen sich die Speisen auf kleinen Kommoden auftragen, die beständig zu ihren Handarbeiten vor ihrem Sitze stehen. Der Estrado ist eine Art Bank, einen Fuss hoch und fünf bis sechs Fuss breit, welche sich an der Wand des Gesellschaftszimmers in seiner ganzen Länge hinzieht. Die Männer sitzen auf Stühlen und niemals auf dem Estrado, wenn sie nicht mit der Herrin des Hauses auf sehr vertrautem Fusse stehen. Im übrigen geniessen die Frauen in ihrem Hause ebenso viel Freiheit als die unsrigen in Frankreich. Sie empfangen ihre Gesellschaft mit vieler Grazie und spielen zu ihrer Unterhaltung die Harfe oder begleiten ihren Gesang auf der Guitarre. Fordert man sie zum Tanze auf, so folgen sie der Einladung mit grosser Bereitwilligkeit. Unter ihren Tänzen giebt es einen eigentümlichen, der bei allen Gesellschaften vorgezogen wird, wie bei uns das Menuett. Er wird Zapateo genannt, weil man dabei abwechselnd mit dem Absatz und der Spitze des Fusses stampfend den Boden berührt, beinahe ohne sich vom Platze zu entfernen. Die Musik ist schlecht, man zeigt wenig Geschmack im Spiel der Harfe, der Guitarre und Bandola, beinahe der einzigen Instrumente, die man in Peru kennt.

Eitelkeit und Sinnlichkeit macht die Frauen unersättlich in Putz und Essen. Obgleich die Weite ihrer Gewänder den Launen der Mode

nicht viel Spielraum gewährt, so wollen sie reich gekleidet sein, was es auch kosten möge. Die Hemden und Westen, deren sie sich im grössten Negligée bedienen, sind mit Bändern und Borten besetzt. Sie treiben den Luxus so weit, auch die Hemden und selbst die Strümpfe mit Stickereien bedecken zu lassen. Das Oberkleid, welches Faldellin heisst, ist vorn offen und mit drei Reihen von Borten besetzt; die mittelste ist von Gold oder Silber auf seidenem Bande gestickt. Ihre Kleider sind aus kostbarem Goldbrokat, oder wenn das Wetter zu warm ist, von feinem Musselin und mit Bändern überladen. Die Ärmel sind ausserordentlich weit und bilden einen grossen Bausch, der bis auf die Kniee reicht, wie bei den Kutten der Franziskaner. Zuweilen sind sie offen wie lange Brustschleifen. Wenn sie eine Schürze tragen, so ist sie sehr klein und besteht aus drei goldgestickten Seidenstreifen, die mit Bändern zusammengehalten werden. Ist es kalt, so sind sie beständig in eine Manta gehüllt, einem Stück schwarzen Zeug ohne besonderen Schnitt und etwa ein Drittel länger als breit, und von dem ein Zipfel bis auf die Fersen reicht. Die Mantas sind von verschiedener Qualität und zuweilen mit vier bis fünf Reihen feiner Stickereien umgeben. Die Tracht bei festlichen Gelegenheiten ist dieselbe wie bei den Spanierinnen in Europa, nehmlich ein grosser Schleier von seidenen Spitzen, der sie vom Kopf bis zu den Füssen bedeckt. Unter demselben tragen sie ein mit kleinen Blumen übersäetes Kleid und darunter einen zweiten Rock von farbigem Seidenzeug, pollera genannt. In diesem Anzuge gehen sie zur Kirche mit gemessenem Schritt, das Gesicht so verhüllt, dass man nur ein Auge sieht. Nach ihrer Erscheinung zu urteilen, könnte man sie für Vestalinnen halten, was freilich ein grosser Irrtum wäre. Auf dem Kopf tragen sie keinen Schmuck, sondern legen ihr Haar in Flechten, die auf die Schultern herabhängen. Zuweilen tragen sie silberne oder goldene Bänder oder Reife um den Kopf, valaca genannt. Ist das Band breit und windet es sich zweimal um den Kopf so heisst es vincha. Der Busen und die Schultern bleiben halb entblösst, wenn sie nicht ein grosses Tuch umhängen, das bis unter die Kniekehlen herabreicht. Den Busen unbedeckt zu lassen ist kein Verstoss gegen die Schamhaftigkeit, da die Spanier dagegen gleichgültig sind. Anders verhält es sich mit ihren kleinen Füssen, welche die Männer mit lüsternen Augen betrachten, daher die Frauen sie sorgfältig verbergen. Es gilt als eine grosse Gunstbezeugung, wenn sie dieselben zeigen, was nur selten und unter vielem Zieren geschieht. Ohrringe, Armbänder und Halsketten trägt man wie in Frankreich.

Die Männer kleiden sich jetzt (nach der Thronbesteigung Philipp V.)

nach der französischen Mode, aber ihre Kleider sind aus auffallend bunten Seidenstoffen. Auf dem Lande tragen sie Mäntel mit offenen Ärmeln, die auf beiden Seiten mit Knopflöchern versehen sind.

Die Spanier in Peru essen gierig und höchst unreinlich, zuweilen alle aus derselben Schüssel. Giebt man eine festliche Mahlzeit, so werden den Gästen nach einander verschiedene Gerichte vorgesetzt, welche diese, wenn sie nicht mehr davon essen wollen, an ihre Diener verteilen, damit, wie sie sagen, jedermann am Feste Anteil habe. Sie bedienen sich keiner Gabeln, müssen sich daher beim Aufstehen vom Tische waschen, was alle in demselben Becken und mit demselben Wasser thun, und dann noch überdies mit dem schmutzigen Wasser sich das Gesicht abspülen. Man würzt die Speisen mit Knoblauch und Primel, einer Art von Pfeffer, die so scharf ist, dass die Fremden sie nicht geniessen können. Was dieselben noch widriger macht, ist die Menge Fett, mit welchem alle Gerichte bereitet werden. Man nimmt in Lima täglich zwei Mahlzeiten ein, eine um 10 und die zweite um 4 Uhr; gegen Mitternacht noch einige Erfrischungen. Während des Tages trinkt man einen Aufguss des Paraguay-Thees. Man wirft dieses Kraut in eine runde, mit Silber beschlagene Kürbisschale, mate genannt; der heisse Aufguss wird, mit wenig Zucker versüsst, mit einem silbernen Rohre aufgesogen, an dessen Ende sich eine kleine von Löchern durchbohrte Kugel befindet, welche als Sieb dient. Die Bewohner des Landes haben sich so an diesen Thee gewöhnt, dass alle, auch die ärmsten, ihn morgens beim Aufstehen zu sich nehmen.

Die Spanier, Kreolen wie Europäer, halten sich unter allen Nationen für die besten Christen, und doch sind es bloss die äussern Formen der Religion, auf deren sorgfältigen Beobachtung sich eine solche Anmassung gründet. In der That beschränkt sich ihre Frömmigkeit auf das Abbeten des Rosenkranzes. Man rezitiert denselben zwei oder dreimal wöchentlich in allen Städten, und Flecken, bei Prozessionen, in Privathäusern und jeder Einzelne sagt ihn wenigstens einmal abends her. Die Mönche tragen ihren Rosenkranz am Halse hängend, die Laien unter ihren Kleidern. Auf diese fromme Einrichtung des heiligen Dominik gründen sie ihr Seelenheil und von ihr erwarten sie Wunder. Die fabelhaften Geschichten, die man ihnen alle Tage erzählt, die erfolgreichen Geschäfte derer, die sich diesem Kultus widmen, bestärken sie in ihrem Glauben, so dass sie sogar für das Gelingen ihrer verliebten Abenteuer beim Rosenkranz Hilfe suchen.

Nächst dem Rosenkranz ist der Berg Carmel der Gegenstand ihrer höchsten Verehrung und den Vätern der Merced nicht weniger nützlich,

als der Rosenkranz den Dominikanern. Dann kommt noch der Kultus der unbefleckten Empfängnis, welcher besonders von den Franziskanern und Jesuiten begünstigt wird. Man singt sonderbare Hymnen zur Ehre dieses heiligen Mysteriums, welche die überschwenglichsten Bilder und Vergleiche mit Sonne, Mond Sternen und köstlichen Steinen enthalten, und daher nichts weniger als den Eindruck des Erhabenen hervorbringen. Wer hat nicht Mühe seine Ernsthaftigkeit zu bewahren, wenn er hört, der Teufel platze vor Neid, wenn er sieht, wie fest eingewurzelt die Verehrung der heiligen Jungfrau in Peru ist.

Die Menschen leben in ruhiger Sicherheit hinsichtlich des Heils ihrer Seele, für welches sie sich auf den Schutz der Jungfrau und der Heiligen verlassen; und diesen Schutz glaubten sie wohl verdient zu haben, durch die Bussübungen der religiösen Genossenschaften, welche durch die Klöster gegründet worden sind, ohne zu erwägen, dass das Wesen der Religion in der Reinigung des Herzens besteht, und in der Ausführung guter Werke. Hört man, welche Offenbarungen und Wunder die Geistlichen tagtäglich von der Kanzel herabverkünden, so möchte man glauben, dass diese in Wirklichkeit nur die Absicht haben, ihre Zuhörer zu hintergehen, und ihre Neigung, die lächerlichsten und unsittlichsten Dinge zu glauben, zu ihrem Nutzen auszubeuten. In der That wissen sie nicht einmal zu Gott zu beten, sondern wenden sich stets nur an die Jungfrau und die Heiligen.

Sieht man, mit welcher Sorgfalt sie die heiligen Bilder ihrer Häuser schmücken, und sie mit Weihrauch umgeben, so kann man nicht umhin, sich zu fragen, ob sie nicht aus der Religion eine Götzendienerei machen. Die Almosensammler, welche überall bereit sind, aus der Verblendung des Volkes Vorteil zu ziehen, durchziehen die Strassen zu Fuss und zu Pferde mit Gemälden in schönen Rahmen, welche sie den Leuten gegen eine kleine Gabe küssen lassen. Sei es aus Eigennutz oder Unwissenheit, es kümmert Weltgeistliche und Mönche wenig, ob die Laien lernen, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, sein Gericht zu fürchten und sich nicht zu viel auf den Schutz der Jungfrau und der Heiligen zu verlassen. Im Gegenteil, ihre Predigten bestehen nur aus Lobeserhebungen zu Gunsten derselben, ohne sich je viel mit Moral zu beschäftigen, sodass, was sie den Leuten das ganze Jahr über vorreden, nur dazu dient, diese in ihren Vorurteilen zu erhalten.

Ein Aberglaube ist bei allen Klassen der Bevölkerung verbreitet: um die Strafen der anderen Welt zu vermeiden, kaufen sie sich ein religiöses Ordenskleid, um sich darin begraben zu lassen. Die Mönche haben ihnen eingeredet, dass diejenigen, welche eine auf Erden so

geachtete Livree tragen, im Himmel des Glückes der Auserwählten teilhaftig werden müssen, und nicht zu ewigen Strafen verdammt werden können. Die Mönche haben noch ein anderes Mittel gefunden, um der Gläubigen Geld aus ihren Taschen zu locken. Sie behaupten, dass je näher dem Altare jemand begraben sei, desto grösseren Anteil habe er am Gebete der Frommen. Die Kreolen vermachen daher in ihren Testamenten grosse Summen zu Gunsten der Klöster, in denen sie begraben zu sein wünschen, und bei einer Gelegenheit haben die Augustiner 6000 Piaster erhalten, um eine Bestattung in ihrer eigenen Gruft zu erlauben.

Da alle diese Ehren und eingebildeten Vorteile mit der Leichenfeierlichkeit enden, so haben die Mönche zur längeren Fortdauer ihrer Einkünfte fromme Stiftungen erfunden, vermittelst welcher durch Messen und Gebete die Strafen der anderen Welt vermieden oder abgekürzt werden können. Teils aus Furcht vor diesen Strafen, zuweilen auch aus wirklicher Gottesfurcht, sind diese Stiftungen zur allgemeinen Gewohnheit geworden, und die Klöster in Lima, sowie im ganzen Lande haben sich dadurch so bereichert, dass nur sehr wenige Laien unbelastete Güter besitzen. Ihr Vermögen beschränkt sich meist auf bewegliches Eigentum, und fast alle bezahlen der Kirche eine Rente von ihren Ländereien oder Häusern.

Wollten solche Missionäre wie die Mönche von Lima auch Tugend predigen, welchen Eindruck könnten wohl die Worte von Leuten machen, welche ihre eigenen Lehren beständig durch ihr schlechtes Beispiel verleugnen? Könnten Menschen von Bescheidenheit reden, welche die Schamlosigkeit aufs äusserste treiben? von Sanftmut, wenn fast alle einen Dolch tragen; vielleicht nicht mit der Absicht, sich dessen als Angriffswaffe zu bedienen, aber doch, um sich gegen die zu wehren, die sie in ihren Vergnügungen stören wollten. Wollten sie Armut und Verachtung des Reichtums anpreisen, während die besten unter ihnen ganz offen Handel treiben und Sklaven beiderlei Geschlechts halten? Man sieht Priester in Kleidern von lebhaften Farben und bunten Bändern unter ihrem Ordensgewand. Anstatt sich der christlichen Demut zu befleissigen, treiben sie ihre Anmassung so weit, dass sie nicht zufrieden mit tiefen Verbeugungen, ihre Ärmel und Kutten auf der Strasse und in den Kirchen zu küssen geben, als Zeichen von Ehrfurcht, die sie für ihre angebliche Würde beanspruchen zu müssen glauben.

Die Erdbeben.

Es vergeht kein Jahr, ohne dass in Lima bald leichte, bald ernstlichere Erschütterungen des Bodens verspürt werden, die in gewissen Monaten häufiger vorkommen als in anderen. Haben die unterirdischen Gewalten einmal ungewöhnlich lange kein Zeichen ihres Wirkens gegeben, so fangen die Leute an besorgt zu werden und fürchten, es werde demnächst ein heftiger Stoss erfolgen. Bei einem gewöhnlichen Erdbeben fühlt man in der Regel zwei Stösse, von denen der erste schwach zu sein pflegt, worauf nach einigen Sekunden ein stärkerer folgt. Zuweilen hört man auch nur ein aus dem Innern der Erde kommendes Rollen oder Prasseln, begleitet von einem Zittern des Bodens, als wenn ein schwerer Wagen in einiger Entfernung über unebenes Pflaster führe. So geringfügig aber auch eine Erschütterung sein mag, so springen doch alle, die sie wahrnehmen, sogleich auf und suchen aus den Zimmern zu kommen, oder stellen sich zur Sicherheit unter die Thüren. Frauen fliehen mit Ausrufen des Schreckens, oder vermögen sich, wie gelähmt, nicht von der Stelle zu rühren. Die Fremden, besonders die unlängst Angekommenen, betrachten diese Bestürzung mit Verwunderung, wohl auch mit einem überlegenen Lächeln, bis ihre Kaltblütigkeit einmal auf eine ernstliche Probe gestellt wird. Je länger man im Lande lebt, je weniger vermag man sich der Aufregung zu erwehren, welche Menschen und Tiere bei einem Erdbeben ergreift, und die sich durch heftiges Herzklopfen äussert, auch wenn man seinen Platz nicht verlässt. Leute, die einmal eine grosse Erschütterung miterlebt haben, sieht man bei einer Wiederholung ganz ausser Fassung geraten, auch wenn sie sonst gelassen und keineswegs feig sind.

Zwar haben die Erdbeben in Lima nun schon seit geraumer Zeit nur unbedeutenden Schaden verursacht, der Mittelpunkt der vulkanischen Thätigkeit scheint sich gegen früher verändert zu haben, ist mehr nach dem Süden in die Gegend von Arequipa gerückt, während ein zweiter Herd sich in Quito befindet, sodass die letzten Erschütterungen von Lima nur die Endwellen von entfernten Ausbrüchen gewesen sind. Allein, wenn diese Wahrnehmung auch viel Beruhigendes hat, so giebt sie doch keine Sicherheit; so gut wie Lima früher der Ausgangspunkt der Bewegung gewesen ist, kann die zerstörende Gewalt von neuem hier ausbrechen, und die Schrecknisse, welche die Stadt betroffen haben, waren zu furchtbar, um je vergessen werden zu können.

Je nach der Art der Erschütterungen unterscheidet man in Peru Erdbewegungen (terremotos) und Erdzittern (temblores). Die ersteren

sind bei weitem die gefürchtetsten, besonders wenn die Bewegung wellenförmig ist, da dadurch die Gebäude sofort niedergeworfen werden. Aber auch wenn die Bewegung nur in einem gleichförmigen langsamen Schwanken der Erde besteht, und die Wände der Häuser dabei unversehrt bleiben, so werden sie an Küstenplätzen doch am gefährlichsten, indem durch das Heben und Senken des Meeresbodens die Flutwellen entstehen, welche mit einem Male ganze Städte wegspülen, wie dies in Callao, Arica und Pisagua der Fall gewesen ist. Die stärksten Erdbeben, die in Peru seit Entdeckung des Landes durch die Spanier stattgefunden haben, fallen in die Jahre 1566, 1582, 1586, 1590, 1606, 1619, 1630, 1655, 1664, 1678, 1687, 1725, 1746, 1777, 1784, 1828, 1833, 1860, 1868, 1877. Die beiden heftigsten und verderblichsten für Lima waren die von 1687 und 1746, durch welche die Stadt fast gänzlich zerstört ward.

Die erste heftige Erschütterung erlebten die Spanier nicht lange nach ihrer Ankunft in Peru, und zwar im Thale von Lurin, unweit Lima. Nach der Gefangennehmung Atahuallpas (1533) wurde Hernando Pizarro von seinem Bruder Francisco mit einer Reiterabteilung an die Küste gesendet, um den wegen seiner Schätze berühmten Tempel des Pachacamak zu besuchen und die Herbeischaffung des Lösegeldes zu beschleunigen. Die Priester suchten ihn vom Betreten ihres Heiligtums zurückzuhalten; allein Hernando drängte sie zur Seite, zog den mit Opferblut besudelten Götzen aus seiner stinkenden Zelle hervor, und liess ihn durch seine Gefährten in Stücke zerschlagen. In diesem Augenblicke erbebte die Erde so stark, dass die Eingeborenen mit Entsetzen die Flucht ergriffen. Die Spanier jedoch blieben in ihrem Thun unbeirrt: sie hielten das unterirdische Rollen für Wutschnauben des Teufels, und pflanzten triumphierend ein Kreuz an der Stelle auf, wo früher der heidnische Gott gestanden hatte.*)

Während der Regierungszeit Kaiser Karl V. ereigneten sich mehrere stärkere Erdbeben, die aber wenig Schaden anrichteten, da die Niederlassungen damals nur erst aus wenigen leicht gebauten Wohnungen bestanden. Immerhin verordnete der Kaiser auf den Rat des Franziskaners Fray Pedro de Alcántara, dass die Wände der Häuser in Peru nicht höher als sechs Ellen gebaut werden sollten.

Im Jahre 1566, am 17. Oktober, ereignete sich ein Erdbeben

*) Von diesem Erdbeben, welches Prescott ohne Angabe der Quelle erzählt, ist weder in dem Bericht Miguel Estetes über die Expedition nach Pachacamak (in der Conquista del Peru von Francisco de Xerez), noch in dem Brief Hernando Pizarros an die Audienz von Santo Domingo (Oviedo, Lib. 46, Cap. 16, 215) etwas erwähnt.

(terremoto) in Quito, begleitet von einem Ausbruch des Vulkans Pichincha.

1567, gegen Ende des Monat März, Temblor am Tage, an welchem die ersten Väter der Jesuiten ihren Einzug in Lima gehalten hatten.

1582, am 2. Januar, heftiges Erdbeben (terremoto) in Arequipa, welches grosse Zerstörungen in der Umgegend anrichtete.

1586, am 9. Juli, am Tage der Oktave der Heimsuchung Mariä, erstes grosses Erdbeben (terremoto) in Lima, welches aber bei der noch geringen Ausdehnung der Stadt verhältnismässig unbedeutende Zerstörungen verursachte. Man glaubte dies dem Schutze der heiligen Elisabeth verdanken zu müssen, und der Magistrat erwählte sie dafür zur Patronin der Stadt, und liess fortan alljährlich in der Kathedrale auf seine Kosten ein Fest zum Andenken an das Ereignis feiern.

1590 Erdbeben in Cusco, ein zweites fand in den südlichen Provinzen des Landes statt, vorzüglich heftig gefühlt in Camanà unweit Arequipa.

1606, am 25. Oktober, am Tage der Märtyrer San Crispin und San Crispinianus, während die Brüderschaft dieser Heiligen eine feierliche Messe in der Kathedrale feierte, welche damals noch nicht vollendet war, erbebte die Erde so heftig, dass alle, die zugegen waren, sich verloren glaubten. Ein Teil des Gewölbes stürzte ein, und infolgedessen wurden die unversehrt gebliebenen Teile desselben auch wieder entfernt, und die ganze Kirche niedriger gebaut. Gerade zur Zeit der Erschütterung soll der heilige Toribius (Erzbischof Mogrovejo) in Saña, im Norden Perus, gestorben sein.

1619, am 14. Februar Terremoto, wodurch Piura und Trujillo zerstört wurden.

1630, am 27. November, fand kurz vor der Mittagsstunde eine starke Erschütterung statt, während auf dem Hauptplatz ein Stiergefecht abgehalten wurde. Ein Standbild der heiligen Jungfrau, welches über der Thür der Kirche des Franziskaner-Klosters stand, drehte sich durch den Stoss so, dass das Gesicht nach dem Hauptaltar zugewendet wurde, und als die Mönche einen Hymnus anstimmten, nahm das Bild (wahrscheinlich durch einen erneuten Stoss) von selbst wieder seine frühere Stellung an. Dieses Bild, welches die Franziskaner von Spanien mitgebracht hatten, und welches schon früher als wunderthätig galt, wurde von jetzt an Gegenstand der allgemeinen Verehrung als Nuestra Señora del Milagro, unsere liebe Frau vom Wunder, welcher neben dem Kloster eine eigene prachtvolle Kapelle gebaut wurde. Als im Jahre 1835 die Kapelle zum grossen Teil niederbrannte, verrichtete dieses Bild ein neues Wunder, indem seine Kleider nicht Feuer fingen, sodass diese

Jungfrau bis auf den heutigen Tag in grossem Ansehen steht und ihr Fest alljährlich am 27. November feierlich begangen wird.

Im Jahre 1655 begann die Reihe der schweren Erdbeben, die sich mit steigender Heftigkeit während neunzig Jahren wiederholten, und im Jahre 1746 mit der gänzlichen Zertörung der Stadt endigten. Über alle sind Berichte vorhanden, welche die Einzelnheiten der Ereignisse ausführlich beschreiben; aber noch weitläufiger verbreiten sich dieselben über die Bussübungen, durch welche das erschreckte Volk den göttlichen Zorn zu besänftigen suchte. Lima befand sich damals auf dem Höhepunkte seines materiellen Wohlergehens, und das Grollen der unterirdischen Gewalten galt als eine drohende Mahnung gegen die eingerissene Sittenverderbnis, zerstörende Erschütterungen als Strafgerichte für verstockte Sünder.

Das Erdbeben des Jahres 1655 ereignete sich am 13. November, nachmittags $^1/_2$3 Uhr. Die Erde bewegte sich heftig, die dicksten Wände schwankten und bogen sich »wie Zweige im Winde«, die Glocken auf den Türmen schlugen von selbst an, der Boden riss an vielen Stellen auf und zeigte klaffende Löcher. Die Richtung des Stosses kam von Westen und Callao litt mehr als Lima. Von den Felswänden der Inseln, die den Hafen von der See abschliessen, sah man grosse Massen sich lösen und ins Meer stürzen. In Lima wurde die Kirche des Klosters San Francisco so beschädigt, dass sie zwei Tage später vollends einstürzte; denn die Erdstösse wiederholten sich noch während mehrerer Tage. Der ehrwürdige Vater Francisco del Castillo, von der Gesellschaft Jesu, ergriff die Gelegenheit, um das Volk zur Busse zu ermahnen. Gleich nachdem sich die Erde beruhigt hatte, bestieg er einen Tisch an einem Pfeiler der Bogengänge auf dem Platz, und beschwor das Volk, sich zu bessern, sonst werde Gott, statt der jetzt noch bewiesenen Nachsicht, es mit seiner ganzen Strenge heimsuchen. Das Ansehen des Paters war so gross, dass viele diese Drohung für eine Prophezeiung hielten, und infolgedessen ihre Häuser in der Stadt verliessen, um sich in benachbarten Gärten unter Zelten ein Obdach herzurichten.

1664 am 12. Mai wurde die Stadt Ica (San Gerónimo de Ica) vollständig zerstört. Das Erdbeben ereignete sich um 4 Uhr morgens und war so heftig, dass obwohl die Erschütterung nur die Zeit eines »Credo« dauerte, sämtliche Häuser und Kirchen niedergeworfen wurden, worauf die Erde noch eine Viertelstunde lang weiter zitterte. Es kamen etwa 400 Menschen dabei um. Auch der benachbarte Hafen von Pisco litt schwer. In Lima wurde die Bewegung eine Viertelstunde später gefühlt

als in Ica, war aber so abgeschwächt, dass sie keinen Schaden verursachte; doch setzte das lange Nachzittern des Bodens die Bewohner in grossen Schrecken. Am Abend vor dem Erdbeben war in Ica ein Priester meuchlings ermordet worden, und die Geistlichkeit verfehlte nicht, das Unglück der Stadt diesem Verbrechen zuzuschieben. Auf den Schrei einer so entsetzlichen Schuld, sagten sie, habe Gott zur Rache des schnöde missachteten Priestertums die Strafe über den Ort verhängt, der den Verbrecher hervorgebracht. Die Beschreibung des Erdbebens von Ica ist vom Pfarrer der Parochialkirche, Lizenziaten Cristobal Rodriguez Alvarez, von der Gesellschaft Jesu.

Von dem Erdbeben, welches am 17. Juni 1678 in Lima gefühlt wurde, erstattete der Vicekönig Marques de Malagon Bericht an den Erzbischof Don Melchor Linan y Cisneros, dem nach Malagons Abberufung die einstweilige Verwaltung übertragen worden war. Die Erschütterung, über deren Dauer nichts bemerkt wird, bezeichnet der Marques als schrecklich, entsetzlich. Viele Privathäuser und die meisten öffentlichen Gebäude wurden erheblich beschädigt, aber doch nicht zur Erde geworfen. Der verursachte Schaden wird auf 3 Millionen Pesos angegeben. Unter den Kirchen und Kapellen, die am meisten gelitten hatten, befanden sich viele der heiligen Jungfrau geweihte, was Montalva in seiner Biographie des heiligen Toribius zu der Bemerkung veranlasste: man hätte glauben mögen, Gott der Sohn habe sich gegen seine Mutter erhoben.

Schon nach neun Jahren wurde die Stadt von neuem heimgesucht, und zwar war das Erdbeben von 1687 das stärkste und verderblichste, das man bis dahin noch erlebt hatte. Ein Vater der Gesellschaft Jesu beschreibt dasselbe wie folgt:

»Am 20. Oktober, am Tage des Vollmondes, begann die Erde um 4 Uhr morgens zu erbeben, aber anfangs nur schwach, so dass alle Zeit hatten, aus dem Bette zu springen; denn wenn Gott auch zürnt, so ist er doch immer barmherzig. Bald jedoch wurde die Erschütterung heftiger, das Getöse lauter, Gebäude und Türme wurden wütend gerüttelt. Ich stellte mich zum Schutze auf die Schwelle der Thür, wo auch der Pater Pedro Medina sich zu mir gesellte. Er hatte gehört, wie die Wohnungen im Oberstock, wo sich sein Zimmer befand, mit grossem Krachen zu Boden stürzten, und kam zu mir als seinem nächsten Nachbarn geeilt, um mich zu ersuchen, seine Beichte anzuhören. Wir knieeten zusammen nieder, beichteten vor einander und erteilten uns gegenseitig Absolution. Dann flehten wir zum Himmel um Erbarmen

und erwarteten mit niedergebeugten Häuptern unseren Tod unter den Ruinen. Als das Toben der Bewegung noch heftiger wurde, rief ich: Heilige Jungfrau, Beschützerin der Hilflosen, beschirme uns; und der Pater Medina erhob auch seine Stimme und rief: Vater Francisco Castillo, schütze du Lima, deine Vaterstadt! Ich nehme Gott zum Zeugen, dass unmittelbar nachdem der Vater Medina den heiligen Vater Castillo um Beistand angerufen hatte, auf einmal die Erschütterung aufhörte.«

Die beiden Mönche verliessen darauf ihr Collegium von San Pablo, um zu sehen, ob sie den Verunglückten Hilfe bringen könnten. Es waren nicht wenige Gebäude eingestürzt, und auch schon viele Menschen von den fallenden Wänden erschlagen worden, besonders in den Nonnenklöstern. Man fing bereits an, sich etwas zu beruhigen als um $^1/_2 7$ Uhr die Erschütterung von neuem begann. Die Erde bewegte sich wellenförmig wie das Meer, und die Menschen vermochten nicht, sich auf den Füssen zu erhalten. Die Gebäude, die bereits von den ersten Stössen stark gelitten hatten, stürzten nun zusammen, dichte Staubwolken erhoben sich, verdunkelten das Tageslicht und erstickten die Stimme der um Hilfe Rufenden. Der Turm von Santo Domingo stürzte ein und der obere Chor der Kirche ins Schiff, wodurch viele, die dort beichteten, erschlagen wurden. Die Bogengänge des Platzes brachen zusammen und die von denselben gtragenen Häuser folgten. Das Gewölbe und das Transept von San Francisco litten schwer, die Kirche der Merced, dieser schöne Bau, stürzte ein, der Neubau und der Chor des gloriosen Vater San Augustin fiel zu Boden, desgleichen ein grosser Teil des Gewölbes der Kathedrale, mit einem Worte, alle Kirchen von Lima wurden zu traurigen Ruinen mit Ausnahme von dreien, dem Sagrario, Santa Rosa und der Kirche der Gesellschaft Jesu. Die schönen Balkons des Palastes, die auf die Plaza sahen, wurden so zerstört, dass sie abgetragen werden mussten und die Amtslokale für die königliche Audienz und übrigen Tribunale im Erdgeschosse hergerichtet wurden. Von anderen öffentlichen Gebäuden wurden unbrauchbar: die Inquisition, die Universität, das Kollegium San Felipe und Santo Toribio; von Hospitälern: San Andrès (für Spanier), Santa Ana (für Indianer), San Bartolomé (für Neger), San Lázaro (für Unheilbare), die Caridad (für spanische Frauen), die Frauenklöster wurden alle zum Teil zerstört, daher die Nonnen in Gärten und Landhäusern der Umgegend ein Unterkommen suchen mussten. Das Kloster der unbefleckten Empfängnis, damals das bedeutendste der Stadt, enthielt 311 Schwestern vom schwarzen Schleier, und hatte mit Schwestern vom weissen Schleier,

Laienschwestern, Sklavinnen und nicht ordinierten Frauen eine Bevölkerung von 1500 Personen, von denen die Hälfte in dem grossen Garten von Santa Catalina untergebracht wurden.

Im Hafen von Callao wurden die Häuser zerstört, aber die Wälle blieben fest und widerstanden sogar dem Anprall der Wogen; denn nach dem Erdbeben zog sich das Meer etwa eine halbe Legua weit zurück, kehrte dann zurück und erhob sich weit über seinen gewöhnlichen Spiegel, so dass die Befestigungen der Stadt wie eine Insel vom Wasser umgeben waren. Der Erzbischof Linan, der sich damals zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Callao befand, ward in seinem Hause verschüttet und nur mit Mühe gerettet, worauf ihn zwei Neger auf ihren Schultern durch das Meer trugen.

Ausser Lima und Callao wurden durch das Erdbeben zerstört: an der südlichen Küste: Cañete, Pisco, Nasca, Camanà; auf der nördlichen Palpa, Chancay.

Lima blieb jetzt 49 Jahre lang von grösseren Erdbeben verschont, und die Bewohner hatten Zeit, ihre zerstörte Stadt wieder aufzubauen. Inzwischen waren jedoch die unterirdischen Regionen keineswegs zur Ruhe gekommen, leichtere Erschütterungen waren häufig und heftige Ausbrüche ereigneten sich an anderen Orten des Gebiets, das zu dem damaligen Vicekönigreiche gehörte. Eine der schrecklichsten Heimsuchungen, die in der Geschichte der Erdbeben verzeichnet sind, brach zu jener Zeit über die Provinz Quito herein, wo im Jahre 1692 die Städte Ambata, Latacunga und Riobamba untergingen. Die Erde wurde dabei zerrissen, grosse Stücke Land mit Bäumen und Häusern weggeschleudert oder auf beträchtliche Entfernungen verschoben, so dass die Grenzen des Grundeigentums nicht mehr festgestellt werden konnten, und infolgedessen lange Prozesse geführt wurden.

Wie häufig auch in ruhigen Zeiten die Erdstösse in Lima waren, ersieht man aus den Mitteilungen des Pater Louis Feuillée, eines Geistlichen vom Orden des heiligen Francisco de Paula, welcher als Mathematiker und Botaniker des Königs von Frankreich im Auftrage seiner Regierung Südamerika bereiste und sich vom Monat April bis Ende Dezember 1709 in Lima aufhielt. Er zählte während dieser Zeit 14 Erschütterungen, darunter mehrere von drei bis vier Stössen. Diese Stösse fanden statt: am 15. April, 20. April, 23. und 26. Mai, 3. und 14. Juni, 9. und 10. Juli, 21. und 22. Oktober, 20—23—24—30. und 31. Dezember. Den Erdbeben ging stets ein entsetzliches Geräusch voraus, oft auch fand die Erschütterung gleichzeitig mit dem Geräusche statt.

Das Erdbeben am 20. Mai ereignete sich um 2 Uhr morgens, als

alle Welt im tiefsten Schlafe lag, aber das Getöse war so stark, dass jedermann erwachte. In einem Augenblicke liefen alle aus den Häusern mit den Kleidern in der Hand, die jeder gerade aufraffen konnte, ein Anblick, den man unter anderen Umständen lächerlich genug gefunden haben würde. Auf diesen ersten Stoss folgte um 10 Uhr vormittags ein zweiter, als Feuillée gerade Messe las. Die Kirche war im Augenblicke leer. Am 9. Juni erwachte er um 1 Uhr nachts durch ein lautes Geräusch, erhob sich sofort und eilte ins Freie. Er war bereits auf der Strasse, als die Erschütterung begann. Er fühlte drei bis vier so starke Stösse, dass er meinte, sein und die benachbarten Häuser müssten eingestürzt sein. Ein zweiter, noch heftigerer Stoss ereignete sich um 7 Uhr morgens, und am 10. um 2 Uhr morgens folgte ein dritter Stoss von gleicher Stärke. Infolge dieser häufigen Wiederholungen wurde Feuillée in kurzer Zeit ebenso aufgeregt wie die Bewohner. Am 21. Oktober um 4 Uhr morgens wurde er durch ein entsetzliches Getöse aus dem Schlafe aufgeweckt, worauf augenblicklich eine Erschütterung folgte. Die Strassen boten alsbald denselben Anblick dar, wie am 20. Mai. Der erste Stoss war so heftig, dass, wenn die beiden folgenden ihm gleich gewesen wären, kein Haus stehen geblieben sein würde. Am 22. Oktober um $1^1/_2$ Uhr morgens erzitterte die Erde von neuem und die Leute verliessen ihre Häuser. Kaum hatte man sich wieder zur Ruhe begeben, als ein zweiter Stoss kam, welcher die Bewohner in solchen Schrecken versetzte, dass niemand wagte, sich zu Bett zu legen. Indess kam nichts und der angerichtete Schaden war nicht gross gewesen. Am 20. Dezember folgte auf ein fürchterliches Rollen eine mässige Erschütterung. Eine heftigere kam am 23. um 10 Uhr vormittags, und am 24. um 5 Uhr morgens. Am 30. in derselben Morgenstunde brachte ein vierter Stoss alle Welt auf die Strasse. Um 10 Uhr wiederholte sich die Erschütterung und am nächsten Morgen um 4 Uhr erfolgte die letzte, worauf für eine Zeit lang unter der Erde Ruhe eintrat.

Im Jahre 1725 wurde die Provinz Huaylas durch ein Erdbeben verwüstet, welches man in Lima als ein heftiges Zittern (temblor) fühlte. In Huaylas löste sich ein Teil eines Schneebergs und stürzte herab, die Stadt Ancach wurde überschwemmt und über 1000 Menschen kamen um.

Auch in den Jahren 1732 am 2. Dezember und 1734 am 28. Mai ereigneten sich heftige Erschütterungen in Lima, ohne jedoch erheblichen Schaden zu verursachen. Dann folgte eine verhältnismässig ruhige Zeit, welche bis zu dem schrecklichen Ereignis von 1746 dauerte.

Das Erdbeben von 1746.

Über dieses verderblichste aller Erdbeben, die Peru betroffen haben, besitzen wir fünf ausführliche Berichte, welche von Don Manuel Adriozola, ehemaligen Direktor der Nationalbibliothek, gesammelt worden sind*) und aus welchen wir in folgendem einen Auszug geben.

»Diese schreckliche Erschütterung ereignete sich in der Nacht des 28. Oktober. Man hatte bereits an den vorhergehenden Tagen von Zeit zu Zeit ein dumpfes unterirdisches Rollen vernommen, als um ½11 Uhr abends die verhängnisvolle Katastrophe begann. »Die Sonne stand zu dieser Zeit 5° 10′ vom Scorpion und der Mond ungefähr ebenso weit vom Sternbilde des Stieres, so dass beide Gestirne sich beinahe in Opposition befanden, und es in der That fünf Stunden und zwei und zwanzig Minuten später waren, das heisst am 29. Oktober um 3 Uhr 50 Minuten morgens, eine Konstellation, welche nach allen bisherigen Beobachtungen unglückbringend für diesen Himmelsstrich gewesen ist, denn meistens haben sich unter ihrem Einfluss die starken Erderschütterungen ereignet; und wiewohl diese öfters von keinen schlimmen Folgen begleitet sind, so erhalten sie doch die Bewohner so zu sagen in einem fortwährenden Schrecken. Allein bei dieser letzten Gelegenheit kam die Zerstörung so plötzlich, dass man kaum Zeit hatte, in Furcht zu geraten. Man hörte zu gleicher Zeit das Getöse, fühlte den Stoss und sah alles zusammenstürzen. Im Verlaufe von nur vier Minuten befanden sich die einen unter den Trümmern der Häuser begraben, die andern auf den Strassen durch einstürzende Wände verschüttet. Trotzdem sind die meisten dem Verderben entgangen, viele in Winkeln und Höhlen der Trümmer, andere oben auf denselben, ohne zu begreifen, wie sie dahin gekommen waren. Es schien, als ob die göttliche Vorsehung sie dahin geführt hätte, um ihr Leben zu retten, denn in der Verwirrung des Augenblicks hatte niemand Zeit zu überlegen. Leute, die sonst mutig waren, zeigten sich verzagt, und Furchtsame bewiesen unerwartete Entschlossenheit; indessen war die allgemeine Bestürzung so gross, dass niemand sich für sicher hielt, bis er aus der Stadt ins Freie gelangt war.«

Der Marques Obando hatte sich gerade zum Abendessen gesetzt, als er eine Bewegung in der Decke des Saales bemerkte und ein leichtes Geräusch vernahm. Obgleich sonst bei Erdbeben ziemlich gelassen, sprang er diesmal doch gleich auf und eilte aus der Wohnung auf einen

*) Terremotos, Colleccion de las relationes de los mas notables que ha sufrido esta capital pur el coronel de caballeria Don Manuel de Odriozola, Lima 1863.

freien Hofraum, und kaum hatte er die letzte Thüre hinter sich, als das ganze Haus zusammenstürzte. Da er sich so verhältnismässig sicher sah, vermochte er zu beobachten, was um ihn her vorging. Es schien, als ob der Boden sich öffnen wollte, die Erde wurde gerüttelt, wie ein Thier, das sich den Staub vom Rücken schüttelt. Die stärksten Stösse kamen von Nordwesten. Die zertrümmerten Mauern und Wände erfüllten die Luft mit erstickenden Staubwolken, so dass man trotz des Vollmondes kaum die nächsten Gegenstände zu erkennen vermochte. Bei jedem Stosse der Erde wurden Stücke der Gebäude losgerissen, welche später durch ihr Gewicht auch die Teile nachzogen, die das Erdbeben stehen gelassen hatte. Die Stösse wiederholten sich in rascher Folge, wodurch manche von einem Orte zum andern geschleudert und so gerettet wurden, während andre ihr Heil dem Umstande verdanken, dass es ihnen unmöglich war, sich vom Fleck zu rühren.

Um sich ein Bild von der Zerstörung zu machen, erinnern wir daran, dass innerhalb der Stadtwälle 3000 Häuser in 150 Strassengevierten standen. Von allen diesen Häusern nebst den dazugehörigen Nebengebäuden und Hütten, in welchen die arme Bevölkerung lebte, mit Einschluss der Vorstadt San Lázaro auf der anderen Seite des Flusses, welche mit der Stadt durch eine Brücke verbunden ist, also von der ganzen Stadt, in welcher damals 60 000 Einwohner lebten, blieben kaum 20 Häuser stehen. Trotzdem haben genaue Nachforschungen ergeben, dass sich die Anzahl der Todten auf nicht mehr als 1141 belief.

Lima war auf einem so hohen Grad der Vollkommenheit angelangt, als bei einer so weit von Europa entfernten Stadt, die überdies beständig von ähnlichen Unglücksfällen bedroht war, überhaupt möglich zu sein schien. Denn obwohl die Häuser meist nur aus einem Stockwerk bestanden, so waren die Strassen doch alle gerade und regelmässig gebaut, von symmetrischer Schönheit und ebenso angenehm für das Auge als bequem zum wohnen. Die Architektur war geschmackvoll, eine Menge prächtiger Brunnen, deren klares Wasser durch unterirdische Kanäle hergeleitet wurde, schmückten Plätze und Höfe; Kirchen mit hohen Türmen, stattliche Klöster, deren Bau Zeugnis von der Frömmigkeit der Bewohner ablegte, erhoben sich über die Masse der Wohnungen und verliehen dem Ganzen einen Anblick von Pracht, welche den Vergleich mit den stolzesten Gebäuden der Welt nicht zu scheuen brauchte. Man zählte 74 grosse und kleine Kirchen ohne die öffentlichen Kapellen, 14 Klöster, ebenso viele Hospitäler und Krankenhäuser. Bei allen war das Baumaterial ebenso reich wie die Arbeit. Gemälde von hohem Wert schmückten die Wände; Tabernakel und Altäre waren

mit silbernen Lampen und Gefässen geziert, die Kronen der Heiligen waren von feiner Goldarbeit und strotzten von edlen Steinen und Perlen; die Möbel und Ausstattung der vornehmen Häuser waren Niederlagen von allem, was der Luxus an kostbaren und seltenen Schmucksachen zusammen zu bringen vermochte, von der Masse des Silbergeschirres garnicht zu reden; denn angelockt durch den Ruf des Reichtums, hatten die Kaufleute alles, was Prunkliebe und Eitelkeit nur erfinden kann, in dieser Stadt auf den Markt gebracht und allezeit freigebige Käufer gefunden.

Dieses Werk so vieler Jahre ward in einem Augenblick zu einem Schutthaufen. Keine Beschreibung vermag ein Bild des Entsetzens zu geben, welches die Bewohner ergriffen hatte. Die Unglücklichen waren wie betäubt und konnten ihr Schicksal nicht fassen. Und in der That war das Unglück so gross, dass auch die ausführlichste Aufzählung von Einzelheiten den niederschmetternden Eindruck nicht wiederzugeben vermöchte, den der Anblick des Ganzen auf den Beschauer hervorbrachte.«

»Die Kathedrale, dieses stolze Gebäude, wurde zum Teil durch ihre Grösse und ihr Gewicht erdrückt. Die hohen Türme stürzten auf das Dach und brachen Gewölbe und Pfeiler nieder, so dass alle Schiffe in Haufen von Trümmern verwandelt wurden, deren blosse Wegräumung grosse Summen erforderte. In ähnlichem Zustande befanden sich die grossen Kirchen der fünf Mönchsorden; denn was davon noch stehen geblieben, war so beschädigt, dass es geratener schien, die Mauern vollends niederzureissen, als ihre Ausbesserung zu versuchen. Die religiösen Genossenschaften selbst waren hart getroffen, denn sie verloren nebst ihren Kirchen und Wohnungen auch den grössten Teil ihrer Einkünfte, welche zumeist in Erbzinsen und Renten von Häusern der Stadt bestanden hatten. Sie blieben für ihren Unterhalt nur auf die Unterstützung mitleidiger Leute angewiesen, allem Anschein nach ohne Hoffnung, ihre Klöster je wieder hergestellt zu sehen.«

»Die Ratschlüsse Gottes zu ergründen liegt ausserhalb der Grenzen menschlicher Einsicht, und wir sind ausser stande zu begreifen, weshalb er die Zerstörung seiner Tempel, den Verlust der Kirchengüter und die Not seiner Gattinnen erlaubt hat, aber was noch unbegreiflicher erscheinen muss, ist der Umstand, dass bei einem solchen Zusammensturz sich so viele Personen haben retten können, während in dem kleinen Karmeliterkloster von 21 Nonnen 12 umgekommen sind, und in dem Hospital von Santa Ana 70 Kranke beiderlei Geschlechts unter dem

einstürzenden Dache begraben wurden, ohne dass irgend jemand ihnen zu Hilfe kommen konnte.«

»Die Brücke bewies die Festigkeit ihres Baues, denn sie widerstand der Erschütterung, aber der schöne Bogen an ihrem Eingang, auf welchem wenige Jahre zuvor durch den Marques Villa Garcia die Reiterstatue des Königs Philipp V. aufgestellt worden war, brach zusammen. Der Palast des Vicekönigs, wo sich der Saal der königlichen Audienz, die Rechnungskammern, das Rentamt und alle sonstigen Amtslokale der Regierung befanden, ist sowohl äusserlich als innerlich gänzlich zerfallen. Das Gebäude der heiligen Inquisition wurde in eine Ruine verwandelt, die Gemächer des Inneren stürzten alle ein, sowie auch die dazu gehörige prächtige Kapelle. Die Universität, die Kollegien, überhaupt fast alle öffentlichen Gebäude wurden unbrauchbar, und ihre einsturzdrohenden Reste erinnerten in trauriger Weise an das, was sie einst gewesen waren.«

Der Vicekönig Don José Manso de Velasco, Graf von Superunda, bewahrte inmitten des allgemeinen Schreckens grosse Kaltblütigkeit und Besonnenheit. Kaum war der Tag angebrochen, so durchritt er ohne Rücksicht auf seine eigene Sicherheit die trümmerbedeckten Strassen, überall helfend und tröstend, und begab sich sodann auf den Hauptplatz, um die Befehle zu erteilen, welche die Umstände erheischten. Die dringendste Sorge war, das Volk vor einer Hungersnot zu bewahren. Die Getreidemagazine in Callao waren vom Meere verschlungen, die Backöfen in der Stadt eingestürzt und die Wasserläufe, welche die Mühlen trieben, verschüttet. Der Graf sandte daher Soldaten seiner Garde als Boten nach den benachbarten Provinzen von Canta, Cañete und Jauja, um den Corregidores die ungesäumte Herbeisendung alles Mehles zu befehlen, das sich daselbst vorfände. Er versammelte die Bäcker, um möglichst schnell ihre Öfen wiederherzustellen, liess durch die Wasseraufseher die Gräben untersuchen, und sorgte dafür, dass das Antreiben von Schlachtvieh keine Unterbrechung erlitte. Bei seinen Bemühungen wurde er durch die beiden Bürgermeister der Stadt, Don Fernando Carillo de Córdova und Don Ventura Lobaton aufs eifrigste unterstützt.

Den Aufsehern der Eisversorgung stellte er die erforderliche Anzahl von Leuten und Pferden zur Verfügung, um die zerstörten Wege wieder herzustellen, auf welchen man vom Gebirge das Eis herabbrachte. Auch die Gefangenen in den Steinbrüchen der Inseln bei Callao vergass er nicht, sondern liess Fahrzeuge ausrüsten, um sie ans Land zu bringen,

bei welcher Gelegenheit man daselbst auch eine Anzahl von Menschen fand, die sich beim Untergang des Hafens auf die Inseln gerettet hatten. Man brachte sie nach Lima, um sie von den Quetschungen und Wunden zu heilen, die sie durch die Brandung und durch die im Meere umhergetriebenen Wracktrümmer erlitten hatten. Endlich berief er die Brüder vom Orden der Barmherzigkeit, um durch sie mit Hilfe der Stadtwache die Leichen aus dem Schutte ausgraben und beerdigen zu lassen. Die Mitglieder der religiösen Genossenschaften mussten den Parochialgeistlichen bei den Leichenbegängnissen beistehen, um zu gleicher Zeit die Pflichten gegen die Toten zu erfüllen, und die Überlebenden vor einer Verpestung der Luft zu bewahren.

Immerhin gelang dies doch nur in unvollkommener Weise, denn der Toten waren viele und trotz der damit verbundenen Gefahr für die Überlebenden wollte man doch nicht von der üblen Gewohnheit ablassen, die Toten in der Nähe der Kirchen zu bestatten. Man liess auf den Kirchhöfen und Plätzen vor den Tempeln grosse Gruben ausgraben, in deren jede 30 bis 40 Leichen übereinander geschichtet wurden. Dieser Umstand und das Vorhandensein von so vielen toten Haustieren, welche unter den Trümmern verschüttet waren, hatte zur Folge, dass die Luft noch lange mit unerträglichem Gestank erfüllt war. Es brachen in der Folge verschiedene ansteckende Krankheiten aus, wie typhöse Fieber, Diarrhöen und Leberleiden, an welchen über 2000 Menschen zu Grunde gingen, und wahrscheinlich würde die Verunreinigung der Luft noch weit schlimmere Nachteile gebracht haben, wenn nicht ein grosser Teil der Einwohner ausserhalb der Stadt in Hütten und Zelten ein Obdach gesucht hätte.

Die nächste Sorge des Vicekönigs betraf die Interessen der Krone und der öffentlichen Sicherheit. Das halb eingestürzte Gebäude der Münze wurde mit einer starken Wache versehen, die Waffen im Arsenal des Palastes ausgegraben und in Sicherheit gebracht, das Bergen der vom Meere an die Küste getriebenen Waren überwacht, die gestrandeten Schiffe untersucht und gesichert. Die bewaffnete Macht wurde durch zwei Kompagnieen zu Fuss und zu Pferde vermehrt, Patrouillen durchzogen Tag und Nacht die Stadt, jede Strasse erhielt einen besonderen Aufseher, ein Dekret setzte Todesstrafe auf jeden, auch den kleinsten Diebstahl, und zur Warnung der Strolche, die das allgemeine Unglück zur Ausübung ihres Gewerbes auszunützen suchten, wurden zwei Galgen auf dem Hauptplatze der Stadt errichtet. Durch solche Massregeln wurde die öffentliche Sicherheit gewahrt, und nicht bloss eine Hungersnot der Einwohner, sondern sogar eine Teuerung vermieden.

So schwer aber Lima auch heimgesucht worden war, so konnten sich seine Bewohner doch glücklich preisen, wenn sie ihr Schicksal mit dem des nur zwei Stunden entfernten Hafens von Callao verglichen. Man kann sich denken, welchen Eindruck die Nachricht von dem jähen Untergang dieser Stadt hervorbringen musste, als sie am Morgen nach dem Erdbeben in Lima bekannt wurde. Die ersten sicheren Angaben darüber brachten einige Soldaten, welche der Vicekönig zur Einziehung von Erkundigungen ausgeschickt hatte, und deren Aussagen alsbald durch die zurückkehrenden Agenten der Kaufleute bestätigt wurden. Alle konnten nur berichten, was sie nicht gesehen und nicht vorgefunden hatten, und was einige wenige Matrosen und Fischer ihnen erzählten, die an Brettern und Balken angeklammert weit ins Meer hinausgerissen, und später durch einen Wechsel der Strömung ans Ufer getrieben worden waren.

Nachdem das Erdbeben die Gebäude des Hafens niedergeworfen hatte, wich das Meer zurück, allein man konnte nicht erkennen wie weit. Aber bald darauf schwoll es mit unheimlichem Rauschen an, es bildete sich eine Flutwelle, die sich höher und höher aufwölbte, bis sie mit entsetzlichem Brausen über die Wälle der Stadt stürzte und alles verschlang. Von den Schiffen, die zur Zeit im Hafen lagen — im Ganzen 23 — wurden die meisten umgestürzt und zerschellt, mehrere der grössten von ihren Ankerplätzen losgerissen und von der Welle über die Mauern und Häuser weit ins Land getragen, wo sie auf den Grund stiessen und liegen blieben. Die Leute, die sich an Bord befanden, hörten das Wehgeschrei der Ertrinkenden und dazwischen die Gebete der Geistlichen, die in dieser äussersten Not ihres Berufs eingedenk waren, bis ihre Stimme mit den übrigen verstummte. Das Meer hob und senkte sich beständig und die Überschwemmungen wiederholten sich. Niemand wusste, wie viel Mal. Die Mauern, welche das letzte Mal das Anprallen der Wellen ausgehalten hatten, vermochten den wiederholten Stössen nicht zu widerstehen, und wurden weggespült, nur von zwei Thoren blieben Überbleibsel, welche den Ort bezeichneten, wo die Stadt gestanden hatte, sonst war alles glattgefegter, trümmerbedeckter Strand. Von 4900 Einwohnern, welche der Hafen damals zählte, entkamen etwa 200. Unter den vier Schiffen, die über die Stadt hinweg auf den Strand geworfen wurden, befand sich das Kriegsschiff San Fermin, eine Fregatte von 34 Kanonen, welche in der Gegend des heutigen Vorortes Bellavista (en las tierras bajas de la chacra alta) etwa eine englische Meile von der Küste liegen blieb.

Unter diesen Umständen lässt sich begreifen, was sich zwei Tage

darauf ereignete. Die Menschen hatten eben angefangen, sich in den Trümmern ihrer Häuser ein notdürftiges Obdach einzurichten, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, die See trete aus ihren Ufern und wälze sich gegen Lima herauf. So unwahrscheinlich die Nachricht auch war, da die Stadt 500 Fuss über dem Spiegel des Meeres liegt, so hatte doch niemand Zeit oder Besonnenheit, darüber nachzudenken; alle Welt stürzte auf die Strassen, die nach den umliegenden Höhen führten, auch die, welche im Grunde nicht an die Gefahr glaubten, wurden von dem allgemeinen Schrecken angesteckt, und liessen sich von der Menge mit fortreissen. Das Gedränge und die Verwirrung waren so gross, dass einige totgetreten wurden, andere vor Angst starben.

Der Vicekönig bewahrte auch bei dieser Gelegenheit seine Ruhe Geistesgegenwart. Er befand sich auf dem Hauptplatz, als der Tumult anfing. Sobald er die Ursache hörte, schickte er sofort Soldaten seiner Wache, um die Flüchtlinge aufzuhalten, und als dies nichts half, begab er sich selbst auf einem Umwege an den Ort, wo das Gedränge am grössten war und erschien zu Pferde in der Mitte des Getümmels. Seine Gegenwart beruhigte die Menge, die ihn mit Freudenschrei begrüsste, und darauf getröstet wieder nach der Stadt zurückkehrte.

Der Mittelpunkt des Erdbebens von 1746 scheint Lima und Callao gewesen zu sein. In nördlicher Richtung fühlte man es stark bis nach Chancay (zwölf Leguas) und in südlicher bis nach Cañete, an welchen beiden Orten Häuser einstürzten, und in Huaura wurde die schöne Brücke zerstört. Die See trat an manchen Stellen der Küste aus ihren Ufern, allein ohne besonderen Schaden zu verursachen. Bloss in Santa, nördlich von Lima, wurde das Schiff Concepcion, welches von Panamà zurückgekehrt war, von der Flutwelle auf den Strand geworfen. Das Schiff Soledad, welches mit einer Ladung von Wein und Branntwein im Hafen von Nasca, südlich von Lima lag, entkam, desgleichen das Schiff Christ mit einer Ladung von Talg und Getreide von Chile.

Die gewaltsame Erschütterung, welche die Stadt zerstörte, hatte nur etwa vier Minuten gedauert. Die heftigen Bewegungen liessen zwar hierauf nach, allein das dumpfe Grollen im Innern der Erde dauerte fort, und es währte über ein Jahr, bis endlich wieder vollkommene Ruhe eintrat. In den vier letzten Tagen des Oktober erbebte die Erde noch 220 mal von neuem, im Monat November zählte man 113 Stösse, im Dezember 40, im Januar 33, im Februar 24, während des Jahres vom 28. Oktober 1746 bis zum selben Tage 1747 im ganzen 568. Unter solchen Umständen war es natürlich, dass die Menschen be-

ständig unter dem Drucke einer unbestimmten Angst lebten, da sie bei jedem lauten unterirdischen Donner das Hereinbrechen eines neuen Unglücks erwarteten. Besonders gross war die Aufregung am 1. November. An diesem Tage fühlte man eine eigentümliche, von den früheren verschiedene Bewegung des Bodens. Die Erde schwankte langsam hin und her, ohne zu erzittern, als ob die ganze Oberfläche auf etwas Flüssigem schwömme. Es schien, als ob sie sich öffnen wolle, um alles Vorhandene auf einmal zu verschlingen.

Die Beängstigung der Gemüter führte zu grausamen Bussübungen und Kasteiungen, mit welchen die unglücklichen Bewohner den göttlichen Zorn zu besänftigen suchten. Am 2. November erschienen auf verschiedenen Plätzen und Strassen Prozessionen, in welchen viele Priester barfuss einhergingen mit Dornenkronen um ihre Schläfen, Stricken um den Hals und schweren Ketten an den Füssen; mit beiden Händen hielten sie Kreuze umfasst, und riefen mit gen Himmel gerichteten Blicken um Barmherzigkeit. Der Vorsteher eines geistlichen Ordens schritt einher mit Asche bestreut, ein dicker Zaum schnitt seinen Mund ein, zwei eiserne Nägel waren in seine Augenwinkel gedrückt, sein Rücken war entblösst und hinter ihm ging ein Laienbruder als Herold, welcher rief: »dies ist die Strafe, die der Herr des Himmels an diesem elenden Sünder vollstrecken lässt«. Und nach diesen Worten liess er die eiserne Geissel auf den Rücken des ehrwürdigen Priesters mit solcher Gewalt niederfallen, dass aus der zerrissenen Haut das Blut herabströmte. Zahlloses Volk begleitete diese Umzüge, viele der vornehmsten Frauen barfuss mit abgeschnittenem Haar und in groben Gewändern.

Solche Scenen wiederholten sich von nun an oft, bis im Februar ein allgemeines Bussfest angeordnet wurde, an welchem acht Tage nach einander die ersten Kanzelredner predigten, worauf eine feierliche Prozession folgte und diesen allgemeinen Akt der Reue und Zerknirschung beschloss. Auf kostbaren Tragbahren wurden die Urnen mit den Gebeinen des heiligen Toribius, des heiligen Solanus und der heiligen Rosa von den Mitgliedern des geistlichen und weltlichen Kapitels einhergetragen, gefolgt von den Brüdern der geistlichen Orden, dem Vicekönig, der Audienz und der übrigen königlichen Behörden, alle in Trauer, barhäuptig mit Asche bestreut und mit Stricken um den Hals. Auf dem Hauptplatz war eine ungeheure Volksmenge versammelt, darunter viele in groben Büssergewändern, kurz geschnittenem Haar, mit Ketten belastet, und nicht wenige mit den Händen an schwere Balken, wie an Kreuze gebunden. Es wurde bereits Nacht und die Versamm-

lung verharrte noch immer in tiefem Schweigen. Man hörte nichts als das Gebet eines Mönches, der von Zeit zu Zeit seine Stimme erhob und rief: Heiliger Gott, heiliger Gott, sei uns gnädig!

Seit dem Jahre 1746 wurden die Erdbeben in Lima seltener und ist die Stadt bis jetzt von einer neuen heftigen Erschütterung verschont geblieben; doch lässt sich nicht sagen, dass sich die vulkanische Thätigkeit in Peru überhaupt vermindert habe, nur scheint sie sich in anderen Kanälen zu bewegen und von anderen Mittelpunkten auszugehen.

Nach zwanzig Jahren, am 26. Januar 1777 wurden die Einwohner von Lima wieder einmal durch einen starken Erdstoss aufgeschreckt, so dass alle in Eile ihre Häuser verliessen. Auf den ersten Stoss, welcher um $^3/_4$ 4 Uhr nachmittags stattgefunden hatte, folgte nach einer Viertelstunde unter lautem unterirdischen Rollen ein zweiter aber schwächerer. Das Zittern der Erde dauerte vierzehn Tage lang und zuweilen verspürte man an einem Tage 4 bis 5 Stösse, mit oder ohne Geräusch; allein die Gebäude wurden nicht beschädigt.

Dann folgte das Erdbeben vom 13. Mai 1784, welches die Stadt Arequipa zerstörte (nach 200 jährigem Bestehen) in Lima aber kaum gefühlt wurde.

Noch schrecklicher war eine Erschütterung in Quito, wo im Jahre 1797 die Stadt Riobamba und ihre Umgebung zum zweiten Male zerstört wurde und 40 000 Menschen umkamen. Die Stadt wurde infolgedessen nicht wieder an ihrem früheren Platze aufgebaut, sondern eine halbe Legua davon eine neue gegründet.

Im Jahre 1804 verspürte man häufige aber unbedeutende Erschütterungen, die stärkste am 22. April. Zwei Jahre später, am 1. Dezember 1806, ereignete sich um 6 Uhr abends ein langes Erzittern des Bodens, welches einige Häuser beschädigte; auch trat in Callao für kurze Zeit das Meer etwas aus seinen Ufern.

Im Jahre 1815, in welchem am 26. März die Stadt Carácas unterging und 12 000 Menschen ihren Tod fanden, ereignete sich auch in Lima einen Monat später, am 1. April, eine lange aber nicht heftige Bewegung der Erde.

Das ernstlichste Erdbeben, das Lima in diesem Jahrhundert betroffen hat, war das, welches am Palmsonntag, den 28. März 1828 um $^1/_2$ 8 Uhr morgens stattfand. Die Erschütterung dauerte beinahe anderthalb Minuten. Die Thürme mehrerer Kirchen wurden stark beschädigt, so die der Klöster von San Juan de Dios und der Merced. Einer der Türme der Nazarenerinnen stürzte ganz ein, auch viele Privathäuser litten erheblich. In Chorrillos wurde die Kirche zerstört; südlich von Lima wurde

das Thal von Cañete, nördlich Chancay betroffen; auch im Innern des Landes, in Tarma, jenseits der Cordillera, wurde das Erdbeben gefühlt.

1860 am 30. April erbebte die Erde in Lima sehr heftig und viele Gebäude bekamen Risse, indessen keins stürzte ein.

Das grosse Erdbeben vom 13. August 1868 betraf die Städte Arequipa, Moquehua und Arica in gleich starker Weise. Der Ausgangspunkt der Bewegung schien Arequipa gewesen zu sein, welche Stadt nebst ihrer Umgebung am meisten litt, wenigstens soweit die Zerstörung durch die Erschütterung hervorgebracht wurde. In Lima fühlte man nur eine Bewegung des Bodens, ähnlich derjenigen, die vom 1. November 1746 berichtet wurde.

Am 13. August sass der Verfasser nachmittags um 5 Uhr an seinem Arbeitstisch, mit seiner Korrespondenz für die Post nach Europa beschäftigt, die am Abend dieses Tages geschlossen wurde, als er plötzlich ein Gefühl von Schwindel empfand. Er stand auf und glaubte zu taumeln, als die Bewegung der Vorhänge an den Fenstern ihn gewahr werden liess, dass sich die Erde bewege. Er eilte sogleich ins Freie und zu der nahe befindlichen Kreuzung zweier Strassen, von wo aus man die Berge sehen konnte, welche das Thal von Lima nach Norden begrenzen. Die Türme von San Agustin und Santo Domingo, die man von da aus vor sich hatte, schwankten vor dem dunklen Hintergrunde wie zwei grosse Pendel in weiten langen Schwingungen. Es war als ob die ganze Stadt wie ein Floss auf dem Wasser hin und her getrieben würde, ohne dass eine Erschütterung stattfand. Und das dauerte fünf Minuten, doch wurde nach den drei ersten die Bewegung schwächer. Schon am selben Abende verbreitete sich in Lima das Gerücht, dass der ganze Süden der Republik zerstört worden sei. Eine wirkliche Nachricht konnte natürlich noch nicht angekommen sein, allein es war offenbar, dass die Bewegung, die man in Lima gefühlt hatte, nur Endwellen gewesen sein konnten, die von einem entfernten Punkte ausgegangen waren, und diesen Punkt verlegte man nach Arequipa. Nach wenigen Tagen wurden diese Voraussetzungen in trauriger Weise bestätigt, und zwar war Arica der Ort, der am schwersten getroffen war, fast so schwer wie Callao im Jahre 1746, aber doch mit dem grossen Unterschiede, dass diesmal die Überschwemmung durch das Meer noch bei Tage stattfand, und dass der Hafen von Arika am Fusse eines Berges liegt, anf welchen die Einwohner sich retten konnten. Sobald man das Meer von der Küste zurücktreten sah und einer Flutwelle gewärtig sein musste, eilte die ganze Bevölkerung den Abhang hinauf. Es wurden daher verhältnismässig nur wenige Menschenleben verloren: nur Kranke,

die ihr Bett nicht verlassen konnten, und Leute, die sich nicht von ihren Habseligkeiten trennen konnten und sich zu schwer beladen hatten, wurden von den Wellen eingeholt und kamen um. Von den Schiffen, die sich damals im Hafen von Arica befanden, wurden zwei von der Flutwelle eine englische Meile weit ins Land getrieben und blieben dort liegen, andere, die beim Sinken des Meeres auf den Grund geraten waren wurden bei der Rückkehr der Welle umgestürzt, darunter die peruanische Korvette America, deren Mannschaft aber Zeit gehabt hatte, sich zu retten.

Nach dem Erdbeben von 1687 und von neuem nach der Zerstörung Limas im Jahre 1746 wurden Stimmen laut, welche fragten, ob es nicht vielleicht geratener sei, die Stadt in einer anderen Gegend wieder aufzubauen. Beide Male jedoch, nachdem die Gemüter sich von den Eindrücken des Schreckens wieder gefasst hatten, ergab eine ruhige Erwägung aller in Betracht gezogenen Umstände, dass die grossen Unzuträglichkeiten und Geldopfer, welche die Verlegung der Hauptstadt an einen anderen Ort mit sich bringen müsste, keineswegs durch eine grössere Sicherheit aufgewogen werden würden. Kein anderes Thal der Küste bot so grosse Vorteile und Vorzüge wie das Thal des Rimaks und die Rhede von Callao, die Stadt musste also notwendig in diesem Thale bleiben, und in diesem war keine Gegend besonders gefährdet oder bisher mehr als eine andere von Erschütterungen verschont geblieben. Die Stadt wurde daher an ihrem früheren Orte wieder aufgebaut und dabei der bei ihrer Gründung von Pizarro angenommene Plan beibehalten.

Nur in den entfernteren Teilen, die in der ursprünglichen Anlage vielleicht nicht mit einbegriffen waren, bemerkt man Abweichungen, sowie auch in den mittleren Gegenden eine mangelhafte Beaufsichtigung seitens der Baupolizei kleine Unregelmässigkeiten einschleichen liess. Die Strassen sind nicht alle gleich breit, und wiewohl im allgemeinen gerade und in rechten Winkeln geschnitten, sind die Linien der Bauflucht doch nicht überall genau eingehalten.

Das heutige Lima also, zu dessen Beschreibung wir jetzt übergehen, ist die Stadt, die aus den Trümmern von 1746 wieder erstanden ist, wenigstens gilt dies von den Kirchen und der Mehrzahl der öffentlichen Gebäude. Auch die Mauern der meisten Privathäuser stammen ohne Zweifel aus jener Zeit, wenn auch ihr äusseres Gewand sich wie an anderen Orten öfters geändert haben mag, und sich in den Formen von Thüren, Fenstern, Balkonen und baulichen Verzierungen dem jeweiligen Geschmack der Zeiten angepasst hat.

II.

Das heutige Lima.

Ankunft in Lima. — Der San Cristobal. — Das Klima von Lima. — Strassen, Brücken und Plätze. — Privathäuser, Läden, Fabriken.

Ankunft in Lima.

Um dem Leser ein anschauliches Bild von der Stadt zu geben, in welche wir ihn jetzt einführen, begleiten wir einen von Europa ankommenden Reisenden auf seinem Wege. Der Verkehr an der Westküste wird durch zwei Dampfschifffahrts-Gesellschaften besorgt: einer englischen, schon seit langen Jahren bestehenden, und einer chilenischen, die erst in neuerer Zeit ihre Thätigkeit begonnen hat, und deren Schiffe auch nur zwischen Peru und Chile fahren. Allwöchentlich kommt ein Dampfer der englischen Linie von Panamà an, und läuft ein solcher von Callao aus dahin ab. Die Fahrt zwischen beiden Endpunkten, welche durch Einlaufen in eine grosse Anzahl kleiner Häfen unterbrochen wird, dauert 14 Tage. Die meisten der in Dienst stehenden Schiffe sind neu, gross und mit eleganter Bequemlichkeit ausgestattet. Der letzte kleine Hafen, den man berührt, ehe man in Callao ankommt, ist Huacho, eine etwa 60 Seemeilen nördlich von Lima in einem fruchtbaren Thale gelegene Stadt. Der Dampfer verlässt diesen Ort in der Regel spät abends und fährt über Nacht mit halber Geschwindigkeit, um nicht vor Tagesanbruch anzukommen und vor der Rhede von Callao warten zu müssen; denn zur Nachtzeit werden keine Schiffe von der Hafenbehörde angenommen.

Am Morgen ist das Meer in dieser Gegend, besonders in den Wintermonaten, oft in dichten Nebel gehüllt. Man weiss, dass man

dem Ziel der Reise ganz nahe ist, kann aber noch nichts erkennen. Jetzt treten rechts aus dem grauen Dunste die Umrisse eines lang gestreckten Berges hervor, und bald erscheinen auch zur Linken niedrige dunkle Massen: man fährt zwischen Land. Allmählich lüftet sich der Schleier, man sieht sich im Eingang einer weiten, nach Norden offenen Rhede, die nach Westen und auch zum Teil nach Osten, von Bergen begrenzt wird. Im Grunde erscheint die Bucht durch eine flache Landzunge abgeschlossen, und in der Ferne deutet dort ein kleiner Wald von Masten den Ort an, wo der Hafen liegt. Wir kommen näher und näher, die Dünung des Meeres hat aufgehört, das Schiff gleitet langsam mit sanftem Rauschen über die glatte Wasserfläche, endlich schweigt die Maschine, und ein Böllerschuss verkündet den Passagieren an Bord und den Leuten am Lande die Ankunft. Ein Schwarm zahlloser Boote kommt auf uns zugerudert, hält sich aber in gemessener Entfernung; denn niemand darf an Bord kommen oder das Schiff verlassen, ehe die Visite des Hafenkapitäns und der Sanitätsbeamten stattgefunden hat. Diese lassen ziemlich lange auf sich warten, denn Eile und Pünktlichkeit gehören nicht zu den Landesgewohnheiten, wir haben daher Zeit, uns etwas umzusehen.

Der lange kahle Bergrücken zur Rechten ist die Insel San Lorenzo, auf deren äusserster nördlichen Spitze ein Leuchtturm steht. Südlich von San Lorenzo, von dieser Insel nur durch eine enge Wasserstrasse geschieden, liegt ein zweites kleines Felseneiland, dessen jähe Wände fast senkreckt in die See abfallen. Die vorerwähnte Landzunge schliesst die Bucht nach Süden nicht vollständig, sondern zwischen ihrer Spitze und den gegenüberliegenden Inseln bleibt ein Meeresarm von mehr als einer Seemeile Breite, welcher den Schiffen auch von dieser Seite her die Einfahrt in die Bucht gestattet. Im Hafen liegen rechter Hand die Kriegsschiffe der fremden Nationen und die Dampfer der Postlinien, links die Segelschiffe, zum Teil auf der Rhede vor Anker, zum Teil im Hafenbecken. Einst bildeten die Masten der Schiffe einen fast undringlichen Wald, jetzt aber ist dieses Dickicht gar sehr gelichtet, man sieht durch die Masten hindurch die Häuser der Stadt und zwei gelbe, breite, niedrige runde Türme: die Festung von Callao. Auf der linken oder östlichen Seite der Bucht ziehen sich ebenfalls niedrige sandige Höhen hin, und wo diese aufhören, öffnet sich eine weite, sanfte ansteigende grüne Thalebene, hinter welcher Berge über Berge aufsteigen, deren Höhe sich nicht ermessen lässt, da ihre obersten Spitzen von Wolken umlagert und nur selten sichtbar sind. Am Fusse der niedrigsten Berge bemerkt man eine dünne bläuliche Dunstschicht, aus welcher

hier und da Türme hervorschimmern. Dort liegt das Ziel unserer Reise, die Stadt Lima.

Wir werden in unserer Betrachtung durch die Ankunft des Hafenkapitäns unterbrochen. Eine Dampfschaluppe mit der Flagge der Republik über dem Steuer schneidet durch das Geschwader der Boote, welche nach beiden Seiten auswichen, schwenkt um das Schiff und legt an der Haupttreppe an. Sobald die Förmlichkeit des Empfanges beendet ist, kommen auch die Boote unter Lärm und Geschrei der Mannschaften herangeschossen, und in einem Augenblick ist das Deck voll von Leuten, die sich bemühen den Ankommenden ihre Dienste aufzudrängen. Die Bootleute von Callao bieten eine ziemliche vollständige Musterkarte der peruanischen Küstenbevölkerung. Vielleicht an keinem anderen Orte der Welt sieht man so viele verschiedene Menschenrassen und Gesichtsbildungen bei einander. Da sind zurückgebliebene Matrosen, aller europäischen seefahrenden Nationen, Neger, Indianer, Chinesen und die aus diesen Elementen hervorgegangenen Mischlinge mit Hautfarbe in allen Schattierungen von braun, und wolligem, gewelltem und struppigem Haar. Abgesehen jedoch von Gesichtsfarbe und Beschaffenheit der Haare unterscheiden sich diese lärmenden Burschen nicht wesentlich von ihren Zunftgenossen an anderen Orten, wie denn Bootführer und Lohnkutscher allerwärts auf der Welt dieselben Gewohnheiten haben. Der Reisende kann sein Gepäck unbesorgt einem der mit einer Nummer an der Mütze versehenen »Fleteros« anvertrauen, thut aber wohl, sich über den Betrag des zu entrichtenden Fahrgeldes vorher mit ihm zu einigen, sonst hat er später unverschämte Überteuerung oder ärgerliche Zänkereien zu gewärtigen.

Sobald wir also diese Vorsicht getroffen haben, wählen wir aus der Menge der an der Treppe liegenden Boote ein hübsches mit Polster belegten Bänken, steigen ein, ergreifen die Schnüre des Steuerruders und lassen uns ans Land bringen. Das Boot umkreist das Hafenbassin, Muelle-Dársena genannt, und hält an der hinten derselben gelegenen, etwas baufälligen hölzernen Landungstreppe, von wo aus unser Gepäck zum Hafenzollamt gebracht wird. Die Beamten desselben sind höflich und belästigen den Reisenden nicht mit langem Durchwühlen seiner Habseligkeiten. Wir können daher nach kurzem Verzug unsere Koffer wieder zuschliessen, und sie nach einem der beiden Bahnhöfe schaffen lassen, die in unmittelbarer Nähe des Landungsplatzes liegen, und mit den Hafenanlagen durch Schienenleitungen verbunden sind. Die Entfernung zwischen Callao und Lima beträgt zwei Leguas — elf Kilometer — und der Verkehr zwischen beiden Orten wird durch zwei Eisenbahnen und

einer zwischen beiden laufenden schossierten Strasse unterhalten. Die Eisenbahnen, deren Bahnhöfe am Hafen nahe bei einander liegen, verlassen Callao auf entgegengesetzten Seiten, laufen dann in geringer Entfernung von einander parallel, und erreichen Lima, die eine am Flusse etwas oberhalb der Hauptbrücke, die andere an der Südseite der Stadt, wo sie sich an die Bahn nach dem Seebade Chorrillos anschliesst. Die erstere ist eine Teilstrecke der transandinischen Staats-Eisenbahn, welche im Thale des Rimaks aufwärts ins Gebirge steigt, und nach ihrem Erbauer Henry Meiggs auch als amerikanische bezeichnet wird; die zweite, weit ältere Bahn ist gegenwärtig Eigentum einer englischen Gesellschaft und wird daher die englische Linie genannt. Wir benutzen die letztere, da die Abgangszeit der Züge uns bequem liegt.

Die Eisenbahn führt eine kurze Strecke am Strande hin, wendet sich dann links auf das ehemalige Glacis der Festung, umkreist in weitem Bogen die beiden flachen runden Türme, die wir bereits vom Meere aus gesehen haben, und durchläuft dann die Stadt in ihrer ganzen Länge in einer breiten, von einstöckigen Häusern eingefassten Strasse. Auf dieser Strecke hält der Zug zwei mal, und kaum haben wir die letzten Häuser des Hafens hinter uns, so sehen wir uns bei der ersten Station Bellavista angelangt. Diese führt ihren Namen von der schönen Aussicht, die man von dort aus auf Bucht und Schiffe geniesst; denn wir befinden uns bereits mehr als 60 Fuss über dem Meere. Die Entstehung dieses kleinen Ortes datiert von dem Erdbeben von 1746. Bis hierher wurde die Fregatte San Fermin von der Flutwelle getragen und auf den Grund gesetzt, und so weit vom Meere entfernt beabsichtigte man anfangs die neue Hafenstadt anzulegen. Allein das Gedächtnis der Menschen ist kurz, die nachfolgenden Geschlechter vergessen die Drangsale ihrer Vorfahren, so schrecklich diese auch gewesen sein mögen, und so steht das heutige Callao wieder am Platze des alten. Bellavista wird von den Mitgliedern der europäischen Kolonieen von Callao und Lima oft besucht, aber fast immer aus trauriger Veranlassung, denn hier befindet sich der protestantische Begräbnisplatz. Man sieht die mit Zinnen gekrönte Einfassungsmauer desselben von der Station aus. Ein grosser Teil der weissen Wand ist von üppigen Schlingpflanzen überwachsen, welche mit prächtigen roten und violetten Blüten bedeckt sind.

Die Bahn fährt jetzt neben der Fahrstrasse hin, die hier sehr staubig und an beiden Seiten mit kümmerlich aussehenden Astrapäen besetzt ist. Die Stämme der Bäume stehen wegen des beständig wehenden Seewindes alle schief und sind mit halb vertrocknetem

schmutzigen Laube bedeckt. Die Gegend zu beiden Seiten des Weges ist eine leicht steigende angebaute Ebene, auf welcher Maispflanzungen mit Kleefeldern und Weideland abwechseln. Alle Grundstücke sind mit vier bis fünf Fuss hohen Lehmwänden eingefasst, die zum Teil noch aus der vorspanischen Zeit herstammen. Der Anblick der Vegetation entbehrt, wie überall an der peruanischen Küste, der Frische, da sie durch künstliche Bewässerung unterhalten wird und kein Regen den Staub von den Blättern wäscht. Hier und da sieht man Hütten, halb eingestürzte Wände alter Wohnungen und verfallene Meierhöfe, aber Landhäuser, wie sie von Gärten umgeben in Europa überall die Nähe einer grösseren Stadt verkünden, sucht man vergebens.

Auf halbem Wege zwischen Callao und Lima hält der Zug noch einmal. Der Ort heisst »La Legua«, da dieser Punkt von beiden Städten eine Legua weit entfernt ist. Es befindet sich daselbst nur ein Dienstgebäude mit einem sauber gehaltenen kleinen Garten, dessen Blumenflor, frischgrünende Bananen und junge Norfolk-Tannen durch eine kleine Windmühle aus einem Brunnen mit Wasser versorgt werden. Neben dem Stationshause sieht man zwei asphaltierte Pläne für das Lawn-tennis-Spiel. Dort belustigen sich die in Lima und Callao lebenden Kinder Albions beiderlei Geschlechts, junge wie alte, ledige und verheiratete an Sonn- und Festtagen bei brennender Nachmittagshitze mit dem Lederball und der Netzprelle.

Sobald der Zug diese Station verlassen hat, gewahrt man rechts in geringer Entfernung von der Bahn eine Reihe länglicher Hügel von 80 bis 100 Fuss Höhe: künstliche Erdaufschüttungen aus alter Zeit, Grabstätten und Tempelruinen der heidnischen Indianer, an deren Fusse sich die Überreste einer ziemlich ausgedehnten Stadt befinden. Indem wir uns jetzt Lima nähern, wird die neben der Bahn hinführende Fahrstrasse weniger staubig und verwandelt sich zuletzt in eine von einer vierfachen Reihe hoher Bäume gebildete schattige Allee. Die Bahn entfernt sich etwas von derselben und läuft in einer engen Gasse zwischen Lehmwänden, über welche man in dichtbewachsene Obstgärten blickt; dann kommt man über eine kleine Freiheit, die Glocke der Maschine beginnt zu läuten und wir befinden uns in der Stadt. Wir fahren durch eine breite, allmählich enger werdende Strasse, die von unscheinbaren einstöckigen Häusern, Eisengiessereien und Kohlenschuppen gebildet wird, und halten einen Augenblick auf einem kleinen dreieckigen Platz, Plazuela de la Salud — Gesundheitsplätzchen — genannt, wahrscheinlich wegen der frischen Briese, die dort von der See her über die niedrigen Dächer weht. Dann erschallt die Glocke von neuem, wir rollen lang-

sam noch durch ein paar Strassen, worauf der Zug in das Stationsgebäude einläuft, ein von hohen klösterlichen Mauern umgebenes Strassengeviert mitten in der Stadt. In der That war dasselbe ehemals ein Kloster und Hospital der Johanniter, daher noch jetzt der Bahnhof und der daran liegende Platz den Namen San Juan de Dios führt. Kreuzgänge und Krankensäle sind weggerissen und an deren Stelle Güterschuppen und eine unscheinbare ziemlich düstere Empfangshalle getreten, in welcher wir jetzt absteigen. Die Fahrt hat im ganzen eine halbe Stunde gedauert und wir befinden uns hier 500 Fuss über dem Meeresspiegel.

Das Bahnhofsgebäude hat Zugänge von drei Strassen her. Vor dem Hauptausgang hält bei Ankunft der Züge stets eine Anzahl von Fiakern, und darunter manche ganz elegante, deren wir einen benutzen, um uns und unser Gepäck in ein Hotel bringen zu lassen. Der Reisende findet in Lima freilich nicht die Verpflegung, die er in Europa oder Nord-Amerika gewohnt ist, womit indes der Stadt kein Vorwurf gemacht werden soll. Es ist in einem warmen Lande viel schwieriger, ein feines oder auch nur ein reinliches Hotel zu halten, als an einem Orte der gemässigten Zone. Wer in den Vereinigten Staaten gereist ist, erinnert sich, wie sehr die Gasthäuser des Südens gegen die des Nordens zurückstehen. Es giebt in Lima zur Zeit zwei Hotels, die auf den Namen von Gasthäusern erster Klasse Anspruch machen, aber freilich diesen Rang nur im Vergleich zu ihren dortigen Mitbewerbern verdienen. Das Hotel Maury, das ältere dieser beiden Häuser, liegt an der Ecke der Strassen Bodegones und Villalta, nur eine Strassenlänge oder Cuadra vom Hauptplatz entfernt und in der besten Geschäftsgegend. Es war früher sehr besucht, geriet aber während des Krieges in Missgunst und Verfall, da der Besitzer ein Chilene war, und fängt erst jetzt an, sich etwas zu erholen. Das Hotel de France et d'Angleterre liegt gleichfalls in der unmittelbaren Nähe des Hauptplatzes, am Platze vor dem Kloster Santo Domingo, in einer zwar weniger lebhaften Geschäftsgegend, aber nahe an Post und zwei Eisenbahnstationen. Es besteht erst seit einigen Jahren, daher die Zimmereinrichtungen, besonders die Teppiche verhältnismässig neu und gut sind. Aus diesem Grunde und weil man daselbst nicht an einer Gasttafel, sondern zu beliebiger Zeit nach der Karte speist, wird dieses Hotel von den meisten Reisenden vorgezogen. Auch wir wollen daher dem Zuge der Mode folgen und daselbst unsere Residenz aufschlagen.

Das Gebäude ist nicht als Hotel gebaut, sondern ein gewöhnliches Wohnhaus mit einem Oberstock, in welchem die Zimmer um zwei innere

kleine Höfe liegen. Der erste Hof ist in einen freundlichen Garten umgewandelt, wo in umlaubten kleinen Abteilungen gedeckte Tische stehen, an welchen sich die Gäste nach Belieben gruppieren können. Die Zimmer im Oberstock haben nach Strasse und Platz zu bedeckte Balkone, die als Ankleideräume für die daranstossenden Wohnungen benutzt werden. Das Haus ist ziemlich gut gehalten, der Wirt und Eigentümer ein Franzose mit einem steifen Bein und auch einem etwas ungelenken Verstande, aber seine Frau besitzt Behendigkeit und Witz für beide: eine kurze, stämmige ehemalige Wäscherin mit rotem Gesicht und weissem krausen Haar, deren starke Backenknochen, kurze feste Zähne und etwas zusammengezogene Lippen einen ungewöhnlichen Grad von Energie andeuten. Man hört sie unermüdlich im Hause umherkeifen, und sie strengt sich augenscheinlich nach Kräften an, die faulen braunen Kellner in Ordnung und Thätigkeit zu erhalten. Trotzdem ist die Bedienung schlecht, lässt sich aber, wie anderwärts, einigermassen verbessern, wenn man den Burschen bei Zeiten zu verstehen giebt, dass der Betrag des erwarteten Trinkgeldes von ihrem Diensteifer abhängt, und sie durch eine kleine Anzahlung lüstern macht.

Eine Unannehmlichkeit des Hotels ist die Nähe des gegenüberliegenden Klosters der Dominikaner, wegen des unaufhörlichen Läutens der Glocken. Besonders morgens, zu welcher Zeit in der Regel Begräbnisfeierlichkeiten in der Kirche stattfinden, ist das Wimmern der nicht mit einander harmonierenden kleinen Glocken auch für unempfindliche Nerven ein grosses Ärgernis. Mit der Zeit gewöhnt man sich daran, wie an manches andere Ungemach. Auch ist das Gebimmel unreiner Glocken bei weitem nicht der schlimmste Misslaut, der das civilisierte Ohr in Lima beleidigt: die Stimmen der Strassenverkäufer und ihre Ausrufe sind so grässlich, dass man sich nie daran gewöhnt und nach der jeweiligen Gemütsstimmung alle Augenblicke in stille Verzweiflung oder Wut gerät, — doch davon später.

Der San Cristobal.

Nachdem wir uns umgekleidet und in einer der Lauben des besagten Gartens ein sauber aufgetragenes Frühstück eingenommen haben, gehen wir aus, um uns umzusehen. Der Platz, an welchem das Hotel liegt, ist ein kleines Viereck, dessen eine Seite von dem Kloster Santo Domingo gebildet und welcher auch nach diesem Heiligen benannt wird. Die Kirche und der vom Platze aus sichtbare Teil des Klosters sind unregelmässig gebaut und mit grellen Farben angestrichen; an der

Ecke des Gebäudes erhebt sich ein ebenso bemalter, ziemlich hoher Turm, und ein eisernes Gitter trennt einen kleinen, vor dem Haupteingang gelegenen Vorplatz von der Strasse. Wir halten uns für jetzt nicht länger bei der Betrachtung dieses Bauwerkes auf, sondern begeben uns auf den ganz nahe gelegenen Hauptplatz — la plaza mayor — den Mittelpunkt des geschäftlichen und geselligen Verkehrs der Stadt. Der Platz ist ein weites Quadrat, welches den Raum eines Strassengevierts nebst den vier daranstossenden Strassen umfasst. Auf der oberen östlichen Seite desselben erhebt sich die stattliche Kathedrale mit ihren beiden Türmen; ihr gegenüber steht das Rathaus oder Munizipalgebäude, die nördliche Seite wird von der Front des Regierungspalastes gebildet, die südliche und westliche sind von offenen Bogengängen begrenzt, über welchen sich zwei lange Reihen bedeckter Balkone hinziehen. Die Mitte des Platzes ziert ein hübscher, mit einem Gitter umgebener Garten, in welchem ein monumentaler Brunnen plätschert.

Über das Geländer auf dem Gesimse des Palastes ragt der Gipfel eines nahen kegelförmigen Berges hervor, auf desen künstlich gerundeter Spitze sich ein kleines Kreuz erhebt, der Berg San Cristobal oder der heilige Christoph. Man sieht dieses Wahrzeichen der Stadt bereits vom Meere aus, allein aus solcher Entfernung nimmt er sich aus wie ein bescheidener Hügel am Fusse der hinter ihm stehenden Bergriesen. In der Nähe betrachtet ist es eine ansehnliche Höhe, die sich 800 Fuss über den Platz der Stadt und 1300 über den Spiegel des Meeres erhebt. Der San Cristobal tritt aus der Reihe der Höhenzüge, die das Thal des Rimaks nach Norden begrenzen, weit hervor bis unmittelbar an Fluss und Stadt, und ist mit der übrigen Bergkette nur durch einen niedrigen schmalen Sattel verbunden. Bei seiner freien Lage ist sein Gipfel ein Aussichtspunkt, der einen vollständigen Überblick über die an seinem Fusse liegende Stadt, sowie die ganze umliegende Gegend gewährt. Wir laden daher den Reisenden ein, mit uns den Berg zu besteigen, um ihm ein Gesamtbild alles dessen vorzuführen, was später im einzelnen betrachtet und beschrieben werden soll. Während der kühlen Jahreszeit ist es ein angenehmer Spaziergang zu allen Tageszeiten, im Sommer thut man wohl, sich früh morgens auf den Weg zu machen, denn später am Tage wird das Besteigen beschwerlich, trotz des bequemen Weges.

Wir durchwandern die Strasse, welche sich an der unteren Seitenfront des Palastes hinzieht und gelangen alsbald zum Flusse. Der Rimak führt je nach den Jahreszeiten eine sehr verschiedene Wasser-



Der Berg San Cristobal.

(S. 164.)

menge. Im Sommer, zur Zeit des Regenfalles im Gebirge vom Januar bis zum April, schwillt er zeitweilig an und ist ein brausender, trüber Strom, im Winter wird er zuletzt zum murmelnden klaren Bach; bei mittlerem Wasserstande windet er sich, in mehrere schwache Arme geteilt, durch das Steingeröll seines stark fallenden Bettes. In seinem Laufe durch die Stadt sind seine Ufer von Mauern eingefasst, und etwa in der Mitte wird er von einer alten steinernen Brücke überschritten, die so manchem Erdbeben getrotzt hat, und die wir jetzt betreten. Unter dem ersten ihrer sechs Bogen läuft das Geleise der transandinischen Eisenbahn, und eine breite Rampe von Bohlen führt von der Höhe der Brücke hinunter zur Hauptstation dieser Bahn, die sich gleich oberhalb derselben unmittelbar am Ufer des Flusses befindet. Das rechte Ufer des Rimaks liegt erheblich tiefer als das linke, daher sich der Fahrdamm der Brücke nach jener Seite zu senkt, während er in eine breite Strasse übergeht. Wir folgen dieser Strasse zehn Minuten lang und gelangen alsdann am Ende der Häuser auf einen freien Platz, von welchem aus wir das Ziel unserer Wanderung, den San Cristobal, unmittelbar vor uns erblicken. Es ist ein kegelförmiger Granitberg, dessen hier und da zu Tage tretenden Felswände von verwitterten Stellen wie zerfressen aussehen. Von der Hauptmasse des Berges gehen nach verschiedenen Seiten felsige Ausläufer oder Sporen aus, und nach links hängt derselbe durch einen niedrigen Rücken mit dem weiter zurückliegenden Gebirge zusammen.

Der Ort, an welchem wir uns befinden, ist jetzt still und verlassen, war aber ehemals ein sehr lebhafter. Hier war der Anfang der Alameda de los descalzos, der Barfüsser-Allee, wo in alter Zeit die Limenier unter fünf Reihen von Orangenbäumen abends lustwandelten und die Damen in hunderten von vergoldeten Kaleschen spazieren fuhren. Rechts befand sich in unmittelbarer Nähe der berühmte Paseo de Aguas, ein grosses Wasserbecken für Gondelfahrten, welches ein Vicekönig hatte bauen lassen, um einer anmutigen Schauspielerin (la Perichola) zu gefallen. Von diesen Herrlichkeiten ist freilich wenig mehr übrig. Aus dem geräumigen Teichbecken mit schmucken Portalen und Bogengängen ist jetzt ein Stallgebäude und Wagenschuppen der Pferdebahn geworden. Die Orangenbäume sind längst verschwunden, und auch von den Weiden, die man nach ihnen pflanzte, sind nur wenige mehr am Leben. An die Stelle derselben ist ein Garten getreten, oder vielmehr ein langer breiter Weg, der auf beiden Seiten mit Blumenbeeten und Gesträuch eingefasst, und mit Marmorbänken und Statuen geschmückt ist. Das Ganze ist von einem eisernen Gitter umgeben, und

zu beiden Seiten des Einganges erheben sich hohe Norfolktannen. Alles dies war vor 20 Jahren sehr hübsch und ein ganz würdiger Ersatz für die Citronen-Allee, ist aber gegenwärtig ebenfalls vernachlässigt und verfallen.

Wir wandern an dem etwa 500 Schritt langen Gitter hin, bis wir am Ende des Gartens wieder zu einem kleinen Platz kommen, auf welchem sich der Eingang zum Barfüsser-Kloster befindet, nach dem der Ort benannt ist. Von hier aus führt rechter Hand ein kurzes Gässchen einen kleinen Abhang hinauf, an dessen Ende wir durch eine Thür ins Freie gelangen. Wir befinden uns unmittelbar am Fusse eines der vorerwähnten felsigen Ausläufer, um welchen sich ein tiefer Graben mit klarem Wasser windet, der den wohlgepflegten Obstgarten des Klosters versorgt. Es führen mehrere Pfade die vor uns liegende Bergwand hinauf, die alle schlecht und steil sind; indessen dauert die Beschwerde des Steigens nicht lange und bald sind wir auf der Höhe des felsigen Rückens angelangt. Wir befinden uns hier allerdings nur wenig mehr als 200 Fuss über der Stadt, allein der Überblick über dieselbe ist bereits vollständig und von hier aus besser und deutlicher als vom Gipfel, da ihre Türme sich jetzt noch gegen den Horizont abheben, während deren Umrisse, aus grösserer Höhe gesehen, in der grauen Masse der Dächer verschwinden.

Der Anblick der Häusermasse, die sich zu unsern Füssen ausbreitet, ist eigentümlich und fremdartig. Man vermisst die Dächer, denn die obere Seite aller Gebäude ist flach und besteht nur aus einer Schicht gestampften Lehms, die mit Asche bestreut ist. Die Stadt wird durch den Rimak in zwei ungleich grosse Teile geschieden, welche ausser der mittleren steinernen Brücke, über die wir gekommen sind, noch durch zwei andere verbunden werden, einer eisernen oberhalb und einer hölzernen unterhalb der Hauptbrücke. Der uns zunächst liegende Stadtteil auf dem rechten Ufer des Flusses ist der bei weitem kleinere und verhält sich wie eine Vorstadt zum linksseitigen, dessen Ausdehnung den rechtseitigen um das Vierfache übertrifft. In den mittleren Gegenden der Stadt schneiden sich die Strassen rechtwinklig und in gleichen Abständen, so dass von oben gesehen die Strassengevierte sich ausnehmen, wie die Felder eines Schachbrettes. Die vom Mittelpunkte der Stadt entfernteren Strassen dagegen sind nicht nach einem so regelmässigen Plane angelegt, sie sind später hinzugebaut, begegnen sich unter mancherlei Winkeln und sind nicht immer geradlinig. Was die eintönige graue Fläche der Dächer belebt, sind die vielen Türme und Kuppeln der Kirchen. Die höchsten derselben erheben sich alle in der Mitte der Stadt, am Haupt-



Ansicht von Lima vom Fusse des San Cristobal.

(S. 166.)

platz und in dessen nächster Umgebung. Neben der Kathedrale haben noch die Kirchen von San Francisco und San Pedro Doppeltürme. Die Kirchen der übrigen Mönchsklöster, Santo Domingo, San Augustin und La merced haben nur je einen Turm, da der im Plane vorhandene zweite entweder nie gebaut, oder nach dem letzten Erdbeben nicht wiederhergestellt worden ist. Ausser den Kirchen haben auch viele Privathäuser turmähnliche Aufsätze, Miradores genannt; denn früher gehörte es zum guten Ton, dass das Haus einer angesehenen Familie einen solchen Aussichtsturm besitze. Einzelne Gebäude lassen sich im Innern der Stadt nicht unterscheiden. Ausserhalb derselben sieht man thalaufwärts am Ufer des Flusses die weissen Mauern und die Kapelle des Begräbnisplatzes; weiter nach rechts das grosse Hospital »Dos de Mayo«; am südlichen Ende der Stadt blickt aus dem Grün des umgebenden Parks der Ausstellungspalast und daneben erhebt sich der ernste Bau der Strafanstalt. Rings um die Stadt zieht sich in wechselnder Breite ein Gürtel von Baumgärten, die das Bild umgeben wie ein grüner Rahmen. Im Vordergrunde auf der Kleinseite sehen wir den Cirkus der Stiergefechte, den Spaziergang mit den weissen Marmorstatuen und hohen Tannen am Eingang, an dessen Gitter wir entlang gegangen sind, und gerade unter uns blicken wir in das Kloster der Barfüsser und sehen die braunen Gestalten der Mönche in den engen Höfen umherwandeln.

Nachdem wir die Stadt betrachtet haben, setzen wir unsern Weg nach dem Gipfel des San Cristobals fort, um von dort aus einen Rundblick über die umliegende Gegend zu gewinnen. Wir wandern auf der Kante des felsigen Rückens, auf welchem wir uns befinden, weiter, bis wo sich dieser mit dem Berge vereinigt, und gelangen hier auf einen breiten, schön geebneten Weg, welcher unten am Fusse seinen Anfang nimmt, sich in weiter Spirale um den steilen Abhang windet und bis auf die Spitze führt. Dieser Weg wurde zur Zeit des Krieges mit Chile gebaut, als der Diktator Nicolas Piérola den San Cristobal befestigen liess. Der Gipfel wurde zu einem runden Platz geebnet und mit einer aus unbehauenen Steinen ohne Mörtel errichteten Brustwehr umgeben, aus deren Scharten vier oder fünf gezogene Vavasseur-Kanonen hervorblickten. Welchen praktischen Zweck man bei Einrichtung dieser Batterie im Auge hatte, habe ich nie in Erfahrung bringen können, auch nicht von dem deutschen Ingenieur, der sie auf Befehl der Regierung erbaut hatte. Nach der Einnahme von Lima wurden die Kanonen von den Chilenen gesprengt, ohne dass je ein Schuss daraus gefeuert worden wäre, und die verrosteten Bruchstücke der Geschütze liegen noch an

den Plätzen, wo sie gestanden hatten. Indessen der Weg ist geblieben, wahrscheinlich das einzige nützliche Werk, welches jener klägliche Machthaber der Stadt hinterlassen hat.

Wenn die Luft klar ist, so geniesst man von der Spitze des Cristobal eine prächtige Aussicht; sehr oft jedoch ist die Atmosphäre mit Dunst erfüllt, ein feiner Duft liegt über der Gegend und verwischt die Umrisse der Gegenstände. Man überblickt das ganze Thal des Rimaks, oder vielmehr die weite von Bergen und Meer begrenzte Ebene, welche durch diesen Fluss und die grossen aus ihm abgeleiteten Kanäle bewässert wird. Gerade unter sich hat man die Stadt, aus welcher je nach der Richtung der Luftströmung das Rauschen des Wassers, der Lärm des Verkehrs oder der Pfiff einer Lokomotive auf Augenblicke heraufdringt. Die Ebene hat ungefähr die Gestalt eines stumpfwinkligen Dreiecks, dessen längste Seite die Meeresküste bildet, während der Aussichtspunkt, auf welchem wir uns befinden, nahe am Ende der kürzesten Seite liegt. Der Hafen von Callao, wiewohl zwei Leguas weit entfernt, scheint ganz nahe, wir sehen deutlich die Schiffe und die brandungumsäumte schmale Landzunge; die Inseln, welche die Bucht nach Westen zu schützen, scheinen auf dem blauen Wasser zu schwimmen; Von hier zieht die Küste in leicht geschweiftem Bogen gen Süden, etwa zwölf Kilometer bis zu einem Vorgebirge, den Morro Solar, welcher sich dort alleinstehend über die Ebene erhebt und sie abschliesst. Ein Ausläufer des Morro bildet eine kleine Bucht, auf deren erhöhten Uferrande man Häuser erblickt, die Trümmer des ehedem so beliebten Seebades Chorrillos, welches im Kriege von den Chilenen verbrannt wurde, und dessen Wiederaufbau nur langsame Fortschritte macht. Zwischen Callao und Chorrillos erkennt man in der Ebene mehrere Ortschaften und viele Meierhöfe oder Haciendas. Vom Hafen vier Kilometer entfernt liegt, von Olivenhainen umgeben, der kleine wegen seiner gesunden Luft geschätzte Ort Magdalena. Weiterhin gewahrt man zahlreiche Gruppen von Norfolktannen, die fast ein Gehölz bilden. Sie stehen in den Gärten von Miraflores, eines andern Vororts von Lima, der auch schwer vom Kriege gelitten und sich noch nicht wieder erholt hat. Nahe bei Chorillos endlich deutet eine Masse dunklen Grüns die Baumgärten an, in welchen das Dorf Surco verborgen liegt. Eine Reihe niedriger Hügel verbindet den Morro Solar mit den Bergen, welche das Thal von Lima nach Südosten zu begrenzen; das sind die Höhen von San Juan, die in der Geschichte Perus eine traurige Berühmtheit erlangt haben; denn hier befand sich der Mittelpunkt der peruanischen Stellung in der Schlacht bei Chorrillos, welchen die Chilenen

erstürmten, und dadurch den für Peru so unglücklichen Ausgang des Krieges entschieden.

Wir lassen unseren Blick an den südöstlichen Bergreihen hingleiten, bis wir zu den unseren Standpunkt näher, etwas oberhalb der Stadt gelegenen Höhen gelangen. Von unten aus betrachtet scheinen diese das Thal nach Osten abzuschliessen, in Wirklichkeit aber sind es nur felsige Inseln, welche wie ein kleiner Gebirgsstock aus der Ebene aufsteigen und zwischen welchem sich der Fluss und seine Kanäle hindurchwinden. Die ausgedehnteste und höchste dieser inselförmigen Berggruppen führt den Namen San Bartolomé, von welchem ein Ausläufer bis nahe an das östliche Ende der Stadt herabreicht. Über die Spitzen dieser Berge hinweg erblickt man den oberen Teil des Rimakthales, dessen Zuckerfelder eine weite lichtgrüne Fläche bilden.

Der Anblick der um Lima gelegenen Höhen ist je nach der Jahreszeit ein verschiedener. Ihre Umrisse sind kühn und von mannigfacher Gestalt, doch gewähren sie während des Sommers ein trauriges Bild. Das gleichförmige dunkele Grau der steilen Wände wird nur hie und da durch noch dunklere Felsmassen unterbrochen und keine Spur von Pflanzenwuchs belebt die trockene Öde. Im Monat Mai kommen dann die ersten Winternebel, leichte Dunstmassen senken sich auf die höchsten Punkte, und wenn diese nach einigen Tagen sich wieder lüften, so erscheinen die umhüllt gewesenen Gipfel wie lichtgrün angehaucht. Bald werden die Nebel häufiger, dichtere Wolken umlagern die Abhänge und senken sich tiefer herab. Die befruchtende Dünste rufen in wunderbar kurzer Zeit ein reiches vegetatives Leben hervor und Schluchten und Bergwände bedecken sich mit Gras, Kräutern und Blumen. Von Zeit zu Zeit kommt nach einer Reihe von trüben Tagen ein heller, die Sonnenstrahlen durchdringen den Nebel und die Berge erscheinen wie in reichen grünen Sammet gekleidet. Doch sind dergleichen Lichtblicke nur kurz und selten, und wenn sie in einem trockenen Winter sich häufiger wiederholen, so ist das Grün weniger frisch, denn die Pflanzen welken schnell. Juli und August pflegen die feuchtesten Monate zu sein; im September gewinnt die Sonne wieder an Kraft, im Oktober beginnt die flüchtige Pflanzendecke zu vertrocknen, und im November sind die Berge wieder grau wie zuvor.

Das Klima.

Im Anschluss an das eben Gesagte scheint es uns hier am Orte zu sein, einige eingehendere Bemerkungen über die klimatischen Verhältnisse von Lima, sowie des peruanischen Küstenlandes im allgemeinen

folgen zu lassen; um so mehr, als die Eigentümlichkeit desselben auf das Wesen, die Lebensweise und Sitten der Menschen einen entscheidenden Einfluss ausüben, und wir daher den Leser mit derselben bekannt machen müssen, ehe wir unsere Betrachtungen über den Charakter der Bevölkerung von Lima anstellen.

Die Küste von Peru liegt zwischen dem dritten und achtzehnten südlichen Breitengrade, hat aber trotzdem kein eigentliches tropisches Klima. Es ist bei weitem nicht so warm als in anderen Ländern unter entsprechenden Breitengraden auf der einen oder anderen Seite der Linie und in Brasilien ist die mittlere Jahrestemperatur an der Küste des atlantischen Ozeans vier Grad höher als in Peru. Dieser beträchtliche Unterschied hat seinen Grund vorzüglich in der weit geringeren Hitze des peruanischen Sommers. Während zehnjähriger Beobachtung in Lima hat der Verfasser das hundertteilige Thermometer, welches in seiner Wohnung stets am selben Orte im Fache eines Schreibtisches aufbewahrt wurde, nie 30° erreichen sehen. In dem sehr heissen Sommer von 1883 stieg es während einiger Tage des Februar Nachmittags zwischen zwei und vier Uhr bis auf 29,5°, aber in gewöhnlichen Sommern schwankte die höchste Tagestemperatur zwischen 24° und 28°. Der tiefste Thermometerstand im Winter ist morgens 6 Uhr im Freien 15°, ausnahmsweise fällt das Quecksilber bis zu 13,5°. Man kann also sagen, dass die Temperaturunterschiede zwischen Winter und Sommer gewöhnlich nur 12°, in den äussersten Fällen 15° betragen, und diese Unterschiede, die ja weit geringer sind als die Sprünge, die man in gemässigten Zonen oft nach einem Gewitter beobachtet, verteilen sich in allmählichen Übergängen auf das ganze Jahr. Wenn nun unter solchen Umständen die Jahreszeiten nicht so scharf geschieden sind, als in Ländern ausserhalb der Wendekreise, so zeigen sie doch sehr fühlbare Unterschiede. Die kühle Zeit dauert von Ende Juni bis Mitte September; im Juli und August ist die Morgentemperatur 15°, am Nachmittag 16 bis 17°. Nach der Tag- und Nachtgleiche des September wird auch in Peru eine Frühlingsbewegung bemerkbar. Die aus Ländern der gemässigten Zone hierher verpflanzten Gewächse fangen an auszuschlagen, so der Weinstock, Feigen, Äpfel- und Birnbäume, und die einheimischen immer grünen Büsche und Bäume treiben neue Sprossen. Oktober und November sind vielleicht die angenehmsten Monate: das Thermometer zeigt 18 bis 21°. Im Dezember fängt es an wärmer zu werden, indessen wird in der Regel vor dem zweiten Drittel des Januar die Hitze nicht lästig. Der eigentliche Sommer dauert von Mitte Januar bis Mitte

April. Im Februar und März sind auch die Morgentemperaturen noch hoch, allein stets bringen die Nächte Erfrischung. Man hat nie die hoffnungslose Aussicht, die den Reisenden in Westindien so mutlos macht, dass auf einen drückend heissen Tag eine ebenso schwüle Nacht folgt. Im zweiten Drittel des April fängt die Temperatur an sich merklich abzukühlen, besonders in der Nacht, und diese Zeit sowohl als der nächste Monat sind nächst Oktober und November die angenehmsten des Jahres. Oft wird das Wetter bereits im Anfang des Mai schon ganz kühl und feucht; dann folgt aber in der Regel im Juni eine Reihe von sonnigen Tagen, welche »el veranito de San Juan«, der Johannissommer genannt werden.

Mehr noch als durch grössere oder geringere Wärmegrade werden die Jahreszeiten markiert durch den im Sommer freien, im Winter mit dichten Wolken bedeckten Himmel, und die alsdann erfolgenden feuchten Niederschläge. Eigentlicher Regen fällt an der peruanischen Küste nie, oder doch nur ganz ausnahmsweise. Wenn während des Sommers die Regengüsse im Hochland am reichlichsten sind, so kommt es in Lima zuweilen vor, dass eine schwere Wolke im Vorüberziehen einen kurzen Schauer von dicken Tropfen fallen lässt. Gewöhnlich geschieht dies kurz vor Sonnenuntergang. Das Tröpfeln dauert eine Viertelstunde oder auch etwas länger, man spürt den lang vermissten Geruch des Regens und auch eine leichte Erfrischung, allein bald ist die Spur der Benetzung wieder von den warmen Steinen des Pflasters verschwunden. Im Januar ist der Himmel in den Vormittagsstunden gewöhnlich bewölkt und die Sonne gewinnt erst nach 11 Uhr die Oberhand; auch im Februar bleibt sie in manchen Sommern noch halbe Tage lang unsichtbar. Die hellsten Monate sind März und April. Im Mai bedeckt sich der Himmel von neuem. Der Wechsel des Wetters kommt oft plötzlich mit einem beträchtlichen Fallen der Temperatur, welche sich jedoch in solchen Fällen bald wieder mildert. Die Wolken ziehen anfangs hoch, dann umlagern ihre Schichten die Spitzen der Berge und senken sich allmählich tiefer und tiefer herab. Wo der Nebel den Boden berührt, lässt er einen feinen Niederschlag fallen — garrua genannt — der zuweilen zum staubartigen Sprühregen wird. Dieser ist reichlich genug, um Strassen und Wege kotig zu machen, wird aber nicht vom Winde getrieben und hat daher nicht die Kraft die von ihm befeuchteten Gegenstände abzuspülen und zu reinigen. Der Staub des Sommers, der die Blätter der Bäume und Pflanzen bedeckt, wird nicht abgewaschen, sondern zu nassem Schmutz, der später zu Krusten

vertrocknet. Die Häuser, wenn sie auch erst kurz zuvor einen frischen Anstrich erhalten haben, bekommen alsbald wieder ein unsauberes, vernachlässigtes Aussehen.

Von Ende Juni bis Mitte September wird der Nebelschleier, der die Berge bedeckt, nur selten gelüftet; in manchen Wintern ist die Sonne viele Wochen lang nicht sichtbar und es herrscht beständig ein graues gedämpftes Licht. Indessen wechselt die Höhenlinie der Wolkenschichten beständig, bald steigt sie, bald senkt sie sich, und je nachdem sind die Tage feucht oder trocken. Folgt einmal eine Reihe sehr nasser Tage, in welchen der neblige Niederschlag nur auf kurze Zeit unterbrochen wird und keine Zeit hat wieder abzutrockenen, so wird man in unangenehmer Weise an das Fehlen der Dächer erinnert. Die Lehmschicht, welche dieselben vertritt, wird alsdann allmählich durchweicht, und das Wasser fängt an in die Zimmer zu dringen. Man wird nachts von dem Geräusch der fallenden Tropfen aufgeweckt, muss aufstehen, um die Teppiche durch Aufstellen von Becken und Eimern zu schützen, zuweilen auch sein Bett an einen anderen Ort schieben. Die Zimmerdecken im Oberstock der Häuser, die nur aus einem Himmel von Segeltuch bestehen, zeigen in der Regel sichtbare Spuren von Durchnässung. Es würde leicht sein, durch Dachpappe oder dergleichen diesem Ubelstande vorzubeugen, allein bis jetzt lässt man es nach alter Sitte in Lima dabei bewenden, die schadhaften Stellen der Dächer dick mit Asche zu bestreuen.

Während im Winter die Küste von schweren Nebelmassen bedrückt wird, ist im Hochlande der Himmel rein, die Luft trocken und durchsichtig. Die in den unteren Regionen lagernde Wolkenschicht ist von wechselnder Mächtigkeit und beträgt zwischen zwei- und dreitausend Fuss. Die unmittelbar am Meere gelegenen niederen Gegenden sind von Nebel frei; die feuchte Zone beginnt gewöhnlich bei tausend Fuss und reicht bis zu einer Höhe von drei- bis viertausend. Fährt man während der Winterzeit zu Schiffe an der Küste hin, so sieht man eine dichte Wolkenbank sich an den Höhen hinziehen, welche gewöhnlich den Blick auf das dahinter liegende Gebirge verschliesst; zuweilen aber sieht man die Nebelschicht den Abhang der Berge wie ein weisser Gürtel umgeben, und wenn dieser vom Winde gelüftet wird, so erscheint die von der Feuchtigkeit ins Leben gerufene Vegetation wie ein breites grünes Band, das sich zwischen dem öden Sande der Küste und den kahlen Höhen der Sierra um die Uferberge windet. Macht man von Lima aus eine Spazierfahrt auf der transandinischen Eisenbahn im Thale des Rimaks hinauf, so dringt man binnen anderthalb Stunden

durch den frostigen klebrigen Nebel und befindet sich in dem klimatischen Kurort Chosica bei 2800 Fuss Höhe unter einem glänzenden Himmel und in reiner, trockner Luft. Am anschaulichsten werden diese Verhältnisse, wenn man während der Wintermonate eine Reise von dem Hafen Mollendo nach Arequipa macht. Die Bahn ersteigt von der Küste aus in weiten Zickzackwindungen die dreitausend Fuss hohen Uferberge, hinter welchen sich allmählich steigend die weite Pampa von Islay ausdehnt. Bei der Station Tambo befindet man sich bei tausend Fuss Höhe noch auf trockenem kahlen Boden. Gleich darauf tritt der Zug in die Nebelschicht und bereits nach einer Viertelstunde sieht man sich von frisch grünenden Pflanzen und Kräutern umgeben. Das dauert ein paar Stunden lang; dann wird der Himmel heller, der Pflanzenwuchs wieder spärlicher und bei der Ankunft auf der Hochebene sieht man den Sand so trocken und öde wie am Ufer des Meeres.

Wenn wir tausend Fuss als die Höhe bezeichnet haben, bei welcher sich die Nebelwolken zu verdichten anfangen, so giebt es von diesem Masse doch zahlreiche Abweichungen nach oben und unten, je nach der Form der Berge, der Richtung und Krümmung der Thäler und ihrer Zugänglichkeit für Winde und Luftströmungen. Im Thale von Lima senkt sich der Nebel bis zu 500 Fuss herab und oft rieselt der Staubregen in den oberen Gegenden der Stadt, während die unteren trocken bleiben. Die rechte Seite des Thales, auf welcher der San Cristobal liegt, und besonders die Schluchten am Fusse des benachbarten Berges San Gerônimo sind weit nebliger und feuchter als die Berge an der linken Seite. Der in der Mitte des Thals liegende San Bartolomé wird viel später grün als die übrigen Berge, und auch dann nur an seinen Spitzen. Hinter diesem Berge liegt auf der linken Thalseite eine sandige Ebene, die durch eine Einsenkung der dortigen Höhen den Südwinden zugänglich ist, und dort scheint oft die Sonne, wenn das ganze Thal in Nebel liegt.

Die Besonderheiten des peruanischen Küstenklimas erklären sich aus dem Zusammenwirken verschiedener Ursachen. Dass die Temperatur niedriger ist als in andern zwischen den Wendekreisen gelegenen Ländern, rührt einmal von der Nähe einer grossen, mit nie schmelzendem Schnee bedeckten Gebirgskette her; sodann von der Richtung dieser Kette von Südost nach Nordwest, wodurch die mit ihr parallel laufende Küste für die kalten Südwinde offen liegt, dagegen die aus den tiefen Thälern der Äquatorial-Gegenden aufsteigende heisse Luft abgehalten und abgekühlt wird. Von grossem Einfluss ist ferner ein kalter Meeresstrom, der von den hohen Breitengraden der südlichen Halbkugel an der Küste

herabsteigt, und erst in der Gegend der Linie in westlicher Richtung abschweift.

Die Sonnenwärme verursacht eine reichliche Verdunstung des Seewassers und erzeugt am Lande durch Erhitzung der sandigen Ebene einen aufsteigenden Luftstrom. Die kühlere Luft über dem Meere ergiesst sich infolgedessen als Seewind über das Land und führt die Dunstmassen mit sich, jedoch können sich diese in den niederen Küstengegenden nicht als Regen niederschlagen, sondern sie werden von dem aufsteigenden warmen Luftstrom als durchsichtiger Wasserdampf mit in die hohen Regionen fortgeführt, bis sie in die durch die Nähe des Eises abgekühlten Luftschichten gelangen, sich zu Wolken verdichten und dort die reichlichen Regengüsse verursachen, welche während der Sommermonate im Hochlande niedergehen. — Im Winter findet einerseits eine weit geringere Verdunstung des Meerwassers statt, andererseits werden auch die Küstenebenen weniger erwärmt; der aufsteigende Luftstrom und der Seewind ist schwächer. Die aus dem Meere sich entwickelnden Nebelmassen werden daher nicht hoch gehoben, sondern lagern sich um den Abhang der niederen Berge, wo sie zum Teil als feiner Staubregen sich niederschlagen, zum Teil durch die Trockenheit der höheren Luftschichten in durchsichtigen Wasserdampf verwandelt werden.

Dass ein Klima wie das eben beschriebene sehr viel Angenehmes hat, bedarf keiner Hervorhebung, und alte Klosterchronisten sowie andere überschwengliche Lobredner Limas haben dessen Himmelsstrich mit dem des Paradieses verglichen. Während man anderwärts bei allen Bewegungen von der Laune des Wetters abhängt, so hat man hier vom Wechsel desselben nichts zu fürchten: man wird weder von einem Platzregen überrascht, noch von Blitzen geblendet, noch vom Donner betäubt. Eigentliche Kälte kennt man nicht, sondern nur Frische, während die Hitze nie einen so hohen Grad erreicht, wie gar oft im Sommer der gemässigsen Zone. Auch ist dies Klima keineswegs ungesund, sondern wer in Lima in einer trockenen Wohnung lebt, und sich nicht der in feuchten Häusern und Gärten sich erzeugenden Fieberluft aussetzt, dem drohen hier weit weniger Krankheiten als daheim in Europa. Allein bei alledem bringt das Klima gerade durch seine Milde doch auch wieder grosse Nachteile mit sich. Zwar wird die Gesundheit weniger oft durch heftige Störungen unterbrochen, aber bei längerem Verweilen an Orten der peruanischen Küste, besonders in Lima, erleiden alle Vorgänge des körperlichen und geistigen Lebens eine allmähliche Herabsetzung der Energie, eine allgemeine Erschlaffung. Zunächst wird man ausserordentlich empfindlich für geringe Temperatur-

unterschiede und fühlt kleine Schwankungen mehr als bei uns beträchtliche. Fällt das Thermometer einige Grad unter 20°, so fangen die Leute alsbald an zu frösteln; erhebt es sich auf 26°, so klagt bereits alle Welt über grosse Hitze. Dass man kühles Wetter als Kälte empfindet, rührt vorzüglich daher, dass das Fallen der Temperatur meistens mit nebligem Wetter verbunden ist, und dass das Durchdringen der Kleider mit Feuchtigkeit das Kältegefühl vermehrt. Man kleidet sich daher im Winter in Lima ebenso warm als in anderen Ländern bei Schneewetter und Frost. Dass im Sommer das Wärmegefühl nicht im Verhältnis zum Stande des Thermometers steht, scheint seine Erklärung im Mangel elektrischer Entladung oder Ausgleichung in der Atmosphäre zu finden. Man hat das Gefühl der Schwüle, als stehe ein Gewitter bevor, allein das Gewitter kommt nicht, und die Schwüle dauert zuweilen bis nach Sonnenuntergang, verschwindet aber immer während der Nacht.

Die erschlaffende Wirkung des Klimas wird sowohl von Fremden als von Einheimischen empfunden, unter den letzteren vorzüglich von denen, die im Hochland geboren und aufgewachsen sind und sich erst später in der Hauptstadt niedergelassen haben. Solche Zugewanderte werden leicht brustkrank, und von den Indianern und Mestizen, die alljährlich an die Küste kommen, gehen sehr viele an Tuberkeln zu Grunde. Beim Europäer äussert sich die Erschlaffung in verminderter Arbeitskraft und Arbeitslust, er wird saumselig, nachlässig, peruanisiert sich. Um dem entgegen zu arbeiten, giebt es kein besseres Mittel, als alljährlich während der Sommermonate Lima zu verlassen und einige Zeit an der See zu wohnen; daher auch alle, denen es ihre Umstände erlauben, während dieser Zeit wenigstens die Nächte auf dem Lande zubringen und nur am Tage zur Erledigung ihrer Geschäfte zur Stadt kommen. Wem dieses nicht möglich ist, der findet einigermassen Ersatz dafür durch tägliches kaltes Baden, wozu die überaus reichliche Versorgung der Stadt mit gutem Wasser auch dem Armen Gelegenheit bietet.

Schliesslich heben wir noch eine Eigentümlichkeit des Klimas hervor, die allerdings nicht unmittelbar eine Erschlaffung des Körpers erzeugt, aber einen drückenden Einfluss auf die geistige Stimmung des Menschen ausübt, und dadurch in mittelbarer Weise nachteilig auf die leibliche Thätigkeit zurückwirkt. Wie im Sommer durch Mangel an elektrischer Entladung die Leistungsfähigkeit des Körpers herabgesetzt wird, so leidet im Winter die Spannkraft des Geistes durch Mangel an Licht. Man lebt während mehrerer Monate in einer grauen Atmosphäre, deren Düster mitunter wochenlang kaum durch einen flüchtigen Sonnenblick

unterbrochen wird, und dieser Mangel an Licht ist nicht eine Eigenschaft des peruanischen Küstenklimas im allgemeinen, sondern eine Besonderheit, die sich auf Lima beschränkt. Wie der Mensch überhaupt den Wert der ihm verliehenen Güter erst schätzen lernt, wenn er sie entbehren muss, so erkennt und würdigt man den belebenden Einfluss des Sonnenlichts, wenn man den Himmel nach langer, schwerer Umwölkung einmal wieder in reinem Blau erblickt. Wir sind der Überzeugung, dass die so viel und mit Recht gerügte moralische Erschlaffung der Bevölkerung von Lima wesentlich auf diesen Grund zurückzuführen ist und nicht auf die Wärmeverhältnisse, die ja an vielen anderen Orten ganz ähnliche sind, und zwar in Peru selbst, ohne dass sie daselbst gleiche Wirkung hervorbrächten.

Strassen, Brücken und Plätze.

Nachdem wir von der Höhe des San Cristobal einen Überblick über die Stadt und ihre Umgebung gewonnen haben, steigen wir von unserem Aussichtspunkte wieder herab, um die erstere im einzelnen in Augenschein zu nehmen. Wie bereits bemerkt wurde, ist der grösste Teil der Stadt regelmässig gebaut, wenn auch die Linien des ursprünglichen Bebauungsplanes infolge der durch die Erdbeben verursachten Zerstörungen nicht überall genau eingehalten sind. Längsstrassen, welche mit dem Ufer des Rimaks parallel thalaufwärts von Westen nach Osten laufen, werden von Querstrassen geschnitten, welche ziemlich genau von Norden nach Süden quer durch das Thal gelegt sind. Es entstehen so Strassengevierte, deren Seiten jedoch nicht immer gleich lang sind, sondern zwischen 100 und 120 Metern schwanken. Solcher Häusergevierte, manzanas genannt, zählt die Stadt 212. Die Breite der Strassen in den mittleren Stadtteilen beträgt 10—11 Meter; in den entfernteren Gegenden findet man Strassen von 20 Meter Breite und darüber. Die Längsstrassen sind dem Gefäll des Thales entsprechend sanft geneigt, aber so wenig, dass man es beim Gehen kaum bemerkt, die Querstrassen laufen horizontal. Das Pflaster besteht bei den meisten aus kleinen Flusssteinen und ist trotz der beständigen Ausbesserungen uneben und voll Löcher; nur wenige Strassen in der Nähe des Hauptplatzes sind etwas sorgfältiger behandelt. Bürgersteige von Sandsteinplatten, etwa anderthalb Meter breit, laufen zu beiden Seiten der Strassen.

Jeder Strassenabschnitt von einer Kreuzung zur nächsten wird eine Cuadra genannt und hat einen eigenen Namen. Die meisten dieser

Namen haben wahrscheinlich ihren Ursprung einem zufälligen Umstande zu verdanken und manche sind ganz sonderbar und wunderlich. Man hat eine Esel-, Hunde-, Katzen- und Mäusestrasse, die »sieben Todsünden«, den »einsamen Winkel«, »die sieben Spritzen« (siete Jeringas), den »Talgfresser« (Come-sebo), den »Judentöter« (mata-judios), »die Teufelstasche« (faltriquera del diablo), ja eine Strasse giebt es, welche »Schon niedergekommen« (Ya pariò) genannt wird, da einst eine Hebamme dort wohnte, welche dieses Wort beständig im Munde führte. Weil die Benennung jedes Strassenabschnittes, deren es 355 giebt, das Zurechtfinden in der Stadt besonders den Fremden erschwerte, auch die vielen lächerlichen Namen mit dem Geiste des Fortschritts nicht im Einklang zu stehen schienen, so beschloss der Magistrat im Jahre 1862 eine neue Bezeichnung der Strassen einzuführen, und dazu die Namen der Provinzen der Republik und ihrer grösseren Städte zu benutzen. Diejenigen Cuadras also, welche Abschnitte einer Strasse bildeten, wurden unter einem Namen vereinigt, wodurch die früheren 355 Strassen auf 96 vermindert wurden. Indes zeigte sich bei dieser Gelegenheit die Macht der Gewohnheit; denn wiewohl die neuen Namen der Strassen an allen Ecken angeschlagen wurden, so fanden sie doch beim Volke keinen Eingang, und heute nach 25 Jahren bedient sich noch jedermann der alten Benennungen. Das einzige, was von der damaligen Neuerung übrig geblieben, ist die Nummerierung der Häuser, indem auf der einen Seite jeder Strasse die geraden, auf der anderen die ungeraden zu finden sind.

Seit 20 Jahren sind die Strassen kanalisiert, und wenige Städte sind durch ihre Lage so geeignet für Entfernung der flüssigen Auswurfstoffe durch unterirdische Kanäle wie Lima. Durch alle Längsstrassen laufen gewölbte Siele, welche so tief unter der Oberfläche des Pflasters liegen, dass die Abzugsgräben aus den Querstrassen mit dem nötigen Gefälle ihnen zugeführt werden können. Fast alle Häuser sind mit Wasserleitungen versehen und schicken ihre Entwässerungsrohre in die Kanäle. Für diejenigen Häuser, die keinen Anschluss haben, werden jeden Abend eiserne Luken an den Kreuzungspunkten der Strassen geöffnet, in welche die Flüssigkeiten entleert werden. Die festen Auswurfstoffe werden nach 10 Uhr in der Mitte der Strasse aufgeschüttet und während der Nacht durch Karren weggeführt. Bei dem Gefäll der Strassen und dem Wasserreichtum des Flusses ist es leicht, die Siele rein zu halten. Man braucht nur eine grössere Wassermenge einige Stunden lang hindurchfliessen zu lassen, so wird aller Schlamm und

was sich sonst angesetzt hat, fortgespült. Allein so leicht dieses ist, so geschieht es doch nur selten.

Seit die unterirdischen Kanäle eingeführt sind, hat man mancherlei Versuche gemacht, das Pflaster zu verbessern oder durch Macadamisierung zu ersetzen. Die Strassen in den mittleren Teilen der Stadt wurden mit behauenen Steinen gepflastert, allein diese erwiesen sich als zu weich, und es fand sich in der Nähe der Stadt kein passendes Material. Darauf entdeckte man an der transandinischen Eisenbahn einen eigentümlichen bröckligen Thonschiefer, welcher mit Wasser befeuchtet und gestampft, einen harten, glatten Fahrdamm bildete. Mit diesem wurden daher erst die mittleren Strassen und nach und nach viele andere macadamisiert. Anfangs fanden die neuen Wege den Beifall des Publikums, da sie für das Fahren weit angenehmer waren als das Pflaster. Allein es dauerte nicht lange, so zeigten sich Nachteile. Die Wege waren nur anfangs glatt, nach kurzer Zeit wurden sie kotig, oder wenn man sie nicht beständig feucht hielt, unerträglich staubig. Die Klagen darüber wurden allmählich immer lauter, und jetzt sind die Strassen wieder in der alten Weise mit Flusssteinen gepflastert.

Vor der Kanalisation lief durch jede Längsstrasse eine offene Gosse, welche den Weg in zwei Hälften teilte und dadurch den Verkehr behinderte. An manchen Stellen waren die Gossen mit Mauern eingefasst, aber meistens bildeten sie einen breiten Bach, indem die beiden Seiten der Strassen etwas geneigt waren und sich zu einer Rinne vereinigten, in welcher schwarzes, mit stinkenden Auswurfstoffen erfülltes Wasser floss. Um die Reinhaltung dieser Gräben kümmerte sich niemand, sie war einer Art kleiner Aasgeier überlassen. Diese Geier, Gallinazos genannt, lebten damals in Schwärmen in den Strassen der Stadt und auf den Dächern der Häuser. Der Gallinazo ist etwas grösser als ein Huhn, von schmutzig-schwarzem Gefieder, und hat einen kahlen, mit einzelnen borstigen Haaren bestandenen grauen Kopf; eine andere Art hat auf dem gleichfalls kahlen Kopfe einen niedrigen roten Kamm, woher der Name des Vogels stammt; denn Gallinazo bedeutet einen grossen Hahn oder eine grosse Henne. So widrig diese Vögel waren, so leisteten sie der Stadt doch wichtige Dienste. Sie wateten beständig in den Gossen umher, und alle verendeten Tiere, die man auf das Pflaster warf, wurden von ihnen sofort verzehrt, bei welchem Geschäfte sie von niemand gestört wurden. Sie waren daher so dreist, dass sie auf die Vorübergehenden kaum achteten. Hatten sich die Gallinazos in der Strasse vollgefressen, so erhoben sie sich mit schwerfälligem Flug zu den flachen Dächern der Häuser, deren Rand ihr Lieblingsaufenthalt

zu sein schien. Von dort aus machten sie nicht selten die Vorübergehenden in unliebsamer Weise mit den Ergebnissen ihrer Verdauung bekannt. Übrigens machte bei solchen Gelegenheiten der Betroffene die einigermassen tröstliche Wahrnehmung, dass bei all der schmutzigen, halb verfaulten Nahrung, von welcher diese Vögel leben, doch ihre Auswurfstoffe weiss und geruchlos sind. Der Volkswitz hat diese Thatsache benutzt, und nennt einen Menschen, der weder schön noch hässlich, weder klug noch dumm, weder gut noch schlecht, überhaupt nichtssagend ist, einen Gallinazo-S—. Der Beschluss, die Strassen zu kanalisieren, war ein Verbannungsdekret für die Gallinazos. Von der Zeit an sind sie aus der Stadt verschwunden und sind nur noch in der Nachbarschaft des Schlachthauses zu finden.

Seit 1855 werden die Strassen nachts durch Gas erleuchtet, und zwar ist der Abstand der Laternen von einander geringer als in den meisten europäischen Städten, sodass Lima sehr gut beleuchtet sein würde, wenn die Qualität des Gases besser wäre. Allein die verwendeten Kohlen sind schlecht und die Leuchtkraft des Gases gering. Zu Anfang des Jahres 1886 wurde daher ein Versuch mit elektrischer Beleuchtung gemacht, doch ist dieselbe bis jetzt noch auf die beiden Strassen beschränkt geblieben, die vom Hauptplatz nach den Bahnhöfen der Callao- und Chorillos-Bahnen führen.

In den Strassen in den mittleren Gegenden der Stadt haben alle Häuser einen Oberstock, aber nur ganz wenige haben zwei Stockwerke. In den vom Mittelpunkt der Stadt entfernteren Teilen dagegen bestehen die Häuser nur aus einem Erdgeschoss. Jedes Jahr werden auf viele alte Häuser Stockwerke aufgesetzt, und auf diese Weise dem durch Anwachsen der Bevölkerung entstehenden Wohnungsbedürfnisse genügt. Es werden nur wenige neue Häuser auf bisher unbebautem Boden errichtet, und seit vielen Jahren hat die Stadt fast garnicht an Umfang zugenommen. Demungeachtet ist jedoch ihre Ausdehnung im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl immer noch sehr gross; denn ihre Länge in der Richtung von Westen nach Osten, am linken Ufer des Rimaks, beträgt nahezu drei und einen halben Kilometer, und ihre Breite unter Hinzurechnung der Kleinseite auf der rechten Seite des Flusses wenigstens ebenso viel. Was dem Anblick der Strassen in den Augen eines Europäers ein charakteristisches Gepräge verleiht, sind die bedeckten Balkone der Häuser, die sich bei vielen vor der ganzen Front des Oberstockes hinziehen. Sie bestehen aus Reihen von Fenstern, die von getäfeltem Holze eingefasst und oft sehr sauber und geschmackvoll gearbeitet sind. Früher wurde ein eleganter Balkon als der Haupt-

schmuck des Hauses betrachtet, und es ist zu bedauern, dass die neue Bauordnung die Anlage derselben untersagt hat, da sie angeblich bei Feuersbrünsten die Verbreitung des Brandes von einem Hause zum andern begünstigten. Die Balkone tragen sehr viel zur häuslichen Bequemlichkeit bei, und da sie beinahe so breit sind als der Bürgersteig, so schützen sie die Fussgänger im Sommer gegen die Strahlen der Sonne, im Winter vor dem nässenden Nebel. Hier und da sieht man noch ganz alte Balkons aus der Zeit, wo Fensterglas ein teurer Luxusartikel war, mit feingeschnitztem Holzwerk und seltsamen Figuren und Schnörkeln; oder auch plumpe Kasten mit sogenannten maurischen Gittern zum Auf- und Zuklappen.

Die an den beiden Ufern des Rimaks sich hinziehenden Stadtteile werden durch drei Brücken mit einander verbunden. Der alten steinernen Hauptbrücke ist bereits in den geschichtlichen Notizen gedacht worden. Sie ist achtzig Meter lang und überspannt das Bett des Flusses mit sechs Bogen von nicht ganz gleicher Weite, indem die den Ufern zunächst liegenden etwas enger sind als die übrigen. Pfeiler und Gewölbe sind von Quadersteinen und so fest gebaut, dass die Brücke bis jetzt allen Erdbeben widerstanden hat. Auf beiden Seiten des Fahrdammes laufen mit Platten belegte Bürgersteige hin, welche durch eine steinerne Brustwehr geschützt sind, und sich auf den Pfeilern zu kleinen Ruheplätzen erweitern. Die steinernen Bänke, die sich daselbst befinden, sind ein beliebter Aufenthalt des niederen Volkes, besonders in den Abendstunden. Seit zwei Geleise der Strasseneisenbahnen über die Brücke gelegt worden sind, ist die Breite derselben für den übrigen Wagenverkehr ungenügend geworden, und man beabsichtigt daher, die jetzigen Fusswege mit zum Fahrdamm zu verwenden und breitere Bürgersteige dadurch zu gewinnen, dass man die Pfeiler in ihrer ganzen Breite mit einander verbindet, wodurch die Ruheplätze wegfallen würden. Der Zugang zur Brücke auf der linken oder Grossseite wurde früher durch einen stattlichen Bogen geschmückt, der sich zwischen zwei kleinen Türmchen wölbte, und in dessen Giebelbau sich eine Uhr mit nachts erleuchtetem Zifferblatt befand. Dieser Bogen, ein Wahrzeichen der Stadt, ist vor einigen Jahren abgebrannt, und wird unter den jetzigen Umständen wohl noch lange auf den Wiederaufbau warten müssen. Da das linke Ufer des Rimaks bedeutend höher liegt als das rechte, so senkt sich die Brücke nach dieser Seite hin, weshalb die dortige Gegend und überhaupt die ganze Kleinseite der Stadt »Abajo del puente« (unterhalb der Brücke) genannt wird. Das Bett des Flusses, welches



Die Hauptbrücke und Blick in das Rimakthal oberhalb der Stadt.

(S. 180.)

ehemals einen sehr unsauberen Anblick bot, ist durch die Anlage der Eisenbahnen, die an seinen Ufern hingeführt worden sind, bedeutend eingeengt und reguliert worden, zum grossen Nutzen der in den benachbarten Strassen wohnenden Bevölkerung, welche ehedem sehr vom Fieber zu leiden hatte.

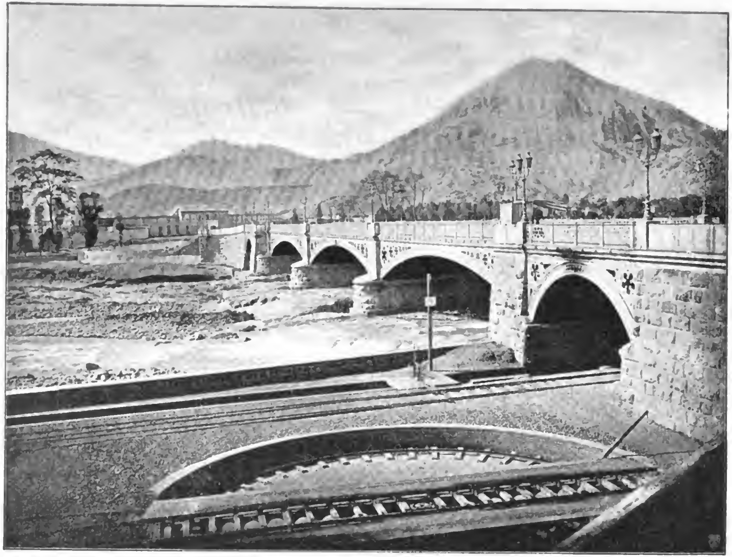
Bei der grossen Ausdehnung der Stadt war es für den Verkehr sehr lästig, dass zwischen beiden Ufern des Flusses nur ein Verbindungsweg bestand, denn Wagen und Fussgänger waren oft zu grossen Umwegen genötigt; und wenn auch das niedere Volk, das keine Kleider zu schonen hat, den Fluss im Winter mit Leichtigkeit durchwatete, so konnte dies doch im Sommer, wo er durch die Regengüsse im Gebirge stark anschwillt, entweder garnicht oder doch nur mit grosser Gefahr geschehen. Trotzdem mussten sich die Limenier über dreihundert Jahre mit der einen Brücke behelfen, und erst neuerdings sind zu der alten steinernen noch zwei neue gekommen, eine eiserne und die andere von Holz. Im Jahre 1874 wurde die erstere dem Verkehr übergeben, welche etwa 500 Schritt oberhalb der steinernen den Fluss überschreitet, von der Plazuela de Viterbo, der letzten Haltestelle der transandinischen Eisenbahn, nach dem Platze vor dem Cirkus der Stiergefechte. Sie führt nach dem Präsidenten, in dessen Regierungsperiode sie gebaut wurde, den Namen »Puente de Balta.« Der unglückliche Mann, dessen Namen sie trägt, erlebte ihre Einweihung nicht mehr; er wurde wenige Tage vor dem Ablauf seiner gesetzmässigen Verwaltungszeit während des Aufstandes der Brüder Gutierrez von diesen ermordet, und sein Leichnam nach dem Konvent von Viterbo gebracht, welcher dem südlichen Zugang der Brücke gegenüber liegt. Die Brücke selbst ist ein stattliches Bauwerk und würde der Stadt zur grossen Zierde gereichen, wenn sie nicht so weit von der Mittelgegend derselben entfernt läge. Pfeiler und Uferbauten sind aus grobbehauenen Quadern eines sehr harten vulkanischen Steines hergestellt; der Fluss selbst wird durch drei flache Bogen überspannt, wozu an jedem der beiden Ufer noch ein kleinerer kommt. Die Bogen sind von Gusseisen und mit einfacher Eleganz verziert. Die Zugänge werden von Brustwehren von eisernen Platten eingefasst, die Brücke selbst von einem durchbrochenen Geländer geschützt, auf dessen Pfosten sich Gaskandelaber erheben.

Die zweite neue Brücke überschreitet den Fluss 400 Schritt unterhalb der Hauptbrücke und verbindet die Haltestelle »La Palma« der transandinischen Bahn mit dem Bahnhof des Schienenwegs, der nach Ancon führt und hart am rechten Ufer des Rimaks liegt. Diese Brücke ist von

Holz, unscheinbar und ohne allen baulichen Schmuck. Man hat sie keines besonderen Namens gewürdigt, sie heisst bloss »el puente de palo«, die hölzerne Brücke. Auf beiden neuen Brücken wird von Wagen, Fussgängern und Lasttieren ein geringer Zoll erhoben.

Grössere öffentliche Plätze giebt es in Lima nur wenige. Vor vielen Kirchen befindet sich ein freier Platz von mässigem Umfang; die Kirchen liegen meist an den Ecken der Strassen, ihre Hauptfront tritt gegen die Fluchtlinie der Häuser etwas zurück und aus der gegenüberstehenden Strassenecke ist ein rechtwinkliges Stück ausgeschnitten. Solcher kleiner Kirchplätze trifft man in der Stadt eine ziemliche Zahl, doch tragen sie bei ihrer Schmucklosigkeit wenig zur Verschönerung bei, höchstens hier und da durch eiserne Gitter, durch welche kleine Höfe vor dem Hauptportale der Kirchen von der Strasse abgegrenzt werden.

Bei weitem der ansehnlichste unter den öffentlichen Plätzen ist die Plaza de armas, gewöhnlich bloss schlechthin »la plaza« genannt, auf welche wir den Leser bereits vor der Besteigung des San Cristobal geführt haben. Betrachtet man auf dem Plane der Stadt die auf beiden Ufern des Flusses liegenden Teile als ein Ganzes, so befindet sich der Hauptplatz nahezu in der Mitte desselben. Er liegt eine Cuadra von der steinernen Brücke entfernt und umfasst den Raum eines Häusergeviertes mit Einbegriff der vier ein solches begrenzenden Strassen. Wie der Boden der Stadt überhaupt, so ist auch die Ebene der Plaza ein wenig geneigt, und wiewohl die Steigung so gering ist, dass man ihrer beim Gehen kaum gewahr wird, so trägt sie doch dazu bei, den Anblick der Gebäude, welche den Platz an seiner oberen, östlichen Seite begrenzen, bedeutender erscheinen zu lassen. Dort steht die Kathedrale mit ihren beiden Türmen, der stattlichste Bau der Stadt, zur linken an ihrer Seite die Pfarrkirche des Sagrario, an welche sich der erzbischöfliche Palast anschliesst. Dieser hat freilich von einem Palaste nichts als den Namen: ein altes vernachlässigtes Gebäude mit unreinen Wänden und wurmstichigen, bestaubten Balkonen, äusserlich ohne Schmuck und im Innern ohne Bequemlichkeit oder auch nur Reinlichkeit. Die Nordseite des Platzes bildet das Regierungsgebäude, seit den Zeiten der Kolonialherrschaft gewöhnlich el palacio, der Palast genannt, weil damals dort die Vicekönige residierten. Jetzt befinden sich daselbst die Amtslokale der obersten Staatsbehörden und die Wohnung des jeweiligen Präsidenten. Dieses Gebäude, welches eben jetzt mit einer neuen Front versehen worden ist, wird später näher beschrieben werden. Auf der dritten oder westlichen Seite des Platzes, an der Ecke zunächst dem Palast und dem Hause des Erzbischofs gegenüber steht das Rathaus, früher Cabildo,



El Puente de Balta, die Baltabrücke am Fusse des San Cristobal.

(S. 182)

jetzt Munizipalität genannt: ein Gebäude, welches sich von den übrigen durch eine offene, von Säulen und Rundbogen getragene Halle auszeichnet; vor derselben läuft ein offener Balkon, der die ganze Breite des Oberstocks einnimmt. Über der Halle erhebt sich ein ornamentaler Oberbau, in dessen Mitte sich das Zifferblatt einer Uhr befindet, welche den übrigen Uhren der Stadt als Norm dient und nachts erleuchtet ist. Die übrigen Häuser dieser Seite, sowie die sämtlichen an der vierten Seite des Platzes gelegenen sind Privatwohnungen. Die Balkone derselben sind alle bedeckt und nach demselben Muster gebaut, und unter denselben befinden sich Bogengänge (Portale), die sich nach dem Platze zu öffnen. Alle Räumlichkeiten unter diesen Portalen sind Verkaufslokale und viele der hier befindlichen Läden gehören zu den feinsten der Stadt.

An den vier Seiten der Plaza läuft ein der Breite einer Strasse entsprechender gepflasterter Fahrdamm für Wagen und Reiter, während der innere Raum nur von Fussgängern betreten werden darf. Dieser ist ebenfalls gepflastert, aber dabei ringsherum und in diagonalen Richtungen mit Wegen von Steinplatten durchzogen. Die seitlichen Spaziergänge werden von frischgrünenden Fikus-Bäumen beschattet, die mittleren umgeben einen kleinen achteckigen Garten, in dessen Mitte sich ein stattlicher Brunnen erhebt. Dieser Brunnen steht bereits seit mehr als 200 Jahren und war einst der Stolz der Stadt, wiewohl sein künstlerischer Wert im Grunde gering genug ist. Er ist aus Bronze gegossen und besteht aus einem unteren oder Hauptbecken von acht Meter Durchmesser, auf dessen geschweiftem Rande eine Anzahl von plump gearbeiteten kleinen Löwen sitzen, die ebenso unschön geformte Greifen in ihren Klauen halten. Aus der Mitte dieses Beckens erhebt sich ein starker Schaft, der ein rundes flaches Becken trägt, und über diesem befindet sich, wieder von einer kurzen Säule getragen, ein zweites kleineres Becken. Dann folgt eine Art durchbrochener Kuppel, auf welcher eine zwar geflügelte, aber keineswegs schwebende, sondern etwas lahm aussehende vergoldete Figur einer Fama steht. Sie hat einen Helm von der Form einer Jakobinermütze und scheint in eine Trompete zu blasen. Wessen Ruhm sie verkünden soll, ob des Künstlers und Erzgiessers, oder des Königs oder seines Stellvertreters, ist nicht klar. Eine Inschrift am unteren Becken besagt, dass der Brunnen unter dem Vicekönig D. Garcia Sarmiento y Sotomayor, Conde de Salvatierra im Jahre 1650 von Antonio Rivas errichtet worden ist.

Wird das Wasser mit voller Kraft zugelassen, so steigen aus dem Rachen der Löwen und Greifen Strahlen, die in Bogen in das obere

Becken fallen, und aus diesem strömt das Wasser wieder herab in das grosse Becken, ein anmutiges Schauspiel, das man inmitten des umgebenden grünen Gartens stets mit Vergnügen betrachtet. Der Garten gleicht einem Schmuckkästchen. Er besteht aus Gebüschen, Pflanzen und Blumen der verschiedensten Art, die alle Tage mit der Brause besprengt werden, und der Anblick des saftigen Grüns in einem Lande, wo die Blätter gewöhnlich mit dickem Staube bedeckt sind, hat etwas höchst Erfrischendes. Der Garten ist von einem eisernen Gitter eingefasst, das in seiner Jugend ganz sauber ausgesehen haben mag. In Peru geht man mit der Farbe nicht sparsam um, wohl aber mit Besen und Bürsten. Soll irgend ein Gegenstand einen neuen Anstrich erhalten, so verliert man keine Zeit mit Abwischen des Staubes, sondern pinselt die Farbe einfach darüber, so dass viereckige Eisenstangen mit der Zeit rund werden und Verzierungen erhabener Arbeit alle Form verlieren. Über den Eckpfosten des Gitters erheben sich Gaskandelaber, welche unter einander durch Guirlanden von grünem Blech verbunden sind. In diesen laufen Gasröhren und sind Brenner angebracht, auf welche sich runde Glocken von Milchglas aufsetzen lassen. Bei grossen Illuminationen erscheint dann der Garten von Bogen leuchtender Kugeln eingefasst, was zusammen mit den durch das Grün glitzernden Wasserstrahlen von überraschender Wirkung ist.

In dem freien Raum zwischen dem Garten und den Seitengängen stehen auf niedrigen Postamenten vier Marmorstatuen und zwischen ihnen in gleichen Zwischenräumen ebenso viele Vasen von gleichem Stein mit Aloepflanzen. Die Statuen stellen die vier Jahreszeiten vor: Figuren in Lebensgrösse ohne Kunswert. An den vier Ecken des von Platten umgebenen Raumes befinden sich kleine Brunnen: Bronzebecken mit kurzen Säulen aus demselben Metall, aus denen starke Wasserstrahlen hervorbrechen. An diesen Brunnen füllten in früherer Zeit die Wasserträger ihre Fässer.

In der Gegend des Platzes, welcher dem Rathause zunächst liegt, sieht man einen kleinen Raum mit einem einfachen hölzernen Geländer umfriedigt. Dort wird allwöchentlich eine Bretterbude aufgeschlagen mit einer Plattform, auf welcher die Ziehung der Lotterie stattfindet, deren Einnahmen eine der hauptsächlichsten Hilfsquellen der Hospitalverwaltung bilden. Unweit dieser Bude sah man sonst einen seltsam geformten eisernen Ofen mit langer schwarzer Röhre, und daneben eine Art von Bauer aus dicken Eisenstäben, ähnlich den Rosten, auf welchen alten Bildern zufolge die Märtyrer gebraten wurden. Der Ofen und der Rost dienten zur Verbrennung des Papiergeldes, welches so schmutzig



Der Hauptplatz von Lima. Ansicht von Osten.

(S. 184.)

und zerlumpt geworden war, dass es von den Verkäufern nicht mehr genommen wurde. Durch einen sonderbaren Zufall befanden sich die Verbrennungs-Apparate für das Papiergeld an demselben Ort, wo zu Zeiten der Inquisition die Autos de fé abgehalten wurden.

Die Plaza de armas ist nicht bloss ein Mittelpunkt für den geselligen Verkehr, sondern wegen der öffentlichen Gebäude, von denen sie umgeben ist, der Schauplatz für alle grossen Festlichkeiten des Staates und der Kirche. Alle Prozessionen und feierlichen Aufzüge irgend einer Art berühren den Hauptplatz. Bei besonderen Gelegenheiten, wie am Tage der Unabhängigkeits-Erklärung am 28. Juli, am Namenstag des jeweiligen Staatsoberhauptes, am Weihnachtsabend und bei grossen Kirchenfesten findet abends glänzende Erleuchtung statt, es werden Feuerwerke abgebrannt, worauf bis in die späten Nachtstunden das versammelte Volk sich einer Zecherei überlässt, welche »noche buena«, eine gute Nacht, genannt wird. Dabei werden auf zahllosen kleinen Tischen, die in langen Reihen rings um den Platz umherstehen, allerhand landesübliche Erfrischungen ausgeboten, die für den Fremden nicht gerade verführerisch aussehen, aber von den Landeskindern mit unsäglichem Behagen genossen werden. Von Lebensmitteln sieht man kaltes Geflügel, Krebse, harte Eier, allerlei Gerichte mit viel spanischem Pfeffer, gebratenes Fleisch, das schon aus der Entfernung nach Knoblauch riecht. Der Fisch wird an Ort und Stelle frisch gebraten und der Dampf des schmorenden Öls verbreitet einen erstickenden Gestank. Noch schlimmer sehen die Getränke aus. Auf kleinen viereckigen Tischen stehen enorme Gläser, die an Form und Umfang mässigen Eimern gleichen, voll von verdächtig aussehenden Flüssigkeiten von allen Farben, alle trübe, denn alle sind verschiedene Arten von Chicha oder Maisbier, und die Farbe ist bedingt durch die dunklere oder hellere Schale der verwendeten Maiskörner oder anderer färbender Zuthaten. Für Kehlen, denen die Chicha nicht stark genug ist, giebt es auch noch kräftiger kratzende Getränke, wie Trauben- und Zuckerbranntwein und Hamburger Cognac.

Drei Cuadras oder Strassenlängen thalaufwärts von der Plaza de armas liegt ein anderer öffentlicher Platz, Plazuela de la Constitucion, Konstitutionsplätzchen genannt. Wie durch das Diminutiv angedeutet wird, ist dieser Platz bedeutend kleiner als der vorige, und auch nicht von regelmässiger Form, indem die obere Seite etwas länger ist als die untere. An der rechten Seite desselben liegt das ehemalige Gebäude der Inquisition, eine lange kahle Wand ohne Fenster und ohne irgend welchen architektonischen Schmuck, nicht einmal mit einem Gesimse

versehen, düster und unheimlich wie das Gericht, dass hinter diesen Mauern seine Sitzungen hielt. Das Innere jedoch ist nicht so schmucklos, und der grosse Saal des Tribunals dient gegenwärtig als Versammlungslokal des Senats. Das Andenken an die Inquisition ist noch nicht aus der Erinnerung der Bevölkerung geschwunden, und der Platz wird nur selten bei seinem jetzigen Namen, sondern gewöhnlich »Plazuela de la Inquisicion« genannt. An der oberen Seite desselben befindet sich das alte Universitätsgebäude, in dessen Kapelle das Haus der Abgeordneten seine Sitzungen hält. Der Platz ist mit Gruppen von Sträuchern und Bäumen verschiedener Art bepflanzt, die zwar noch nicht viele Jahre alt sind, aber doch schon eine ansehnliche Höhe erreicht haben. In der Mitte des Platzes, umgeben von einem umgitterten Garten, erhebt sich auf einem Unterbau von Granit die bronzene Reiterstatue Bolivars. Der Befreier Perus ist dargestellt auf einem sich bäumenden Schlachtrosse, mit fliegendem Mantel, die tiefgefurchte Stirn entblösst und den Hut grüssend in der rechten Hand haltend. Die vordere Seite des Sockels wird durch eine bronzene Platte gebildet mit der Inschrift: A. Simon Bolivar la Nacion Peruana, Año de MDCCCLVIII. Auf beiden Seiten des Sockels sind auf weissen Marmorplatten in erhabener Arbeit Darstellungen der Schlachten bei Junin und Ayacucho. Auf der Hinterseite befindet sich wieder eine Bronzeplatte mit dem Wappen der Republik. Die Errichtung dieses Denkmals wurde bereits im Jahre 1825 durch den Kongress beschlossen, als sich Bolivar noch in Peru befand, aber erst 1853 unter dem Präsidenten Rufino Echenique wurde mit der Ausführung begonnen und fünf Jahre später fand die Enthüllung statt. Die Statue wurde von Adam Tadolini in Rom modelliert und in der königlichen Erzgiesserei zu München gegossen. Das Gewicht der Statue beträgt 230 Zentner, die Gesamtkosten des Denkmals 22 000 Soles. Dieser Platz mit seinen Bäumen und seinem Standbild gewährt besonders aus einiger Entfernung einen überraschenden und ganz stattlichen Anblick.

Wandern wir von hier wiederum drei Cuadras aufwärts, so gelangen wir zu einem dritten freien Platz, der nach der dort gelegenen Annen-Kirche Plazuela de Santa Ana genannt wird. Dieser Platz bildet ein regelmässiges Rechteck und ist vollkommen horizontal. Auf seiner oberen breiten Seite befindet sich der Eingang zum Frauen-Hospital Santa Ana, die rechte schmale Seite wird von der Front der medizinischen Schule gebildet, die linke von der Kirche und dem Kloster der Barfüsserinnen. Den Häusern entlang läuft auf allen vier Seiten der Fahrdamm der Strassen, der innere Teil des Platzes wird von einem



Plazuela de la Constitucion.

(S. 186.)

eisernen Gitter umschlossen, innerhalb dessen sich Gartenanlagen, Büsche und Bäume, in der Mitte ein Springbrunnen nebst einigen hübschen Statuetten befinden. Alles dies ist gegenwärtig sehr nett gehalten, indes hängt der Anblick dieses und anderer dergleichen Orte vorzüglich von der Aufmerksamkeit des jeweiligen mit der Gartenaufsicht beauftragten städtischen Beamten ab.

Wir verlassen jetzt die oberen Gegenden der Stadt und begeben uns zu dem untersten Ende derselben, dort wo früher die Portada del Callao stand, das Thor, aus welchem die Fahrstrasse nach dem Hafen von Callao führte. Als die Befestigungswerke der Stadt abgetragen wurden, fiel auch dieser schöne geschmackvolle Bau und die so gewonnene Freiheit führt jetzt den Namen des Platzes vom zweiten Mai. Dieser zwar grosse, aber vernachlässigte, ungepflasterte und staubige Platz verdient trotzdem wohl einen Besuch, denn in seiner Mitte erhebt sich das schönste Denkmal, dessen sich die Stadt Lima rühmen kann: die Siegessäule zum Andenken an die Beschiessung Callaos durch die spanische Flotte am 2. Mai 1866. Dieser Tag wird von allen Peruanern als einer der ruhmreichsten ihrer Geschichte betrachtet, gleichsam eine Besiegelung der Unabhängigkeit, da an derselben der letzte Versuch spanischer Einmischung und Anmassung zurückgewiesen wurde. Der Ausgang des Kampfes war allerdings zu Gunsten Perus, dass aber die Peruaner sich in demselben mehr Ansprüche auf Lorbeeren erworben haben als ihre Gegner, wird ihnen ein unparteiischer Beobachter des Herganges kaum zugestehen können. Die Spanier hatten das Jahr zuvor den Hafen von Valparaiso beschossen, und da diese Stadt damals noch keine Befestigungen hatte und das feindliche Feuer nicht erwidern konnte, so wurde dieser Angriff den Spaniern als ein Akt feiger Grausamkeit vorgeworfen. Callao dagegen war befestigt und hatte zu seinen alten Werken noch mehrere neue Batterieen von schweren Geschützen hinzugefügt. Das Geschwader der Spanier bestand aus einem Panzerschiff, der Numancia, und einer Anzahl hölzerner Fregatten und Korvetten. Sie hätten nun ganz gefahrlos aus einer angemessenen Entfernung die Batterieen und das Zollhaus von Callao durch die Numancia beschiessen lassen können, allein sie wollten sich vor allem von dem Vorwurf der Feigheit reinigen. Sie fuhren daher mit ihrer ganzen Flotte in den Hafen, und stellten sich mit ganz unvorsichtiger Kühnheit vor den Batterieen in Schlachtordnung, in einer Entfernung, in welcher sie alle ihre hölzernen Schiffe hätten verlieren müssen, wenn die Kanonen am Lande gut gerichtet gewesen wären. Auf beiden Seiten wurde schlecht geschossen. Obgleich die Spanier den Batterieen nahe waren, so gelang

es ihnen doch nicht, auch nur eine Kanone zum Schweigen zu bringen, ihre Kugeln flogen alle zu hoch, über die schmale Landzunge, auf welcher die Batterieen standen, hinweg, und in das dahinter liegende Meer. Aller Schaden, den die Peruaner erlitten, traf sie durch eigene Schuld. Ein Sechshundertpfünder, der mit unsäglicher Mühe erst wenige Tage vor dem Angriff auf einer Plattform aufgestellt worden war, flog beim ersten Schuss von seiner Laffette. In einer der mit Armstrong-Kanonen besetzten Panzerbatterieen liess ein Soldat eine Bombe fallen, welche platzte. Die Explosion teilte sich den übrigen Geschossen mit, und die ganze Batterie flog mit dem grössten Teil ihrer Mannschaft in die Luft. Unter den so Verunglückten befand sich der Oberst Galvez, zur Zeit Kriegsminister und einer der tapfersten und fähigsten Männer der Republik. Die Peruaner schossen etwas besser als die Spanier, und da die Schiffe in geringer Entfernung lagen, so konnte es nicht ausbleiben, dass einige derselben mehr oder weniger beschädigt wurden. Nachdem das Schiessen mehrere Stunden lang gedauert hatte, zog sich das spanische Geschwader hinter die Insel San Lorenzo zurück, wobei zwei ihrer Schiffe auf die Seite geneigt waren, und von den anderen ins Schlepptau genommen werden mussten. Dieser Rückzug erfüllte das ganze peruanische Volk mit der ausgelassensten Freude und mit nicht geringem Stolz. Alle die Hunderte von Offizieren, die an jenem Tage mit dem Präsidenten in den bombenfesten Kasematten des Forts, oder in der ebenfalls bombenfesten Wendeltreppe den Ausgang des Kampfes mit abgewartet hatten, hiessen von dem Tage an »Sieger von Callao«. Dem damaligen Diktator Prado, der im peruanischen Heere bisher nur den Rang eines Obersten gehabt hatte, wurde von den Republiken Chile und Bolivia der Titel eines Generals verliehen, und der Ruhm, den er am 2. Mai erntete, verhalf ihm später zu seiner zweiten Präsidentschaft.

Hat nun der Waffengang vom 2. Mai verschiedene Beurteilungen erfahren, so stimmen wohl alle darin überein, dass das Denkmal, welches man zur Erinnerung daran errichtet hat, ebenso geschmackvoll entworfen als schön ausgeführt ist. In der Mitte eines kreisrunden Raumes, der durch kurze eiserne Pfosten und Ketten von dem übrigen Platze abgegrenzt wird, erhebt sich eine kanellierte Säule, welche die auf einer Kugel schwebende, vergoldete Statue einer Siegesgöttin trägt. Die Figur blickt nach dem Meere hin und hält in der rechten erhobenen Hand ein kurzes Schwert, in der Linken einen Palmenzweig. Der Unterbau der Säule ist rund und wird von drei hohen Stufen von Granit gebildet. Dann folgt der eigentliche Sockel, der durch ein



La columna del dos de Mayo.
Siegessäule zum Andenken an die Beschiessung Callaos am 2. Mai 1866.

(S. 18f.)

eisernes Gitter geschützt ist. An den Seiten desselben sieht man auf Bronzeplatten in erhabener Arbeit Darstellungen von Scenen des Kampfes; darüber ein viereckiger Aufsatz, der die Säule trägt, und an die Seiten desselben gelehnt vier weibliche Figuren als Sinnbilder der vier verbündeten amerikanischen Republiken. Auf der dem Meere zugekehrten Seite liegt auf einer kleinen Plattform die Figur des sterbenden Obersten Galvez, und darunter liest man die Inschrift: A los defensores del Peru y de la America — que renovando las glorias de la independencia — rechazaron la invasion española y sellaron la union americana — en el Callao el dos de Mayo de 1866 — MDCCCLXXII.

Leider war die Einigkeit unter den südamerikanischen Republiken, die in dieser Inschrift betont wird, von kurzer Dauer; denn schon nach wenigen Jahren (1879) überzog Chile zwei seiner früheren Bundesgenossen, Bolivia und Peru, mit Krieg.

Das Denkmal des 2. Mai wurde in Frankreich ausgeführt und im Jahre 1872 an seinem jetzigen Orte errichtet. Der Verfasser sah es kurz vorher in Paris, wo es zur Zeit der Kunstausstellung vor dem Hauptportal des Ausstellungspalastes in den elysäischen Feldern aufgestellt war und allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Der Platz »Dos de Mayo« geht nach beiden Seiten in weite unbebaute Räume über, die sich um die ganze Stadt ziehen und Boulevards genannt werden, da sie ehemals von Wällen und Basteien eingenommen wurden. Wie in den geschichtlichen Notizen bemerkt wurde, war Lima in den Jahren 1685—1687 befestigt worden, um die Stadt gegen einen Handstreich der Seeräuber zu sichern. Diese aus Adobes (an der Luft getrockneten Backsteinen) errichteten Befestigungen bestanden bis 1871, wiewohl bereits an mehreren Stellen zur Durchführung von Eisenbahnen unterbrochen und auch sonst schadhaft und verfallen. Da diese Werke in gegenwärtiger Zeit keinen Zweck mehr hatten und der freien Entwicklung der Stadt hinderlich waren, so beschloss man, sie abtragen zu lassen und ging daher auf den Vorschlag des Eisenbahn-Unternehmers Henry Meiggs ein, welcher sich erbot, die Stadtmauern unentgeltlich zu entfernen, wenn man ihm den von denselben eingenommenen Raum nebst einem Streifen Land zu beiden Seiten überlassen wolle. Meiggs begann die Arbeiten mit der ihm eigenen Energie und binnen Jahresfrist war die Abtragung beendet (1873). Der Boden wurde darauf geebnet und mit Astrapäen bepflanzt, einer Baumgattung, die ausserordentlich rasch wächst, sodass bereits einige Jahre später an der Stelle der alten Wälle schattige Alleen entstanden waren.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich etwas, was in Peru zu den

seltensten Ausnahmen gehört: der Staat hatte ein gutes Geschäft gemacht. Die Entfernung der Mauern hatte ihm nichts gekostet, und der Unternehmer, welcher seine Kosten durch Veräusserung des erworbenen Grund und Bodens zu decken gedachte, wartete vergeblich auf Käufer von Baustellen. Gegenwärtig (1885) sind die Bäume der Alleen schon längst vertrocknet und abgestorben, die Boulevards liegen wüst, nur hier und da sieht man ein neues Häuschen, und in der jetzigen Periode allgemeinen Verfalles ist es nicht wahrscheinlich, dass zu den wenigen mehr hinzukommen werden.

Meiggs hegte über die Zukunft und Entwicklungsfähigkeit Limas ganz überschwengliche Vorstellungen und Hoffnungen. Auf beiden Seiten der von ihm erbauten Eisenbahn hatte er zwischen Lima und Callao ausgedehnte Ländereien erworben und einen Plan anfertigen lassen, auf welchem das ganze weite Dreieck zwischen Lima und Callao (2 Leguas) bis nach Chorrillos (3 Leguas) in Strassen und Plätze ausgelegt war.

Privathäuser, Kaufläden und Fabriken.

Bei der ersten Verteilung der Bauplätze nach Gründung der Stadt durch Francisco Pizarro wurde jedes der vermessenen Strassengevierte in vier Teile geteilt, Solares genannt, und davon jedem Ansiedler einer, manchen Bevorzugten zwei, oder auch mehr als Baustellen zugewiesen. Ein solches Besitztum enthielt daher neben den Wohngebäuden weite Hofräume und meist auch einen Garten, der durch einen durchgeleiteten Kanal mit Wasser versorgt wurde. Als die Einwohnerzahl wuchs und der Wert des Bodens anfing zu steigen, verkauften die ursprünglichen Grundeigentümer nach und nach den überflüssigen Raum, und die anfangs nur von Grenzmauern gebildeten Strassen wurden Häuserreihen eingefasst. Die ersten Wohnungen erlitten dadurch allerdings eine gewisse Beschränkung, allein die Häuser waren bei alledem noch sehr geräumig und sind es bis auf den heutigen Tag geblieben. In den mittleren Teilen der Stadt, besonders in den dem Hauptplatz nahe gegelegenen Strassen werden solche Häuser zwar immer seltener, denn bei Neubauten sucht man den Raum besser auszunutzen als früher, aber in den entfernteren Gegenden wird noch jetzt nach demselben Plan gebaut wie ehedem.

Der Eingang des alten spanischen oder peruanischen Hauses von der Strasse her ist ein grosses Thor oder Portal, dessen Seiten und Oberschwelle architektonisch verziert sind, aber gewöhnlich nicht in gutem Geschmack. Die Thürflügel bestehen aus dicken Bohlen von

Cedernholz und sind bei den alten Häusern mit Bronzebuckeln besetzt, die neueren sind getäfelt und mit geschnitzten Verzierungen ausgestattet. Des Tages über bis nach 9 Uhr abends sind beide Flügel offen. In dem einen ist eine kleine Thür — postigo — ausgeschnitten oder eingefügt, welche zur Nachtzeit als Eingang dient, nachdem das Thor geschlossen ist. Zu beiden Seiten des Portales befinden sich im Erdgeschoss gewöhnlich je ein oder zwei Fenster, welche mit hübsch gearbeiteten eisernen Gittern verwahrt sind. Durch das geöffnete Thor tritt man in einen bedeckten kurzen Vorplatz — saguan — dessen Seitenwände früher gewöhnlich durch plumpe Wandgemälde bedeckt waren, in neueren Gebäuden aber meist von Thüren durchbrochen sind. Aus dem Saguan gelangt man in den Hof — patio — um welchen die Wohnzimmer gelegen sind. In vielen Häusern wird der Hof vom Vorplatz durch ein eisernes Gitter geschieden, welches vorsichtige Leute auch bei Tage verschlossen halten, teils aus Furcht vor Dieben, besonders aber für den Fall eines plötzlichen Strassenkrawalles, wie er sich früher in unruhigen Zeiten häufig ereignete. Der Lärm bei solchen Gelegenheiten ging weniger von Unruhestiftern aus, als von den bestürzten Thürhütern, welche bei einem oft ungegründeten Alarm sich beeilten, die Thore zu schliessen. Das Zuschlagen der schweren Flügel — cierra puertas — ging dabei wie ein Lauffeuer durch die Strassen und glich einer kleinen Kanonade.

Der Hof ist mit kleinen Steinen gepflastert, in welchen oft Figuren von Knochen eingelegt sind, und mitten durch denselben führt ein Gang von Steinplatten zu einer dem Thor gegenüber befindlichen Glasthür, den Eingang zum Empfangsaal — la sala. Die Sala ist der grösste Raum des Hauses, in welchem die Familie sich abends nach Tische aufhält und die befreundeten Personen empfängt, welche kommen, um den Abend in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Hinter der Sala, zuweilen auch daneben, liegt ein zweites geräumiges Zimmer; jedoch stets etwas kleiner und dabei feiner möbliert als die Sala. Dies ist die Cuadra, der Salon, in welchen die Dame des Hauses die ceremoniösen Nachmittagsbesuche eintreten lässt. Aus der Sala oder Cuadra gelangt man wieder auf einen offenen Hofraum — traspatio — der gewöhnlich kleiner ist als der erstere, und an welchem sich der Sala gegenüber der Speisesaal — comedor — befindet. Bei Häusern von grosser Tiefe folgt auf den Speisesaal noch ein dritter Hof — corral — für Stallungen, Behälter für Federvieh, Holz- und Kohlenschuppen. Zu beiden Seiten des zweiten Hofes zwischen Sala und Comedor liegen die Schlafzimmer der Familie. Die Zimmer zur Seite des Vorplatzes und ersten Hofes stehen

zwar mit den übrigen Räumen des Hauses in Verbindung, bilden aber unabhängige Wohnungen, welche nicht zahlreiche Familien an einzelne Herren vermieten, und welche wegen ihrer Aussicht auf die Strasse sehr beliebt sind — habitaciones de reja.

Hat das Haus einen Oberstock, so ist die Raumverteilung desselben etwas anders als die des Erdgeschosses. Gewöhnlich haben nicht alle Teile des Hauses ein zweites Stockwerk, sondern nur die der Strasse näher gelegenen. Über dem Vorplatz oder Saguan befinden sich dann Sala und Cuadra, und über der Sala des Erdgeschosses das Speisezimmer. Um den Hof läuft ein von Säulen getragener offener breiter Gang auf welchen sich die Thüren der Zimmer öffnen und so von einander unabhängig gemacht werden können. Die Treppe zum Oberstock führt entweder vom Patio aus, oder in neueren Häusern gewöhnlich durch eine besondere Hausthür von der Strasse aus hinauf. Die Stufen der Treppen sind in besseren Häusern von italienischem Marmor. Eine Annehmlichkeit dieser Wohnungen sind die bedeckten Balkone. Sie sind nach der Art der Erker unserer neueren deutschen Häuser mit Glasscheiben geschlossen, beschränken sich aber nicht auf einzelne Fenster, sondern ziehen sich gewöhnlich an der ganzen Front des Hauses hin. Sie sind gewöhnlich aus Cedernholz gearbeitet, meist im Rundbogenstyl und manche sehr geschmackvoll. Nach der jetzigen Bauordnung dürfen aber bei neueren Häusern keine bedeckten Balkone mehr angebracht werden. Jedes Fenster hat daher seinen besonderen mit einer Brustwehr von kleinen Säulchen umgebenen Altan. Die Dächer der Häuser sind flach. Sie bestehen aus einem auf Querbalken gelegten Bretterboden, über welchem eine Schicht gestampften Lehmes ausgebreitet wird. Auf manchen Häusern sieht man vergitterte Behälter, wo Hühner gehalten werden. Bodenräume sowie gewölbte Keller sind unbekannt.

Die Wände des Erdgeschosses bestehen aus drei bis vier Fuss dicken Mauern von ungebrannten Backsteinen — adobes — welche auf niedrigen Grundmauern von Stein oder gebrannten Backsteinen aufgeführt sind. Die oberen Stockwerke haben nur ein dünnes Balkengerüst, dessen Zwischenräume mit leichtem Fachwerk ausgefüllt sind. Wiewohl von geringer Festigkeit, scheint diese Bauart doch sich für die Verhältnisse dieses Landes am besten bewährt zu haben. Einem heftigen Erdbeben widerstehen auch die stärksten Steinwände nicht und für leichtere sind die Lehmmauern fest genug. Stein- oder Backsteinmauern, die rissig werden und aus der lotrechten Richtung abweichen, lassen sich schwer ausbessern und müssen abgetragen werden. Noch kost-

spieligere Bauten aus behauenen Quadersteinen mag niemand errichten lassen, da eine solche Kapital-Anlage angesichts der gemachten Erfahrungen zu gewagt wäre. So leicht also die Häuser gebaut sind, so weiss man ihrem Äusseren doch ein solides, mitunter stattliches Aussehen zu geben. Die Wände werden mit Stuck bekleidet oder Umrisse von Quadersteinen auf sie aufgemalt. Die Fenstereinfassungen nehmen sich aus, als seien sie aus Stein gehauen, in Wirklichkeit sind sie nicht einmal aus Gips, sondern aus Holz und angenagelt. Auch die Gesimse in der Mitte der Häuser und die Friese der Dachkanten mit ihren massiven architektonischen Formen sind aus Brettern zusammengeschlagene, hohle Gerüste.

Viele Häuser haben in ihren Höfen kleine Gärtchen mit Blumen, Sträuchern und Schlingflanzen, was ihnen einen überaus freundlichen Anblick verleiht. Die Gewächse wurzeln aber nicht in der Erde, sondern stehen in irdenen Gefässen, hölzernen Kübeln, oder in der Mitte durchgesägten Fässern; denn sie in den Boden zu pflanzen würde sowohl für die Häuser als deren Bewohner sehr schädlich sein, indem beim Begiessen sich die Nässe den Wänden mitteilen würde. Feuchte Lage ist ohnehin der grösste Nachteil, den eine Wohnung in Lima haben kann. Der Grund, auf welchem die Stadt erbaut ist, besteht, wie das ganze Thal, aus abwechselnden Lagen von Geröll und geschlemmtem Lehm, wie dies bei den Arbeiten der Kanalisation sehr anschaulich zur Beobachtung kam. Steht ein Haus auf Geröll, so ist es in der Regel trocken, während die Lehmbänke durch das in der Thalsole sickernde Wasser immer feucht bleiben. Die Adobes, aus welchen die Wände bestehen, werden beim Bau in Lehm gelegt, welcher mit Pferde- oder Maultierdünger angemengt ist, und der in dieser Masse enthaltene Salpeter zieht die Feuchtigkeit an, so dass der untere Teil der Wände davon durchdrungen wird. Wer in einem solchen Hause wohnt, wird über kurz oder lang vom Wechselfieber befallen, meist von einer schleichenden Form desselben, und oft erkennt er erst aus dem allmählichen Verlust seiner Gesundheit die Beschaffenheit seiner Wohnung. Es würde leicht sein und keine grossen Kosten erforden, diesem Übel abzuhelfen, wenn man beim Bau den erwähnten Lehm mit einem andern Mörtel vertauschte, oder zwischen der steinernen Grundmauer und der Lehmwand eine für Wasser undurchdringliche Schicht einschaltete. Bei dem bis jetzt befolgten Verfahren kann man annehmen, dass in jedem Haus, auf welches ein Oberstock gesetzt worden ist, das Erdgeschoss alsbald feucht wird.

Das Innere der besseren Häuser ist bequem und oft geschmackvoll

eingerichtet. Die Zimmer sind hoch, geräumig, haben grosse Fenster und sind unter einander meist durch Glasthüren verbunden. In älteren Gebäuden wird die Lüftung oft durch eine besondere Art von Fenstern begünstigt, welche in der Decke der Zimmer angebracht sind und teatinas genannt werden. Es sind Luftfänge oder grosse Kasten, die auf dem Dache stehen und sich nach der Südseite öffnen, weil der Wind meistens aus dieser Richtung weht. Alle Häuser haben Gas- und Wasserleitung, Klosets nnd Badeeinrichtungen nebst Anschluss an die unterirdischen Abzugskanäle. Sämtliche Zimmer sind mit Teppichen, in ärmeren Häusern auch nur mit chinesischen Matten belegt. Die Ausstattung richtet sich wie natürlich nach den Vermögensverhältnissen, folgt aber im ganzen einer gewissen herkömmlichen Vorschrift und zeigt wenig Abwechslung. Ein anständiger Empfangssaal — sala decente — hat ein Dutzend mit Seidendamast überzogene Stühle nebst zwei eben solchen Lehnstühlen und Sophas, einen Mitteltisch mit Marmorplatte, zwei Marmorkonsolen, darüber zwei Spiegel in überladenen Goldrahmen und einen ovalen Mittelspiegel über dem Piano. Die Möbel sind alle im französischen Geschmack, entweder der Zeit Ludwig des Sechzehnten oder des Dreizehnten. Ein Glasschrank für Nippesgegenstände und ein Gaskronleuchter von drei bis acht Flammen vollenden die Einrichtung. Es giebt aber eine gewisse Anzahl von Häusern, welche sich über diese Durchschnittseleganz erheben, mit vielem Geschmack ausgestattet und mit ausgewählten Gegenständen der Kunstindustrie geschmückt sind. Früher gab es in Lima viele wertvolle alte Gemälde, allein diese sind nach und nach verschwunden, meist unter der Hand verkauft und ins Ausland gewandert. Jetzt finden sich an den Wänden gewöhnlich nur Stahlstiche und Photographieen, und auch diese nur selten von Wert. Nur eine grössere Sammlung von Gemälden hat sich erhalten und befindet sich im Hause der ehemals markgräflichen Familie Torre-Tagle, deren noch lebende Erbtochter mit einem Advokaten namens Manuel Ortiz Zevallos verheiratet war.

Die eben beschriebenen Wohnungen sind die der Reichen und der wohlhabenden Mittelklasse, und wenn diese auch in Lima, besonders in früheren Zeiten, sehr zahlreich war, so bilden doch wie überall die Armen die grosse Mehrzahl der Bevölkerung. Je weiter man sich vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, um so kleiner und bescheidener werden die Häuser, die Obergeschosse werden seltener und verschwinden endlich ganz. Besonders in den oberen Gegenden der Stadt gelangt man in lange Strassen, die nur von ganz schmalen Häuschen eingefasst sind. Diese haben nach der Strasse nur eine Thür und kein Fenster; sie be-

stehen aus zwei hinter einander liegenden Zimmern mit einem daranstossenden engen offenen Hofraum, der zugleich als Küche, Waschlokal und Stall für Federvieh, Kaninchen und Schweine dient. Die Lüftung dieser Häuser geschieht am Tage durch die offene Thür und durch kleine in der Decke der Zimmer angebrachte Luken. Eine Art von Zinshäusern für Arme bilden die sogenannten Callejons oder Sackgassen. Es sind Reihen von Wohnungen, die den eben erwähnten ähnlich sind, aber nicht an einer öffentlichen Strasse liegen, sondern auf einem Privatgrundstück, welches nachts von der Strasse abgeschlossen wird und unter der Obhut eines Thürhüters steht. In der so gebildeten kleinen Strasse befinden sich einer oder mehrere Hähne der Wasserleitung zu gemeinschaftlichem Gebrauch der Mieter. In solchen Callejons wohnt die niedrigste Klasse der Bevölkerung, besonders Neger und Mischlinge, bei denen schwarzes Blut vorherrscht.

In den mittleren Teilen der Stadt wird das Erdgeschoss nur selten zu Wohnungen benutzt, sondern enthält meist Geschäftslokale, Läden und Speicher. Das Geschäftsleben ist am lebhaftesten in den vom Hauptplatz auslaufenden und anderen demselben nahe gelegenen Strassen, und zwar finden sich die Verkaufslokale für verwandte Geschäftszweige in gewissen Gegenden vereinigt. Dass dies auch früher so gewesen ist, beweisen die Namen vieler Strassen, nur hat sich mit der Zeit der Charakter bei allen verändert. So findet sich in der Schwertfegerstrasse — Calle de los Espaderos — jetzt kein Waffenladen mehr, sondern meist Juwelier- und Galanteriewaren-Geschäfte; aus Plateros de San Pedro und San Agustin, den Strassen, welche auf die Plätze der nach diesen Heiligen benannten Kirchen ausmünden, sind die Gold- und Silberarbeiter weggezogen, von deren Werkstätten sie ihren Namen erhalten hatten; in Bodegones, wo früher eine Art Trödelmarkt war und später sich Wein- und Viktualienspeicher befanden, trifft man jetzt nur Tuch- und Schnittwarenläden. Dagegen findet man in der Calle de las Mantas, welche ehedem die Hauptgeschäfte für feine Wollenwaren vereinigte, nur noch Tabaks-, Material- und Esswaaren-Läden. Im Portal de Escribanos an der Westseite des Platzes befanden sich früher die Amtslokale der öffentlichen Schreiber und Notare, jetzt nur noch Seidenwarenläden und Geldwechsler-Kontore. Die einzige Strasse, deren Charakter zu allen Zeiten sich gleich geblieben zu sein scheint, ist die Calle de los mercaderes, die von der südwestlichen Ecke des Platzes ausgeht und nach der Station der Callao-Bahn zuläuft. In dieser waren stets und befinden sich auch jetzt die feinsten Ladengeschäfte aller Art, doch steht ihr die auf sie folgende Strasse Espaderos wenig nach.

Die Geschäftslokale der Grosshändler liegen grösstenteils in der Calle de la Carrera, und in der daranstossenden Strasse Melchor malo (böse Melchior) befinden sich gegenwärtig die noch am Leben gebliebenen Banken.

Die Krämergeschäfte sind über die ganze Stadt zerstreut und überaus zahlreich. Sie werden Pulperias genannt und meist von Italienern gehalten. Sie liegen durchweg in Eckhäusern, haben Eingänge von zwei Strassen her und halten die verschiedensten Waren feil, deren das gewöhnliche Volk für den Verbrauch im täglichen Leben bedarf, vorzüglich auch allerlei geistige Getränke, freilich meist von der schlechtesten Qualität. An die Pulperias reihen sich die Chinganas, welche nach Hunderten zählen. Chingana ist ein indianisches Wort, welches einen Ort bedeutet, in dem man sich versteckt, oder wohin man sich verirrt. Es sind schmutzige ekelhafte Spelunken, in welchen neben einigen Kramartikeln hauptsächlich Trauben- und Zuckerbranntwein verkauft und meist auch im Laden stehend genossen wird. In den mittleren Stadtteilen giebt es auch einige anständig ausgestattete Lokale, die sich auf den Ausschank von geistigen Getränken beschränken, nicht Kneipen in unserem Sinne, sondern Schankwirtschaften nach der Weise der nordamerikanischen »Bars«, worin Spirituosen entweder allein, oder in mannichfacher Weise mit bitteren Tinkturen und kohlensaurem Wasser gemischt verkauft werden. Diese Trinklokale haben sich besonders seit dem letzten Kriege vermehrt, zum grossen Nachteil der heranwachsenden Jugend. Eigentliche Gasthäuser oder Hotels giebt es ausser den beiden obengenannten nur wenige. In den meisten Häusern, welche sich diesen Namen beilegen, finden die Fremden nur Wohnung und haben ihre Beköstigung in einem Speisehause zu suchen, von denen eine ziemliche Auswahl zur Verfügung steht.

Es giebt zwei Speisehäuser erster Klasse (Restaurants), welche von Franzosen geleitet und in welchen die Speisen nach französischer Weise zubereitet werden: Das Hotel Americano und das Café Cardinal. Letzteres liegt in der Strasse Mercaderes nahe am Hauptplatz, ersteres in Espaderos, und ist von beiden das ältere und bessere. Speisehäuser zweiter Klasse giebt es eine grössere Zahl, von denen einige von Franzosen, die meisten jedoch von Italienern gehalten werden, und in welchen man daher auch nach italienischer Küche speist. Dann kommt die Menge der peruanischen Garküchen, Fondas genannt, in welchen nach Landessitte gekocht wird, und die Speisen meist aus gestobten oder bei langsamem Feuer und mit viel Pfeffer und Fett geschmorten



Die Strassen Espaderos und Mercaderes.

(S. 196.)

Gerichten bestehen. Neben den Fondas, in welchen nur Warmes verabreicht wird, sind die Picanterias zu erwähnen, wo gewöhnlich nur kalte Speisen zu haben sind: Braten, Geflügel, Schinken, Würste, eigentümlich marinirter Fisch, Krebse und Salate, alles mit frischem spanischen Pfeffer (Aji) stark gewürzt, woher der Name dieser Lokale. Einige dieser Picanterias sind ganz reinlich und appetitlich und zählen unter ihren Kunden sogar Damen. Auch der Fremde befreundet sich nicht selten mit dem Aji, lernt aber nur schwer den Widerwillen gegen den Knoblauchsgeruch überwinden, den viele Gerichte um sich verbreiten. Die letzte Klasse der Speisehäuser bilden die Küchen der Chinesen, meist kleine abschreckende Löcher, deren Beköstigung aber billiger und keineswegs schlechter ist als die der peruanischen Fondas, daher bei der jetzigen allgemeinen Armut gar manche Familie, von der es niemand vermutet, ganz im Stillen ihre Mahlzeiten aus den verachteten Garküchen der Asiaten bezieht.

Sehr gross im Vergleich zur Bevölkerung der Stadt ist die Zahl der Drogenhandlungen und Apotheken, von denen nicht wenige sehr vollständig versehen und prunkvoll eingerichtet sind. Die letzteren sind Ärgernisse der Haarkräusler und Barbiere, da sie ausser wohlriechenden Wassern und Essenzen auch feinere Seifen und alle übrigen Artikel der Hautpflege führen. Andere machen Ausflüge ins Gebiet der Schankwirtschaften, indem sie unter dem Titel von magenstärkenden Tinkturen allerlei Liköre herstellen, welche vom Publikum, wenn auch nicht mit Nutzen, doch mit grossem Behagen genossen werden.

Industrielle Unternehmungen giebt es in Lima zur Zeit nur erst wenige; immerhin fangen sie an sich zu mehren, da die Erhöhung der Zölle auf alle vom Auslande eingeführten Waren dem einheimischen Gewerbefleiss zum Schutze gereicht. Mechanische Wollen-, Seiden- und Leinenspinnereien und Webereien giebt es allerdings noch nicht, dagegen bestehen Eisen- und Metallgiessereien, Dampfsägewerke, Gerbereien, Seifensiedereien, Nudel- und Makaronifabriken; eine grosse Zwiebackbäckerei und mehrere Tabaksfabriken, welche Hunderte von Arbeitern beschäftigen. Der Industriezweig, welcher am meisten vertreten ist, und über dessen Vorhandensein sich der Deutsche wundern und freuen wird, ist die Bierbrauerei. Man zählt nicht weniger als fünf grössere und kleinere Fabrikanlagen, in welchen allen Lagerbier nach deutscher Weise gebraut wird. Das bedeutendste ist das Unternehmen der Amerikaner Backus und Johnson, welches mit einer grossen

Eisfabrik in Verbindung steht, und zwar wurde die Brauerei ursprünglich angelegt, um für das im Überschusse erzeugte Eis eine Verwendung zu schaffen.*)

Die »Südamerikanische Eisfabrik« steht auf dem Platze vor dem Eingange zur Alameda de los Descalzos (Barfüsser-Allee) und ist in einem Gebäude untergebracht, das ehemals eine Baumwollenspinnerei enthielt, und an welchem wir auf unserem Spaziergange nach dem San Cristobal vorbeigekommen sind. Eine durch Wasser getriebene Maschine von 120 Pferdekräften dient zur Kälteerzeugung nach einer verbesserten Carréschen Methode durch Verdunstung von Ammoniak im luftleeren Raum. Das Ammoniakgas wird in Röhren durch grosse mit Kochsalzlösung gefüllte Behälter geleitet, wodurch sich dieses Salzwasser bis zu 15° unter Null abkühlt. In diese Behälter werden viereckige eiserne Formen mit reinem Wasser eingelassen, deren jede 80 Kiliogramm enthält, und nach Verlauf von zwei Tagen ist das Wasser zu einem festen Block gefroren. Die Formen werden sodann in Wasser von gewöhnlicher Temperatur gelegt, bis das Eis durch Schmelzen der äussersten Schicht herausfällt. — Das Erdgeschoss des Hauses dient als Keller, in welchem das Bier in eichenen aus Deutschland bezogenen Tonnen von 60—100 Hektoliter Gehalt der Gärung überlassen wird. Die Temperatur wird durch an der Decke hinlaufende Röhren mit Ammoniakgas, welche dick mit Eis inkrustiert sind, bis zu 1° abgekühlt. Je nach der Höhe der äusseren Temperatur vermehrt oder vermindert man den zirkulierenden Ammoniakstrom. Um beim Besuch dieses Eiskellers sich nicht zu erkälten, legt man vor dem Hinabsteigen über die gewöhnlichen noch dicke Schutzkleider an.

Die Maschine treibt eine Malzmühle, welche 40 Zentner in einer Stunde mahlen kann. Das Malz wird in zwei hohen cylinderförmigen kupfernen Kesseln gesotten und dann abgekühlt, indem man es über mit Ammoniakgas gefüllte Röhren aus dem Oberstock herabfliessen lässt. Es ist über 50° warm und kommt mit 5° unten an. Das gewöhnliche Lagerbier kann nach vier Monaten, das besserere Exportbier nach sechs Monaten verschänkt werden. Um dem Biere grössere Haltbarkeit zu geben, wird es es »pasteurisiert«, das heisst, die gekorkten Flaschen werden in einem mit Wasser gefüllten Behälter durch ein-

*) Die Herbeischaffung des Eises aus der Cordillera war unter der Kolonialherrschaft (seit 1634) Monopol der Regierung, welche aber in diesem Falle mehr im Interesse der Bevölkerung als zum Vorteile des Fiskus verwaltet wurde. In den 50er bis 60er Jahren dieses Jahrhunderts wurde das Eis von den Vereinigten Staaten bezogen.

geleiteten Dampf bis zu 75° erwärmt. Der Bruch dabei beträgt etwa 12 pCt. und der Geschmack des Bieres ändert sich ein wenig, aber das gewöhnliche Bier hält sich nach diesem Verfahren sechs Monate, das Exportbier zwei Jahre. Eigene Maschinen reinigen die Flaschen durch Bürsten und Wasserstrahlen, und andere korken die Flaschen, die vom Keller aus durch Schläuche gefüllt werden.

Die Kunstgewerbe sind vertreten durch drei photographische Anstalten, etwa zehn Bildhauer-Ateliers und einige Holzschneidereien. Die in Lima ausgeführten Photographieen können sich den besten europäischen und nordamerikanischen an die Seite stellen. Die Bildhauer sind alle Italiener, die in Marmor arbeiten und sich mit Anfertigung von Grabdenkmälern beschäftigen. Die Holzschneider liefern Verzierungen für Möbel und architektonische Zwecke. Lithographische Institute zählt man auch mehrere, sowie 25 Druckereien.

Die Werkstätten der Handwerker liegen alle ebener Erde, wo Meister und Gesellen das ganze Jahr über bei offenen Thüren arbeiten, schon aus dem Grunde, weil diese kleinen Lokale keine Fenster haben und ihr Licht nur durch die geöffnete Thür erhalten können. Schneider und Schuster sind unter den Gewerbetreibenden am zahlreichsten vertreten. Obwohl die Schuhmacher gute Arbeit liefern, so halten ihre Fabrikate doch selten lange, denn das Oberleder pflegt zu früh zu platzen, um die Sohlen abzunutzen. Auch die Tischlerarbeit hat sich neuerdings sehr verbessert, sodass nur wenige fertige Möbel mehr vom Auslande eingeführt werden. Auch in der Sattlerei werden gute Artikel geliefert, vorzüglich in fein geflochtenen Zügeln und Halftern. Modistinnen giebt es eine grosse Zahl, von denen die meist Beschäftigten wie überall Französinnen sind.

III.

Die Bevölkerung.

Statistisches. — Die weisse Bevölkerung. — Die Indianer. — Die Neger. — Die Mischlinge. — Die Chinesen. — Häusliches und geselliges Leben.

Statistisches.

Die erste amtliche Zählung der Einwohner Limas wurde im Jahre 1599 unter dem Vicekönig Marques de Salinas vorgenommen und ergab 14 262 Personen. Im Jahre zuvor (14. April 1598) hatte der zweite Erzbischof von Lima, Toribio de Mogrovejo (Santo Toribio) dem Papste in einem Briefe Bericht über den Zustand des seiner Obhut anvertrauten Sprengels erstattet, und danach belief sich die Zahl der Personen geistlichen Standes in der Stadt auf 1045, nämlich 181 Weltgeistliche, 508 Mönche in sechs Klöstern und 306 Nonnen in drei Klöstern. Im Jahre 1614 fand unter dem Vicekönig Marques de Montes Claros ein zweiter Census statt, nach welchem sich die Einwohnerzahl der Stadt auf 25454 Personen belief. Bei diesen beiden Zählungen (empadronamientos) wird über die Rassenverhältnisse nichts erwähnt, so dass man nicht einmal sicher ist, ob Neger und Indianer in die angegebenen Zahlen mit einbegriffen waren. Der Pater Bernabé Cobo schätzte im Jahre 1629 die Bevölkerung auf 5000—6000 spanische Familien, welche zusammen mit den nicht ansässigen Kommenden und Gehenden sich auf etwa 25 000 Seelen belaufen mochten. Dazu kamen 30 000 Negersklaven, von denen die Hälfte den grössten Teil des Jahres auf den Gütern in der Umgegend wohnte, und ungefähr 5000 Indianer, so dass sich eine Gesamtbevölkerung von etwa 60 000 Seelen ergab. Davon lebten in 14 Klöstern 1126 Mönche und in vier Nonnenklöstern 1010 Frauen. Mit Inbegriff der übrigen Priester gehörten im Ganzen 1316 Männer und 1010 Frauen dem geistlichen Stande an.

Während bis zu dieser Zeit die Stadt und ihre Bevölkerung ziemlich rasch zugenommen hatte, scheint fortan ihre Ausdehnung und Einwohnerzahl 200 Jahre lang mit geringen Schwankungen sich gleichgeblieben zu sein. Nur die Zahl der Klöster und ihre Bewohner, besonders die der Nonnen, nahm noch bedeutend zu. Genaue statistische Erhebungen scheinen lange Zeit garnicht stattgefunden zu haben. Frézier (1711) schätzte die Zahl der Weissen nur auf 8—9000, und die Gesamtbevölkerung mit Einschluss der Mönche, Nonnen, Neger, Indianer, Mulatten und Mestizen auf 25—28 000. Allein Frézier nahm es mit den Zahlen nicht sehr genau, denn gleich darauf giebt er die Zahl der Kaleschen zu 4000 an, und da diese natürlich nur von der weissen Bevölkerung gehalten wurden, so würde auf je zwei Personen mit Einschluss der Kinder eine Kutsche gekommen sein. Etwas weiter unten erzählt er, dass beim Einzug des Vicekönigs, Herzogs de la Palata, die Strassen der Merced und Mercaderes mit Silberbarren gepflastert gewesen sein, im Werte von 80 Millionen spanischer Thaler oder 320 Millionen französicher Livres.

Unter dem Vicekönig Manso de Velasco, Conde de Superunda, wurde 1755 wieder ein Empadronamiento veranstaltet, nach welchem die Einwohnerzahl in runder Ziffer 54 000 betrug, 1781 wurde sie auf 60 000 geschätzt. Erst im Jahre 1791 liess der einsichtsvolle und aufgeklärte Vicekönig Gil (Fray Don Francisco Gil de Taboada Lemus y Villamarin) nach längerer Zeit wieder einen möglichst genauen Census vornehmen. Nach diesem betrug:

	1791	
die Gesamtzahl	52 627,	ohne das Militär
Weisse . . .	17 215	
Indianer . . .	3 219	
Neger . . .	8 960	
Mischlinge . .	23 233.	

In den in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Orten lebten 10 283, meist Indianer und Neger. Das Ergebnis dieser Zählung galt als zu niedrig, da viele in der grundlosen Befürchtung, dass dieselbe behufs einer Besteuerung vorgenommen werde, unrichtige Angaben gemacht haben sollten; und das mochte sich in der That so verhalten haben, denn bei einer im Jahre 1770 veranstalteten Einschreibung der farbigen Bevölkerung hatten sich 30 581 ergeben, wovon 9229 Sklaven.

In der damals gegründeten Zeitung »Mercurio Peruano« wurde die erste Statistik für das Jahr 1789—1790 veröffentlicht, wonach in diesem Jahre 360 Ehen geschlossen, 1800 Kinder getauft und 2210 Personen

begraben wurden. Die Zahl der Todesfälle war mithin erheblich höher als die der Geburten, wie das auch heute noch der Fall ist. Der Vicekönig Gil bespricht in seiner Denkschrift die Gründe, aus welchen die Bevölkerung der Stadt nicht zunehme, und erklärt diese Thatsache aus der grossen Zahl der Nonnen, der Sterblichkeit der Neugeborenen und der Prostitution der Frauen, um ihren Luxus zu bestreiten. Die Denkschrift des Marques de Avilès, des pünktlichsten Verwalters, den das Vicekönigreich gehabt hat, enthält eine Angabe über die Ausdehnung und die Gebäude der Stadt, der zufolge dieselbe im Jahre 1806 355 Strassen zählte, die in 35 Bezirke geteilt waren. Diese enthielten 3941 Häuser mit 8222 Strassenthüren. Von den Häusern waren 2806 Privateigentum und 1135 gehörten Ordens- oder Weltgeistlichen, oder zu frommen Stiftungen. Es befanden sich in Lima 23 Mönchs- und 14 Nonnenklöster, 4 Andachtshäuser für Frauen (Beaterios), 5 öffentliche Schulen, 11 Hospitäler und 3 Armenstifte.

Die letzte Zählung unter der Kolonialherrschaft fand 1820 statt, ein Jahr vor der Unabhängigkeits-Erklärung. Nach dieser bestand die Bevölkerung

1820	männliche Personen	weibliche Personen	zusammen
aus Spaniern (Laien) . . .	13 308	10 455	23 523
» » (geistlichen) .	1 331	506	1 837
» Indianern	4 321	5 093	9 414
» freien Farbigen . . .	10 922	9 715	20 637
» Sklaven	4 705	3 884	8 589
	34 347	29 653	64 000

15 Jahre nach Lostrennung Perus von Spanien, als nach Errichtung der peru-bolivianischen Konföderation unter Santa-Cruz auf die beständigen Bürgerkriege eine kurze Periode der Ruhe und Ordnung folgte, ordnete der Protektor einen Census an, welcher folgendes Ergebnis hatte:

1836	männliche Personen	weibliche Personen	zusammen
Weisse bürgerliche	9 423	10 170	19 593
» geistliche	475	350	825
Indianer	2 661	2 731	5 292
Mischlinge	11 771	12 355	24 126
Sklaven	2 185	3 606	5 791
	26 416	28 212	55 627

Bei Vergleichung dieser Zahlen mit denen von 1820 ergeben sich interessante Unterschiede. Die Gesamtbevölkerung hatte sich um mehr als 8000 Seelen vermindert und zwar fast allein auf Kosten des männlichen Teiles derselben. Die grösste Verminderung (beinahe 4000) hatte die Zahl der Weissen erlitten, weil die meisten der in Peru ansässigen Spanier teils freiwillig, teils gezwungen das Land verliessen, viele auch im Kriege umgekommen waren, während Angehörige anderer europäischer Staaten sich bis dahin nur in geringer Anzahl niedergelassen hatten. Die Zahl der männlichen Sklaven hatte sich um mehr als die Hälfte vermindert, da während des Unabhängigkeitskrieges San Martin allen, die aus freien Stücken in die Reihen des Patriotenheeres traten, die Freiheit schenkte. Auch die indianische Bevölkerung hatte sich um zwei Fünftel verringert. Den grössten Unterschied zeigte der geistliche Stand, dessen männliche Angehörige auf wenig mehr als ein Drittel der Zahl von 1820 beschränkt worden waren; auch die Nonnen, deren Zahl übrigens bereits im vorletzten Census gegen frühere Zeiten sehr gesunken war, hatten sich noch erheblich vermindert. Eine Vermehrung zeigte nur die Zahl der Mischlinge.

Seit dem Census von 1836 wurde während 40 Jahren keine neue Zählung vorgenommen, bis Manuel Pardo zu Ende seiner Verwaltungsperiode im Jahre 1876 zum ersten Male eine den Ansprüchen der Statistik entsprechende Einschreibung der Bevölkerung des ganzen Landes anordnete. Das Ergebnis derselben für Lima war eine Enttäuschung, da man dessen Einwohnerzahl allgemein zu 150 000 angenommen hatte, während sie in Wirklichkeit nur 100 156 betrug.

Diese verteilten sich in folgender Weise:

1876

	männliche Personen	weibliche Personen	zusammen
Weisse	21 596	21 098	42 694
Indianer	10 303	9 327	19 630
Neger	3 755	5 333	9 088
Mischlinge	11 089	12 030	23 120
Chinesen	5 496	128	5 624
	52 239	47 917	100 156

Davon waren Peruaner: 84 778; Fremde 16 378; Römische Katholiken: 94 029; Protestanten: 1108; Israeliten: 150; lesen und schreiben konnten davon 52 835.

Von den Ausländern waren 6554 Europäer und Nordamerikaner (5000 Männer und 1554 Frauen); 5624 Chinesen; der Rest Angehörige

anderer spanisch-amerikanischer Staaten, darunter die Ecuatorianer (1240) und Chilenen (1206) am zahlreichsten vertreten.

Im Verlauf der letzten zehn Jahre haben die obigen Verhältnisse keine wesentlichen Verränderungen erfahren. Die Zahl der Einwohner hat sich während des Krieges mit Chile um einige tausend vermehrt, da die Hauptstadt der sicherste Ort der Republik war, und daher viele Familien aus den Provinzen sich hierher flüchteten. Dass diese Zunahme eine dauernde gewesen ist, beweist der jetzt noch fühlbare Mangel an Wohnungen. Gegenüber dieser Vermehrung der einheimischen Bevölkerung hat sich die fremde wahrscheinlich etwas vermindert, da die Erwerbsbedingungen nicht mehr so günstig liegen wie früher. Auch die Zahl der Neger hat wie im ganzen Lande so auch in der Hauptstadt abgenommen.

Die weisse Bevölkerung.

Unter Weissen versteht man in Peru alle diejenigen, die nach ihrer Hautfarbe, Gesichtsbildung und Beschaffenheit der Haare vorwiegend europäischer Abstammung sind. Peruaner von reiner europäischer Abkunft giebt es nur sehr wenige, denn im Laufe der Zeit hat sich doch auch in ganz weissen Familien etwas braunes oder schwarzes Blut eingeschlichen, so sehr sich auch die Mitglieder derselben in gutem Glauben gegen die Annahme einer solchen Beimischung verwahren mögen. Neben diesen weissen Peruanern giebt es eine ziemliche Anzahl, deren Haut auf diese Farbe keinen Anspruch machen kann, die es aber demungeachtet übel nehmen würden — wenigstens die weiblichen Mitglieder ihrer Familien — wenn man sie nicht zu den Weissen rechnete: Leute, die entweder durch Vermögen, oder durch politischen Einfluss, oder Talent eine hervorragende gesellschaftliche Stellung einnehmen, und die deshalb aus Höflichkeit von niemanden den Mestizen zugezählt werden, auch wenn sie mehr indianisches als spanisches Blut haben. Es giebt in dieser Beziehung unendliche Grade und Abstufungen, und zwar kann in Hinsicht auf Vorwiegen des einen oder anderen Rasseelementes die Gesichtsfarbe nicht immer als Massstab gelten; denn unter den Spaniern selbst herrschen grosse Unterschiede, indem die Andalusier nicht selten durch Beimischung maurischen Blutes sehr brünett sind. Deutlicher verrät sich das amerikanische und afrikanische Blut durch die Beschaffenheit der Haare. Das Haar des Indianers ist dick und straff, und behält diesen Charakter auch bei Mischlingen. Die Wolle des

Negers macht das europäische Haar kleinlockig oder kraus, wird aber durch indianisches Haar gewellt und fast schlicht.

Dass die weisse Bevölkerung in Peru wie in den übrigen Besitzungen der Spanier in Amerika, so wenig zahlreich geblieben ist, während das Mutterland durch die Auswanderung entvölkert wurde, war eine Folge der ganzen Ansiedlungsweise. Die Spanier kamen nicht, wie die englischen Einwanderer in Nordamerika, mit Weib und Kind, um sich in dem neuen Lande ein Heim zu gründen, sondern sie waren Glückssoldaten, die auf Eroberung und Beute auszogen, oder Abenteurer, die durch gewagte Handelsunternehmungen rasch zu Vermögen zu kommen suchten. Die wenigsten hatten von vorn herein die Absicht, sich in Amerika dauernd niederzulassen, sondern waren darauf bedacht, mit den erworbenen Reichtümern baldmöglichst zurückzukehren, und wenn im ganzen nur wenige diese Absicht ausführten, so geschah es, weil die meisten das rasch zusammengeraffte Gold ebenso bald wieder verschwendeten oder verloren. Von Frauen waren die Spanier auf ihren Entdeckungs- und Eroberungszügen fast nie begleitet, und auch später, als die Zustände ruhiger und geordneter wurden, brachten wohl manche königliche Beamten ihre Gemahlinnen mit, doch war und blieb die Zahl der spanischen Frauen im Vergleich zu den Männern gering.

Die meisten der Eroberer, welche Grundbesitzer geworden waren, folgten dem Beispiel ihres Generals Francisco Pizarro und traten in eheliche oder aussereheliche Verbindung mit indianischen Mädchen. Pizarro hatte einen Sohn namens Francisco von Doña Angelina, Tochter des Königs Atahuallpa; Doña Inès Huaillas Ñusta, eine Tochter des grossen Huaina Kapak, gebar ihm eine Tochter, Doña Francisca, die sich nachmals mit ihrem Onkel Hernando Pizarro verheiratete. Der Historiker Garcilaso de la Vega, selbst aus einer solchen Ehe mit einer Prinzessin des Inca-Hauses entsprossen, erwähnt einer Reihe von Verbindungen spanischer Kavaliere mit Mädchen von vornehmer indianischer Herkunft. Die auf die Eroberer folgende erste peruanische Generation bestand daher zum grossen Teil aus Mestizen, und durch Verheiratung der Mädchen mit den beständig aus Spanien ankommenden Einwanderern entstand die neue weisse peruanische Rasse. Aber auch Neger von Afrika wurden schon wenige Jahre nach der Eroberung in grosser Zahl nach Peru eingeführt, und wie natürlich entstand aus der Verbindung der Herren mit ihren Sklavinnen in kurzer Zeit eine Rasse von Mischlingen. Aus den Mulattinnen wurden nach einigen Generationen Weisse, und da diese nicht selten von ihren Vätern Vermögen

erbten, oder sich durch Schönheit auszeichneten, so vergass man ihre niedrige mütterliche Herkunft und liess sie durch Heirat in angesehene Familien eintreten.

Dass sich nun in der Folge in einem Lande, in welchem die Fruchtbarkeit der Frauen eben so gross ist als die des Bodens, die so entstandene weisse Rasse nicht in einem entsprechenden Masse vermehrte, lässt sich vorzüglich auf zwei Gründe zurückführen. Wie aus den schon oben angegebenen statistischen Notizen erhellt, wurden durch die frühzeitig gegründeten Nonnenklöster der jungen Kolonie tausende von Mädchen aus den besseren Ständen entzogen und für die Entwickelung der Bevölkerung unfruchtbar gemacht. Aber auch nach solchem Abzug war es für Töchter guter Familien nicht leicht, sich standesgemäss zu verheiraten, denn der grosse Luxus, der durch den Reichtum des Landes von vorn herein in die Haushaltungen der herrschenden Klasse eingeführt worden war, schreckte viele junge Leute von der Ehe ab und liess sie aussereheliche Verbindungen mit den niederen Rassen als billiger und bequemer vorziehen; dass aber solche unstäten und unsicheren Verhältnisse keinen günstigen Einfluss auf die Vermehrung der Bevölkerung ausüben, braucht nicht hervorgehoben zu werden.

Eine weitere Ursache der geringen Zunahme der Bevölkerung ist ohne Zweifel, wie schon der Marques Avilès in seiner oben erwähnten Denkschrift betonte, die grosse Sterblichkeit der Neugeborenen; wiewohl zu bemerken ist, dass gegenwärtig in den weissen Familien, auch wenn sie nicht in günstigen äusseren Umständen leben, weit weniger Kinder im ersten Lebensjahre sterben als bei den Farbigen, und dass der Tod in den meisten Fällen mehr durch Gleichgiltigkeit und Vernachlässigung der Eltern verursacht wird, als durch klimatische Schädlichkeiten. Immerhin ergiebt sich nach früheren und wieder den neuesten statistischen Erhebungen, dass die Zahl der Sterbefälle in Lima zeitweilig grösser ist als die der Geburten*) und dass mithin die Vermehrung der Einwohnerzahl, die sich in den letzten 40 Jahren nahezu verdoppelt hat, durch Zuwanderung stattgefunden haben muss.

Die aus anderen Teilen des Landes eingewanderten Familien gehörten in ihrer Heimat gewöhnlich zu den Angesehenen, und so kam es, dass im Laufe der Zeit ein grosser Teil aller wohlhabenden Peruaner zum Nachteile der Provinzen nach der Hauptstadt übersiedelten. Da

*) Nach dem statistischen Berichte von 1877, dem genauesten, der bis jetst ausgegeben wurde, betrug die Zahl der Geburten 4727, die Todesfälle nur 3612. Im Jahre 1884 wurden verzeichnet an Geburten: 3820, Sterbefälle: 4046; 1885 Geburten: 4063, Sterbefälle: 4586.

nun diese zugleich die einzigen Elemente des Volkes waren, die sich am Staatsleben beteiligten und das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit besassen, so kann man sagen, dass die gegenwärtige weisse Bevölkerung von Lima nicht nur die peruanische Nation vertritt, sondern überhaupt den wesentlichsten Teil derselben ausmacht.

Vergleicht man die aus alten limenischen Familien stammenden Männer mit den aus den Provinzen übergesiedelten, so bemerkt man im allgemeinen einen gewissen Unterschied zu Ungunsten der ersteren. Die alte Rasse ist auffallend klein und schwach gebaut, mit fallenden Schultern und flacher Brust. Stärker gebaute grössere Individuen verdanken ihre kräftigere Körperbeschaffenheit gewöhnlich einem Zuschuss von schwarzem Blut. Die Schwächlichkeit der Limenier ist ohne Zweifel eine Folge des erschlaffenden Klimas. Bei dem neuen Nachwuchs, d. h. den Kindern der Zugewanderten, ist dieser nachteilige Einfluss noch nicht so auffallend, aber doch im Vergleich zu ihren Eltern schon nachweisbar.

Dass bei einer Mischrasse, bei deren Zusammensetzung so verschiedene Elemente mitgewirkt, und sich noch nicht vollständig durchdrungen haben, sich noch kein bestimmter Gesichtstypus herausgebildet hat, liegt in der Natur der Sache. Die Gesichtsbildung ist im allgemeinen oval und wohlgeformt. Die Backenknochen treten nicht vor, Nase und Mund sind oft fein geschnitten, Augen und Haar dunkel. Man findet unter den weissen Peruanern nur selten hässliche Gesichter. Die meisten sind mittlerer Statur, haben eine wenig gewölbte Brust, schwächeren Gliederbau als die Europäer, kleine Füsse, leichten Gang und behende Körperbewegungen. Sie besitzen rasche Auffassungsgabe, lebhafte Einbildungskraft, viele sind witzig, fast alle haben eine natürliche Leichtigkeit der Rede und selbst Leute, die im übrigen ganz unwissend sind, hört man nicht selten sich fliessend und in gewählten Worten ausdrücken.

Wenn die Peruaner somit hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten wohl ausgestattet sind, so hat sie die Natur in denjenigen Eigenschaften, die vom Willen abhängen, weniger begünstigt. Sowohl in körperlicher als geistiger Arbeit sind sie längerer Anstrengungen nur ausnahmsweise fähig; ihr Eifer erlahmt rasch, auch ihr Mut ist mehr ein rasch verloderndes Feuer als eine nachhaltige Standhaftigkeit. Die Trägheit ist der Hemmschuh, welcher die Ausführung aller Vorsätze mehr oder weniger erschwert, und der Grund, wesshalb in Peru so selten etwas in gründlicher Weise gethan wird, sei es in Angelegenheiten des privaten oder öffentlichen Lebens. Man bemerkt dies an der mangelhaften Reinhaltung so mancher feinen Wohnung, in der Flüchtigkeit der Geschäfts-

führung, der Oberflächlichkeit des Unterrichts, an der Fahrlässigkeit und Saumseligkeit der Beamten, der Vernachlässigung wichtiger öffentlicher Arbeiten, endlich in der Rechtspflege und Gesetzgebung.

Für Worte und auch zum Schreiben hat man stets überflüssige Zeit, aber zum Handeln ist sie gewöhnlich knapp. Nach jedem Bankett, nach jeder öffentlichen Versammlung sind die Zeitungen voll von hochtönenden Reden, in welchen enthusiastische Wünsche für das Wohl und den Fortschritt des Vaterlandes in überschwenglicher Weise ausgesprochen werden; jeder Minister, Präfekt oder sonstiger Beamte, der einen ihm übertragenen Posten annimmt, hält es für eine Pflicht gegen das Land und sich selbst, in einem öffentlichen phrasenreichen Briefe zu versichern, er werde sich bemühen, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, im Kongresse werden so manche nützliche und freisinnige Gesetze gegeben und in organischen Dekreten bis ins Einzelne ausgearbeitet, auch wirklich zur Ausführung gebracht; doch währt es nicht lange, und nach kurzem Anlauf zum Bessern geht alles wieder den alten Schlendrian.

Unzuverlässigkeit ist eine weit verbreitete Untugend, und Unpünktlichkeit ist die gewöhnlichste Äusserung derselben. Die Menschen sind ebenso bereit im Anbieten und Versprechen, als vergesslich im Erfüllen. Viele Anerbietungen sind überhaupt nur Phrasen der Höflichkeit, und man würde schwer verstossen, wollte man Miene machen, sie ernst zu nehmen. Lobt jemand eines andern Haus, sein Pferd, seine Uhr oder einen Ring, so beeilt sich dieser sofort, ihm den bewunderten Gegenstand anzubieten: »Nehmen Sie ihn hin«, sagt er, »er gehört Ihnen«, denkt aber natürlich nicht im entferntesten an eine solche Schenkung. Aufrichtigkeit im Umgang und Wahrheitsliebe sind Tugenden, die man zwar lobt und an andern hochschätzt, aber im übrigen nicht sonderlich pflegt. Viele Menschen flunkern ganz ohne Interesse und bestimmten Zweck, bloss aus Neigung und zur Erholung, das Aufschneiden ist ihnen eine Art körperliches Bedürfnis. Die Leichtgläubigkeit ist in Lima ebenso gross als die Neigung die Wahrheit zu entstellen, was sich im Grunde vonselbst versteht; denn wenn Aufschneiderei kein williges Ohr findet, so ist sie vergebliche Arbeit und verliert ihren Reiz. Die Neugierde und die Sucht, sich durch Neuigkeiten aufzuregen, ist allen Klassen der Gesellschaft gemeinschaftlich. Hat sich irgend etwas ereignet, so begnügt man sich nie mit der Mitteilung des einfachen Herganges, sondern die begleitenden Umstände werden ausgeschmückt und übertrieben. Ist nichts vorgefallen, so wird etwas erfunden. So unwahrscheinlich und abenteuerlich auch eine in Umlauf gesetzte Nachricht sein mag, so findet sie doch Glauben, wenn auch nur auf kurze Zeit; und auch die,

welche sich nicht täuschen lassen, erzählen sie doch weiter, jeder mit einer kleinen Zuthat, bis sie zuletzt so anschwillt, das sie durch ihre Ungereimtheit platzt wie eine Seifenblase, worauf alsbald das Ganze vergessen ist und man sich wieder mit etwas Anderem beschäftigt. Jedem Charlatan gelingt es daher, das Publikum für sich einzunehmen, aber die Täuschung dauert nie lange; denn die Leute lassen sich wohl für den Augenblick durch den Reiz der Neuheit verführen, sind aber viel zu klug, um sich lange hintergehen zu lassen. Ist der Betrüger einmal entdeckt, so lässt man ihn fallen und er kommt nie wieder auf. Überhaupt wundert man sich, wie leicht und lebhaft die Menschen von Eindrücken aller Art berührt werden, aber wie oberflächlich und flüchtig die Erregung, wie wandelbar ihre Sympathie für Personen und Dinge, wie bald und wie vollständig man sie vergisst, und wie sehr alles dem Wechsel der Mode unterworfen ist.

Das Bewusstsein, bei ihrer natürlichen Begabung etwas leisten zu können, macht besonders junge Leute dünkelhaft, als hätten sie wirklich das geleistet, wozu sie sich befähigt glauben, wenn sie sich nur ordentlich anstrengen wollten. Das letztere aber ist eben der wunde Punkt; denn wie einst ihre Vorfahren, die spanischen Kavaliere, scheuen sie sich vor der Arbeit, oder halten dieselbe unter ihrer Würde. Und dies ist auch der Grund, aus welchem sie sich, wie früher die ersten Kreolen den spanischen Einwanderern, so jetzt den europäischen Fremden überlegen halten, aber dabei doch im Geheimen das wurmende Gefühl haben, dass die beanspruchte Überlegenheit im Grunde auf schwachen Füssen stehe. Sie können sich der Wahrnehmung nicht verschliessen, dass die Fremden im allgemeinen grössere Arbeitskraft und gründlichere Kenntnisse besitzen; und da diese deshalb rascher vorwärts kommen als die Einheimischen, so werden sie von diesen mit Missgunst betrachtet und als ein notwendiges Übel gehasst.

Ein spanisches Sprichwort besagt, dass jedes Übel immer auch etwas Gutes mit sich bringt, und so wird die Trägheit, die wir als Grund vieler Laster bezeichnet haben, auch wieder zu einer Milderungsursache für andere. Missethaten, die Kühnheit, Anstrengung und Mühe erfordern, kommen in Lima nie vor, überhaupt ist es auffällig, wie wenig schwere Verbrechen begangen werden. In einer europäischen grossen Stadt würde man bei gleicher Straflosigkeit alle Tage von Mord und gewaltsamem Einbruch hören. Sogenannte Keilereien, wie sie in manchen Gegenden Deutschlands zu den Sonntagsvergnügungen gehören, und bei welchen die Streitenden ohne Feindschaft und Hass nur aus Kampflust und der Sache zu Liebe von den Bierbänken herab aufs Ganze

prügeln, sind in Peru gänzlich unbekannt. Bei Wortwechseln stehen sich die Gegner oft lange gegenüber und sagen sich im heftigsten Tone die schlimmsten Dinge, allein trotz der leidenschaftlichsten Gebärden kommt es nur selten zu Thätlichkeiten.

Es soll keineswegs gesagt sein, dass wir die oben gerügten Charakterfehler allen Peruanern zur Last legen. Es giebt in Perú gar manche thätige, gewissenhafte, wahrheitsliebende und aufgeklärte Männer, die aber, weil sie die Gebrechen ihrer Landsleute ohne Vorurteil erkennen, auch den Fremden wegen der Vorzüge, die sie etwa besitzen, nicht abgeneigt sind, und sie als willkommene Gehilfen zur Verbesserung der Rasse und Einführung anderer Lebensgewohnheiten schätzen. Aber sie sind der grossen Masse gegenüber doch nur Ausnahmen, und wenn einem oder dem andern derselben die obigen Zeilen zu Gesicht kommen sollten, so wird er unser Urteil nicht zu streng finden, um so mehr, wenn er uns bereit sieht, den vielen guten Eigenschaften, welche die Peruaner auszeichnen, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Peruaner sind gutherzig, freigebig und gastfrei, und keineswegs bloss um sich damit zu brüsten. Sie sind wohlthätig im ausgedehntesten Sinne, und oft ganz im Stillen. Viele ganz mittellose Familien leben jahrelang auf anständigem Fusse weiter, indem irgend ein dem Publikum unbekannter Beschützer ihnen einen regelmässigen Gehalt auszahlt. Überhaupt zeigt sich die Gesellschaft für Leute, die früher in besseren Verhältnissen gelebt haben und ins Unglück geraten sind, sehr rücksichtsvoll. Niemand wendet ihnen um ihrer Armut willen den Rücken und man empfängt sie nach wie vor mit derselben Zuvorkommenheit. Die Limenier sind dienstfertig und gefällig, anfangs etwas förmlich, jedoch bald freimütig im Umgang. Jedermann behandelt den andern mit Höflichkeit und erwartet dafür von ihm ein Gleiches, denn alle sind sehr empfindlich für die kleinste, wenn auch unabsichtliche, Vernachlässigung oder Zurücksetzung.

Wie ihre Vorfahren, die Spanier, so sind auch die weissen Peruaner, wenigstens die an der Küste lebenden, im allgemeinen mässig im Genusse geistiger Getränke, und zwar zeichnete sich Lima in dieser Beziehung besonders aus; doch lässt sich nicht in Abrede stellen, dass dieses Lob in jüngster Zeit weniger berechtigt ist als ehedem. Während des Krieges hat der Kummer, die Verdienstlosigkeit und der gezwungene Müssiggang so manche dem Alkohol zugeführt, die früher nüchtern waren. Die einzigen neuen gewerblichen Unternehmungen, die damals gegründet wurden und gute Geschäfte machten, waren die Trinklokale. Manche derselben sind seitdem bereits wieder eingegangen, andere be-

stehen noch fort und haben viel Zuspruch seitens der jungen Leute; indes ist auch bei diesen der oftmals wiederholte Besuch am Schenktisch mehr Mode und Nachahmung der Fremden als Gewohnheit und Neigung. Bei der Klasse der limenischen Bevölkerung, von der hier die Rede ist, trifft man selten Betrunkene.

Die Frauen von Lima sind von je her gepriesen worden, sowohl wegen ihrer Anmut und geistigen Lebhaftigkeit, als wegen der Anerkennung, die ihre Vorzüge bei der Männerwelt fanden, und dem Einfluss, den sie infolgedessen auf alle Lebensverhältnisse ausübten. Auch wir treten gern in die Reihe ihrer Lobredner, und da beim weiblichen Geschlecht überall der Jugend und Schönheit der Vorrang eingeräumt wird, so bringen wir wie billig zuerst den Mädchen unsere Huldigung dar. Es giebt in der gegenwärtigen Gesellschaft allerdings keine so auffallende Schönheiten wie in einer früheren Periode*), allein im Verhältnis zu der beschränkten Einwohnerzahl, um die es sich hier handelt, begegnet man ungewöhnlich vielen hübschen Gesichtern. Der Reiz derselben ist eigentümlicher Art und besteht weniger in der Regelmässigkeit der Züge als in der Feinheit des Schnittes, besonders in der Nasen und Mundbildung. Die Augen sind meist dunkel, gross, und lange, aufwärts gebogene Wimpern erhöhen nicht selten ihren Glanz und Ausdruck. Die Gesichtsfarbe ist bei nicht wenigen ebenso weiss wie bei den Frauen in Nordeuropa, bei den meisten jedoch hat die Haut einen Stich ins Gelbliche, oder eine noch dunklere Schattierung, wie bei den Neapolitanerinnen. Bei allen ist sie weich, zart und blass, oder doch nur ganz leicht rosig angehaucht; eine lebhaftere Farbe verrät Nachhilfe der Kunst. Frischrote Gesichter sieht man in Lima nur bei Kindern, und auch bei diesen nur im Winter. Sowie sie heranwachsen, verliert sich die lebhafte Farbe immer mehr. Die Blässe ist ohne Zweifel eine Wirkung des Klimas, wahrscheinlich des Mangels an Licht, nicht ein Zeichen von Kränklichkeit und Schwäche. Auch bei den Töchtern von Ausländern rein europäischen Blutes, die in Peru geboren sind, oder längere Zeit in Lima gelebt haben, macht man dieselbe Bemerkung. Wenn die jungen Limenierinnen einige Wochen in den Bergen oder an der See zugebracht haben, so bringen sie gewöhnlich rote Wangen mit nach Hause.

*) Ich erinnere mich eines Sommerabends des Jahres 1869, an welchem in einem Eislokale beim Eintritt eines jungen Mädchens sich sämtliche anwesende Herren vor Staunen unwillkürlich von ihren Sitzen erhoben. Sie lächelte mit einem kaum merklichen Anflug von Verlegenheit, als sei sie es schon gewohnt, durch ihr Erscheinen eine solche Wirkung hervorzubringen.

Sie sprechen meist ausserordentlich rasch, artikulieren aber die Worte doch deutlich. Bei einer konsonantenreichen Sprache wie die unsrige würde eine ähnliche Art zu reden einen Misslaut hervorbringen, oder überhaupt gar nicht möglich sein; auch im Spanischen ist eine solche Gewohnheit bei Männern unangenehm, aber im Munde der Frauen klingt es graziös. Früher wurde das Ohr des Fremden zuweilen etwas verletzt durch das zu laute Sprechen der Frauen, und mehr noch durch ihr zu ausgelassenes Lachen, auch war man hin und wieder verwundert, bei ganz zart aussehenden Personen rauhe und tiefe Stimmen zu vernehmen. Dies rührte wahrscheinlich daher, dass sonst die Kinder in Gesellschaft ihrer schwarzen Diener oder Sklavinnen aufwuchsen, und ohne es zu wollen oder zu wissen, deren grobes Organ annahmen. Das gegenwärtige Geschlecht hat diesen Fehler abgelegt und spricht in ruhigem Tone.

Witzige Unterhaltung und Schlagfertigkeit im Antworten, wofür in früheren Zeiten die Limenierinnen berühmt waren, trifft man jetzt weniger. Das gewandte Plänkeln mit Worten war eine Folge der ehemaligen Sitte, welche den Frauen der besten Gesellschaften erlaubte, mit verhülltem Gesicht auszugehen und unter solcher Verkleidung sich mit jedermann zu unterhalten. Unter dem Schutze des Schleiers entledigte sich dann die Zunge der Fesseln, die im gewöhnlichen Leben Schüchternheit und Schamhaftigkeit ihr anlegten, mutwillige Einfälle wurden in kecker Weise vorgebracht, und Neckereien, bei welchen sich die Männer Blössen gaben, mit beissendem Spott zurückgewiesen und vom zuhörenden Publikum beklatscht.

Der Körperbau der Limenierinnen ist zierlich, ihre Bewegungen leicht und ungezwungen. Der elastische und anmutige Gang ist natürliche Folge ihrer kleinen Füsse mit hochgewölbtem Spann und hohler Sohle. Hohe Gestalten sieht man selten, und dann sind diese Frauen gewöhnlich nicht in der Stadt geboren. Die aus alten limenischen Familien stammenden Frauen sind meist von kleiner Statur, viele in der That gar zu klein, so dass auch die höchsten Absätze der Schuhe keine Hilfe mehr zu schaffen vermögen. Man geht oft auf dem Bürgersteig hinter einer in ihre Manta gehüllten kleinen Person her, in der man nach ihren jugendlichen Bewegungen ein Mädchen von elf Jahren vermutet, und wenn man beim Vorüberkommen sich umsieht, so erblickt man das runzelige Gesicht einer alten Frau. Wenn sich junge Damen der wohlhabenden Stände verheiraten und Familie bekommen haben, so nehmen sie gewöhnlich bald und sehr bedeutend an Körperfülle zu. Dieses Zeichen von üppiger Gesundheit ist auch erst eine Errungen-

schaft der neueren Zeit und eine Folge der veränderten Lebensweise. Früher waren Mädchen und Frauen gewohnt, den ganzen Tag über allerlei Gebäck, Süssigkeiten und Früchte zu geniessen und brachten daher zu den ordentlichen Mahlzeiten keinen Appetit mit. Jetzt essen sie Fleisch trotz einer Engländerin, wenigstens zwei Mal täglich, und lassen die übrigen bei Tische aufgetragenen Gerichte ebenfalls nicht unberührt. Der jetzt allgemeine tägliche Gebrauch der kalten Bäder hat jedenfalls viel dazu beigetragen, den Appetit und die Verdauung zu befördern und dadurch das weibliche Geschlecht kräftiger und gesünder zu machen.

Wenn sonach die Frauen über ihre Wohlbeleibtheit sich nicht sonderlich beklagen, so lange sie gewisse Grenzen nicht überschreitet, so bringt die Ehe für manche noch andere Folgen mit sich, in welche es ihnen schwerer fällt, sich zu fügen. Bei denen, welchen bei ihrer Geburt ein grösseres Mass aussereuropäischen Blutes zugefallen ist, wird infolge der Mutterschaft das Gesicht bald dunkler und oft fleckig. Die Hautfarbe ist überhaupt bei allen Frauen, die in dieser Hinsicht weniger von der Natur begünstigt sind, ein beständiger Kummer, und die Verbesserung derselben Gegenstand nie endender Bemühungen. Das Schminken ist daher eine allgemeine Gewohnheit, und in Peru eine Geschicklichkeit geworden, in welcher man es in der That weit gebracht hat. Um die Täuschung möglichst vollständig zu machen, legt man zuerst weiss und rot auf, und bestreut das Gesicht nachher mit Reispulver, als ob die darunter befindliche Maske die natürliche Farbe des Gesichtes sei. Das bleibt alles recht schön, so lange die so herausstaffierten Frauen nichts Anderes vornehmen, als etwa am Fenster zu sitzen, langsam spazieren zu gehen, oder einen Besuch zu machen. Aber, wenn sie sich verleiten lassen zu essen, so entsteht um den Mund mitten im Weissen ein brauner Ring, und bei stärkerer Erhitzung und Ausdünstung würde das unvorsichtige Abwischen eines Schweisstropfens eine schreckliche Verheerung auf Stirn und Wangen anrichten. Wie nun jede Kunst ihre Grenzen hat, so auch das Schminken, und es giebt Gesichter, die überhaupt nicht mehr schminkbar sind. Diese Wahrheit ist aber so bitter, dass manche Frauen es durchaus nicht über das Herz bringen können, sich davon zu überzeugen. Sie machen verzweifelte Anstrengungen, und aus dem natürlichen Braun ihrer Haut und dem aufgelegten Weiss entstehen schauerliche Mischfarben, etwa wie lehmiges Regenwasser oder schlechter Hotelkaffee mit dünner Milch.

In ihrer Kleidung zeigen die Damen viel Geschmack und wissen Kostüme von kostbaren und einfachen Stoffen mit gleichem Schick zu

tragen. Vorzüglich sieht man auf gut gearbeitetes Fusszeug, um die Kleinheit und feine Form der Füsse in gebührender Weise zur Geltung zu bringen. Man kleidet sich allgemein nach Pariser Mode, aber eigentlich nur am Abend. Für den Morgen und Nachmittag, in der Kirche und beim Besuch der Kaufläden ist noch ein Rest der alten Landestracht übrig geblieben. Dies ist die Manta, ein viereckiges Stück schwarzes Zeug von etwa zwei Meter ins Geviert, welches in der Art über den Kopf



Junge Damen im Morgenanzug.

gezogen wird, dass der vordere freie Rand den oberen Teil der Stirn bedeckt, worauf der rechte Zipfel über die linke Schulter geschlagen und am Rücken durch eine Nadel befestigt wird. Der den Kopf bedeckende Teil wird ebenfalls am Haar festgesteckt, so dass das Gesicht wie aus einem engen schwarzen Rahmen hervorblickt. Die Mantas sind von sehr verschiedener Qualität. Man hat grobe und feine von Wolle für den Winter. Im Sommer tragen alle, denen es ihre Mittel erlauben, eine Manta von einem schwarzen durchsichtigen chinesischen

Seidenstoff, Vapor oder crêpe de Chine genannt. Dieses eigentümliche, dicht aussehende, aber doch ganz leichte Gewebe ist entweder schlicht, oder an den Ecken und Kanten mit schwarzen Seidenstickereien umgeben, und je nach der Feinheit der Arbeit schwanken die Preise der Mantas zwischen 30 und mehreren hundert Thalern. Junge Damen tragen gewöhnlich den Stirnrand der Manta mit schwarzen Spitzen besetzt, welche sie über das Gesicht bis auf den Mund herabziehen, wenn sie beim Ausgehen nicht erkannt und gegrüsst zu sein wünschen. Die Manta ist für jugendliche Gesichter ganz kleidsam und vor allem ein ausserordentlich bequemes Kleidungsstück, da sie über einem einfachen Hausanzug getragen werden kann, und den Damen erlaubt, ohne Frisur auszugehen. Auch europäische Frauen, die anfangs nach gewohnter Weise schon früh frisiert und im Hute auszugehen pflegten, folgen gewöhnlich bald der Landessitte und erscheinen vormittags in der Manta. Nach Anzünden der Gaslichter in der Manta auszugehen, verstösst gegen den guten Ton; denn da auf Abenteuer ausgehende Frauenzimmer sich auf ihren abendlichen Spaziergängen dieser Kleidung bedienen, so setzt sich eine anständige Frau der Unannehmlichkeit aus, von jedem Unbekannten angeredet zu werden.

Auf den Fremden, der zum ersten Mal nach Lima kommt, macht es einen eigentümlichen Eindruck, alle die schwarzen Gestalten bescheiden und ernst morgens durch die Strassen wandeln zu sehen. Sie sehen fast aus wie Nonnen. Auch sind sie sehr fromm, die Frauen und Mädchen von Lima, jedenfalls haben sie fromme Gewohnheiten. Jeden Morgen gehen sie zur Messe und San Pedro ist die Kirche, welcher die jungen Andächtigen den Vorzug geben. Wenn sie auch während der Woche hin und wieder einen Tag ausfallen lassen, so fehlen sie doch selten an Sonntagen bei der 11 Uhr Messe. Das wissen die jungen Leute und stehen daher in dichten Gruppen auf dem Platze vor dem Ausgang, um die Mädchen vorbeigehen zu sehen. Auch die Mädchen wissen, dass man sie draussen erwartet, und wenn sie aus der Kirche kommen, ziehen sie sittsam die schwarzen Spitzenblenden über ihr Gesicht, aber die lebhaften Augen leuchten durch die Maschen. Die Befreundeten wandern zusammen in leisem Geplauder durch die Strassen bis zu einer Ecke, wo sich ihre Wege trennen. Dann umarmen sie sich zärtlich und küssen sich wiederholt, als ob sie auf lange Zeit Abschied nähmen, und nicht bis zum nächsten Morgen. Die Alten umarmen sich gleichfalls, küssen sich aber nicht, sondern sehen einander über die Schulter und klopfen sich liebkosend auf den Rücken.

Wie den limenischen Frauen viel Lob gespendet worden ist, so

haben sie von anderen Seiten auch herben Tadel erfahren: man hat ihnen Leichtsinn, Sinnlichkeit, Gefallsucht, Wankelmut und Launenhaftigkeit vorgeworfen; ist aber darin, wie mir scheint, auf beiden Seiten zu weit gegangen. Die Frauen in Lima sind samt und sonders verzogene Kinder, die aber im Grunde meist ein gutes Herz und nebstbei viel Verstand besitzen. Und wie andere, ebenso beschaffene verzogene Kinder, wissen die jungen Mädchen, wenn die Anforderungen des praktischen Lebens an sie herantreten, sich sehr wohl in dieselben zu schicken. Ihre Führung im ehelichen Leben hängt wesentlich von der Handlungsweise des Mannes ab. Benimmt sich dieser seiner Pflicht gemäss, so denkt die Frau selten daran, vom Pfade der Treue abzuweichen. Sieht sie sich dagegen vernachlässigt, ohne ihrem Gemahl Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben zu haben, so bringt Verdruss und gekränkte Eigenliebe auch sie auf andere Gedanken. Zur gerechten Beurteilung dieser Verhältnisse muss man sich erinnern, wie sehr durch die Sklaverei und das durch dieselbe allgemein üblich gewordene Konkubinat vor noch nicht gar langer Zeit die ehelichen Bande gelockert worden waren. Es ist höchst anerkennenswert, ein wie grosser Fortschritt und Umschwung der öffentlichen Meinung, und infolge davon der Sitten, sich in neuerer Zeit vollzogen hat. Es fallen in Lima weniger Skandalgeschichten vor als in irgend einer gleichgrossen Stadt Europas, wobei noch zu berücksichtigen ist, dass, wie bei allen Übertretungen des Gesetzes, auch in dieser Hinsicht die Ahndung derselben weit geringer ist.

Man ist bei uns gewohnt, von dem heissen Blut und dem feurigen Temperament der Südländerinnen zu sprechen, als ob die tropische Hitze wie ein Blasebalg die Flammen der Leidenschaften anfachte. Das verhält sich nun in Wirklichkeit anders. Die Hitze erzeugt vor allem Faulheit, und diese ist eine Macht, der sich auch die Liebe nicht zu entziehen vermag. Die Heftigkeit leidenschaftlicher Ausbrüche steht im Verhältnis zu dem Druck der Umstände, wodurch sie niedergehalten werden. Hier lastet dieser Druck nicht schwer, und ich erinnere mich nicht, dass in Lima junge Leute des einen oder anderen Geschlechts aus Liebeskummer sich ein Leides angethan hätten. Dass ein Mädchen von anständiger Familie aus dem Hause ihrer Eltern entfloh, oder entführt wurde, ist zwar vorgekommen, aber so selten, dass ein solches Ereignis immer das grösste Aufsehen erregt hat. Die jungen Mädchen wachsen im Salon auf, hören von Kindheit an den Unterhaltungen der Erwachsenen zu, und nehmen sehr frühzeitig daran Anteil, ohne dass es ihnen verwiesen wird. Über alles, was ihrer Mutter bei Ankunft neuer Ge-

schwister zugestossen ist, wissen sie genau Bescheid und sprechen darüber mit den Besuchern. Von alledem, was man Illusionen der Jugend und Unwissenheit der Unschuld nennt, ist bei ihnen nicht die Rede. Sie sind daher viel zu weltklug, um sich in ein Liebesverhältnis mit einem jungen Mann einzulassen, das nicht Aussicht auf ein legitimes Ende hat. Sie wollen vor allem heiraten, das Verlieben ist dabei Nebensache. Und man kann es den Mädchen im Grunde nicht verargen, dass sie in dieser Hinsicht so nüchtern denken. Der Gelegenheiten zu standesgemässen Ehen sind im ganzen nur wenige, und die Sitzengebliebenen haben jetzt nicht einmal den Trost, Bräute Christi werden zu können, denn Raum zum Wohnen giebt es in den Klöstern allerdings im Überfluss, aber nicht hinreichend zu essen.

Unter den Vorwürfen, die man den Limenierinnen gemacht hat, ist indessen einer, von dem man sie mit dem besten Willen nicht freisprechen kann: das allzugrosse Gefallen am Luxus und die Neigung zu leichtsinnigen Ausgaben. Der Hang zur Verschwendung ist so alt wie die Stadt und war eine natürliche Folge des Reichtums. Er ist dem ganzen Volke so zu sagen in Fleisch und Blut übergegangen, vorzüglich aber dem weiblichen Geschlecht; und wiewohl der Reichtum jetzt verschwunden ist, so dauern seine schlimmen Folgen auf den Charakter der Menschen noch fort, zum grossen Nachteil für das Wohl der Familien und des Staates. Es ist in der That zu verwundern, wie bei der jetzigen Armut noch immer Geld aufgebracht wird, so bald es gilt, eine überflüssige Ausgabe zu bestreiten. Handelt es sich um den Besuch einer Theatervorstellung, eines Konzerts oder Balles, um die Beschaffung modischer Kleider oder Schmucksachen, so muss der Mann Geld schaffen, einerlei wie, und einerlei, was ihm daraus später für Verbindlichkeiten und Lasten erwachsen. Alle die Veruntreuungen, Unterschleife, betrügerischen Versprechungen, Spitzbübereien und sonstigen Niederträchtigkeiten der Männer, von denen man tagtäglich hört, sind im Grunde nur Manöver, um sich die Mittel zur Bestreitung von Luxus zu verschaffen, den man sich versagen sollte, aber nicht entbehren kann. Die Frauen haben in Lima einen stärkeren Willen als die Männer, benutzen aber leider ihre Herrschaft über das Geschlecht, welches das starke sein sollte, nicht immer, um dasselbe zum Guten und Rechten zu leiten.

Schliesslich führen wir zum Lobe der Frauen noch an, dass sie gute Mütter sind. Vielleicht wäre es richtiger zu sagen: aufopfernde Mütter, denn wie sie selbst von ihren Eltern verzogen worden sind, so verziehen sie auch wieder ihre Kinder, und das ist nicht gut. Die häusliche Erziehung besteht in Lima darin, den Kindern so weit nur

irgend möglich in allen ihren Wünschen zu willfahren, und es ist in der That zu verwundern und zeugt für die gesunde moralische Anlage dieses Volkes, dass so grosse Nachsicht und Verwöhnung keine schlimmeren Folgen nach sich zieht, wenigstens nicht beim weiblichen Geschlecht. Bei den Männern unterliegt es keinem Zweifel, dass ein grosser Teil der Fehler, die wir an ihnen gerügt haben, auf ihre mangelhafte Erziehung zurückgeführt werden muss.

Entscheidender jedoch für den Charakter der Menschen in Peru als die Erziehung, ist der Einfluss des Klimas, wie denn die Weichlichkeit der Erziehung selbst ebenfalls darin ihren Grund findet. Das Klima ist erschlaffend, es setzt die Kraft des Willens herab, in seinen guten und allerdings auch in seinen unedelen Regungen, aber doch vorzugsweise in den ersteren. Das ist das Übel, an welchem die ganze Bevölkerung Limas kränkelt, und da die Hauptstadt einen grossen Teil der gebildeten Provinzialen in sich schliesst, zu gleicher Zeit das ganze Land. Es ist schwer sich diesem Einflusse zu entziehen. Das Ungestüm der ersten Eroberer wurde hier gar bald zahm; die im Hochland Geborenen, deren Körper durch die kalte Bergluft gestählt ist, verlieren beim längeren Verweilen ihre frühere Spannkraft, und auch die Europäer fühlen nach einigen Jahren, dass ihre Arbeitskraft abnimmt.

Auch auf die Haustiere hat das Klima eine ähnliche Wirkung wie auf die Menschen, eine Beobachtung, die schon A. v. Humboldt bei seinem Aufenthalte in Lima dem gelehrten peruanischen Arzte Unánue mitteilte*). Feurige Pferde sind selten, die Stiere nicht so wild wie in Spanien, die Hunde weniger grimmig und bissig; die Schweine sind fauler und werden unglaublich fett. Hähne dagegen sind ebenso kampflustig wie anderwärts; auch die nächtlichen Gewohnheiten der Katzen sind nicht weniger lärmend. Auf Esel und Maultiere scheint keinerlei Klima in merklicher Weise zu wirken. Am auffallensten zeigt sich der schwächende Einfluss desselben bei den Hunden. Wird man bei einem Spaziergang durch ein fremdes Grundstück noch so wütend angefallen, so braucht man sich nur zu bücken, als wolle man einen Stein aufheben, und der Hund ergreift die Flucht. Nachts werden in Lima die Küchenreste in Haufen auf die Strassen geschüttet, um später von den Abfuhrkarren aufgeladen zu werden. Ehe dies geschieht, stellen sich meist herrenlose Hunde ein, um in dem Schutte nach fressbaren Brocken zu suchen. Ich habe oft von meinem Balkon aus Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie sich der Nahrungsneid bei diesen hungrigen Tieren

*) Observaciones sobre et clima de Lima por D. Hipólito Unánue. Lima, 1806.

äusserte. Sie benahmen sich ganz wie die Menschen bei ihren Streitereien, standen sich halbe Stunden lang mit drohendem Knurren gegenüber, zogen aber schliesslich die Schwänze ein und trollten nach verschiedenen Seiten ab.

Herrenlose Hunde liegen überall auf den Strassen in den Lücken des Pflasters und bleiben daselbst beim Herannahen eines Wagens bis zum letzten Augenblicke, da sie die Entfernung nach dem Geräusch ganz genau schätzen. Als das Pflaster vor einigen Jahren in den meisten Strassen durch Macadamisirung ersetzt wurde, kam eine Menge Hnnde um, da die Wagengeräusche nun schwächer waren und die Tiere überrascht und überfahren wurden. Einer oder der andere Leser dieses Buches erinnert sich vielleicht eines grossen gelben Hundes, der im Portal de Botoneros sich an hellen Wintertagen zu sonnen pflegte und im Sommer auf den Marmorplatten Kühlung suchte. Zur Mittagszeit, wenn die Besucher der Läden am zahlreichsten waren, lag er oft mit ausgestrecktem Kopf und Pfoten quer über den Weg, und von all den Hunderten von Menschen, die durch das Portal kamen, liess sich keiner herbei, dem unverschämten Köter einen Tritt zu versetzen, sondern alle schritten entweder sorgfältig über ihn weg oder gingen um ihn herum. Als ich das Tier zum ersten Male daliegen sah, glaubte ich, es sei tot, und beugte mich nieder, um zu sehen, ob es noch atmete. Da öffnete er das eine Auge zur Hälfte und sah mich schläfrig an, liess es aber gleich wieder zufallen. Ich führe dieses Beispiel an, da es zugleich die gleichgiltige Schlaffheit der Menschen und ihre gutherzige, mitleidige Rücksicht beweist, die sich bis auf die Tiere erstreckt, muss aber bemerken, dass Mitleid mit Tieren sich nur bei der weissen Bevölkerung und den reinen Indianern findet; die Neger und dunklen Mischrassen behandeln die Tiere schonungslos und grausam.

Was Beruf und Beschäftigung betrifft, so besteht die weisse einheimische Bevölkerung von Lima zum grössten Teil aus Beamten und Militärs; sodann aus Advokaten, Geistlichen, Ärzten und Ingenieuren. Dazu kommen eine Anzahl von Gutsherren, Landwirten und Bergwerksbesitzern, aber verhältnismässig nur wenige Kaufleute und Gewerbetreibende. Der Handel ist fast ausschliesslich in den Händen der Fremden, also vorzugsweise der Europäer. Diese spielen infolgedessen eine ansehnliche Rolle und werden eben deshalb von nicht wenigen Peruanern mit Scheelsucht betrachtet. Allein, wenn sie fehlten, gezwungen würden, das Land zu verlassen, so würden sich alsbald auch die ihnen Abgeneigtesten überzeugen, dass die Fremden gegenwärtig eine für die weisse peruanische Bevölkerung unentbehrliche Stütze bilden,

ohne deren Rückhalt sich diese gegen das Andringen der weit zahlreicheren niederen Rassen nicht würde halten können.

Nach dem Census von 1876 lebten in Lima mit Einschluss der Chinesen 16 378 Ausländer, wovon 6554 Europäer und Amerikaner. Die grosse Mehrzahl derselben waren Männer, welche sich auf die verschiedenen Nationalitäten in folgender Weise verteilten:

Italiener	2381
Franzosen	957
Spanier	539
Deutsche	320
Engländer	362
Nordamerikaner	213
Österreicher	84
Portugiesen	60
Angehörige anderer Staaten	84
Zusammen	5000

Die Statistik der Altersklassen in demselben Census ergab 34 219 Männer aller Farben über 20 Jahren, also 65,5 pCt. der gesamten männlichen Bevölkerung. Wenden wir dieses Verhältnis auf die Zahl der Weissen an, so erhalten wir mit 65,5 pCt. von 21 596 = 14 148; mithin bilden die eingewanderten Ausländer, die mit wenigen Ausnahmen über zwanzig Jahre alt sind, mehr als ein Drittel der erwachsenen weissen Bevölkerung. Zieht man ferner in Betracht, dass in den Zählungslisten gar manche als weiss aufgeführt worden sind, denen diese Bezeichnung thatsächlich nicht zukam, so verändert sich dieses Verhältnis noch weiter zu gunsten der Ausländer.

Unter den fremden Kolonieen ist die der Italiener am zahlreichsten und fast die Hälfte aller in Lima ansässigen Ausländer gehören dieser Nationalität an. Die meisten sind Genuesen, welche sich mit dem Kleinhandel im Esswaren- und Krämerfach beschäftigen. Die sogenannten Pulperias und Chinganas an den Strassenecken werden mit wenigen Ausnahmen von ihnen gehalten. Die Italiener sind alle grosse Patrioten und Anhänger der neuen Ordnung der Dinge in ihrem Lande, wie aus den Schildern ihrer Läden und Buden hervorzugehen scheint, auf welchen die Namen Garibaldi, Cavour und Roma sich in ermüdender Weise wiederholen. Sie sind arbeitsam, ebenso mässig im Essen wie im Trinken und äusserst sparsam. Daher erwerben sich alle in einer Reihe von Jahren ein gewisses Vermögen, worauf sie anfangen es sich etwas bequemer zu machen. Einige kehren zurück, andere bleiben und

lassen sich durch jüngere Landsleute vertreten, von denen alljährlich ein neuer Nachschub eintrifft. In früheren Jahren, als es noch leichter war, Geld zu verdienen, sind aus so bescheidenen Anfängen auch mehrere ganz beträchtliche Vermögen entstanden, von welchen einige sich später durch die Unglücksfälle des Landes wieder verminderten, andere jedoch zusammen geblieben sind und ihren Besitzern nach deren Heimkehr in ihr Vaterland zu Auszeichnung und hohem Rang, einem sogar zum Herzogstitel verholfen haben. Die Italiener waren die ersten, die sich zur Bildung einer Löschkompagnie vereinigten. Sie haben einen Klub, einen Unterstützungsverein für hilfsbedürftige Landsleute und ein Hospital.

Den Italienern an Zahl am nächsten stehen die Franzosen. Sie sind Inhaber der meisten Seiden-, Moden-, Galanterie- und Parfümerie-Geschäfte und sind ausserdem wie überall auf der Welt Haarkräusler, Köche und Speisewirte. Sie haben einen Klub, eine Spritzenkompagnie, einen Wohlthätigkeits-Verein (societé de bienfaisance française), welcher ein sehr gut eingerichtetes Privathospital unterhält; die barmherzigen Schwestern (soeurs de charité), welchen die Krankenpflege in den öffentlichen Hospitälern anvertraut ist, sind Französinnen.

Auch die Spanier, welche infolge der von Seite ihres Landes gegen Peru erhobenen Rückforderungen, die im Jahre 1866 zur Beschiessung des Hafens von Callao führten, zum grössten Teil das Land verlassen mussten, haben sich nach Beilegung der Feindseligkeiten bald wieder so zahlreich in Peru niedergelassen, dass ihrer zur Zeit des letzten Census schon über 700 waren, welche Zahl sich seitdem wahrscheinlich noch vermehrt hat. Man kann nicht sagen, dass sie sich bestimmten Geschäftszweigen mit Vorliebe zuwenden. Sie haben einen geselligen Verein, die jungen Leute haben unter sich eine Rettungsgesellschaft gebildet, welche bei Feuersgefahr sich an die übrigen Löschgesellschaften anschliesst, ohne eine eigene Spritze zu besitzen.

Die Deutschen waren im Census von 1876 mit den Engländern in gleicher Anzahl vertreten. Sie sind meist Kaufleute und Handwerker. Man zählt in Lima sechs deutsche Grosshandlungshäuser und eine ziemliche Anzahl von Kleingeschäften, meist in Schnittwaren. Auch arbeiten nicht wenige junge Leute in peruanischen Geschäften und verwalten Vertrauensposten. Zwei Schulen stehen unter deutscher Leitung, darunter das Instituto de Lima, zur Zeit die beste höhere Knabenschule der Stadt, in welcher der Unterricht in der Weise eines Realgymnasiums erteilt wird. Die in Lima ansässigen Handwerker sind zum Teil Kolonisten, welche im Jahre 1857 am Flusse Pozuzo im Innern des Landes

angesiedelt wurden, aber wegen der Abgelegenheit dieser Niederlassung sie allmählich verliessen und nach der Hauptstadt zogen.

Zu den Deutschen gehört auch die Mehrzahl der daselbst ansässigen Juden, die in der Regel Geldwechsler sind. Manche derselben behaupten zwar Bürger der Vereinigten Staaten zu sein und bedienen sich vorzugsweise der englischen Sprache, allein da sie dieselbe mit deutschem Accente mauscheln, so erkennt man daraus ihre ursprüngliche Heimat, und scheinen die meisten aus Gegenden an der östlichen Grenze Preussens herzustammen.

Die Deutschen in Lima haben zwei gesellige Vereine, die »Germania« und den Schützenverein »Vaterland«. Die erstere dieser Gesellschaften hat die grössere Anzahl von Genossen und zugleich die gebildeteren Mitglieder der deutschen Kolonie. Man giebt in dem zwar etwas beschränkten aber freundlichen Lokale zuweilen Konzerte und auch Bälle, und viele junge Leute bringen dort auf deutsche Weise ihre Abende zu. Der germanische Durst ist unter den Tropen nicht geringer als daheim, nur ist die Löschung desselben hier etwas kostspieliger. Daraus erwächst für die jungen Leute der Nachteil, dass sie selten etwas von ihrem Gehalte zurückzulegen vermögen und daher nur wenige weiterkommen.

Die Deutschen haben einen Hilfsverein, aber keine Löschkompagnie.

Die Engländer, welche in den ersten Jahrzehnten der Republik den Grosshandel ausschliesslich innehatten, haben denselben nach und nach mit Handlungshäusern anderer Nationen teilen müssen, in letzter Zeit vorzüglich mit deutschen. Die beiden ältesten Firmen, Wm. Gibbs und Co. und Huth Grüning in London, haben bereits vor mehreren Jahren ihre Häuser in Lima geschlossen, und gegenwärtig sind nur noch vier Importhäuser übrig. Die britischen Unterthanen, welche nicht dem Kaufmannsstande angehören, sind teils Maschinenbauer, Eisen- und Metallgiesser, teils Techniker der Gas- und Wasserwerke oder Beamte an Eisenbahn- und Telegraphen-Stationen.

Der englische oder Phönix-Klub ist ein internationaler geselliger Verein, unter dessen Mitglieder nicht nur Engländer und Nordamerikaner, sondern alle, die der englischen Sprache mächtig sind, aufgenommen werden können. Es besteht eine kleine englische Gemeinde, die einen Geistlichen unterhält, von welchem religiöse Handlungen, wie Taufen und Trauungen, auch bei Protestanten anderer Nationalitäten vollzogen werden.

Die Zahl der Nordamerikaner, welche besonders durch den Eisenbahnunternehmer Henry Meiggs ins Land gezogen worden waren, hat sich bedeutend vermindert, seitdem der Bau der Eisenbahnen ins

Stocken geraten und Meiggs gestorben ist. Geblieben sind die Beamten, Maschinisten und Mechaniker der transandinischen Bahn und einige Ingenieure.

Es giebt gegenwärtig nur ein grosses amerikanisches Handlungshaus in Lima.

Die in Lima ansässigen Österreicher sind fast ausschiesslich italienisch sprechende Dalmatiner, welche sich wie die Italiener mit Kleinhandel beschäftigen und sich auch in geselliger Beziehuug zu diesen halten.

Die indianische Bevölkerung.

Auf einem Teile des Grund und Bodens, den heute die Stadt Lima einnimmt, stand vor deren Gründung eine kleine indianische Ortschaft, deren Name Rimak, oder in verdorbener Aussprache »Lima«, bald auch auf die neue Niederlassung überging. Es scheint nicht, dass infolge der Besiedelung des Ortes durch die Spanier sich die einheimische Bevölkerung desselben durch Zuzug aus der Nachbarschaft bedeutend vermehrt habe. Die armen Eingeborenen mieden lieber die Nähe ihrer neuen Herren, als dass sie sich ihnen anzuschliessen und unter ihren Schutz zu stellen suchten. Die einzigen Indianer, die in der ersten Zeit in Lima wohnten, waren die Leibeigenen der Encomenderos, das heisst, der spanischen Grundbesitzer, welchen zur Bebauung ihrer Ländereien und sonstigen Dienstleistungen eine Anzahl von Eingeborenen zugeteilt worden waren, wogegen sie die Verpflichtung hatten, diese in den Lehren des Christentums unterweisen zu lassen.

Da nun viele dieser Indianer zur Leistung ihrer Frondienste aus grösseren Entfernungen kamen, und sich oft obdachlos in der Stadt umhertrieben, so verfügte der Statthalter Lope Garcia de Castro, und nach ihm der Vicekönig Don Francisco de Toledo im Jahre 1570, dass für die armen Indianer in kurzer Entfernung oberhalb der Stadt eigene Wohnungen gebaut werden sollten; und damit sie daselbst weder von Weissen noch von Negern beunruhigt würden, liess er die so entstandene Vorstadt mit Mauern umgeben, die allabendlich geschlossen wurden. Dieser Ort stand unter der geistlichen Obhut der Jesuiten, hatte einen eigenen Pfarrer, ein besonderes Gericht, welches nur für die Angelegenheiten der Indianer bestimmt war, und erhielt den Namen Santiago; allein von der Mauer (cerca), die ihn umgab, wurde er schon damals nur »El Cercado«, das Ummauerte, genannt. Dieser Name ist jenem Stadtteil bis heute geblieben, obgleich die Mauer schon seit vielen Jahren verschwunden ist, wie denn bereits zu Zeiten des Pater

Cobo (1630) die Häuser der Stadt sich bis an die Thore der Vorstadt vorgeschoben hatten.

Wie aus den oben wiedergegebenen Tabellen ersichtlich ist, blieb die indianische Bevölkerung von Lima im Vergleich zu den anderen Rassen immer auffallend gering, was allerdings zu verwundern ist, da die grosse Mehrzahl der Bewohner Perus doch Indianer waren. Der Grund scheint gewesen zu sein, dass die Küstenprovinzen sich ausserordentlich rasch entvölkerten, und dass die Bewohner des Hochlandes



Indios Arrieros (Indianische Llamatreiber).

sich scheuten, herab in die heissen Thäler zu kommen, denn sie wurden dort alsbald vom Fieber befallen, gegen welches damals noch kein sicheres Mittel bekannt war. Erst in den letzten 30 Jahren hat die Vermehrung der indianischen Bevölkerung mit der der übrigen Einwohner gleichen Schritt gehalten, und zwar stammen die meisten Zugewanderten aus den Hochthälern der benachbarten Provinzen. Nicht wenige derselben waren Soldaten, die nach ihrer Entlassung aus dem Dienste in der Hauptstadt blieben.

Die Indianer sind von lederbrauner bis rotbrauner Gesichts- und

Hautfarbe, haben dichtstehendes, straffes, schwarzes Haar, niedrige Stirn, dunkle Augen mit gelblich-schmutzigem Weiss und mattem Ausdruck. Die Nasen- und Mundbildung ist plump, das Gesicht breit und zumal bei den Frauen im Verhältnis zum Körper zu gross. Nur selten trifft man auf hübsche, ansprechende Züge. Sie sind von mittelgrosser Statur und oft weit darunter, aber dabei nicht unkräftig gebaut und grosser Anstrengungen fähig. In ihrem Wesen sind sie unterwürfig und demütig, besonders die Neuangekommenen, dabei aber misstrauisch und



Indianerkinder aus dem Hochland.

duckmäuserisch, lügenhaft und falsch. Dem Weissen gegenüber sind sie verschlossen, aber auch untereinander sprechen sie wenig, haben fast immer einen stumpfsinnigen, niedergeschlagenen Ausdruck, der sich auch unter der Einwirkung des Alkohols nicht verliert. Geistigen Getränken waren sie von jeher sehr zugethan, doch war das einheimische Maisbier, die Chicha, wenn auch im Übermass genossen, doch unschädlich, wogegen jetzt der Zuckerbranntwein ihre Gesundheit untergräbt und die Hauptursache der grossen Sterblichkeit unter den Indianern geworden ist. Die in Lima wohnenden Indianer sind teils Feldarbeiter und Viehtreiber,

teils Hausdiener und wohnen grösstenteils in den kleinen Häuschen im obersten Teile der Stadt.

Wir erinnern daran, dass die Indianer, von denen hier die Rede ist, nicht Nachkommen der Incarasse sind. Die Incas waren ein eigenes, in Körperbildung und geistiger Befähigung den übrigen Stämmen des Hochlandes überlegenes und nie sehr zahlreiches Geschlecht, welches bei Ankunft der Spanier durch Bürgerkriege bereits zum grossen Teile zu Grunde gegangen war. Im Jahre 1603 richteten die noch übrigen Abkömmlinge von königlichem Blut eine Bittschrift an die Krone, in welcher sie unter Beifügung ihres Stammbaumes um Befreiung vom Tribut nachsuchten. Es waren damals im ganzen noch 567, die ihre Verwandtschaft mit einem der zwölf Incakönige nachweisen konnten.

Die Neger.

Francisco Pizarro erhielt vom Kaiser Karl V. die Erlaubnis, 50 Neger für sich abgabenfrei nach Peru einführen zu dürfen. Bald darauf wurde diese Erlaubnis auch anderen erteilt, und schon Almagro hatte auf seinem Zuge nach Chile Neger bei seinem Heere. Nach 20 Jahren waren ihrer so viele, dass Francisco Hernandez Jiron bei seiner Empörung im Jahre 1553 ein Bataillon von 300 Mann aus freigegebenen Sklaven bloss aus dem Thale Nasca bilden konnte, welche von schwarzen Offizieren befehligt wurden. Nachdem die kontraktmässige Einfuhr von Sklaven in Peru, wie überhaupt im ganzen spanischen Amerika, lange Jahre an Angehörige fremder Nationen vergeben gewesen war*), er-

*) Bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurden die ersten afrikanischen Sklaven in Amerika eingeführt. Da die Eingeborenen der westindischen Inseln die ihnen auf den Plantagen aufgebürdeten Arbeiten nicht zu ertragen vermochten und zusehends aufgerieben wurden, so rieten der Kardinal Adrian von Castilien und andere wohlwollende und weise Männer, die schwächlichen Indianer durch die kräftigeren Afrikaner zu ersetzen. Auch der berühmte Philantrop und Verteidiger der Indianer, der nachmalige Bischof von Chiapa, Antonio de las Casas, hatte sich anfangs zu Gunsten der Sklaveneinfuhr ausgesprochen, wie er selbst später in seinen Schriften erklärt und bedauert; allein seine Gegner haben ihn mit Unrecht beschuldigt, der Urheber derselben gewesen zu sein. Nach dem Tode Ferdinands kehrte Las Casas zum ersten Male nach Spanien zurück (1516), aber schon 1506 hatte man einige Tausend von Portugiesen gekaufte Sklaven nach Amerika gebracht und 1511 hatte die Handelskammer in Sevilla (casa de contratacion) die direkte Einfuhr von Afrika genehmigt. Im Jahre 1517 erliess der spätere Kaiser Karl V., welcher damals eben die Regierung seiner Erbstaaten angetreten hatte, ein Dekret, durch welches die jährliche Einfürung von 4000 Negern nach den Antillen erlaubt wurde und verlieh das Privilegium dazu auf acht Jahre seinem Mayordomo, dem Flamänder Garrebood. Dieser verkaufte sein Recht alsbald an Genuesische Händler, welchen es aber in der



Indianische Familie aus dem Hochland.

(S. 226.)

hielten unter dem Vicekönig Teodoro Croix (1784) auch spanische Schiffe Erlaubnis, Neger einzuführen, gegen Entrichtung von 150 Pesos für den Kopf, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht. 1804 wurde die Erlaubnis zum Sklavenhandel für Spanier auf zwölf Jahre verlängert, für Ausländer nur auf sechs Jahre. Unter der Verwaltungsperiode Abascals (1806—1816) wurde die letzte Ladung Sklaven nach Peru gebracht und zu 600 Pesos für jeden Erwachsenen verkauft.

Da schon wenige Jahre nach der Eroberung Perus die Zahl der Neger daselbst grösser war als die der Weissen, und diese natürlich an den unterworfenen Indianern keine Stütze hatten, so erschien es geboten, sie durch strenge Massregeln in Ordnung und Unterwürfigkeit zu halten. Während der wilden und gesetzlosen Zeiten der Bürgerkriege ging die Zügellosigkeit der Herren auf die Sklaven über; sie entliefen in Masse, wurden Räuber und Wegelagerer, und verübten gegen Weisse und Indianer, besonders gegen die letzteren, entsetzliche Gewaltthätigkeiten. In der That muss das Übel gross gewesen sein, wenn ein sonst so ruhiger und mildgesinnter Mann wie der Präsident Pedro de la Gasca, die grausamen Verordnungen für nötig hielt, die er erliess. Entfernung eines Negers aus der Wohnung seines Herrn wurde mit hundert Peitschenhieben bestraft. Dauerte die Abwesenheit zehn Tage, so wurde dem Flüchtling nach Wahl des Eigners eine Hand oder ein Fuss abgehauen. Zeugte ein Sklave mit einer Indianerin ein Kind, oder verliess er auch nur das Haus, um sich zu einer Indianerin zu begeben, so wurde er öffentlich kastriert. Einer Negerin, die einem Indianer ein Kind gebar, schnitt man die Ohren ab. Der Sklave, der den geringsten Widerstand leistete, durfte auf der Stelle getötet werden. Später, als die Zeiten ruhiger geworden waren, wurde auch die Behandlung der Sklaven milder, doch verfügte noch im Jahre 1619 eine königliche Verordnung ausdrücklich, dass die Neger bei einem Aufstand keiner besonderen Untersuchung unterworfen, sondern sofort gezüchtigt werden sollten.

Im Jahre 1624 wurden auf Ansuchen des Magistrats auf der Kleinseite der Stadt vier grosse Baracken gebaut, in welchen man die an-

---

Folge wegen verschuldeter Missbräuche wieder entzogen wurde. 1527 wurde zuerst die Einführung der Neger auf Terra firme gestattet, und im nächsten Jahre erhielten deutsche Händler Erlaubnis, 4000 Sklaven nach verschiedenen Punkten Amerikas zu bringen. Der sogenannte Asiento, d. h. die kontraktmässige Sklaveneinfuhr wurde später (1580) an Genuesen vergeben, 1696 an Portugiesen, 1702 nach der Thronbesteigung Philipps V. an Franzosen. Diese traten ihren Vertrag 1711 an Engländer ab, welche im Frieden von Utrecht 1713 darin bestätigt wurden, und das Recht erhielten, binnen 30 Jahren 144 000 Neger in Amerika einzuführen.

kommenden Neger bis zu ihrem Verkauf unterbrachte. Für jeden Kopf wurde eine Abgabe von 1 Peso erhoben und das so gewonnene Geld zur Instandhaltung der Brücke verwendet. Bei weitem die Mehrzahl der Neger, die nach Peru eingeführt wurden, blieb in Lima und in den in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Thälern. Unter der Verwaltung des Vicekönigs Marques de Guadalcazar (1621—1629) betrug die Gesamtzahl der Neger in Peru 30 000, wovon auf die Provinz Lima 22 000 kamen. Auch in der Folge scheint sich diese Zahl nicht erheblich vermehrt zu haben.

Die Neger, die nach Amerika eingeführt wurden, gehörten verschiedenen Stämmen an, die ihre eigenen Sprachen redeten, und auch in Gesichts- und Körperbildung vielfach von einander abwichen. In Peru unterschied man nach einem im Mercurio Peruano vom Jahre 1791 veröffentlichten Aufsatz zehn Nationalitäten: die Mandingas, Lucumès, Congos, Misangas, Cambundas, Carabalies, Cangaes, Chalas, Huarochiries und Terranovos. Die Mehrzahl dieser Namen waren entweder die ursprünglichen ihres Stammes oder der Gegend, woher sie kamen; die drei letzteren waren zufällige Bezeichnungen, die ihnen in Peru gegeben worden waren. Die Neger waren alle Christen, d. h. sie bildeten unter sich religiöse Genossenschaften (Cofradias) die sich dem Kultus eines gewissen Bildes der heiligen Jungfrau widmeten, die meisten dem unserer lieben Frauen vom Rosenkranz — Nuestra Señora del Rosario. Alle hatten sich freiwillig zwei Häuptlingen oder Anführern untergeordnet, welche von einem Ausschuss von 24 Ältesten in der Capilla del Rosario unter der Aufsicht des Kaplanes gewählt wurden. Daneben hatte jeder einzelne Stamm noch seinen König, oder zuweilen auch eine Königin, welche bei ihren Festen und Versammlungen mit der grössten Ehrerbietung behandelt wurden.

Das Hauptfest der Neger war der Sonntag nach dem Fronleichnamsfeste. An diesem Tage vereinigten sich alle Stämme zu einer grossen Prozession, welche aus der Kirche des Dominikanerklosters auszog. Jede Nation hatte ihre Fahne, und ihr König schritt unter einem grossen Sonnenschirm mit einem Scepter in der Rechten und gefolgt von seinen Stammesgenossen, welche mit ihren einheimischen Instrumenten einen betäubenden Lärm aufschlugen. Vor dem Könige her ging eine andere Schar seiner Unterthanen in entsetzlicher Weise verkleidet als gehörnte Teufel, wilde Tiere in Fellen, Ungeheuern mit Löwenkrallen und Schlangenschwänzen. Alle waren mit Bogen, Pfeilen, Keulen und Schilden bewaffnet, hatten das Gesicht nach heimischer Sitte mit roten und blauen Farben bemalt und begleiteten die Prozession mit schauer-

lichem Geheul und wilden Gebärden, als ob sie in Begriff wären ihre Feinde anzugreifen.

Bei den Versammlungen der einzelnen Stämme, bei welchen immer der König den Vorsitz führte, herrschte hinsichtlich der Anordnung der Plätze die strengste Etikette. So geduldig die Neger bei Verrichtung schwerer Arbeiten zu sein pflegten, so gleichgiltig gegen gute oder schlechte Kost, so standhaft beim Ertragen der härtesten Strafen, so empfindlich zeigten sie sich bei kleinen Zurücksetzungen oder Missachtung des Ranges, den sie unter ihren Landsleuten beanspruchen zu können glaubten. Die Versammlungen begannen stets mit einer Rechnungsablage über die Verwendung ihrer bescheidenen Mittel; darauf folgte Schlichtung von Streitigkeiten, besonders zwischen Ehegatten, wobei die geringsten Kleinigkeiten mit feierlichem Ernst behandelt wurden. Sobald diese Geschäfte erledigt waren, ging die Versammlung alsbald in die ausgelassenste und geräuschvollste Fröhlichkeit über. Ihr Hauptvergnügen war der Tanz. Meist tanzte nur einer, der sich bald in wilden Sprüngen nach allen Richtungen wendete, bald vielmal im Kreise drehte, ohne jemanden anzusehen, aber immer bemüht war, seine Bewegungen dem Takt der Musik anzupassen, mit welcher die Zuschauer seine Leistungen begleiteten. Wenn zwei oder vier zusammen tanzten, so traten zuerst die Männer mit lächerlichen Verdrehungen des Körpers vor die Frauen, dann wendeten sie ihnen den Rücken zu und beide Paare entfernten sich langsam von einander, worauf sie sich plötzlich wieder umdrehten und auf einander zurannten, so dass die Körper aneinander prallten.

Wenn einer der Könige oder ein Mitglied des Wahlausschusses gestorben war, so versammelten sich sämtliche Stammesgenossen in der Bundeshütte, um bei der Leiche zu wachen. An den vier Ecken des Totenlagers brannten Kerzen, die Kinder des Verstorbenen sassen zu seinen Füssen, die Verwandten an den Seiten. Von Zeit zu Zeit erhob sich einer und redete den Todten an, drehte sich dann einige Male im Kreise herum und murmelte Gebete oder Sprüche in seiner einheimischen Sprache. Wenn die Witwe eines Königs oder Wahlmannes sich wieder verheiraten wollte, so musste sie erst vor der ganzen Versammlung beweisen, wie sehr sie ihren ersten Gemahl geliebt hatte. Am Tage, an welchem sie die Trauerkleider ablegen wollte, wurde sie aus ihrer Wohnung auf einem Tragstuhl in das Versammlungshaus gebracht, und musste unter Weinen und Wehklagen eintreten. That sie dies nicht mit hinreichendem Schein von Aufrichtigkeit, so lief sie Gefahr, für ihre Fühllosigkeit mit Ruten gezüchtigt zu werden. Dann zeigte sie auf

einer silbernen Schüssel die Schuhe, die sie während ihres Witwenstandes abgenutzt und zerrissen hatte, worauf die Heiratsfeierlichkeit stattfand, und alle Stammesgenossen den Neuvermählten allerlei Speisen und Getränke zum besten gaben.

Die Behandlung der Neger scheint in Peru im Vergleich zu anderen Ländern eine milde gewesen zu sein; besonders die Haussklaven wurden wie Mitglieder der Familie behandelt, und nicht selten sogar verhätschelt. Bei der Freilassung zogen daher besonders viele Frauen vor, in den Häusern, wo sie geboren waren, zu bleiben und baten ihre früheren Herren, sie zu behalten. Die Freigebung der Sklaven erfolgte im Jahre 1856.

Schon vor der Lostrennung Perus von Spanien wurde die Einfuhr von Sklaven unter Ferdinand VII. untersagt. Eine Cédula vom Jahre 1817 verfügte, dass jedes Sklavenschiff beschlagnahmt und der Kapitän, sowie die Offiziere mit zehn Jahren Festung bestraft werden sollten. Nach der Erklärung der Unabhängigkeit veröffentlichte der Protektor San Martin eine Verordnung, welche alle Peruaner, die nach dem 28. Juli 1821 geboren würden, für frei erklärte. Jedes Jahr sollte eine gewisse Anzahl durch das Los bestimmter Sklaven freigegeben und den Eigentümern der Wert derselben durch den Staat vergütet werden. Die Sklaven, welche in die Reihen des Patriotenheeres traten, erhielten sogleich die Freiheit. Indessen unterblieb in der Folge die Ausführung dieser Beschlüsse, und im Jahre 1835 (Dekret vom 10. März) wurde unter Santa Cruz sogar die Einfuhr von Sklaven von neuem gestattet und dauerte bis zum Falle des Protektors im Jahre 1839.

Im Jahre 1851 war der General Echenique Präsident geworden und hatte durch die in seiner Verwaltung stattgehabten Unterschleife und Vergeudung des Staatseigentums allgemeinen Unwillen erregt. Als darauf der frühere Präsident Ramon Castilla sich an die Spitze der Unzufriedenen stellte und den Feldzug begann, der 1855 zum Sturze Echiniques führte, so erliess dieser ein ähnliches Dekret wie früher San Martin, indem er allen Sklaven die Freiheit zusicherte, die in seinem Heere dienen würden. Castilla dagegen versprach, um diese Massregel seines Gegners wirkungslos zu machen, im Falle seines Sieges allen Sklaven die Freiheit, mochten sie unter ihm gedient haben oder nicht. Dieses Versprechen wurde in der Folge von der nach dem Falle Echeniques berufenen Nationalversammlung durch die neue Konstitution vom Jahre 1856 bestätigt, welche die Sklaverei für immer abschaffte. Die Herren der Sklaven wurden für den durch die Freigebung verursachten Verlust durch den Staat entschädigt, welcher für jeden Kopf ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht 300 Pesos vergütete. Den

früheren Sklavenhaltern sollte die ihnen zukommende Entschädigungssumme binnen fünf Jahren ausgezahlt werden und wurde zu diesem Ende ein Teil der Staatseinkünfte angewiesen (caja de manumision). Die Freilassung der Sklaven wurde Veranlassung zu ebenso schmählichen Unterschleifen und Betrügereien wie wenige Jahre zuvor die Regelung der inneren Schuld. Während nach den letzten Zählungen kaum 15 000 Sklaven übrig sein konnten, wurden Entschädigungen für 25 000 mit 7 560 000 Pesos bezahlt.

Seit der Aufhebung der Sklaverei ist die Zahl der Neger in stetem Abnehmen begriffen, und werden sie voraussichtlich, da keine Einwanderung mehr stattfindet, in nicht ferner Zukunft ganz verschwinden. Die noch vorhandenen gehen zum Teil durch Ausschweifungen zu Grunde, und durch Vermischung mit der übrigen Bevölkerung werden ihre Nachkommen zu Mulatten oder Zambos. Der Neger hat zwar ein ausserordentliches Kapital von Lebenskraft, allein er begnügt sich nie damit, von den Zinsen desselben zu leben, sondern giebt immer zu viel aus. Er denkt stets nur an den Augenblick, höchstens an den nächsten Tag, aber die weitere Zukunft kümmert ihn nie. Er arbeitet, wenn er muss oder die Aussicht auf Verdienst ihn lockt, mit erstaunlicher Kraft und Ausdauer; hat er sich aber etwas erworben, so giebt er sich in ebenso unermüdlicher und ausgelassener Weise seinen Vergnügungen hin, und ruht nicht eher, bis das letzte Geld ausgegeben ist. Bei einem solchen Leben hält auch die stärkste Körperbeschaffenheit nicht lange aus. Gewöhnlich ereignet es sich dann, dass sie nach einer ungewöhnlichen Anstrengung Blut aushusten, das Anzeichen, dass es nun bald mit ihnen zu Ende geht. Sie wissen das auch sehr wohl aus Erfahrung bei anderen. Aber da sie bei ihren Leichtsinn nie daran gedacht hatten, sich etwas zurückzulegen, so ist es ihnen selten möglich, sich Ruhe und Luftwechsel zu verschaffen, die einzigen Mittel, wodurch sie ihre untergrabene Gesundheit wiederherstellen könnten. Sie werden also schwindsüchtig und sterben in Spitälern.

Der Charakter der Neger ist zwar im Grunde überall derselbe, hat sich jedoch in den verschiedenen Ländern, wohin die Sklaverei ihn geführt hat, einigermassen geändert. Der Neger ist stets bemüht, seine Herren oder die Weissen, in deren Gesellschaft er lebt, nachzuahmen. Das wird ihm bei den Engländern und Amerikanern schwer, da deren Ernst seiner Natur widerstrebt und er daher von diesen nur die Rohheit annimmt. Die leutseligeren Umgangsformen der lateinischen Rassen liegen seinem Wesen näher, und sucht er sich dieselben soweit wie möglich anzueignen. Die umständliche Höflichkeit, mit welcher die

Negerfamilien sich unter einander bei ihren Besuchen behandeln, ist höchst possierlich.

Einen auffallenden Gegensatz bildet der Charakter des Negers zu dem des Indianers. Wie die Wolle des einen das Gegenteil des straffen, mähnenartigen Haares des andern ist, so unterscheiden sie sich auch in ihren Gebarung. Der Indianer ist schüchtern, zurückhaltend, misstrauisch, trübselig und schweigsam; der Neger ist dreist, mitteilsam, lustig, lachend und schwadronierend. Auch in ihrer Weise zu reden sind sie verschieden. Die Zunge des Negers ist meist zu dick, um das Spanische deutlich zu artikulieren, aber er macht seinen grossen Mund immer weit auf, schreit, jauchzt und ist kaum imstande leise zu sprechen. Der Indianer erhebt nur selten seine Stimme und spricht stets mit zusammengepressten Zähnen. Drei Neger, die sich zusammen unterhalten, machen mehr Lärm als zwei Dutzend Indianer.

Es scheint, der Neger gedeiht am besten und fühlt sich auch am wohlsten, wenn er in einem dienenden Verhältnisse zum Weissen steht und von diesem gerecht und freundlich behandelt wird. Er erkennt dann ohne Hass dessen Überlegenheit an und fügt sich ohne Murren in den bescheidenen Platz, den ihm die Natur in der Stufenleiter ihrer Wesen angewiesen hat. Er ist ergeben und treu wie ein Hund, und viele Beispiele sind bekannt, wo sich Sklaven für ihre Herren aufopferten. Erfährt er jedoch eine harte und schnöde Behandlung, so gewinnen die wilden Instinkte in seinem Wesen die Oberhand, er wird tückisch und grausam und sucht sich für die erlittene Zurücksetzung am Schicksal zu rächen. Seit dem grauen Altertume sehen wir die schwarzen afrikanischen Stämme nach einander mit allen Kulturvölkern in Verbindung treten, aber immer treffen wir ihre Angehörigen in derselben Lebensstellung als Sklaven und Diener. Das Beispiel der vorgerückteren Nationen regte sie nie zum Nacheifer an und sie scheinen seit Jahrtausenden im gleichen Zustand von Rohheit verharrt zu haben. Angesichts dieser geschichtlichen Erfahrung und den Beobachtungen, die man in den ehemaligen Sklavenstaaten machen kann, ist man zu der Annahme berechtigt, dass die schwarze Rasse in ihrem unvermischten Zustande der Civilisation unzugänglich ist. Dass einzelne Individuen grössere Begabung gezeigt haben, vermag an diesem Urteil nichts zu ändern.

Dabei ist aber doch der afrikanischen Rasse in der Entwickelung des Menschengeschlechts eine einflussreiche und bedeutende Aufgabe zugefallen, die sie allerdings ohne ihren Willen und ihr Wissen erfüllt, die aber darum nichts von ihrer Wichtigkeit verliert. Eine geringe Beimischung von schwarzem Blut verringert die geistige Befähigung der

weissen Rassen nicht, scheint im Gegenteil sie in manchen Richtungen zu erhöhen; zugleich aber bedingt sie eine Umwandlung im Organismus, welche ihnen gestattet, in heissen Klimaten zu leben, ohne dass die körperlichen und geistigen Kräfte darunter leiden. Beispiele dieser Thatsache bieten die begabtesten Nationen, wie Araber, Juden, Phönizier und die andern semitischen Völker. In Amerika scheinen die Neger berufen zu sein, eine ähnliche Rolle zu spielen. Die Europäer vermögen zwar im tropischen Klima zu leben, aber nur als Herren, und auch so verlieren sie schon in der zweiten Generation viel von ihrer früheren Thatkraft. Sie sind also nicht die Rasse, welche die weiten Regionen zwischen den Wendekreisen zu kultivieren vermag. Dazu ist ein neues Geschlecht erforderlich, eine Rasse, die zugleich körperliche Widerstandskraft und geistige Regsamkeit besitzt, und den Zuschuss von physischer Kraft, welche durch Hitze nicht leidet, müssen die Neger liefern. Natürlich erfordert eine Durchdringung verschiedener Rassenelemente lange Zeit aber der Anfang ist in Peru doch schon gemacht, wie wir im folgenden Abschnitt sehen werden.

Die Mischlinge.

Durch das Zusammenleben der drei bis jetzt betrachteten Rassen ist eine gemischte Bevölkerung entstanden, die stetig zunimmt, während die reinen Rassen sich vermindern. Von der Negerrasse wurde bereits bemerkt, dass sie voraussichtlich binnen kurzer Zeit verschwinden werde; die altspanischen Kreolen haben gleichfalls zum grossen Teil schon anderes Blut in sich aufgenommen, und die rein weisse Bevölkerung besteht gegenwärtig fast ausschliesslich aus den Einwanderern der verschiedenen europäischen Nationen. Auch die reinen Indianer im Innern nehmen an Zahl ab, indem durch Vermischung mit Mestizen weisses Blut, wenn auch nur in kaum merklicher Menge, allmählich in sie eindringt. Die Vermischung der Rassenelemente ist bis jetzt allerdings noch nicht weit fortgeschritten, und es wird noch lange dauern, ehe sich ein einigermassen gleichförmiger Menschenschlag herausbildet. Ehe dies geschehen ist, lässt sich nicht sagen, dass die Peruaner ein Volk sind, bis jetzt bilden sie bloss eine Bevölkerung.*)

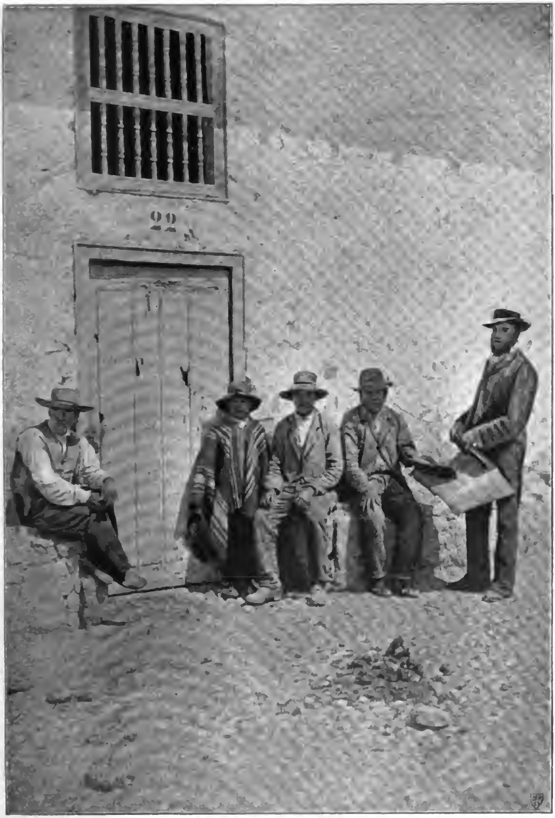
*) In der denkwürdigen Unterredung, welche zwischen Bolivar und San Martin in Guayaquil stattfand (26. Juli 1822) sagte der erstere unter anderem: »Weder wir noch die auf uns folgende Generation werden den Glanz der Republik sehen, die wir im Begriff sind zu gründen. Mir erscheint Amerika wie eine Larve; es wird sich eine Umwandlung in der physischen Beschaffenheit seiner Bewohner vollziehen, ein neues Geschlecht wird sich aus der Vermischung aller Rassen herausbilden und am Ende

In früheren Zeiten unterschied man die verschiedenen Mischungsverhältnisse sehr sorgfältig, und jede hatte einen besonderen Namen, wie dies aus der folgenden Tafel ersichtlich ist. Wir bemerken dazu, dass die Bezeichnung »Kreole« von dem spanischen Worte criollo abgeleitet ist, welches ganz im allgemeinen etwas im Lande Geborenes, Gewachsenes, Gebräuchliches bezeichnet und von Menschen, Tieren, Pflanzen und sogar von Speisen gesagt wird.

Vater:	Mutter:	Kind:
Europäer	Europäerin	Weisser Kreole
Kreole	Kreolin	Weisser Kreole
Weisser	Indianerin	Mestize
Weisser	Mestizin	Weisser Mestize
Weisser	Negerin	Mulatte
Weisser	Mulattin	Quarteron
Weisser	Quarteronin	Quinteron
Weisser	Quinteronin	Weisser
Neger	Indianerin	Chino
Ausartungen oder Abarten der ersten Mischlinge, sogenannte Salta-atras.		
Neger	Mulattin	Zambo
Neger	Zamba	Dunkler Zambo
Neger	Dunkle Zamba	Neger
Neger	China	Zambo
Mestize	Indianerin	Cholo

Gegenwärtig haben diese Unterscheidungen nur eine theoretische Bedeutung, sind jedoch in Wirklichkeit nicht mehr anwendbar. Die Kreuzungen haben sich so oft wiederholt und in so verschiedenen Richtungen, dass es unmöglich ist, zu sagen, in welchem Verhältnis das Blut der drei Rassen in den einzelnen Individuen enthalten sei. Vermischung bloss zwischen Weissen und Schwarzen ist schon deshalb sehr selten, weil fast die gesamte altspanische Bevölkerung etwas indianisches Blut in sich aufgenommen hat. Man teilt daher im allgemeinen die Mischlinge in zwei grosse Klassen, je nachdem die krause oder lockige Beschaffenheit des Haares schwarze Abkunft zu erkennen

ein einheitliches Volk werden«. (Vida de Bolivar von Larrazábal, 1. Band p. 159) Die Bildung eines Volkes aber erfolgt nicht so rach, wie es Bolivar in seiner patriotischen Begeisterung wünschte und darum für möglich hielt. Um verschiedene Rassen so innig zu verschmelzen, dass sie eine einheitliche Nation bilden, bedarf es Jahrhunderte, vieler Jahrhunderte.



Mestizen oder Cholos.

(S. 234.)

giebt, oder das straffe Haar und die übrige Gesichts- und Körperbildung anzeigt, dass nur eine Vermischung weissen und indianischen Blutes mit Vorwiegen des letzteren stattgefunden hat. Die ersteren werden Zambos genannt, die letzteren Cholos. Von den Cholos werden noch die Chinos unterschieden, welche allerdings auch das straffe Indianerhaar haben, bei denen aber eine leichte Wellung desselben, sowie eine dunklere Hautfarbe andeutet, das auch etwas schwarzes Blut bei ihrer Zusammensetzung mitgewirkt hat.

Unter all diesen Mischlingen giebt es unendliche Abstufungen und, besonders unter den Frauen werden die kleinsten Unterschiede in Haar und Haut genau beobachtet, und jede Verbesserung als eine Stufe betrachtet, um welche sie sich den Weissen nähern. Vorzüglich gilt dies von Mulatten und Zambos. Viel Indianerblut zu haben, setzt niemanden in seiner Selbstschätzung herab, denn es konnte möglicherweise ja Incablut gewesen sein und Abstammung von den früheren Adligen und Herren des Landes beweisen. Aber die Neger waren Sklaven, und die Verachtung, mit der man vor noch nicht gar langer Zeit auf sie herabblickte, wirft noch jetzt einen Schatten auf die gesellige Stellung aller derjenigen, bei denen die Spuren dunkler Verwandtschaft zu deutlich sind.

In Ehen zwischen Personen von mehrfach gekreuzter Abstammung fördern die rätselhaften Gesetze der Erblichkeit mitunter sehr unliebsame Erscheinungen zu Tage. Auch wenn beide Eltern weiss sind, so haben ihre Kinder selten gleiche Hautfarbe, und unterscheiden sich auch sonst untereinander in auffallender Weise, indem in der Gesichtsbildung neben den Familienzügen noch Rassezüge zum Vorschein kommen, welche jene überwiegen. Wie es sich bei uns öfters ereignet, dass Kinder nicht ihren Eltern, sondern ihren Onkeln, Tanten oder Grosseltern gleichen, so auch hier; auch hat man gegen eine Ähnlichkeit mit dem Grossvater gewöhnlich nichts einzuwenden, allein es ist in Peru nicht immer angenehm, an seine Grossmutter erinnert zu werden. Zuweilen kommen Rückfälle vor, wie sie Darwin bei Edeltauben beobachtete. wo nach Hunderten von Generationen wieder die bläuliche Farbe und die dunklen Flecken der ursrprünglichen Wildtaube erschienen. Ich erinnere mich der Familie eines deutschen Setzers, der in der Druckerei einer Zeitung arbeitete. Er war mit einer hübschen hellen China verheiratet, und seine Frau hatte schönes, langes fast schlichtes Haar. Vier seiner Kinder waren ihm ähnlich, hatten etwas gelbliche Gesichter und blonde glatte Haare. Das jüngste Kind war ganz weiss, hatte aber Negerzüge und rötliches Wollhaar.

Die Mulatten und die ihnen ähnlichen Zambos stehen den Negern hinsichtlich ihres Körperbaues und ihrer physichen Kräfte nach, sind ihnen dagegen in geistiger Beziehung weit überlegen. Sie besitzen lebhafte Einbildungskraft, Redegabe, Anlage zur Poesie und Musik und handliche Geschicklichkeit. Viele der fähigsten Leute in Peru haben schwarzes Blut, und manche einen ganz merklichen Anteil.*) Die Handwerker in Lima sind zum grossen Teil Zambos, sie sind anstellig, lernen schnell die Handgriffe und sind auch ziemlich fleissig. Sie sind



Zamba, Mischrasse von europäischem, indianischem und Negerblut.

sich ihrer Fähigkeiten bewusst und ehrgeizig, betrachten daher nicht wie der stumpfsinnige Neger die bevorzugte Lebensstellung der Weissen mit brutaler Gleichgiltigkeit, sondern empfinden sie als eine Ungerechtigkeit und Kränkung des Schicksals. Daher blicken sie im allgemeinen auf alle, die hinsichtlich der Farbe über ihnen stehen, mit nagendem

*) Auch Bolivar, der Befreier, war von gemischter Abstammung, und Monteagado, der zwar verworfene, aber aber höchst fähige Minister San Martins.

Neid, verachten die Neger und hassen die Weissen. Der lebhafteste Wunsch der Weiber ist, dass ihre Kinder sich in Farbe verbessern, und da sie nicht erwarten können, dass ein auf der Leiter der Gesellschaft über ihnen Stehender sie heiratet, so ziehen sie das Konkubinat mit einem Weissen einer rechtmässigen Verbindung mit ihres Gleichen vor. Andere suchen sich in geistiger Beziehung zum Range der weissen Frauen zu erheben, da ihnen die Natur die körperliche Gleichstellung versagt hat. Sie werden Mitglieder religiöser Vereine, widmen sich



Mestizin oder Chola mit ihrem Kinde.

täglichen Bet- und Bussübungen und sind fromm und keusch aus Hoffart. Der Abstand zwischen dem frömmelnden Stolz einer Zamba und der wirklichen Demut einer Chola ist höchst auffallend.

Die Cholos, die nur wenig weisses Blut haben, stehen wie in ihrem Äusseren, so auch in ihrem Wesen den Indianern nahe, sind aber etwas geweckter, und auch nicht so schüchtern und misstrauisch. Die aus dem Hochlande stammenden, dunklen Mischlinge haben vor den reinen Indianern noch voraus, dass sie die spanische Sprache reden, oder doch verstehen. Sie haben aber alle eine sonderbare, fehlerhafte Aussprache,

die sie nicht ablegen, auch wenn sie noch so lange an der Küste leben, und deren hervorstechendste Eigentümlichkeit darin besteht, dass sie die Vokale o und u, sowie e und i beständig verwechseln, da diese in der Kechuasprache nicht deutlich von einander unterschieden werden.

Die Cholafrauen und Mädchen trachten nicht wie die Zambos danach, durch Verbindung mit Weissen die Farbe ihrer Kinder zu verbessern, sondern halten sich lieber zu Männern ihrer Klasse. In der Regel werden die Weiber von ihren Männern geprügelt, und zwar oft



Mestizen oder Cholas bei der Morgentoilette.

und gründlich, sind aber mit dieser Behandlung einverstanden, da sie als ein Zeichen ehelicher Zuneigung gilt.*) Gewöhnlich jedoch ist der Grund der Zwistigkeiten nur der angetrunkene Zustand, in welchem sich der Mann oder die Frau oder beide Gatten befinden. So roh auch die Misshandlungen sein mögen, die man mitunter zu sehen bekommt,

*) Eine scherzhafte Anekdote erzählt, dass einst eine junge Chola ihren Mann verliess und zu ihren Eltern zurückkehrte. Vom Pfarrer des Ortes zur Rede gestellt und nach der Ursache ihrer Flucht befragt, gab sie an, ihr Mann behandle sie mit Gleichgiltigkeit, es sei über acht Tage her, dass er sie nicht geschlagen habe.

so ist es doch nicht geraten, sich in solche Streite zu mischen; denn der Menschenfreund, der aus Entrüstung oder Mitleid sich der Frau annehmen will, erntet nur Undank. Die am Boden liegende erhebt sich dann alsbald, macht ohne weitere Versöhnung mit ihrem Peiniger gemeinschaftliche Sache und fällt mit ihm über ihren Beschützer her. Die Cholas sind meist gleichgiltiger und etwas verdrossener Gemütsart. Es ist interessant und besonders bei den Mädchen auffallend, wie sich ihr Charakter ändert, sobald sie einen geringen Zuschuss von schwarzem



Mestizen oder Cholos aus dem Innern des Landes.

Blut erhalten. Die Augen werden grösser, der Blick lebhafter, die Sprache geläufiger und alle Körperbewegungen rascher und behender.

Die geeignetsten Orte, um die Fortschritte der Rassenvermischung zu beobachten, sind die städtischen Schulen und Waisenhäuser. Wenn man hundert kleine Knaben und Mädchen auf den Stufen des Klassenzimmers sitzen sieht, so hat man eine Musterkarte aller möglichen Schattierungen vor sich: ein paar kohlschwarze Bengel, ebenso viele flachshaarige von deutscher oder englischer Abstammung, und um sie herum die grosse Masse von krausen und lockigen Köpfen mit helleren

oder dunkleren Gesichtern. Unter den Mädchen giebt es viele hübsche mit grossen lebhaften Augen. Die Augen der Neger sind unschön, da das Weiss derselben gewöhnlich blutunterlaufen oder schmutzig ist, und das Braune so dunkel, dass man die Pupille nicht deutlich sieht. Bei den Zambas werden die Augen um so reiner, je heller ihre Farbe und sind dann gewöhnlich glänzend und ausdrucksvoll.

Wenn man unter den jungen hellen Mischlingen viele hübsche, und noch mehr pikante und anziehende Gesichter antrifft, so sind die dunklen alten das Hässlichste, was sich überhaupt vorstellen lässt. Steht man an einem Sommerabend auf der Brücke auf einem der Ruheplätze über den Pfeilern, und betrachtet alle die schmutzfarbenen ungewaschenen Köpfe mit den wüsten Haaren und die dazu gehörenden mageren Körper in abgetragenen, schmierigen und staubigen Kleidern, so kommt es einem vor, als sähe man den Abfall des Menschengeschlechts an sich vorüberziehen. Geht dann die Sonne unter, so erglühen die scharfgeschnittenen Umrisse der Berge in tiefem Purpur-Violett und es entsteht ein Bild von wunderbarer Pracht, mit welchem die Staffage des Vordergrundes in der That einen seltsamen Kontrast bildet.

Die Chinesen.

Nachdem die Einfuhr von Negern in Peru untersagt worden war, begann schon vor Aufhebung der Sklaverei auf den grossen Gütern (haciendas) sich ein Mangel an Arbeitern fühlbar zu machen, besonders als man anfing, sich in ausgedehnter Weise mit der Kultur des Zuckerrohres zu beschäftigen. Die willkommenste Abhilfe dieses Übels wäre eine zahlreiche weisse Einwanderung gewesen, allein einer solchen standen unübersteigliche Hindernisse entgegen. Denn einmal bot sich in Peru dem europäischen Ansiedler nicht dieselbe Aussicht, sich eine unabhängige Stellung zu erwerben, wie in den Vereinigten Staaten; sodann liess sich nicht erwarten, dass Weisse sich auf die Dauer gutwillig derselben Arbeit unterziehen würden, die bisher nur von Negern verrichtet worden war, auch schien es im Interesse der Herren selbst nicht einmal statthaft, Angehörige der ersten Rasse mit denen der letzten auf gleichen Fuss zu stellen. Endlich aber kann überhaupt der Europäer nicht lange auf dem Felde in der Sonne arbeiten, ohne dass er vom Fieber ergriffen und seine Gesundheit untergraben wird. Man musste sich daher in anderen Ländern nach Einwanderern umsehen, und die Blicke der Pflanzer richteten sich nach China. Dort fand sich eine ungeheuere, an Feldarbeit und Hitze gewöhnte Bevölkerung, und

dabei liess sich bei der grossen Armut derselben annehmen, dass viele sich ohne grossen Widerwillen zum Verlassen ihres Landes entschliessen würden.

Im Jahre 1849 legte die Regierung dem Kongresse einen Gesetzvorschlag zur Beförderung der Einwanderung vor, und die Versammlung beschloss (17. November) jedem Unternehmer, der Ansiedler anwerben und nach Peru bringen würde, eine Prämie von 30 Pesos für den Kopf zu bewilligen. Noch zu Ende desselben Jahres langten darauf die ersten chinesischen Kontrakt-Emigranten an. Von 1850—1853 landeten 2516 Kulis, worauf die früher erwähnte Prämie wieder aufgehoben wurde. Bis zum Jahre 1860 betrug die Gesamtzahl der nach Peru eingeschifften Chinesen in runder Zahl 15 000, wovon aber nur etwa 13000 anlangten, und die übrigen unterwegs umkamen. Von 1860 an nahm die Einwanderung allmählich zu, und betrugen die Einschiffungen bis zum Jahre 1874, in welchem die Auswanderung untersagt wurde, im ganzen 82 629, wovon 7677 oder 11 pCt. auf der Reise starben, mithin 74 952 lebend in Callao ankamen. Die nachstehende Tabelle giebt eine Übersicht der gesamten Einwanderung während dieses Zeitabschnittes:

			Tote	Angekommene
Von 1850 bis 1859	ungefähr	15 000	2000	13 000
1860	genau	2 007	594	1 413
1861	»	1 860	420	1 440
1862	»	1 726	718	1 008
1863	»	2 301	673	1 628
1864	»	7 010	600	6 410
1865	»	4 794	254	4 540
1866	»	6 543	614	5 929
1867	»	2 400	216	2 184
1868	»	4 732	466	4 266
1869	»	3 066	75	2 991
1870	»	7 917	373	7 544
1871	»	12 526	741	11 812
1872	»	19 505	1114	13 341
1873	»	7 303	732	6 571
1874	»	3 939	114	3 825
In 25 Jahren		97 629	9677	87 952

Da zwischen Peru und China damals noch kein Handelsvertrag bestand, so konnten die Auswanderer oder Kulis nicht aus einem

chinesischen Hafen ausgeführt werden, sondern alle wurden in der portugiesischen Kolonie Macao eingeschifft. Die Anwerbung derselben geschah durch chinesische Agenten und der Abschluss der Kontrakte unter Aufsicht der portugiesischen Behörden. Die peruanischen Auswanderungsagenten hatten in Macao grosse Baracken, in welchen die Kulis nach ihrer Ankunft aus dem Innern bis zur Einschiffung unentgeltlich logiert und ernährt wurden. Chinesische Werber durchzogen die Provinzen und verlockten junge Leute durch Überredung, Versprechungen und Betrug. Die Angeworbenen wurden nach ihrer Ankunft in Macao durch die Hafenpolizei untersucht, und darauf nach den Baracken gebracht. Vor der Einschiffung wurden sämtliche Mannschaften auf das Auswanderungsamt geführt, und dort im Beisein des Agenten, des Kapitäns und eines portugiesischen Beamten von zwei Ärzten untersucht, und in Folge dieser Untersuchung immer eine grosse Anzahl zurückgewiesen. Die Angenommenen wurden in Baracken der Regierung geführt und blieben daselbst drei Tage, um ihre Kontrakte abzuschliessen und zu unterschreiben. Diejenigen, welche die angebotenen Bedingungen nicht annehmen wollten, durften sich ungehindert entfernen, in welchem Falle die Agenten die gemachten Auslagen verloren. Beim Abschluss des Kontraktes erhielt jeder Kuli einen baren Vorschuss von acht spanischen Thalern und unentgeltlich zwei vollständige Anzüge, zwei wollene Decken, ein Kopfkissen und Geschirre zum Abholen der Speisen. Die Kontrakte wurden gezeichnet vom Vorstand des Auswanderungsamtes, dem Staatsanwalt der Kolonie, dem Agenten, dem Dolmetscher, dem Auswanderer und dem peruanischen Konsul, und zwar doppelt, indem ein Exemplar dem Auswanderer ausgehändigt wurde, während das zweite in den Händen des Kapitäns blieb. In dem Kontrakte erklärte der Kolonist, dass er sich aus freien Stücken verbindlich mache, während acht Jahren (anfangs waren es nur fünf) sich allen Arbeiten zu unterziehen, die derjenige, auf den der Kontrakt übertragen würde, von ihm verlangte, gegen einen Lohn von monatlich vier spanischen Thalern, von welchem der bereits empfangene Vorschuss in Abzug gebracht wurde. Der Agent verpflichtete sich, dem Kontraktmann Wohnung, Nahrung, Kleidung, ärztliche Hilfe während der Reise und während der Dauer seiner Dienstzeit unentgeltlich zu liefern. Der Kontrakt durfte nach seinem Ablauf nicht erneuert werden, und es war besonders festgesetzt, dass der Kolonist nicht zum Verladen des Guanos verwendet werden sollte.

Zur Überfahrt der Kulis nach Peru hatten sich mehrere Reeder-Gesellschaften gebildet, deren grosse schnellsegelnde Schiffe eigens für

Auswanderungsreisen gebaut und aufs Zweckmässigste eingerichtet waren. Das Zwischendeck war $6^1/_2$ Fuss hoch, die Schlafstellen zwei Fuss breit. Sie führten gutes Wasser in eisernen Behältern und waren in allen Teilen ausgezeichnet gelüftet. Jedes Schiff hatte zwei Dolmetscher und einen oder zwei Ärzte. Gleich nach der Abreise wurden die Passagiere in militärischer Weise geordnet, in Brigaden von je 50 Mann geteilt und jede Brigade in Gruppen von je zehn. Jede Brigade erhielt einen Hauptmann, dem vier Thaler in Macao und ebensoviel nach der Ankunft in Callao vergütet wurden. Jede Gruppe hatte ihren Vormann, welcher das Abholen der Speisen und die Reinigung des Geschirres besorgte, ausserdem einen Wäscher und einen Zeugflicker. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung ernannte man aus der Mitte der Auswanderer einen Oberaufseher, dessen Ansehen man in den Augen seiner Landsleute durch sehr rücksichtsvolle Behandlung zu erhöhen suchte. Ein Dutzend Leute wurden als Köche angestellt mit drei Thaler Lohn, und ebenso viele als Proviantmeister mit zwei Thalern. Dreissig bis vierzig mussten den Matrosen bei den Deckarbeiten helfen. Alle drei Tage wurden die Kleider gewechselt und alle mussten baden. Die tägliche Nahrung bestand aus $1^1/_2$ Pfund Reis, $^1/_4$ Pfund Bohnen, $^1/_3$ Pfund gesalzenem Fisch, $^1/_4$ Pfund frischem oder gesalzenem Fleisch, konservierten Gemüsen, Thee, Wein und Branntwein. Der Thee wurde allen während des Tages statt Wasser als Getränk gereicht. Alle Tage musste ein grosses Glas Limonade getrunken werden zum Schutz gegen Skorbut; jeden Tag wurde das Schiff vom Arzt, dem Steuermann und dem Dolmetscher besichtigt.

Diese Schiffe machten schnelle Reisen, hatten wenig Tote und die Passagiere sahen bei ihrer Ankunft gesund und heiter aus. Aber freilich ging es auf vielen anderen nicht in derselben Weise zu. Ehe sich die Reeder überzeugten, dass die Rücksichten der Menschlichkeit und ihr Vorteil zu denselben Massregeln rieten, kamen schwere Missbräuche vor. Die grossen Schiffe wurden erst später gebaut, und reichten auch dann nicht immer zur Beförderung der Auswanderer aus; es mussten daher daneben, und besonders im Anfang, viele andere Schiffe gemietet werden, welche zu niedrige Zwischendecke hatten, und auf denen die Kulis in grossen Massen zusammengepackt und abgesperrt wurden, bei schlechter ungenügender Kost, und so harter Behandlung wie meist auf den afrikanischen Sklavenschiffen.

Der Verfasser hat oft Gelegenheit gehabt, chinesische Auswandererschiffe zu besuchen, und kann Zeugnis ablegen von der guten Behandlung, welche die Kulis besonders in späterer Zeit erfuhren, hat aber

auch einzelne Beispiele der schlimmsten Art gesehen. Im Jahre 1856 kam ein. Schiff in den Hafen von Arica, welches Chinesen als Arbeiter für die Eisenbahn brachte, die damals von dem Hafen nach Tacna gebaut wurde. Der Verfasser wurde als Médico titular (Physikus) der Provinz an Bord geschickt, um über den Zustand der Passagiere Bericht zu erstatten. Das Schiff hatte 180 Tage Reise gehabt, und während dieser Zeit waren von den 600 in Macao eingeschifften Kulis etwas mehr als die Hälfte gestorben. Von den Überlebenden waren 18 unterwegs erblindet, und etwa ebenso viele litten an einer mehr oder weniger fortgeschrittenen Augenerkrankung. Diese bestand in einer Entzündung und Eiteransammlung in der vorderen Augenkammer mit Erweichung und Durchbruch der Hornhaut, ganz so wie sie der Physiolog Flourens zuerst bei den Versuchstieren beobachtete, die er mit stickstoffloser Nahrung gefüttert hatte. In dem vorliegenden Falle konnte man einen ähnlichen Grund annehmen, da die Passagiere während sechs Monaten nichts als Reis und Wasser bekommen hatten, und der Reis, wie bekannt, unter den Cerealien die stickstoffärmste Kornfrucht ist. Ausser diesen Ganz- und Halbblinden gab es noch eine Anzahl Unglücklicher, die von scheusslichen Geschwüren zerfressen halb nackt in Käfigen auf dem Verdeck lagen. Es befanden sich zwei englische Ärzte an Bord, von denen der eine Leibarzt des Königs von Siam gewesen sein wollte, aber man hatte keine Arzneimittel; denn die Ärzte hatten die Medizinkiste in Macao heimlich ans Land geschickt und verkaufen lassen. Der Kapitän und die Doktoren lebten in Unfrieden, aber da alle drei dem Trunke ergeben waren, so versöhnten sie sich jeden Abend, um sich zusammen zu berauschen.

Am Abend nach der Ankunft des Schiffes sprangen fünf Chinesen über Brod, um sich zu ertränken. Drei fanden den Tod, aber zwei wurden wieder aufgefischt. Am nächsten Tage liess der Kapitän durch den Dolmetscher eine chinesische Bekanntmachung an den grossen Mast anschlagen, in welcher jeder Selbstmordversuch mit 100 Peitschenhieben bedroht wurde, worauf man diese Strafe an den beiden Geretteten sofort vollzog. Die Unglücklichen hatten mehr Furcht vor der Peitsche als vor dem Tode; denn so lange das Schiff in Arica lag, sprang niemand mehr ins Wasser. Da das Schiff zu spät von China abgefahren war und eine zu lange Reise gehabt hatte, so war es nicht mehr rechtzeitig in Arica angekommen. Die Eisenbahn war beinahe fertig und man brauchte die Chinesen nicht mehr, verkaufte sie daher nach den Chincha-Inseln als Arbeiter bei der Guanoverladung,

War ein chinesisches Auswandererschiff in Callao angekommen, so

wurden die Kulis an die Pflanzer verkauft, d. h. die von ihnen unterschriebenen Kontrakte wurden gegen eine an die Reeder zu vergütende Entschädigung von dem Agenten auf andre Personen übertragen, wodurch diese für die Zeit von acht Jahren eine ebenso vollständige Gewalt über die Kulis erhielten, als früher die Sklavenhalter über die Neger. Der Preis eines Chinesen war anfangs 300, später 400 Pesos. Ob es ihm während seiner Dienstzeit wohl oder übel erging, war ebenso wie die gute oder schlechte Überfahrt eine Sache des Glücks. In einigen Zuckerpflanzungen wurden die Kulis milde behandelt, in anderen mit grausamer Härte. Indes lies sich nicht immer sagen, dass die Strenge grundlos gewesen sei; denn oft waren die Kulis von den chinesischen Werbern aus der Hefe des Volkes zusammengelesen worden, und bestanden aus Gaunern und Verbrechern. Traf nun diese verdiente Strafe, so mussten, wie gewöhnlich unter solchen Umständen, mit den Schuldigen auch die Unschuldigen leiden, und diese wurden durch Ungerechtigkeit zur Verzweiflung oder Rache getrieben, zur Flucht, zur Selbstentleibung oder Ermordung des Pflanzers und seiner Aufseher. Auch im besten Falle war das Loos des chinesischen Kontraktmannes hart, denn er musste das ganze Jahr über zwölf Stunden täglich, und zuweilen noch länger, angestrengt arbeiten und hatte dabei nur drei Ruhetage, die ersten des neuen Jahres nach chinesischer Zeitrechnung. Er konnte sich bei niemandem über erlittenes Unrecht beklagen, denn der Staat half nur dem Eigentümer, wenn diesem sein Diener entfloh, aber schützte den Diener nicht gegen die Misshandlungen seines Herrn.

Durch Vermittlung des nordamerikanischen Ministers hatten chinesische Kolonisten schon zweimal von Perú aus Eingaben an ihre Regierung gerichtet, in welchen sie über die an ihnen verübten Grausamkeiten Klage führten und um Schutz baten, als sich ein Fall ereignete, welcher die englische Regierung veranlasste, sich gegen den Kulihandel zu erklären und auch die portugiesische Regierung zu bestimmen, ihm den Hafen von Macao zu verschliessen.

Die peruanische Bark »Maria Luz«, unter Befehl des peruanischen Kapitäns D. Ricardo Herrera war am 28. Mai 1872 von Macao ausgelaufen mit 225 für Callao bestimmten chinesischen Emigranten, traf stürmisches Wetter, und sah sich zur Ausbesserung der erlittenen Schäden genötigt, in dem japanischen Hafen Kanagara bei Yokohama Schutz zu suchen, wo sie am 10. Juli zu Anker kam. Drei Tage nach der Ankunft des Schiffes schwamm einer der Chinesen nach dem in der Bai liegenden englichen Kriegsschiff Iron Duke, wurde von der Mannschaft aufgefischt und vom Kommandanten zum englischen Konsul ans

Land geschickt. Dieser übergab den Flüchtling den japanischen Behörden, welche ihn wieder an die Maria Luz zurücklieferten. Das Schiff hatte seine Ausbesserung beendigt, und war im Begriff wieder in See zu gehen, als am 2. August der englische Geschäftsträger Robert Grant Watson während der Abwesenheit des Kapitäns an Bord erschien, das Schiff besichtigte und die Chinesen über die erfahrene Behandlung befragte. Hierauf richtete er eine Note an die japanische Regierung, worin diese aufgefordert wurde, sich dem Unfug des Kuli-Handels zu widersetzen, und nicht zu dulden, dass man die Gastfreundschaft ihres Landes zum Nachteil einer befreundeten Nation missbrauche. Die japanischen Behörden legten infolgedessen Beschlag auf die Papiere der Maria Luz, liessen die Chinesen ans Land bringen und verurteilten den Kapitän zu einer Strafe von hundert Peitschenhieben, die ihm jedoch auf Verwendung der fremden Konsuln erlassen wurde.

Die englische Regierung billigte die Schritte ihres diplomatischen Vertreters in Japan und vermochte im Laufe des nächsten Jahres die portugiesische Regierung sich gegen die Ausfuhr von angeworbenen Kulis zu erklären. Am 27. Dezember 1873 erliess der Gouverneur der Kolonie Macao, Visconde de San Januario ein Dekret, wodurch nach Ablauf von drei Monaten die Auswanderung aus dem Hafen untersagt wurde und im März 1874 wurden die letzten Chinesen nach Peru eingeschifft.

Die Einmischung des englischen Geschäftsträgers war allerdings eigenmächtig, die Billigung derselben durch seine Regierung eine Verletzung der Rechte eines befreundeten Landes und möglicherweise, wie von peruanischer Seite geltend gemacht wurde, waren nicht ausschliesslich Rücksichten der Menschlichkeit die sie leitenden Beweggründe; immerhin hat ihr Einschreiten vielen tausenden armer Chinesen schwere Leiden erspart. Denn was man auch zu gunsten und zur Verteidigung der peruanischen Pflanzer anführen kann und mag, die Zahlen des Census von 1876 enthalten eine Anklage, von welcher man vergeblich versuchen wird, sie zu entlasten. Es fanden sich hiernach in Peru zwei Jahre nach Untersagung der Einwanderung von den in 24 Jahren in Callao gelandeten 87 952 jungen Leuten nur noch 49 668, mithin waren über 42 pCt. gestorben.

Hatte sich nun die englische Regierung im Falle der Maria Luz einen unbefugten Eingriff erlaubt, so waren die Japanesen durch ihr barsches Verfahren doch noch weiter gegangen und hatten sich ohne triftige Veranlassung eine ernstliche Schädigung peruanischer Bürger und Interessen zu Schulden kommen lassen. Es wurde daher von Peru eine Gesandschaft nach Japan abgeordnet, welche den Auftrag

hatte, von der dortigen Regierung Schadenersatz für die Reeder der Maria Luz zu verlangen und darauf einen Handelsvertrag mit Japan abzuschliessen, sodann sich nach China zu begeben, um auch mit der Regierung dieses Landes über einen ähnlichen Vertrag zu unterhandeln. Mit dieser schwierigen Sendung wurde der Kapitän zur See D. Aurelio Garcia betraut, welcher sich seiner Aufträge mit Geschick entledigte. Die Angelegenheit der Maria Luz wurde einem Schiedsgerichte unterworfen und der Kaiser von Russland gebeten, die Rolle des Unparteiischen zu übernehmen. Der Vertrag mit Japan stiess darauf auf kein weiteres Hindernis; in China jedoch erhob die Regierung anfangs Bedenken, die aber auch überwunden wurden, und am 26. Juni 1874 unterzeichnete der Kapitän Garcia in Tientsin einen Freundschafts-, Handels-, und Schiffahrts-Vertrag, welcher am 17. Mai 1875 in Tokei bestätigt wurde.

Die wichtigste Übereinkunft war für Perú die Erlaubnis der freien Auswanderung aus China, welche im § 6 in folgender Weise ausgesprochen wurde: »Die Bürger Perús und Unterthanen des chinesischen Reichs dürfen sich ungehindert aus einem Lande in das andere begeben, sei es vorübergehend zum Vergnügen, zu Handelszwecken, oder als Arbeiter, sei es, um sich dauernd niederzulassen. Die beiderseitigen hohen Regierungen kommen daher dahin überein, dass die Bürger und Unterthanen beider Staaten nur freiwillig und mit ihrer vollen Zustimmung auswandern und missbilligen jede andere Auswanderung, sowie auch alle gewaltsamen und betrügerischen Massregeln, welche bei Anwerbung chinesischer Auswanderer angewendet werden könnten, sowohl in Macao, als in den übrigen chinesischen Häfen.«

In Perú hatte man an den Abschluss des Handelsvertrages von Tokei grosse Hoffnungen geknüpft, die sich jedoch in der Folge nicht erfüllten. In China meinte man es mit der freien Auswanderung ernstlich, während man in Peru nur darauf bedacht war, in neuer Form und unter anderem Namen das alte Kontraktwesen fortzusetzen. Zu diesem Ende schloss die Regierung eine Übereinkunft mit dem nordamerikanischen Handelshause Oliphant & Co. in Hongkong ab, wodurch sich diese Firma verpflichtete, gegen eine Unterstützung von $ 160 000 eine regelmässige Linie von Dampfern zwischen China und Callao einzurichten und in den ersten fünf Jahren 28 Reisen zu thun.

Der erste Dampfer der Kompagnie, die Perusia, lag reisefertig und die sogenannten freien Auswanderer waren angeworben, indem der Agent die Überfahrt für sie bezahlte, als auf Anstiften der englischen Behörden in Hongkong die chinesische Regierung erklärte, dass nur diejenigen als

freie Auswanderer zu betrachten seien, die ihre Überfahrt selbst bezahlten. Zugleich liess sie die chinesischen Agenten der Kompagnie gefangen setzen und die angeworbenen Kulis auseinander treiben. Darauf erschien eine Verkündigung des Statthalters der zwei Provinzen Kwang, Lu, in welcher seine Untergebenen folgendermassen ermahnt wurden:

»Euch allen, Volk, Soldaten und Bürgerlichen, thue ich kund und zu wissen, dass, wenn ihr euch von niederträchtigen Menschen betrügerischerweise verführen lasst, ins Ausland zu gehen, wenn ihr in deren Schlingen fallt und tausend Meilen entfernt nicht mehr Herren eurer Person seid, und es euch nicht mehr frei steht, jene Länder zu verlassen, oder dort zu bleiben, wenn ihr es wünschtet, dann wird eure Reue zu spät kommen.«

»Alle diejenigen, welche Menschen rauben, um sie ins Ausland zu führen, sollen entweder durch Enthauptung oder den Galgen bestraft werden. Wer sich unterfängt, um schnöden Gewinnes willen Menschen zur Auswanderung zu verleiten, an dem soll solches mit der ganzen Strenge des Gesetzes geahndet werden, ohne irgend welche Nachsicht und Gnade.« (15. Mai 1878).

Der Vertrag mit dem Hause Oliphant konnte hiernach nicht zur Ausführung kommen, und seitdem ist kein neuer Versuch gemacht worden, Chinesische Arbeiter nach Peru zu bringen.

Seitdem im Jahre 1882 die letzten Arbeitskontrakte abgelaufen und alle in Peru lebenden Chinesen frei sind, hat sich ihre Lage gegen früher bedeutend geändert und so verbessert, dass wahrscheinlich nur wenige in ihr Vaterland zurückkehren würden, auch wenn sich ihnen die Gelegenheit dazu böte. Viele der ehemaligen Kontraktmänner sind auf den Haciendas geblieben, arbeiten aber meist nicht mehr auf Tagelohn, sondern auf Tagewerk. Als Tagewerk wird ein gewisses Mass Arbeit verschiedener Art verstanden, welches früher durchschnittlich von einem Tagelöhner geleistet wurde. Dafür wird dem Kuli seine ehemalige Ration Reis verabfolgt, er hat freie Wohnung und erhält an Geld etwa 1,25 Mark. Fleissige Arbeiter können ihr Tagewerk schon bis 3 oder 4 Uhr nachmittags beenden und können dann nach Belieben feiern oder weiter arbeiten, in welchem Falle ihnen eine verhältnismässige Vergütung ausgezahlt wird. Geschickte und kräftige Arbeiter sind imstande zwei Tagewerke und darüber zu leisten. Die Kulis arbeiten nur sechs Tage in der Woche, wenn es ihnen beliebt, noch weniger, und wenn die Arbeit drängt, so muss man ihnen nicht selten gute Worte geben und sie bitten. So stehen die Sachen wenigstens auf den Gütern in der Nähe von Lima, und wenn auch auf den entfernteren sich die Besitzer

zuweilen noch Willkürlichkeiten erlauben, so ist doch von Gefängnis, Ketten und Schlägen nicht mehr die Rede.

Viele Chinesen haben sich nach Ablauf ihrer Dienstzeit nach Lima gezogen, daher ihre Anzahl in der Stadt, wiewohl inzwischen nicht wenige gestorben sein mögen, sich seit dem Census von 1876 wahrscheinlich nicht vermindert hat. Bei ihrer grossen handlichen Geschicklichkeit und Anstelligkeit beschäftigen sie sich auf die verschiedenste Weise in Handwerken, die sie erst hier gelernt haben, besonders als Schuhmacher, Cigarrendreher, Holzschneider und Tischler. Diejenigen, die sich kein Handwerk anzueignen vermögen, werden Trödler, Strassenverkäufer, Hausdiener, besonders Köche. Die letzte Beschäftigung ziehen sie vor, da sie ihnen den Weg zu einer selbständigen Stellung bahnt. Der Koch schläft in Lima nicht im Hause seiner Herrschaft, sondern kommt nur zwei Stunden vor dem Frühstück und höchstens drei vor der Hauptmahlzeit. Er hat also den grössten Teil des Tages zu seiner Verfügung, und da er zugleich die Einkäufe auf dem Markte besorgt, viel Gelegenheit zu Nebenverdiensten. Sobald der Chinese sich eine kleine Summe erspart und durch Mausen vergrössert hat, gründet er ein eigenes Geschäft, entweder einen kleinen Viktualienladen oder eine Garküche. Es giebt deren in Lima eine grosse Menge, und wie unappetitlich auch ihre Spelunken aussehen mögen, so erhält man doch die daselbst zum Verkauf ausgebotenen Sachen bei gleicher Qualität billiger als anderswo. Die Chinesen würden daher, sollten sie einmal, wie gegenwärtig in Californien, gezwungen werden, das Land zu verlassen, von der ärmeren Bevölkerung schmerzlich vermisst werden.

Das Hauptquartier der Chinesen sind die Läden der Markthalle und die daranstossenden Strassen. Auf der südlichen und östlichen Aussenseite des Marktes gehören ihnen fast alle Läden zu und in dieser ganzen Gegend herrscht beständig ein widriger Geruch von Opiumrauch. Neben diesen kleinen Esswaren- und Trödelgeschäften giebt es aber auch fünf oder sechs grössere chinesische Handels- und Bankhäuser, welche feine Seiden-, Lack- und Elfenbeinwaren, sowie Thee einführen, und ganz beträchtliche Umsätze machen. Die Inhaber und das Personal dieser Geschäfte sind natürlich keine ehemaligen Kontraktarbeiter, sondern in ihrer Weise wohlerzogene Leute, die hier Filialen von Häusern in Kanton und San Francisco vertreten. Mehrere haben chinesische Frauen, die man aber nie zu sehen bekommt.

Zu erwähnen sind noch als gebildetere Bürger des himmlischen Reiches die Ärzte und Kräuterhändler, die sich früher in ziemlicher Zahl in Lima aufgesetzt hatten, und beim Publikum als Heilkünstler in

nicht geringem Ansehen standen. Sie gaben sich den Anschein, als verständen sie es, durch langes Befühlen des Pulses, sowie aus der Farbe des Blutes, welches sie mit ihren langen, scharf zugeschnittenen Nägeln der Haut entzogen, ohne Fragen die Natur aller Krankheiten zu erkennen. Das Neue dieser Untersuchungsweise, sowie das Geheimnis der angewandten Mittel, deren Zusammensetzung beim Fehlen des Rezeptes niemand zu ergründen vermochte, erweckte beim gemeinen Volk, und auch vielfach in den besseren Klassen, ein abergläubisches Vertrauen zu ihrem ärztlichen Wissen. Auch liess sich nicht in Abrede stellen, dass, wenn ihnen auch wirkliche medizinische Kenntnisse in unserem Sinne abgingen, manche doch geschickte Praktiker und vor allem schlaue Leute waren, die ihre Karten zu spielen verstanden.

Es ist ein Unglück für die Chinesen — aber vielleicht ein Glück für Peru — dass sie keine Frauen ihrer Rasse haben. Zu Zeiten der Kontrakt-Auswanderung war es den Reedern und Kapitänen streng untersagt, weibliche Emigranten mitzubringen. Nur etwa 150 ganz junge Mädchen wurden als Dienerinnen für einzelne Familien sozusagen eingeschmuggelt, und diese wuchsen gleich Landeskindern auf, verlernten ihre Sprache und hatten mit ihren Landsleuten keinen Umgang. Ehen und Konkubinate zwischen Chinesen und Mädchen aus dem Volk waren anfangs sehr selten, denn die Asiaten wurden von allen Klassen der Bevölkerung verachtet, selbst von den Negern. Jetzt, da viele Chinesen zu Wohlstand gelangt sind, werden die Verbindungen häufiger und man trifft hier und da auf Kinder, die aus denselben entsprossen sind. Die chinesischen Mischlinge gleichen den Cholos an Hautfarbe und Beschaffenheit der Haare, aber man erkennt sie sogleich an der Form der Augen. Diese stehen nicht schief, liegen aber flacher in den Höhlen und der innere Winkel ist ohne Ausnahme durch eine kleine Hautfalte bedeckt, welche die Lider wie eine Brücke verbindet. Bei weitem die Mehrzahl der Chinesen sind unverheiratet und dieses gezwungene Cölibat ist die Ursache ihrer widernatürlichen Laster, trägt gewiss auch wesentlich zu der weiten Verbreitung bei, die die verderbliche Gewohnheit des Opiumrauchens genommen hat.

Die Chinesen, die lange im Lande gewohnt haben, kleiden sich gewöhnlich wie die Peruaner, also in der Stadt nach europäischer Mode auf dem Lande im Poncho und Strohhut; auch tragen sie ihr Haar kurz geschnitten wie die übrigen. Die Inhaber der feineren Geschäfte jedoch, sowie auch einzelne der alten Kontraktarbeiter beharren bei ihrer nationalen Tracht. Sie lassen Stirn- und Nackenhaar rasieren, und tragen das Scheitelhaar lang und in einen Zopf geflochten, der

aber nur selten im Rücken herunterhängt, sondern gewöhnlich um den Kopf gewunden wird wie bei Frauen das Nest. Ihre Kleidung besteht aus einer Bluse von dunkelblauem Tuch, die den Hals freilässt, weiten, nicht ganz bis auf die Füsse reichenden Beinkleidern und stumpfen gestickten Schuhen mit zolldicken Papiersohlen. Viele sind Christen geworden, haben sich wenigstens christliche Vornamen zugelegt, aber wohl die meisten beharren bei ihrer einheimischen Religion, sind aber keine Buddhisten.

Seit dem Jahre 1884 unterhält China eine diplomatische Vertretung und ein Konsulat in Peru. Im (peruanischen) Winter von 1885 gab die chinesische Gesandtschaft einen grossen Ball, welcher das Ereignis der Saison war. Der Minister hatte augenscheinlich die Absicht, der Gesellschaft von Lima im Interesse seines Landes Achtung einzuflössen und erreichte seinen Zweck vollständig. Es musste für Peruaner von einigem Selbstgefühl beschämend sein, zu sehen, wie alle Welt sich herandrängte, um Einladungen zu diesem Feste zu erhalten. Die Chinesen aber nahmen ihren Vorteil wahr, und benutzten die Gelegenheit, um gewissen Leuten einen öffentlichen Verweis zu erteilen, indem sie trotz vielfacher Gegenbemühungen alle diejenigen übergingen, die früher beim Emigrantenhandel beteiligt gewesen waren. Auch von den Inhabern der grösseren chinesischen Handlungshäuser wurde keiner eingeladen, da es ihnen als Plebejern nach der Etikette ihres Landes nicht zukam, in der Gesellschaft eines Mandarins zu erscheinen.

Das Hotel der chinesischen Gesandtschaft ist eines der grössten Häuser der Stadt, mit einem weiten, von Säulen und Bogengängen umgebenen Hof, dessen Zugänge durch zwei eiserne Gitter geschützt sind: ohne Zweifel Vorsichtsmassregeln für den Fall eines Volkskrawalles, um den gefährdeten und verfolgten Landsleuten eine Zufluchtsstätte bieten zu können. Denn während man früher die Chinesen bloss verachtete, fängt die farbige Bevölkerung bereits an, die Wohlhabenderen mit Neid und Missgunst zu betrachten.

Seitdem die Chinesen alle freie Leute sind, und jetzt auch unter diplomatischem Schutze ihres Reiches stehen, fühlen sie sich den anderen in Peru ansässigen Ausländern gleichgestellt, und sind bemüht, ihre Nationalität in ähnlicher Weise wie die übrigen zur Geltung zu bringen. Wie die Italiener und Franzosen ihre politischen Festtage durch Schliessen ihrer Läden feiern, so die Chinesen ihre religiösen, insbesondere den Anfang des Jahres. Das chinesische Neujahr fällt auf den 4. Februar und die Feier desselben dauert drei Tage. Vom frühen Morgen bis in die Nacht hört man das prasselnde Abbrennen

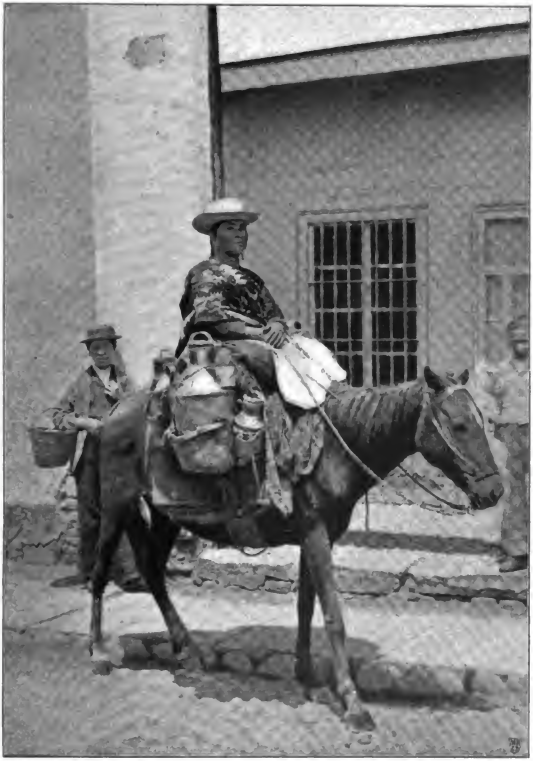
von Feuerwerk, das Geknatter der Frösche und Knallen von Raketen. Die Strassen um die Markthalle, in welchem sich die meisten ihrer Kaufläden zusammendrängen, sind voll von den dreieckigen Flaggen des himmlischen Reiches, auf welchen in gelbem Felde ein blauer Drachen nach einer roten Kugel schnappt.

Wenn auch viele Chinesen, besonderes die sehr jung ins Land gekommenen, peruanische Tracht und Lebensweise angenommen haben, so ist es doch nur wenigen gelungen, sich die Sprache zu eigen zu machen. Die langen, volltönenden Worte des Spanischen, weichen zu sehr von den einsilbigen Lauten des Chinesischen ab; das r, welches die Spanier sehr stark mit der Spitze der Zunge vibrieren, vermögen die Bewohner der südlichen Provinzen von China gar nicht auszusprechen, sondern ersetzen es durch l; Doppelkonsonanten trennen sie durch dazwischengesetzte Vokale, und ihre ganze Artikulation hat etwas Plapperndes und Lächerliches. Dazu kommt, dass das Publikum, um sich ihnen verständlicher zu machen, in der Unterhaltung mit ihnen sich ihrer verdorbenen Sprechweise bedient. Um z. B. auszudrücken, dass jemand dick oder wohlbeleibt ist, sagt der Chinese: »Er viel Fett«, anstatt: Du hörst oder siehst gut, »Du viel Ohren, viel Augen.« Jedermann redet die Chinesen mit Du an, daher diese auch keine andere Anrede kennen. Wenn die chinesische Einwanderung wieder in Gang kommen sollte, und die Asiaten einen bleibenden Bestandteil der Bevölkerung bildeten, so würde sich aus diesem Kauderwelsch allmählich eine Sprache ausbilden, wie das Kreolische oder Negerfranzösisch auf der Insel Haiti.

Häusliches und geselliges Leben.

Die verschiedenen Klassen der Bevölkerung, die im vorigen besprochen worden sind, haben zwar jede einzelne manches Besondere in ihren Sitten und Gewohnheiten, alle aber gruppieren sich um die tonangebende weisse Rasse, zu welcher sie zum Teil in Verhältnissen der Abhängigkeit stehen, und welche die besser situierten Farbigen zum Vorbild nehmen und nachzuahmen suchen. Um daher eine Einsicht in das häusliche und gesellige Leben in Lima zu gewinnen, bitten wir uns in einem Mittelhause zu Gast bei Leuten, denen ihre Vermögensumstände erlauben auf einem anständigen Fusse ohne Luxus zu leben und sehen, wie es da zugeht.

Obgleich es bei warmem Wetter kein grosses Opfer ist, morgens das Bett zu verlassen, so beeilt man sich doch in Lima im allgemeinen nicht mit dem Aufstehen. Man begiebt sich selten vor Mitternacht zur



La Lechera, Milchverkäuferin.

(S. 252.)

Ruhe, daher haben die Herrschaften gewöhnlich vor halb acht nicht ausgeschlafen. Die Dienstboten, die abends während der Unterhaltung im Salon Zeit genug haben zu schlummern, kommen etwa eine Stunde früher in Bewegung. Die Dienerschaft eines Hauses besteht mindestens aus drei Personen: einem Koch, einem Mayordomo und einer Magd oder Gehilfin der Frau. Die Diener sind gewöhnlich Cholos oder Zambos mit Ausnahme des Kochs, der oft ein Chinese, ausnahmsweise ein Franzose ist. In reicheren Häusern kommt dazu noch ein Portero (Thürhüter), ein zweiter Mayordomo, der dem ersten bei Tische hilft, ein Küchenjunge oder Tellerwäscher, eine Wäscherin, Nähterin, und soviel weibliche Dienstboten, als die Zahl der Kinder erfordert.

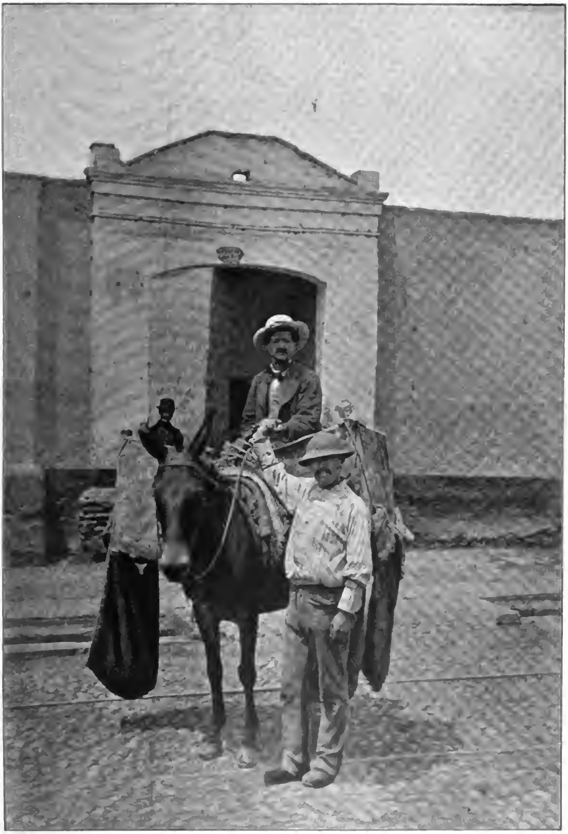
Bald nach sieben Uhr wird das Thor des Hauses geöffnet, und um acht Uhr kommt der Koch, der nicht im Hause schläft, mit seinen Einkäufen vom Markte, zündet Feuer an, aber nur um das Fleisch für die Suppe anzusetzen; denn die Bereitung der übrigen Gerichte für das Frühstück, welche nicht viel Zeit in Anspruch nimmt, findet erst später statt. Demnächst erscheint der Bäcker. Er reitet auf einem Maultier und führt seine Waaren in zwei viereckigen, mit ungegerbter Ochsenhaut überzogenen Körben oder Kästen, welche auf beiden Seiten des Tieres vor dem Sattel angebracht sind, und an welchen noch allerlei Säcke für verschiedene Sorten von Gebäck herabhängen. Mit dem dicken geflochtenen Zügel schlägt er auf einen der Lederkästen, welcher einen dumpfen Schall von sich giebt, wie eine zersprungene Pauke: das Zeichen für den Mayordomo, welcher herbeikommt, um den täglichen Brodbedarf in Empfang zu nehmen. Etwas später kommt die Milchfrau, gewöhnlich eine nicht mehr junge Chola mit einem grossen Strohhut über dem runzeligen Gesicht. Sie sitzt auf einem abgehärmten Pferde wie ein Mann und hat ihren Milchvorrat in grossen Blechflaschen, die in korbartigen Gestellen zu beiden Seiten des Sattels untergebracht sind. Das Zeichen ihrer Ankunft ist ein durchdringender quiekender Schrei, welcher das Wort »Lechera« besagt, aber nur von denen verstanden wird, denen die Bedeutung dieses unartikulierten Lautes schon bekannt ist. Die Milch wird von der Verkäuferin mit einer langen blechernen Schöpfkelle hervorgeholt und vom Pferde herab in die bereitgehaltenen Gefässe gegossen. Man geniesst seinen Kaffee morgens mit mehr Appetit, wenn man die Milchfrau mit ihren blechernen Flaschen und der Blechkelle nicht gesehen hat. Zuletzt stellt sich noch die Fruchthändlerin ein, welche meist die Ehre hat, mit der Dame des Hauses selbst zu verkehren, da jedermann sich gern die Früchte aussucht, die ihm am besten gefallen.

Die Mitglieder der Herrschaft nehmen morgens Bäder im Hause — in vielen Familien badet man das ganze Jahr — dann hüllen sich junge Frauen und Mädchen in ihre Mantas und gehen zur Messe; die Männer machen Geschäftswege bis zum Frühstück, welches in der Regel um halb elf bis halb zwölf eingenommen wird. Das Frühstück bildet eine vollständige warme Mahlzeit, doch isst man weniger als am Abend und trinkt auch keinen Wein. Er besteht bei Reichen und Armen ungefähr aus denselben Gerichten, und unterscheidet sich bloss durch die sorg-



Panadero, Backwerkverkäufer.

fältigere Zubereitung der genossenen Speisen. Den Anfang macht eine klare Fleischbrühe, welche mit Stücken der darin gekochten Yucawurzel aufgetragen wird (sancochado). Die Yuca ist eine weisse, feinfaserige, stärkemehlhaltige Wurzel, an sich fade, aber mit Fleisch gekocht von angenehmem Geschack, und den meisten wie Brod und Kartoffeln auch beim täglichen Genusse nicht zuwider. Nach dem Sancochado werden gewöhnlich ein paar gestobte Zwischengerichte angeboten, die man je nach seinem Appetit vorübergehen lässt, und dann folgen Beefsteaks oder Kotteletts mit Eiern, geschmorten Kartoffeln, Reis und gebratenen



El Panadero, der Brotverkäufer.

(S. 254.)

Bananen. Den Schluss macht Kaffee oder Thee. An die Stelle des Sancochado treten zuweilen zwei andere, dem Lande eigentümliche Gerichte, die Cazuela und der Chupe. Die Cazuela ist eine pikante Suppe, in welcher verschiedene Substanzen, alle in kleine Stücke geschnitten, umherschwimmen, wie Fleisch, Krebse, Kartoffeln, Kürbiss, Maiskörner und frische Erbsen. Beim Chupe wird in Lima die Fleischbrühe durch Milch ersetzt, in welchen Stücke von Fisch, Krebse, Kartoffeln, Camotes (süsse Kartoffeln) junge Maiskolben gekocht sind und zusammen aufgetragen werden.



La Lechera, Milchfrau nach alter Mode.

Nach dem Frühstück beginnt die eigentliche Geschäftszeit, die Kaufleute begeben sich auf ihre Kontore, die Beamten in ihre Lokale, Knaben und Mädchen erhalten entweder Unterricht im Hause oder gehen zur Schule, wobei zu bemerken ist, dass die meisten Privatschulen, welche Pensionäre haben, ihren Stadtschülern Frühstück geben, um sie an den Frühstunden teilnehmen zu lassen und ihnen die zeitraubende Rückkehr zum elterlichen Hause zu ersparen. Die meisten heranwachsenden Mädchen bringen wenigstens ein paar Jahre in einem der beiden grossen Mädchenpensionate zu, deren eines sich in dem ehe-

maligen Kloster von Belen unter den französischen Schwestern der heiligen Herzen von Jesus und Maria, das andere unter der Leitung der Schwesterschaft vom heiligen Herzen Mariae im vormaligen Jesuiten Kollegium von San Pedro befindet. Die Schwestern der letzteren gehören verschiedenen Nationalitäten an, und die Sprache, die vorzugsweise gepflegt wird, ist das Englische, während in Belen französisch gesprochen wird. Nach vollendetem fünfzehntem Jahre kehren die jungen Mädchen ins elterliche Haus zurück und kümmern sich dann nicht mehr um Erweiterung ihrer Kenntnisse, widmen sich aber meist mit Eifer der Musik, das heisst, dem Piano, worin sie gewöhnlich im Pensionat bloss unbedeutende Fortschritte gemacht haben. Viele besitzen grosse Fertigkeit und spielen mit viel Geschmack, und zwar auch gute Musik, aber gewöhnlich hört man, wenn man durch die Strassen geht, aus den Häusern nur Tänze klingen. Neben der Musik beschäftigen sich die jungen Mädchen mit weiblichen Arbeiten und nicht wenige machen sich ihre Kleider selbst, besonders in neuerer Zeit, wo die grossen Einbussen, welche alle Vermögen ohne Ausnahme erlitten haben, auch sonst wohlhabende Familien zwingt, sich einzuschränken.

Zwischen der Arbeit werden Besuche in der Manta gemacht oder empfangen. Dann werden stets längere Sitzungen auf den bedeckten Balkonen oder hinter den Gittern der Parterrefenster gehalten, wo über Moden, Vergnügungen, Liebschaften und Heiraten des Tages verhandelt wird. Daneben hat man ein wachsames Auge auf alles, was draussen vorgeht, denn von dem Orte, wo man sich befindet, kann man die Strasse beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Man späht in die Nachbarhäuser, mustert mit geübtem Blick die Vorübergehenden, besonders die Damen, und bekrittelt deren Anzug, Gesicht, Gang und Haltung, welche Unterhaltung in Lima wie anderwärts zu den erquickendsten Erholungen gehört, wodurch sich die Menschen die Last des Daseins zu erleichtern suchen.

Um fünf Uhr werden die öffentlichen Amtslokale geschlossen, und eine Stunde später thuen die Geschäfte ein Gleiches. Um halb sieben wird in den meisten Häusern die Hauptmahlzeit eingenommen. Im Sommer wartet man zuweilen noch etwas länger, bis die Abenddämmerung angefangen hat, da man gewohnt ist, bei Gaslicht zu speisen. Die ersten beiden Gänge der Mahlzeit bestehen immer aus Suppe und Fisch. Der Markt von Lima ist stets reichlich mit Seefischen der verschiedensten Art versorgt, von denen die Corvina und Lisa am meisten genossen werden. Der feinste Fisch ist der Pámpano, der aber zuweilen auf lange Zeit im Markte fehlt, und dann wieder in grosser Menge ange-

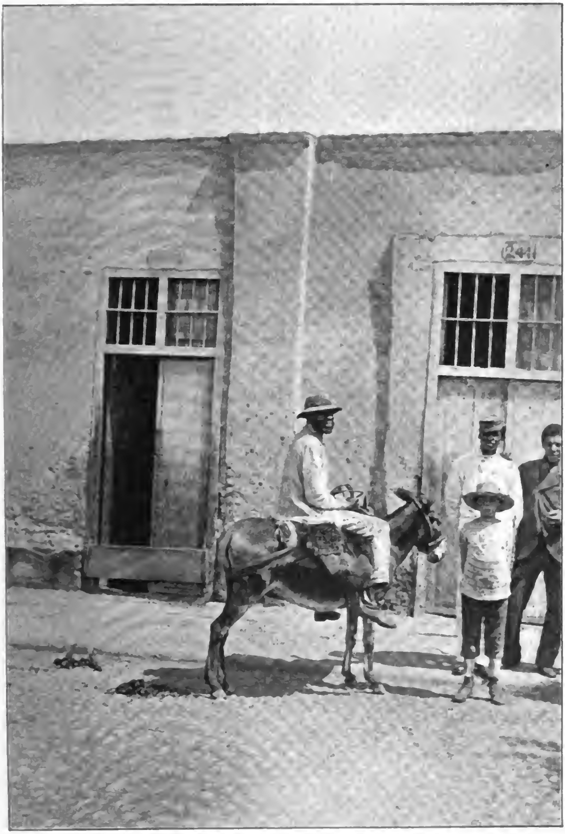
boten wird. Diesem zunächst an feinem Geschmack steht der Pejerey, der Königsfisch, eine Art von Seeforellen. Auf den Fisch folgen mehrere Zwischengerichte, die bald nach französischer Weise, bald nach Landessitte bereitet sind: Gestobtes, Gebackenes und Pikantes. Dann kommt der Braten, der aber das schwächste Gericht des Essens ist; denn das Rindfleisch ist in Lima gewöhnlich viel weniger saftig und schmackhaft als an anderen Orten der Republik, wahrscheinlich, weil das Vieh durch das Hertreiben leidet und nicht lange genug auf der Weide gelassen wird. Kalbfleisch ist selten, Schöpsenfleisch hat meist einen unangenehmen Hammelgeruch. Vielleicht das beste Fleisch des Marktes sind die Ziegenlämmer, die man bei uns fast nie zu essen bekommt. Nach dem Braten kommen die süssen Speisen, Gallerte und eingemachte Früchte, in deren Bereitung die Frauen sehr geschickt sind.

Den Schluss der Mahlzeit machen die frischen Früchte. Die feinsten einheimischen Früchte sind die Chirimoya, Granadilla, Ananas und Palta. Die Chirimoya ist eine bis zwei Faust gross und enthält, umgeben von einer grünen lederartigen Schale, ein zartes weisses, süsses und duftendes Fleisch, welches strahlig um schwarze glänzende Kerne gelagert ist. Wenn man der Chirimoya Zeit gelassen hat, auf dem Baume zu reifen, so ist sie in der That die Königin unter den Früchten; aber sie werden gewöhnlich viel zu früh abgepflückt, da sie sich dann länger halten, aber auch nie so süss und aromatisch werden. Die Granadilla ist eine feste, glänzende, ovale Kapsel von der Grösse eines Enteneies und voll von kleinen Kernen, die in einer süssen, halb flüssigen grünlichen Masse eingebettet sind, wie die unserer grossen Stachelbeere, der sie auch im Geschmack ähnlich ist. Die Ananas (Piña) ist selten von feinem Geschmack. Sie wird an der peruanischen Küste nur an wenigen Orten reif, und die in Lima verkauften kommen von Guayaquil oder Panamà. Die Palta ist eine von den drei eben genannten ganz verschiedene Frucht. Sie ist von der Gestalt einer grossen Birne, hat eine dicke, lederartige grüne Schale und einen dunklen Kern von der Grösse einer Kastanie. Zwischen Kern und Schale befindet sich ein graugrünes zartes Fleisch, welches nicht süss, sondern von eigentümlichem nussartigen Geschmack ist. Die Palta wird daher auch selten als Nachtisch gereicht, sondern gewöhnlich nach der Suppe mit Salz und Pfeffer genossen. Neben diesen in Peru einheimischen Früchten zieren den Tisch noch manche aus Europa hierher verpflanzte, wie vorzügliche Weintrauben und Erdbeeren; ferner Melonen, Wassermelonen, Pfirsiche und Aprikosen. Äpfel und Birnen sind schlecht, Kirschen und Pflaumen fehlen. Wallnüsse kommen von Chile, Rosinen werden im Lande getrocknet, kommen

aber den spanischen nicht gleich. Der Wein, der bei Tische getrunken wird, ist entweder Bordeaux oder einheimischer Wein, der aus den südlichen Küstenprovinzen, den Thälern von Chincha, Ica und Moquehua eingeführt wird. Manche Sorten des Landweins sind gut und noch grosser Verbesserungen fähig; fast alle jedoch haben den Nachteil, dass sie zu stark sind und daher bei Tische immer mit viel Wasser gemischt werden müssen.

Will jemand nun eine festliche Mahlzeit geben, so wird diese stets nach französischer Weise bereitet, und dazu viele Gerichte, zuweilen auch das Ganze, aus einem Restaurant entnommen. Der Tisch ist mit Blumen geschmückt, und jeder Gast findet neben seinem Gedeck eine gedruckte Karte mit dem Verzeichnis der zu erwartenden Gerichte, vor sich eine kleine Sammlung von Gläsern verschiedener Farbe und Form. Es wird zu jedem Gange ein anderer Wein gereicht: nach der Suppe Jerez oder Madeira, zum Fisch französischer Weisswein, selten Rheinwein, bei den Zwischengerichten Bordeaux, zum Braten Burgunder, zum Nachtisch ein Schaumwein, gewöhnlich Champagner, zuweilen moussierender Mosel oder Romané; nach dem Kaffee zum Schlusse Curaçao oder Chartreuse, oder auch ein feiner in Peru bereiteter Traubenbranntwein, Italia genannt, weil er aus italienischen Muskatellertrauben destilliert ist. Der Italia hat ein zartes Aroma wie Weinblüten und einen milden Geschmack, nur ist es schwer, diesen edlen Schnaps ganz rein zu bekommen, da er vielfach schon bei der Gärung mit geringeren Sorten, ja mit Zuckersaft gemischt und so destilliert wird. — Von der Plage der Tischreden bleibt man bei Mahlzeiten, wie die hier besprochenen gewöhnlich verschont. Diese bleiben den politischen und sonstigen Zweckessen vorbehalten, bei welchen des Redens allerdings kein Ende ist.

Neben solchen französischen Etiketten-Diners finden nicht selten auch grössere Mahlzeiten statt, bei welchen die Mehrzahl der aufgetragenen Gerichte nach Rezepten der einheimischen Küche zubereitet sind. Die Erzeugnisse der peruanischen Kochkunst sind keineswegs gering zu schätzen, und ihr eigentümlicher Wohlgeschmack wird auch von verwöhnten Zungen vieler Fremden gewürdigt, wenn sie lange Zeit im Lande gelebt haben. Mit Ausnahme der süssen Speisen sind alle Gerichte mehr oder weniger mit spanischem Pfeffer (Aji) gewürzt, und an diese Zuthat, die unserer Küche fremd ist, gewöhnt man sich nur allmählich. Am Ende jedoch mundet sie vielen Ausländern ebenso gut wie den geborenen Südamerikanern. Wir führen hier einige der belieb-



El Frutero, schwarzer Fruchthändler.

(S. 258.)

testen peruanischen Gerichte an, um dem Leser einen Begriff von ihrem Aussehen und ihrer Bereitungsweise zu geben.

Unter den Suppen steht oben an die Theologensuppe (sopa teóloga), eine dunkelbraune Kraftbrühe, an Farbe und auch an Geschmack der Schildkrötensuppe ähnlich, welche aber nur bei ganz besonderen Gelegenheiten zum Besten gegeben wird, da ihre Bereitung ziemlich umständlich ist. Das beliebteste der warmen Gerichte ist der Puchero, eine abenteuerliche Zusammensetzung, in welcher der halbe Fleisch- und Gemüsemarkt vertreten ist. Die Zubereitung desselben beginnt mit Abkochung eines Stück Rindfleisches; dazu kommt nach einiger Zeit ein zerschnittenes Huhn, Speck und kleine Würstchen und zugleich die üblichen Gewürze; später die Gemüse je nach der Zeit, die zu ihrem Garwerden erforderlich ist: Kartoffeln, süsse Kartoffeln, weisse und rote Rüben, Yuca, Kopfkohl, junge Maiskolben, grüne Erbsen und Bohnen. Alles dies wird auf einer grossen Schüssel aufgetragen und bildet einen verworrenen Haufen. Natürlich ist es unmöglich, von allen diesen Sachen etwas zu geniessen, jeder bittet um das, was er am liebsten mag, aber die Schmackhaftigkeit des Ganzen besteht hauptsächlich darin, dass alle die verschiedenen Bestandteile von ihrem Safte gegenseitig durchdrungen sind. Ein sehr geschätzes kaltes Gericht ist die Causa. Die Hauptmasse derselben besteht aus gekochten gelben sehr mehligen Kartoffeln, welche mit Citronensaft und Aji gewürzt und mit feinem Olivenöl so lange gerieben werden, bis sich ein steifer Brei gebildet hat. Dieser wird sodann mit kaltem Huhn, Krebsen, kernweichen Eiern, Oliven und Salatblättern genossen. — Secos werden die Gerichte genannt, bei welchen Hühner oder Ziegenfleisch mit gelben Kartoffeln in einer dicken pikanten Brühe gestobt werden. Auf ähnliche Weise zubereitete Gerichte giebt es viele. Manche Nonnen sind sehr geschickt in ihrer Zubereitung, und da sie auch die nötige freie Zeit haben, so schicken sie oft an die Familien, welche die Klöster unterstützen, Erzeugnisse ihrer Mussestunden. Alle diese Gerichte haben das Gemeinsame, dass sie viel Zeit und Aufmerksamkeit erfordern, da sie sämtlich bei langsamem Feuer gestobt oder geschmort werden müssen, um von den Gewürzen vollständig durchdrungen zu werden; und sodann, dass sie alle viel besser schmecken als sie aussehen. In der That ist der äussere Anblick derselben zuweilen sehr verdächtig, allein das ist ein Mangel, der sich leicht verbessern liesse, wenn man sich die Mühe geben wollte, es zu versuchen.

Ich erinnere mich, einst mit einer peruanischen Familie in dem be-

kannten Restaurant der Maison doreé in Paris gegessen zu haben, bei welcher Gelegenheit dieser Punkt Gegenstand des Gespräches wurde. Auf dem Wege zum Boulevard kamen wir durch die Rue Auber und sahen in einem Delikatessenladen Schoten von spanischem Pfeffer. Jemand schlug vor, einige mitzunehmen und uns davon ein südamerikanisches Picante machen zu lassen. Wir liessen den Koch ersuchen, ein Huhn zu zerschneiden und die Stücke in Reis mit dem Aji zu schmoren. Der weiss kravattierte Kellner hörte unserer Auseinandersetzung in höflich geneigter Stellung, mit einem überlegenen Lächeln zu, und antwortete sodann, er werde unsere »Ideen« dem Chef mitteilen. Wir fingen darauf an zu speisen, und erwarteten nach dem Fisch mit einiger Neugier das bestellte Picante, als der Kellner mit einem Brett und zwei Schüsseln erschien, auf deren einer sich ein gebratenes Huhn, auf der anderen eine Masse von Reis in Form einer Festung befand. Daneben stand eine Schale, welche den Aji als dickliche Sauce enthielt. Wir waren enttäuscht und erklärten dem Kellner, dass dies keineswegs das Gericht sei, welches wir gewünscht hätten. Dieser lauschte wieder mit dem demütigen impertinenten Lächeln und drückte darauf sein Bedauern aus: Der Chef habe bemerkt, die Regeln der französischen Kochkunst gestatteten nicht, dass ein Gericht in der von uns angegebenen Form durch den Salon getragen werde.

Gegen acht Uhr ist die Mahlzeit beendigt und man begiebt sich in die Sala. Die Männer gehen dann aus, entweder in ihren Klub oder zum Abstatten von Besuchen. Die Frauen bleiben gewöhnlich daheim und erwarten ihre Bekannten. Man besucht sich viel in Lima, denn der Trieb zur Geselligkeit ist gross, die Gleichförmigkeit des Wetters begünstigt wechselseitigen Verkehr, und besonders abends ist die Unterhaltung heiter und zwanglos. Höflichkeitsbesuche werden vor dem Essen und gewöhnlich an Sonn- und Festtagen abgestattet. Alle nehmen es mit der gegenseitigen Erwiderung der Besuche sehr genau, mögen sie auf vertrautem Fusse mit einander stehen oder nicht. Ein Ankommender, der zur Gesellschaft gehört, wird stets zuerst besucht, sei es, dass er von einer Reise zurückkehrt, oder ein neues Haus in einem anderen Stadtteil bezieht. Frauen, welche Männern eine Aufmerksamkeit erweisen wollen, oder ihren Besuch zu empfangen wünschen, schicken ihre Karte.

Verlobte machen keine Besuche, bringen überhaupt weder durch Karten noch mündlich ihre Verlobung zur Kenntnis. Einige Zeit nach der Heirat zeigen sie ihre Vermählung an und werden dann zuerst besucht. Schickt man einer Familie keine Anzeige, so deutet man damit an,

dass man mit ihr nicht in geselligen Verkehr zu treten wünscht und manche empfindliche Leute fühlen sich dadurch verletzt. Macht eine Frau, die eine Anzeige erhalten hatte, den Neuvermählten ihren Besuch erst sehr spät, so giebt sie dadurch auch zu erkennen, dass sie auf die Bekanntschaft mit denselben keinen besonderen Wert legt, aber doch wegen möglicherweise eintretenden Fällen der Form genügt zu haben wünscht.

Beim Eintritt von Männern in den Salon erheben sich nur die anwesenden Herren, die Damen bleiben auf ihren Sitzen, auch die jungen Mädchen. Nur bei sehr angesehenen Leuten wird von dieser Regel eine Ausnahme gemacht. Jeder Eintretende begrüsst alle anwesenden ihm bekannten Personen durch Reichen der Hand, besonders alle Damen, und dieselbe Förmlichkeit wiederholt sich beim Abschied. Auch hierbei bleiben die Frauen auf ihrem Platze, während die Herren wieder aufstehen. Bei zahlreichen Gesellschaften ist dies etwas lästig, aber sich nur von der Dame des Hauses und von den übrigen Anwesenden durch eine kollektive Verbeugung zu empfehlen, ist nicht gebräuchlich. Bei Eintritt von Damen erhebt sich die ganze Gesellschaft bis die Neuangekommenen sich gesetzt haben; ebenso bleiben alle beim Abschied einer Dame stehen, bis sie den Salon verlassen hat.

An ihrem Namenstage werden Frauen der Gesellschaft von allen ihren Bekannten besucht, und von vielen derselben mit Blumen in Bouquets und anderen Formen beschenkt. Je nach der Seltenheit und Schönheit der Blumen werden dergleichen Angebinde zuweilen teuer bezahlt, und an manchen Tagen des Jahres, wie an dem der heiligen Rosa, am Johannistage oder an den verschiedenen der Jungfrau geweihten, sind keine Blumen mehr aufzutreiben. Auch am Neujahrstage ist es allgemein gebräuchlich, einen Glückwunschbesuch bei den Damen zu machen, in deren Häusern man verkehrt, und dieser Tag wird dadurch für die Herren zu einer wahren Strapaze.

In den gewöhnlichen Abendgesellschaften unterhält man sich, musiziert, die Herren spielen Lhombre, hier zu Lande Rocambor genannt. Die Damen vereinigen sich unter einander und mit den jungen Leuten zu Gesellschaftsspielen oder setzen sich um einen Roulett-Tisch, an welchem nicht hoch gewettet wird. Hohes Spiel hat auch bei den Männern aufgehört, da die Mittel dazu fehlen. Während der kühlen Jahreszeit finden in manchen Häusern regelmässige Tanzgesellschaften statt, welche bald nach Mitternacht schliessen; von Zeit zu Zeit auch Bälle, bei welchen ein halbwarmes Abendessen gegeben und die ganze Nacht getanzt wird. Ausnahmsweise werden grosse Ballfeste veranstaltet,

zu Ehren eines neuen Präsidenten oder wichtigen Ereignisses, deren Kosten durch Unterschriften bestritten werden, und an welchen sich die ganze Gesellschaft beteiligt. Die jungen Leute beider Geschlechter tanzen im allgemeinen sehr gut, haben gewandte Bewegung und gute Führung und die bäuerische Unsitte des Hüpfens ist streng verpönt.

Zum Schlusse der Ballgesellschaften, nachdem die auf dem Programme angesetzten Rundtänze und Quadrillen und auch der Cotillon zu Ende sind, lassen sich zuweilen noch einzelne Damen auf vieles Bitten und nach längerem Zieren herbei, den peruanischen Volkstanz der Zambacueca zum Besten zu geben. Dieser Tanz ist eine mimische Darstellung, in welcher sich der Tänzer um die Gunst seiner Dame bewirbt, und in welcher sich das Paar nach einer nicht sehr melodiösen aber originellen Musik im Sechsachteltakt bewegt. Bei Beginn der Musik treten sich die Tänzer in geringer Entfernung gegenüber, mit einem weissen Taschentuch in der erhobenen rechten Hand. Sie bewegen sich darauf im Takte der Musik auf einander zu, indem beständig das Taschentuch leicht im Kreise oder hin und her geschwungen wird. Nachdem sie einander näher gekommen sind, machen beide eine vollständige Wendung und entfernen sich wieder von einander. Dasselbe Manöver wird sodann wiederholt, aber die Tänzer entfernen sich weniger, die Drehungen werden immer rascher und der Tänzer immer dringender, bis zuletzt die Dame sich ergeben muss, was sie dadurch zu erkennen giebt, dass sie mit einer plötzlichen Wendung abbricht und zu ihrem Platze eilt. Es lässt sich bei diesem Tanze besonders von seiten der Dame viel mutwillige Grazie entwickeln, und Tänzerinnen, die dies verstehen, finden bei den Zuschauern stürmische Anerkennung. Wenn die Bewerbung des Liebhabers ausdrucksvoller zu werden beginnt, fangen auch die Herren an, den Takt der Musik durch Zusammenschlagen der Hände zu verstärken und verfolgen die Bewegungen mit steigendem Interesse, bis endlich die eroberte Schöne unter rauschendem Beifall sich setzt oder sich bewegen lässt, eine zweite Partie zu tanzen.

Das Volk der Farbigen kennt keinen anderen Tanz als die Zambacueca, aber nicht etwa, weil Walzer und Polka nicht nach ihrem Geschmack sind: sie würden darin, wie in allen anderen Dingen, die Weissen gern nachahmen, allein in ihren kleinen Häusern haben sie dafür keinen Platz. Die Zambacueca lässt sich im engsten Raume tanzen und zur Musik braucht man nichts als eine leere Holzkiste. Die Gesellschaft sitzt an den Wänden umher und der Kapellmeister ist gewöhnlich ein Zambo, der mit seinen dicken Händen den Takt auf den

Brettern des Kastens schlägt, wozu mehrere der anwesenden Frauen oder Männer singen. Nach jedem Tanze wird unter Beifallsgebrüll eine kurze Pause gemacht und dann von neuem angefangen. Dazu wird fleissig Chicha getrunken und noch mehr Branntwein, die Stimmen werden bald heiser und kreischend, allein wenn einige nicht mehr weiter können, so werden sie von anderen abgelöst, und das geht Tag und Nacht fort, bis zuletzt Betrunkenheit und Übermüdung der lärmenden Freude ein Ende machen. Ein solches Fest heisst eine Jarana, und die Orte, wo man sie am häufigsten hört, sind die entfernten Strassen, besonders auf dem rechten Ufer des Flusses.

In dem unterhalb der Brücke gelegenen Viertel wohnt vorzugsweise die schwarze Bevölkerung und die aus der Kreuzung mit der weissen entstandene gemischte Rasse, welche gente de medio pelo genannt wird — halbhaarige — wahrscheinlich weil bei ihr das Haar zur Hälfte aus Negerwolle besteht, und daher nicht schlicht, sondern lockig ist. Zu dieser Klasse gehören gewöhnlich die Töchter der Freude von dunkler und heller Farbe, zu deren Lobe sich sagen lässt, dass ihr Benehmen in Lima weniger schamlos ist als in anderen Städten von gleicher Einwohnerzahl, besonders in Europa. Auch Personen der niedrigsten Kaste bestreben sich immer, wenigstens noch einen Schein des Anstandes zu retten, und auch wenn sie auf Geschäftswegen begriffen sind und die Blicke der Männer auf sich zu lenken suchen, so sind sie doch nie aufdringlich, sondern warten, bis sich jemand um ihre Gunst bemüht.

Ein Vergnügen, an welchem sich alle Klassen der Bevölkerung beteiligen, ist das Karnevalspiel. Vom Fastnachtsonntag bis zum Dienstag thun alle die, welche ihre Kleider auf ihrem Leibe trocken zu erhalten wünschen, am besten, wenn sie zu Hause bleiben, oder, wenn sie ausgehen müssen, sich mit einem Regenschirme zu versehen, sonst müssen sie gewärtigen, unversehens mit Wasser begossen zu werden. Auf den Balkonen, an den Gitterfenstern, sowie hinter den Thüren lauern Mädchen und auch Frauen mit bereit gehaltenen Wasservorräten den Vorübergehenden auf, um sie mit Spritzen und Krügen anzugreifen. Das ganze Jahr hindurch werden die zum Kochen verwendeten Eier nur angestochen und Dotter und Eiweiss durch Blasen entfernt. Diese Schalen werden in der Karnevalszeit mit farbigem oder wohlriechendem Wasser gefüllt, und dienen sodann als Wurfgeschosse. Braune Jungen mit Körben voll von solchen Eiern ziehen durch die Stassen und junge Leute in alten Kleidern und bemalten Gesichtern, zu Fuss oder zu Pferde, lassen sich von ihnen begleiten und eröffnen auf die Balkone, wo viele Mädchen

sich zusammengefunden haben, ein förmliches Bombardieren. Gewöhnlich werden die Eier nur leicht geworfen, so dass sie im Bogen fallen, oft jedoch wird das Gefecht hitziger, die Geschosse werden mit Kraft geschleudert, und es vergeht kein Karneval, ohne dass ernstliche Verletzungen, besonders der Augen, vorkommen. Jedes Jahr erlässt daher die Obrigkeit Verordnungen, in welchen in mehr oder weniger eindringlicher Weise das Spiel untersagt wird; allein niemand kehrt sich daran, und wenn sich die Polizisten zeigen, so werden sie selbst begossen und mit Eiern beworfen.

Die Damen der besseren Gesellschaft verwahren sich zwar allen Ernstes gegen den Wasserunfug im Innern der Häuser, weil dadurch Teppiche, Tapeten und Möbel verunreinigt werden, aber nur wenige widerstehen der Versuchung sich auf feinere Weise an den Scherzen zu beteiligen. Alle führen insgeheim in den Falten ihrer Kleider kleine Gummiballons und Staniolflaschen, die mit wohlriechenden Wassern und Essenzen gefüllt sind, und aus denen sie im Vorbeigehen und beim Tanz ihren Bekannten unversehens einen parfümierten feinen Strahl in den Nacken oder das Gesicht spritzen, und wenn der Betroffene ein solches Zeichen des Wohlwollens mit verdriesslicher Miene aufnimmt, so erregt er bloss allgemeine Heiterkeit.

Nach Sonnenuntergang hört das Spiel auf, und man kann sich wieder ohne Gefahr auf die Strasse wagen. Die Spieler entledigen sich ihrer durchnässten Kleider, und legen Ball- oder Maskenanzüge an, und in vielen Häusern wird trotz der Sommerhitze getanzt, auch am Dienstag nicht bis 12 Uhr, sondern die ganze Nacht durch. Am Mittwoch Morgen thuen darauf die gläubigen Christen in den Kirchen Busse für die Ausgelassenheit der verflossenen Tage, und überall begegnet man Leuten, besonders Frauen, welche auf der Stirn ein mit angefeuchteter Asche gemaltes Kreuz tragen. Für viele andere jedoch beginnt die Fastenzeit erst am Donnerstag; denn am Mittwoch Nachmittag findet eine grosse Spazierfahrt nach Callao statt, wo auf der Spitze der Landzunge — la punta — eine allegorische, den toten Prinzen Karneval vorstellende Figur, mit mancherlei Scherzen ins Meer geworfen wird.

Von den übrigen öffentlichen Vergnügungen wie Theater, Stiergefechten, Hahnenkämpfen, Pferderennen und Spaziergängen wird später gehandelt werden, im Anschluss an die Beschreibung der Orte, wo dieselben stattfinden.

Das Strassenleben in Lima ist im allgemeinen weniger lebhaft als man bei dem beständigen günstigen Wetter erwarten könnte. Eine Eigentümlichkeit desselben, und zwar keineswegs eine angenehme, sind

die umherwandernden Verkäufer, welche meist Lebensmittel, als allerlei Gebäck, Süssigkeiten, Früchte, Getränke, aber auch andere Artikel wie Kleiderstoffe, Blumen, Zeitungen und Lotterielose feilbieten. Die Verkäufer gehören je nach den Waren, mit denen sie handeln, verschiedenen Rassen an, sie sind entweder Neger, Cholos oder Chinesen. Jede Ware wird durch einen besonderen Schrei oder durch eine Art Geheul angekündigt: Laute der verschiedensten Art, die aber alle darin überein-



La tisanera, Verkäuferin von Kräutertränken.

stimmen, dass man nur selten versteht, was sie besagen sollen, und dass sie alle nichts Menschliches an sich haben, sondern wie nächtliche Stimmen der Bestien im Urwald klingen. Die Plage der Abende sind die Tamaleras und die Eisverkäufer. Tamal nennt man eine Speise von zerriebenem weissen Mais, dessen Masse um ein Stück Speck gerollt und in kleinen Paketen von Bananenblättern gekocht wird. Bis spät abends wandern grosse Negerweiber durch die Strassen, welche auf

ihren Köpfen Körbe mit solchen Tamales umhertragen, und schon von weitem hört man ihren gellenden langgezogenen Ruf, der in der Nähe ganz betäubend wird. Man staunt über die Kraft der Lungen dieser Geschöpfe, denn sie schreien mehrere Stunden lang mit nur ganz kurzen Pausen. Die Eisverkäufer sind alle Cholos. Sie tragen ihre Masse von Gefrorenem ebenfalls in einem Kübel auf dem Kopf, und zeigen ihre Anwesenheit durch ein kurzes wütendes Grunzen an, welches das Wort »Helados« bedeuten soll. Des Tages über sind die unleidlichsten Lärm-



Aguador, Wasserverkäufer.

macher die Fruchthändler, Bäcker und Pastetenjungen. In der Woche vor Ostern, die in katholischen Ländern die heilige und bei den Protestanten die stille heisst, erreicht dieser Unfug seinen Gipfel. Zum Andenken an die ungesäuerten Brote der Hebräer wird hier ein süsses stollenartiges Gebäck genossen, pan de dulce genannt, welches bei allen Klassen der Bevölkerung sehr beliebt ist. Vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang ziehen Verkäufer dieser süssen Brote von allen Rassen durch die Strassen, die Neger brüllen, die Cholos heulen,



El Heladero, Eisverkäufer.

(S. 266.)

Chinesen meckern und blöken. Dabei halten alle diese Kerle noch ihre hohle Hand an den Mund, um ihre Stimme zu verstärken, und es entsteht ein Lärm, als sei in einem zoologischen Garten die Zeit der Fütterung versäumt worden, und die wilden Tiere tobten hinter dem Gitter ihrer Käfige.

Der Mittelpunkt des Strassenlebens ist der Hauptplatz und die von ihm auslaufenden Strassen. Besonders die Portale oder Bogengänge, welche den Platz auf zwei Seiten umgeben, sind der Lieblingsaufenthalt



El velero, Lichtverkäufer.

aller Neugierigen und Müssiggänger, welche dort zusammenkommen, um Nachrichten zu hören oder mitzuteilen, und Meinungen über die neuesten Vorfälle in Stadt und Land auszutauschen. Allein wenn der Tag zu Ende geht, nimmt die Zahl der Besucher rasch ab. Obgleich die Plaza in der Abendkühle einen sehr angenehmen Spaziergang bietet, und zwar im Mittelpunkt der Stadt den einzigen, so wird sie doch nach Sonnenuntergang nur wenig benutzt. Die Peruaner finden kein Vergnügen am Spazierengehen. Nur wenn Militärmusik spielt, was wöchent-

lich zwei bis drei Mal der Fall ist, sieht man eine grössere Anzahl Menschen versammelt, die sich aber alsbald zerstreuen, wenn das letzte Stück verklungen ist. Die meisten gehen nach Hause, oder begeben sich unter die Portale, wo man bis spät in die Nacht noch plaudernde Gruppen trifft. Was besonders zur Belebung der Bogengänge beiträgt, ist der Umstand, dass mehrere der besuchtesten Klubs in den Wohnungen über den Portalen ihre Lokale haben.

Es giebt zwei peruanische Klubs, in welchen sich aber auch fremde aufnehmen lassen können. Der Nationalklub ist der ältere, und wird auch vorzugsweise von älteren Herren besucht. Der Unionklub wurde erst später gegründet und seine zahlreichen Mitglieder sind meist jüngere Leute, daher daselbst auch öfters Damenabende und Bälle gegeben werden, zu welchen sich der grosse Saal des Lokales wohl eignet. Beide Klubs liegen am Hauptplatz. Es wurde bereits früher erwähnt, dass auch die meisten fremden Nationalitäten eigene Klubs oder gesellige Vereine haben, von denen die Lokale der Engländer, Spanier und Schweizer ebenfalls an der Plaza liegen. Der englische oder Phönix-Klub ist unter den fremden der besuchteste.

Neben den geselligen Vereinen sind noch die Freimaurerlogen zu erwähnen, deren es in Lima ziemlich viele giebt. Oben an steht unter denselben die grosse peruanische Landesloge, welcher in der Stadt noch neun einheimische untergeordnet sind. Es besteht aber seit Jahren unter den Maurern eine Spaltung und es giebt auch noch einige peruanische Vereine, welche die Landesloge als oberste masonische Versammlung nicht anerkennen. Neben den peruanischen giebt es noch eine deutsche, eine französische, eine italienische und eine englische Loge. Nur die letztere hat sich den peruanischen angeschlossen, die anderen stehen unter den Logen der Länder, von denen aus sie gegründet sind, die deutsche Loge »zur Eintracht« unter der grossen Hamburger.

Die Eheschliessungen wurden früher meist im Hause der Braut gefeiert, jetzt aber muss infolge einer erzbischöflichen Verordnung die Trauung in einer Kirche stattfinden, nur ausnahmsweise wird die Einsegnung in einer Privatkapelle gestattet. Eine vor dem Wechsel der Ringe beobachtete Förmlichkeit ist noch ein Rest der römischen Ehe per coemptionem, indem der Bräutigam dem Priester eine Anzahl Goldstücke übergiebt und dieser der Braut. Gewöhnlich jedoch findet das letztere nicht statt, sondern der Priester behält das Geld als eine ihm zufallende Sportel. Da die Mehrzahl der jungen Mädchen im Pensionat

von Belen erzogen sind, und die Kirche der Schwestern von den heiligen Herzen Jesus und Mariae die sauberste der Stadt ist, so werden die Trauungen der vornehmen Welt vorzugsweise daselbst vollzogen. Als Kuriosum sei hierbei erwähnt, dass so oft ich in den letzten Jahren Gelegenheit hatte, einer Trauung daselbst beizuwohnen, beim Eintritt des Brautpaares in die Kirche auf der Orgel das Lied »Was ist des deutschen Vaterland« als Hochzeitsmarsch gespielt wurde. Ob der Organist ein Deutscher ist, weiss ich nicht, jedenfalls aber würden die französischen Nonnen es als eine boshafte Entweihung ihres Heiligtumes betrachten, wenn sie erführen, zu welchem Texte die Melodie komponiert wurde. Nach der Trauung begiebt sich das Brautpaar, umgeben von den Brautjungfern, in die Sakristei und empfängt die Glückwünsche derer, die der Feierlichkeit beigewohnt haben, worauf sich die meisten nach dem Hause der Braut begeben, wo je nachdem die Trauung nachmittags oder abends stattgefunden hat, ein Mittags- oder Abendessen geboten wird. Jeder der Eingeladenen empfängt dabei aus den Händen einer der Brautjungfern eine silberne Denkmünze, auf welcher die Namen der Neuvermählten, ihre Zeugen und der Datum des Tages eingegraben ist. Diese ist mit einer Schleife der peruanischen Landesfarben — rot und weiss — versehen, und wird von den Gästen, so lange sie im Hause sind, am Frack getragen.

Taufhandlungen werden selten Gelegenheit zu grösseren Festlichkeiten, nur werden auch zum Andenken an diese Ereignisse Denkmünzen mit dem Namen des Täuflings und der Taufzeugen verteilt.

Bei Beerdigungen wurde sonst die Leiche in einer Kirche aufgebahrt und dort eine Trauermesse gesungen, worauf die Anwesenden den Verstorbenen zu seiner Ruhestatt begleiteten. Jetzt ist es untersagt, die Leichen in die Kirchen zu bringen, sie werden vom Trauerhause sogleich nach dem Begräbnisplatz geführt, und die Freunde und Bekannten der Familie tags zuvor durch die Zeitungen eingeladen, dem Toten auf seinem letzten Wege das Geleit zu geben. Auf dem Friedhof angekommen, werden je nach der Lebensstellung des Verstorbenen Trauer und Lobreden gehalten, darauf vom Priester der Segen gesprochen und der Sarg in eine der gewölbten Mauernischen geschoben, welche gerade weit genug sind, um ihn aufzunehmen. Dann wird sogleich mit einer Platte und Mörtel die Öffnung luftdicht verschlossen und später eine Marmortafel mit dem Namen eingesetzt. Das Totenamt zur Ehre des Verstorbenen findet erst später statt; auch werden von Zeit zu Zeit, gewöhnlich am Jahrestage des Todes, Messen für die Ruhe seiner Seele gesungen, zu

welchen die Familie wieder ihre Freunde einladet. Vier Wochen lang bleibt der Salon des Trauerhauses mit schwarzem Flor behangen und wird abends durch schwaches Licht erleuchtet, um die Beileidsbesuche zu empfangen. Um sich und den Besuchern diese lästige Pflicht zu ersparen, lassen viele durch die Zeitungen anzeigen, dass sie als Beweis von Teilnahme nur Übersendung von Karten erwarten.

IV.

Kirchen, Klöster und Kultus.

Die Kathedrale. — Parochiale und andere Kirchen. — Die Mönchsklöster. — Santo Domingo. — La Merced. — San Francisco. — San Agustin. — San Pedro. — Los Descalzos. — La buena muerte. — Verwaltung der Klöster und ihr gegenwärtiger Zustand. — Die Nonnenklöster. — La Encarnacion. — La Concepcion. — La Trinidad. — Las descalzas. — Santa Clara. — Santa Catalina. — El Prado. — El Carmen. — Trinitarias. — Nazarenas. — Santa Rosa. — Jesus Maria. — Beaterios. — Kirchen der aufgehobenen Klöster. — Belen. — Recoleta. — Santo Tomas. — Guadalupe. — San Pedro Nolasco. — Monserrate. — Santa Teresa. — San Francisco de Paula viejo. — San Francisco de Paula nuevo. — Santa Liberata. — Religiöse Vereine und Brüderschaften. — Die Geistlichkeit und der Kultus.

Die Kathedrale.

Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt nehmen die religiösen Zwecken dienenden den ersten Rang ein. Die im Vergleich zu der Grösse und Einwohnerzahl der Stadt sehr zahlreichen Kirchen und Kapellen zerfallen in zwei Klassen, je nachdem der Gottesdienst in ihnen durch Weltgeistliche geleitet wird, oder sie Eigentum einer religiösen Genossenschaft sind. Fast alle sind in den ersten 150 Jahren nach der Gründung der Stadt erbaut worden, und die Summen, die damals der katholische Eifer der Spanier auf die Stätten und Festlichkeiten des Kultus verschwendete, klingen in unserer kühleren Zeit ganz unwahrscheinlich. Durch eine seltsame Verirrung des menschlichen Geistes ging die grösste Missachtung der christlichen Sittenlehre mit einer krankhaften Begeisterung für besondere Glaubensformen Hand in Hand, und während man durch unmenschliche Härte und Überbürdung mit Arbeit die einheimische Bevölkerung aufrieb, um die schmutzigste Habsucht zu befriedigen, kannte die Freigebigkeit keine Grenzen, sobald es sich um

die Gründung eines Klosters, den Schmuck eines Altars, eines Heiligenbildes oder einer sogenannten frommen Stiftung handelte.

Das Äussere der Kirchen ist im allgemeinen unansehnlich. Keine derselben steht frei, die meisten befinden sich an Strassenecken und haben nur eine ornamentale Front, welche einem kleinen Platze zugewendet ist, die Seitenwand ist schmucklos. Das Material, aus welchem sie aufgeführt sind, besteht wie das der Häuser aus Lehmbacksteinen, die an der Luft getrocknet sind, selten aus gebrannten Backsteinen und nur ausnahmsweise in einzelnen Teilen aus behauenen Quadern. Die Häufigkeit der Erdbeben ist der Grund, wesshalb man dieser Bauweise den Vorzug gegeben hat; allein wenn Mauern aus Lehm den Erschütterungen besser widerstehen als Stein, so leidet darunter die Form; denn feinere architektonische Verzierungen lassen sich damit nicht ausführen. Diese sind daher meist aus Gips oder aus Holz und an die Wände angeklebt. Sie werden leicht schadhaft und bröckeln ab, und so kommt das Unsolide der ganzen Bauweise zu Tage. Im Innern sind die Kirchen reich verziert. Sie sind voll von Altären und Kapellen, von denen manche geschmackvoll, die meisten jedoch in dem überladenen Stile des 17. Jahrhunderts errichtet sind. In der guten alten Zeit besassen manche Kirchen grosse Schätze an goldenen Gefässen, grossen Kandelabern aus massivem Silber, Massen von edlen Steinen, mit denen bei Festen und Prozessionen die Bilder der Heiligen geschmückt wurden. Allein im Drange der Umstände sind alle diese Herrlichkeiten abhanden gekommen, an die Stelle der edlen Metalle ist plattiertes Messing getreten und die Diamanten sind von geschliffenem Glas.

Am Tage, an welchem er die Gründungsurkunde der Stadt unterzeichnete, legte Francisco Pizarro den Grundstein zu einer Kirche an derselben Stelle, welche heute die erzbischöfliche Domkirche oder Kathedrale einnimmt. Wie diese ursprüngliche Kirche allmählich vergrössert und mehrfach umgebaut wurde, ist bereits in den geschichtlichen Notizen erzählt worden. Die damalige Kathedrale stand 120 Jahre und wurde durch das Erdbeben von 1746 mit dem grössten Teile der Stadt in Trümmer gelegt; doch wurde der Wiederaufbau in verhältnismässig kurzer Zeit bewerkstelligt, dank dem Eifer, mit welchem der damalige Vicekönig, Graf Superunda, das Werk in Angriff nahm und der Bereitwilligkeit, mit der ihn die Bewohner der Stadt dabei unterstützten. Zwar hatte das Gebäude so gelitten, dass zum Messelesen für die Domherren, sowie für die Totenfeier zu Ehren des damals verstorbenen Königs Philipp V. eine Kapelle aus Brettern auf dem Hauptplatz errichtet werden musste, allein es scheint doch, dass die Mauern

nur zum Teil eingestürzt, und auch manche anderen Teile nicht ganz zerstört worden waren; denn wir hören, dass bereits 1751 die Wiederherstellung der Kirche zur Hälfte gediehen war, und dass am 30. Mai 1755, am Tage des Fronleichnamsfestes, die Einweihung erfolgen konnte.

Die Festlichkeiten bei dieser Gelegenheit waren die glänzendsten, die jemals in Lima stattgefunden hatten, besonders die Prozession übertraf an Pracht alles, was man bis dahin gesehen. Dieselbe nahm ihren Ausgang von der erwähnten provisorischen Kapelle auf der Plaza, in welcher der Diakonus des Doms Messe gelesen hatte. Voraus schritten die Abgeordneten des Handelsstandes, die geistlichen Brüderschaften und der gesamte Adel mit brennenden Kerzen; dann kamen die Ordensgeistlichen der Klöster von San Juan de Dios, San Francisco de Paula, der Merced, San Agustin, San Francisco, Santo Domingo und der Gesellschaft Jesu, alle mit ihren Schutzheiligen, deren mit edlen Metallen und kostbaren Steinen geschmückten Bilder auf prächtigen Bahren einhergetragen wurden. Es folgte darauf die Weltgeistlichkeit, das Kapitel der Domherren mit dem Bildniss der heiligen Rosa und des heiligen Toribius, welche beide in Lima gelebt hatten und heilig gesprochen worden waren. Dann erschien in der Mitte des ganzen Zugs der Erzbischof in grossem Festgewand, unter einem Thronhimmel das Allerheiligste tragend. Hinter ihm folgten die Ratsherren der Stadt, die Rechnungskammer, der Strafsenat, die königlichen Räte und endlich Se. Excellenz der Vicekönig mit seiner Familie, umgeben von seiner Leibwache zu Fuss und zu Pferd und gefolgt von seinem von sechs Pferden gezogenen Galawagen, worauf viele andere prächtige Karossen den Zug schlossen. Dieser bewegte sich um den Hauptplatz und sodann durch zehn Strassen der Stadt, an deren Ecken reich geschmückte Altäre errichtet waren, sechs durch die Orden und vier durch die Zünfte. Bei jedem Altar machte der Zug halt, während Gebete gesprochen wurden, und nachdem man endlich unter Lösen von Böllerschüssen in die wiederhergestellte Kathedrale eingezogen, wurde die Einweihung mit einem feierlichen Tedeum beendigt. Nachts war grosse Beleuchtung und Feuerwerk, bei welchem das Volk durch Lichter von verschiedenen Farben überrascht wurde.

Obwohl die Kathedrale im Jahre 1755 dem Gottesdienste wieder übergeben wurde, so war ihr Bau doch weder im Innern noch im Äusseren ganz vollendet; an der Vorderseite blieb noch manches zu thun, insbesondere aber war mit dem Wiederaufbau der Türme noch garnicht begonnen worden. Von dem rechten Turme, welcher die Ecke der Plaza und der Strasse Iudios bildet, war der untere Teil bis zu einer Höhe von 60 Fuss stehen geblieben, auf welchem man einen

einstweiligen Glockenstuhl von Fachwerk errichtete; der linksseitige Turm war bis zu einer Höhe von 30 Fuss über dem Boden eingestürzt, und an diesem geschah garnichts. In diesem Zustande verunzierten die Ruinen der Türme den Anblick des Hauptplatzes vierzig Jahre lang, und erst unter dem Erzbischof Juan de la Reguera (1782—1805) wurde der lange unterbrochene Bau wieder aufgenommen und die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt vollendet.

Die Kathedrale ist das ansehnlichste Bauwerk der Stadt. Wenn auch am Styl und an einzelnen architektonischen Verzierungen manches auszusetzen sein mag, so sind die baulichen Verhältnisse im ganzen harmonisch und würdig, und die Vorderseite mit ihren beiden Türmen macht einen stattlichen Eindruck. Was denselben erhöht, ist der Umstand, dass die Kirche auf drei Seiten von einem freien Raum, dem Kirchhof — cementerio — umgeben ist, zu welchem man vom Platze aus auf einer breiten steinernen Treppe von sieben Stufen emporsteigt. Nach dem Platze zu bildet der Kirchhof eine freie Plattform, nach der Strasse Iudios und auf der Rückseite ist er durch ein eisernes Gitter abgeschlossen. Dieser Raum diente, wie sein Name andeutet, in früheren Zeiten als Begräbnisplatz, jedoch finden schon seit lange keine Beerdigungen mehr daselbst statt, auch sieht man weder Grabsteine noch Inschriften, sondern der ganze freie Raum ist mit Marmorfliesen belegt.

Die Vorderseite der Kirche, nehmlich der Raum zwischen beiden Türmen, ist neun und dreissig Meter lang und bis zur Brüstung des Daches zwanzig Meter hoch. Sie wird durch zwei, nicht sehr vorspringende Wandpfeiler, welche die ganze Höhe des Gebäudes durchziehen und oben am Dach durch einen flachen Bogen vereinigt sind, in drei Teile geteilt. Im mittleren Raum befindet sich die Hauptthür, die Gnadenpforte — puerta del perdon — genannt, ein mächtiges Thor von dreissig Fuss Höhe und fünfzehn Fuss Breite, welches nur an hohen Festtagen geöffnet wird. Auf beiden Seiten desselben erheben sich auf hohen Sockeln je zwei gekehlte korinthische Säulen aus Stuck, Nachahmung rötlichen Marmors mit bronzierten Kapitälen, auf welchen ein mit korinthischen Pfeilern verzierter Oberbau ruht. Zwischen den Säulen befinden sich in Nischen Marmorstatuen der vier Evangelisten; oberhalb der Thür steht, ebenfalls in einer Nische, eine weibliche Figur, zerrissene Ketten in den Händen haltend, als Sinnbild der Unabhängigkeit. Ganz oben auf den beiden Pfeilern erblickt man die Statuen der Apostel Paulus und Petrus, und auf einem Säulenfuss in der Mitte des Bogens die Statue der heiligen Rosa, der Schutzpatronin der Stadt. In den beiden seitlichen Abteilungen der Vorderseite, die



Die Kathedrale.

(S. 274.)

zwischen den Mittelpfeilern und den Türmen liegen, befinden sich kleinere Thore, die täglich zum Gottesdienst geöffnet sind. Sie werden verziert durch je zwei über einander gestellte Paare kleiner toskanischer Säulen von röthlichem Stuck. In dém von ihnen getragenen Oberbau ist ein Fenster, aus dessen Nische eine Statue hervorblickt.

Die Seitenfront, welche nach der Strasse Iudios zu liegt und beinahe die Länge eines Häusergeviertes hat, ist kahl und mit Ausnahme eines Portals in der Mitte ohne architektonischen Schmuck. Zu beiden Seiten dieses Nebenthors pflegte man in alten Zeiten die Bildnisse der Ketzer und Juden aufzustellen, die von der Inquisition verdammt worden waren, daher der Name Calle de los Iudios — Judenstrasse. Wir erwähnen dies, um dem Irrtum vorzubeugen, als sei diese Gegend früher das Judenviertel gewesen. Ein solches konnte es in Lima nicht geben, da alle des Judentums nur Verdächtigen von dem Glaubensgericht verbrannt wurden. Die Hebräer, die sich gegenwärtig in der Strasse niedergelassen haben, welche ihren Namen führt, haben wahrscheinlich keine Ahnung davon, dass man ihren Läden gegenüber die Bilder ihrer verbrannten Brüder aufzuhängen pflegte.

Die hintere Seite des Domes liegt nach der Strasse Santa Appollonia zu, von welcher sie wie die Seitenfront von der Strasse Iudios durch das Gitter des Kirchhofs getrennt ist. Es befinden sich auf dieser Seite zwei Thüren, welche den Seitenthüren der Hauptfront gegenüber liegen.

Entsprechend den drei Abteilungen der Vorderseite zerfällt das Innere der Kirche in drei Schiffe, wozu noch auf beiden Seiten der Nebenschiffe eine Reihe von Kapellen kommt. Der Eindruck des Ganzen ist einfach und würdig und würde bei der grossen Ausdehnung des Raumes in der That grossartig sein, wenn nicht durch eigentümliche bauliche Einrichtungen ein Gesamtüberblick der Kirche unmöglich gemacht worden wäre. Tritt man nehmlich durch die geöffnete Hauptthür ein, so findet man den Blick in das Mittelschiff durch einen Altar verschlossen, welcher sich zwischen den beiden zweiten Pfeilern bis zum Gewölbe erhebt. Unmittelbar hinter diesem Altar ist die Orgel, darunter das Chor der Domherren, und weiterhin der übrige Raum des Mittelschiffs, welcher etwas erhöht ist, und zu welchem man auf drei Stufen aus den Seitenschiffen hinaufsteigt. Dieser Raum wird nach hinten oder Osten zu durch den freistehenden Hochaltar abgeschlossen, sodass man um den erhöhten Raum des Hauptschiffes durch die Nebenschiffe und die beiden Verbindungen am vorderen und hinteren Ende der Kirche herumgehen kann.

Die Wände sind weiss, bloss durch einfache weisse Pfeiler verziert.

Das Gewölbe ist gleichfalls weiss mit roten Rippen und goldenen Rosetten an den Kreuzungsstellen. Die Pfeiler des Mittelschiffes und die Wand hinter dem Hochaltar sind von dem Gesims bis unten mit rotem Sammet bekleidet. Der Hochaltar, zu welchem man aus dem Mittelschiff auf zehn Marmorstufen emporsteigt, stellt eine Art Tempel in zwei Geschossen dar, von denen das untere von zwölf, das zweite von acht glatten korinthischen Säulen getragen wird. Die vorderen Säulen, sowie die vordere Seite des Altars sind mit Silberplatten belegt, aber jetzt noch mit der grauen Farbe bedeckt, mit der man sie anstrich, um sie den Blicken der Chilenen zu verbergen. Das Chor ist ein Kunstwerk von Holzschnitzerei. Es zählt zwei und siebzig Sitze, welche in doppelter Reihe drei Wände einnehmen. Über jedem befindet sich in portalartigen sehr sauber geschnittenen Rahmen aus Cedernholz die freistehende oder in erhabener Arbeit ausgeführte Statuette eines Heiligen. Über dem Chore ist die neue Orgel, welche in Belgien gebaut und im Jahre 1855 vom Erzbischof Francisco Javier de Luna Pizarro der Kirche geschenkt wurde.

Rings um den innern Raum der Kirche, nach aussen von den Seitenschiffen liegen Kapellen, die immer einem Bogen des Gewölbes entsprechen und durch hölzerne Gitter verschlossen sind. Es sind ihrer sechzehn und in einigen sieht man Altäre mit sehr kunstreichen Holzschnitzereien. Beginnen wir unsern Umgang von der linken Thür der Vorderseite an, so finden wir folgendes zu bemerken: Der grosse Bogenraum linker Hand hiess früher das Sagrario — die alte Parochialkapelle; indessen hat dieselbe jetzt keinen Altar mehr, sondern statt dessen eine Thür, die in das an der linken Seite der Kathedrale erbaute neue Sagrario führt, welches später beschrieben werden wird. Es folgt darauf die erste Kapelle, welche dem heiligen Joseph — San José — gewidmet ist, von der aber nichts zu bemerken ist, als dass sie sehr reich an Kostbarkeiten sein soll, oder wenigstens in früheren Zeiten gewesen ist. Die zweite Kapelle führt den Namen der drei Könige — Reyes. Über dem Altar befindet sich ein grosses Ölgemälde, eine Kopie nach Murillo, welches die Anbetung der Weisen darstellt. In dieser Kapelle wurden einst infolge einer päpstlichen Verordnung die Nachrichten über das Leben und die Wunder der heiligen Rosa und der Heiligen Francisco Solano und Toribio gesammelt.

Die dritte Kapelle wurde früher Sola genannt, nach einem alten, auf Holz gemalten Bildnis der Mutter Gottes, welches sich unmittelbar über dem Altar unter Glas befindet. Jetzt ist sie der heiligen Rosa geweiht, deren mit Rosen bekränztes Bild sich inmitten eines Altarbaues

mit äusserst kunstreichen Holzschnitzereien befindet. Die Säulen sind mit Kränzen umwunden, im Stil des Portals des Klosters San Agustin.

Die nächste Kapelle heisst nach der Seitenthür der Kirche, neben welcher sie sich befindet, Capilla de los Naranjos (Orangen-Kapelle) und bietet nichts Bemerkenswertes. Der hierauf folgende Abschnitt des Gewölbes bildet das Kreuz oder Transept der Kirche — el crucero — und hat an seinen beiden Enden keine Kapellen, sondern Thüren, von denen die rechte auf den an der Strasse Iudios gelegenen Kirchhof führt, die linke nach dem Orangenhofe — patio de los naranjos — der gegenwärtig aber diesen Namen nicht mehr verdient, denn die Apfelsinenbäume, die einst da gestanden haben mögen, sind längst eingegangen und durch einige Eucalyptus ersetzt. Durch diesen Hof wird die Kathedrale mit dem Palast des Erzbischofs verbunden.

Die Kapelle, welche auf den Transept folgt, die fünfte dieser Seite, ist der unbefleckten Empfängnis geweiht, der Virjen purisima, deren Altar reich und geschmackvoll in Weiss mit Gold verziert ist. In dieser Kapelle wurden zu Zeiten der Kolonialherrschaft hohe königliche Würdenträger, wie Räte und Mitglieder des Rechnungshofes begraben. Neben dieser Kapelle ist der Eingang zur Sakristei, an deren Wänden sich die Porträts der zwei und zwanzig Erzbischöfe befinden, die Lima bis jetzt gehabt hat. Aus dem Saal der Sakristei gelangt man in ein kleines Zimmer mit einigen bequemen Sophas und Lehnstühlen, in welchen sich die Herren vom Domkapitel beim Rauchen einer Papiercigarrette von den Mühen ihrer Amtsgeschäfte zu erholen pflegen, was die Aschenhaufen beweisen, die man ruhig liegen lässt wie den übrigen Staub. Die beiden letzten Kapellen dieser Seite sind unscheinbar. Die auf den Eingang zur Sakristei folgende wird die Schule Christi genannt, die letzte Santa Appolonia, da sie sich neben der ebenso genannten Thür befindet, welche hier über den Kirchhof nach der Strasse Santa Apollonia führt. Die andere Thür der Hinterseite wird nach dem heiligen Christoph benannt — San Cristobal. Zwischen beiden Thüren hinter dem Hochaltar befindet sich eine Kapelle, welche früher dem Apostel San Bartolomeo, jetzt dem heiligen Petrus von Alcántara geweiht ist. In dieser Kapelle werden in einer Urne die Überreste des heiligen Toribius aufbewahrt.

Wenden wir uns jetzt zu dem südlichen Seitenschiff, so finden wir neben der Thür San Cristobal als erste Kapelle, die früher nach dem heiligen Isidor benannte, jetzt dem Herzen Jesu gewidmete, mit einem Altar aus braunem Cedernholz. Hierauf folgt die Kapelle »Aller Seelen«, in welcher in früherer Zeit im Jahr über 3000 Messen gelesen wurden zur Erlösung der armen Seelen aus dem Fegefeuer. Zu beiden Seiten

des Altars erblickt man zwei nakte Büsten, welche in betender Stellung aus roten Flammen hervorsehen. Die dritte Kapelle führt den Namen Santa Isabel, zum Andenken an den Besuch, den die Jungfrau Maria der heiligen Elisabeth machte. Die Begegnung der beiden mit ungeheuren Kronen geschmückten Heiligen ist über dem Altare dargestellt. Daneben folgt die Kapelle der heiligen Anna, die letzte vor dem Transept. Sie hat einen geschmackvollen Altar, dessen Verzierungen in Graugrün mit Gold ausgeführt sind. Die Thür des südlichen Transepts führt ihren Namen Puerta de Iudios von den Bildern der Ketzer, die, wie bereits bemerkt, auf Befehl der Inquisition dort aufgestellt wurden. Wir gehen an dieser Pforte vorüber und befinden uns vor der fünften Kapelle dieser Seite, der des heiligen Toribius. Darauf folgt als sechste die der Reinigung Mariä — la Virgen Candelaria genannt. Über dem Altar befindet sich das Bild der Jungfrau in starrem gespreizten Seidenbrokat mit einer Kerze in der Hand. Die nächste Kapelle ist Allen Heiligen gewidmet; sie hat über dem Altar einen geschlossenen Schrein, in welchem Reliquien aufbewahrt werden, daher man sie auch Capilla de las reliquias nennt. Die letzte Kapelle ist die des tröstenden Erlösers: Nuestro Señor del Consuelo. Der Altar ist von neuer Arbeit in gutem Geschmack aus dunkelbraunem Holz. Wir haben hiermit den Umgang durch die Seitenschiffe beendigt und sind bei der rechten Thür der Vorderseite angekommen. Es bleibt nur noch der an das Gewölbe reichende Altar zu erwähnen, welcher beim Eintritt durch das Hauptthor die Aussicht in das Mittelschiff verschliesst. Dieser Altar heisst: Nuestra Señora la antigua, so genannt von einem unter Glas aufbewahrten Bildnis der Jungfrau, welches vom Kaiser Karl V. der ersten Kathedrale geschenkt worden war.

Die meisten Kapellen wurden durch Erzbischöfe oder fromme Privatpersonen gegründet und von ihren Stiftern mit Einkünften ausgestattet, Capellanias genannt, welche an Domherren oder andere Geistliche verliehen wurden, und wofür diese an bestimmten Tagen eine bestimmte Anzahl von Messen in den Kapellen zu lesen hatten. Gegenwärtig ist von diesen alten Stiftungen wenig mehr übrig, denn sehr viele der Häuser und Grundstücke, von welchen die Einkünfte der Kirche entrichtet wurden, sind entweder nicht mehr vorhanden oder entwertet. Die noch bestehenden Stiftungen sind grösstenteils dem Wohlthätigkeits-Verein überwiesen worden und werden zur Unterhaltung der Hospitäler verwendet. Die früher in Peru so reichen Einkünfte der Kirche sind vom Staate eingezogen, und der Zehnten, der vom Landbesitz erhoben wurde, ist seit Aufhebung der Sklaverei abgeschafft, um die Land-

eigentümer einigermassen für den ihnen aus dieser Massregel erwachsenden Nachteil zu entschädigen. Die Regierung bezahlt die Gehalte der Bischöfe und der Kapitel, aber unregelmässig wie alle Gehalte, und in neuerer Zeit hatte man den Erzbischof so lange vergessen, dass der Prälat sich genötigt sah, Wertgegenstände zu verkaufen, um die Kosten seines bescheidenen Haushaltes zu bestreiten.

Das Kapitel der Domherren besteht aus 16 Mitgliedern. Jeder der Stiftsgeistlichen hat eine der 16 Kapellen unter seiner Obhut, wo er auch seine kirchlichen Gewänder aufbewahrt. Jeden Morgen um 8 Uhr versammelt sich das Kapitel zum Gebet — oficios, und um 9 Uhr liest einer derselben Messe; das Erheben der Monstranz wird den Gläubigen durch drei Glockenschläge verkündet und einige alte Leute in der Strasse nehmen bei diesem Zeichen den Hut ab, aber es werden ihrer alle Jahre weniger.

Unter dem Hochaltar befindet sich ein unterirdischer, aber nicht gewölbter Raum, zu welchem man durch eine Gitterthür von einem der Seitenschiffe hinabsteigt. Es ist die Gruft, in welcher früher die Erzbischöfe und andere hohe geistliche Würdenträger bestattet wurden. Die Grabstätten sind schmucklos aus Stein gemauert und mit Marmorplatten bedeckt, auf welchen die Namen stehen. In einer Mauernische der Treppe gegenüber befindet sich ein sargartiger offener Kasten von gewöhnlichen Brettern, auf dessen Vorderseite mit schwarzer Farbe, wie auf einer Warenkiste, eine Inschrift angepinselt ist, welche lautet: »aqui yace el cuerpo que se dice ser el de Francisco Pizarro«. Im Kasten erblickt man ein Skelett, an welchem noch einige Reste von Kleidern kleben. Der Schädel ist ziemlich gut erhalten, aber an der Kinnlade ist die Hälfte abgebrochen. Dies ist die letzte Ruhestätte des Entdeckers und Eroberers von Peru.

Unter der Nische, welche die Reste Pizarros enthält, befindet sich eine andere nahe am Boden, in welcher man ein zweites Skelett erblickt, welches für das seiner Tochter Doña Francisca gehalten wird. Diese hatte der Kirche ein reiches Vermächtnis hinterlassen mit der Bedingung, dass jeden Tag am Hochaltar eine Messe für ihr und ihres Vaters Seelenheil gelesen würde. Zu welcher Zeit, und ob überhaupt Pizarros Tochter in Lima gestorben ist, habe ich nicht festzustellen vermocht. Die Mutter Doña Franciscas war eine Tochter des grossen Huaina Kapak, Huaillas Ñusta, nach ihrer Taufe Doña Inès genannt. Diese heiratete nach dem Tode des Marques Pizarro einen Edelmann Martin de Ampuero, mit welchem sie nach Spanien ging und ihre Tochter mitnahm. Dort verheiratete sich Doña Francisca mit ihrem Oheim Her-

nando Pizarro, welcher wegen Hinrichtung des älteren Diego de Almagro in der Festung Medina del Campo gefangen sass. Dieser befand sich zwar schon in vorgerückten Jahren, überlebte aber seine lange Gefangenschaft und starb in einem Alter von über 100 Jahren.

Francisco Pizarro wurde allerdings in der von ihm gegründeten Kirche, der nachmaligen Kathedrale begraben, allein seine Überreste haben ihre Ruhestätte so oft wechseln müssen, dass man im Ungewissen darüber ist, ob die jetzt in der Gruft der Kathedrale aufbewahrten die echten sind. Als Pizarro von den Parteigängern Almagros ermordet worden war (26. Juni 1541), blieb sein Leichnam verlassen liegen, denn alle seine Freunde waren geflohen und hielten sich versteckt. Ein alter Diener seines Hauses und dessen Frau brachten ihn mit Hilfe einiger schwarzen Sklaven nach der Kirche und begruben ihn zur Nachtzeit, heimlich und fast unbekleidet. Einige Jahre später wurde die Leiche rechts vom Hochaltar bestattet, wo Garcilaso das Grab sah, als er 1560 nach Spanien abreiste. 1667 wurden Pizarros Reste neben denen des Vicekönigs Mendoza beigesetzt. Wie bemerkt, wurde die Kathedrale im Erdbeben von 1746 zerstört, und in der dadurch entstandenen Verwirrung ging auch die Gewissheit über die Lage der Gräber und die Reste der darin bestatteten Personen verloren.

Was der Front der Kathedrale ihr stattliches Aussehen verleiht, sind die zwei Türme, die sich zu ihren Seiten erheben. Auf einem viereckigen, 60 Fuss hohen Unterbau, der dem Erdbeben widerstanden hat, erhebt sich der Glockenstuhl, dessen neun Fuss dicke Mauern von vier offenen Schallbogen durchbrochen sind. Der Oberbau ist von Holz und wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts vollendet. Zu dem Zimmerwerk wurden 800 Balken eines sehr festen Holzes von Guayaquil verwendet, welches vom Holzwurm nicht angegriffen wird. Auf dem rechten Turme hängen die Glocken, darunter eine sehr schöne und vollklingende, gegossen im Jahre 1845 und Nachfolgerin der ihrer Zeit berühmten Cantabria, welche lange Zeit auf dem Kirchhof lag, nachdem sie zersprungen war. Es scheint, dass die Glocken in Lima selten alt werden, was vielleicht daher kommt, dass man sie hier mehr braucht, als an anderen Orten, vielleicht auch, dass man sie nie durch Schwingen läutet, sondern nur durch Anschlagen. Die grosse Glocke der Kathedrale hat einen sehr schweren Klöppel von Bronze, der an einer eisernen Kette hängt. Auf dem linken Turme befinden sich keine Glocken. Seine leeren Räume dienen einer Kolonie von Eulen zum Aufenthalt, welche Gegenstand eines volkstümlichen Aberglaubens sind. Allabendlich, wenn die Stadt still geworden ist, fliegen die Vögel auf Raub aus, wobei sie ihren

unheimlichen schrillen Schrei hören lassen. Das Volk glaubt, dass sie ihren Flug mit Vorliebe dahin lenken, wo Schwerkranke liegen, und wenn die Eule mehrmals über dem Hause eines Patienten geschrieen hat, so sind die Bemühungen der Ärzte und Apotheker vergeblich.

Von der Brustwehr der Schallfenster hat man eine weite Übersicht über die Stadt und Umgegend bis jenseits des Hafens von Callao. Der Anblick der Stadt aus der Höhe ist eigentümlich wegen der flachen Dächer. Man ist verwundert über die vielen Türme, die aber nicht alle zu Kirchen gehören. In früheren Zeiten verlangte man von einem vornehmen Hause, dass es einen Aussichtsturm habe — mirador genannt. Ob die Limenier der alten Zeit ihre miradores viel benutzt haben, ist nicht bekannt. Jetzt werden keine neuen mehr gebaut, und niemand giebt sich die Mühe, die alten zu besteigen.

Parochiale und andere öffentliche Kirchen.

Die Stadt ist in fünf Kirchspiele geteilt und hat dementsprechend fünf Pfarrkirchen: das Sagrario, Santa Ana, San Sebastian, San Marcelo und San Lazaro. Da der Dom zu gleicher Zeit Sitz des Erzbischofs und Pfarrkirche ist, so war früher eine seiner Kapellen für kirchliche Parochialhandlungen, wie Eheschliessungen, Taufen, Konfirmationen und Verabreichung des Abendmahls bestimmt. Dies war die jetzige Capilla del Sagrario antiguo, die erste Kapelle links, wenn man von der Plaza in die Kirche tritt, in welcher sich jetzt kein Altar mehr befindet, sondern statt dessen eine Thür, welche zu der neuen Parochialkapelle des Domes führt. Diese stösst unmittelbar an den Dom und wird Capilla nueva del Sagrario genannt. Die Vorderseite ist schmal, füllt den Raum zwischen dem linken Turm der Kathedrale und dem erzbischöflichen Palast aus und hat der benachbarten grossen Kirche entsprechende gefällige Formen. Das Innere ist einfach und bietet nichts Bemerkenswertes dar.

Da das Kirchspiel des Sagrario sehr gross geworden war, so wurde es geteilt und die Kirche des Waisenhauses zur Unterparochie erhoben — Viceparóquia de los huérfanos. Dasselbe geschah im Kirchspiel Santa Ana, dessen Pfarrkirche auf dem Platz und neben dem Hospital gleichen Namens steht. Für die weiter hinauf in der Stadt liegenden Strassen dieses Kirchspieles wurde die Kirche des heiligen Jacobs im Cercado als Unterpfarrkirche bestimmt — Viceparóquia de Santiago del Cercado. Die beiden Kirchspiele San Sebastian und San Marcelo umfassen die unteren Teile der Stadt und zwar das erstere die nordwest-

liche, das letztere die südwestliche Gegend. Das fünfte Kirchspiel, San Lázaro, wird durch den auf dem rechten Ufer des Rimaks gebildeten Stadtteil gebildet. Die Kirche San Lázaro war ursprünglich nur Kapelle des Hospitals gleichen Namens und stand unter Aufsicht der Kathedrale, von welcher sie erst 1756 getrennt wurde.

Ausser den Parochialkirchen zählt die Stadt noch eine Anzahl öffentlicher Kirchen und Kapellen, von welchen wir folgende erwähnen:

La Iglesia del Espéritu Santo, die Heilige Geist-Kirche; sie stand in Verbindung mit einem Hospital, welches ein Kaufmann namens Miguel de Acosta im Jahre 1571 für kranke Seeleute gründete. Das Hospital ist bereits seit langer Zeit geschlossen, in seinen Räumlichkeiten wurde später die Militärschule untergebracht, jetzt dienen sie als Kaserne.

La Capilla de San Andrès, im ersten Hof des Hospitals gleichen Namens, eine der ältesten Kapellen der Stadt, erbaut im Jahre 1557 durch den Vicekönig D. Andrès Hurtado de Mendoza, ausgezeichnet durch eine kunstreich gearbeitete hölzerne Kuppel.

La Iglesia de la Caridad, eine Kirche, die zu einem Kollegium gleichen Namens gehörte. Die religiösen Genossenschaften Caridad und Misericordia, die sich der Krankenpflege widmeten, gründeten 1562 ein Hospital für arme Frauen und ein Erziehungsinstitut für unbemittelte Mädchen. Das Hospital wurde später mit dem von Santa Ana vereinigt, die Mädchenscule besteht noch. Die kleine, neuerdings renovirte und reinlich aussehende Kirche steht an der oberen Seite des Konstitutionsplatzes, nach dem dort befindlichen Denkmal auch Plazuela de Bolivar genannt.

La Iglesia de los Desamparados, erbaut im Jahre 1630 durch Bartolomé Calafre, einen frommen Mann, der eine Brüderschaft gründete, welche die auf den Feldern gefundenen Ermordeten sowie die Leichen der Hingerichteten bestattete, daher die Widmung der Kirche an die Desamparados, die Unbeschützten. Im Jahre 1685 gelangte die Kirche in Besitz der Jesuiten, welche damit ein Kloster und eine Schule verbanden. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens wurde die Kirche wieder zu einer öffentlichen. Die Kirche liegt in unmittelbarer Nähe der Brücke und der Hauptstation der transandinischen Eisenbahn, welche nach ihr benannt wird.

La Iglesia de San Carlos. Die Kirche wurde im Jahre 1597 von den Jesuiten erbaut und diese errichteten im anstossenden Gebäude, dem jetzigen Collegio de San Carlos, in welchem sich die Universität befindet, ein Noviziat ihres Ordens. Die Kirche enthält einen schön

geschnitzten Altar und eine Kanzel aus Mahagoni, ebenfalls ein Meisterwerk der Bildhauerei in Holz.

Das Santuario de Santa Rosa. Die heilige Rosa de Santa Maria war in Lima am 20. April 1586 geboren, lebte 30 Jahre und brachte ihre Lebenszeit, seit sie erwachsen war, in beständigen Bet- und Bussübungen zu. Sie wurde infolgedessen heilig gesprochen, und von der Zeit an als Schutzpatronin der Stadt verehrt. Das ihr geweihte Santuario befindet sich an der Stelle, auf welcher früher das Geburtshaus der Heiligen gestanden hatte. Die alte Kapelle sollte durch eine neue grössere ersetzt werden, allein der Umbau, der schon vor vielen Jahren begonnen wurde, machte nur langsame Fortschritte, und kam endlich ganz ins Stocken. Auch der dreihundertjährige Geburtstag der Heiligen, der 1886 mit grossem Pompe gefeiert wurde, hat bei den gegenwärtigen ungünstigen Zeiten die Wiederaufnahme des Baues nicht zu veranlassen vermocht.

In einem der Altäre der Kapelle, dem Herzen Jesu geweiht, werden mehrere Reliquien der Heiligen aufbewahrt als: ihre beiden hölzernen Betten; die Hälfte eines Gürtels oder Bandes, auf welchem sich drei Reihen von Nadelspitzen befanden zu Kasteiungen; der Nagel, an welchem sich die Heilige festband, um bei ihren Betübungen nicht einzuschlafen; zwei kleine Kreuze, von denen das eine innen mit Nadelspitzen versehen.

Bis zu welchem Grade alles, was auf die Heilige Bezug hatte, Gegenstand der Verehrung wurde, ist aus folgender Inschrift zu ersehen, welche sich auf einer von einem eisernen Gitter umgebenen Steinplatte am Boden des alten Klosters befindet:

Estando rompiendo cimientos para la construccion de este claustro por el año 1720, al llegar à este dicho lugar, exhaló tan celestial fragancia à rosas la tierra, que causò general asombro, el que atrajo à muchas personas entre quienes se hizo pública la maravilla. Examinando el motivo, de que podian provenir estos efluvios, se vino en claro conocimiento, de que en aquel sitio fueron enterradas las secundinas o pares de Santa Rosa, el dia 20 de Abril de 1586 que lo fué de su feliz nacimiento, habiendo corrido hasta el año de su invencion 134 años, queriendo Dios manifestar con tan singular prodigio ser Rosa de su corazon su amada esposa.

Die Capilla de Cocharcas, unweit der Portada gleichen Namens, gegründet von einem Indianer Sebastian Alonso, nebst einem kleinen Konvent, in welchem Kinder armer Eingeborenen von vornehmem Stande — caziques — erzogen wurden.

Die Capilla de Nuestra Señora del Rosario, auf der rechten Seite des Flusses gelegen, der Überlieferung nach die erste, die dort errichtet wurde, als die Gegend unterhalb der Brücke anfing bebaut zu werden.

Die Capilla del Baratillo, wie die vorige auf der rechten Seite des Rimaks gelegen, im Jahre 1635 erbaut an einem Orte, an welchem zu jener Zeit die Negersklaven sich ihren Lustbarkeiten und wüsten Ausschweifungen zu überlassen pflegten, um auf dieselben versittlichend zu wirken.

Die Capilla de los Naranjos. Diese Kapelle, die eigentlich dem Herrn der Barmherzigkeit — Señor de la Misericordia — geweiht ist, wurde 1767 von einem D. Juan Garazútua gegründet, ist noch jetzt Privatbesitz, aber dem Publikum geöffnet.

Die Capilla de San Lorenzo. Auch diese Kapelle, die von einem Don Lorenzo Soria 1834 in einem seiner Familie gehörenden Garten erbaut wurde, ist Privatbesitz.

Die Mönchsklöster.

Neben der Kathedrale sind die Kirchen der fünf angesehensten Männerklöster bei weitem die schönsten und besuchtesten. Dieselben gehören den Orden der Dominikaner, Mercenarier, Franciscaner, Augustiner und Jesuiten und liegen sämtlich in den mittleren und besten Teilen der Stadt, zwei bis drei Strassenlängen oder Cuadras vom Hauptplatz entfenrt. Entfernter liegt das Kloster der Agonisanten, der Väter des guten Sterbens, und ganz abgelegen das der franciscanischen Barfüsser. Bei den meisten Klöstern umfasste die ursprüngliche Klausur weite Räume, gewöhnlich ein ganzes Strassengeviert, bei einigen jedoch noch weit mehr. Nach und nach ist bei allen die anfängliche Ausdehnung mehr oder weniger eingeengt worden, wie bei den einzelnen angegeben werden wird. Wir beschreiben die Klöster in der Reihenfolge, in welcher sie gegründet wurden.

Santo Domingo.

Die Dominikaner waren die ersten Ordensgeistlichen, welche nach Peru kamen. Im geschichtlichen Teile dieses Buches wurde erzählt, dass Francisco Pizarro, nach dem er das Reich der Incas aufgefunden hatte, sich nach Spanien begab, und sich durch seine Kapitulation ermächtigen liess, die von ihm entdeckten Länder für die Krone zu erobern und zu verwalten. In der von ihm ausgerüsteten Streitmacht be-

fanden sich sieben Dominikaner, darunter der Pater Vicente Valverde, sein Kaplan, der bei der Gefangennechmung des Königs Atahuallpa zugegen war und zu dessen Hinrichtung riet, später Bischof von Cusco wurde und endlich auf der Insel Punà an der Mündung des Flusses Guayaquil in einem Kampfe mit den Eingeborenen das Leben verlor. Die meisten der Mönche begleiteten Pizarro auf seinem ferneren Zuge, und leiteten den Gottesdienst überall, wo die Spanier Kapellen bauten. Diejenigen, welche nicht bereits in dieser Weise gebunden waren, brachte der Statthalter mit, als er die früher in Jauja gegründete Kolonie an die Küste verlegte und mit der neuen Hauptstadt vereinigte.

Nach Auslegung der Strassen wurde den Dominikanern bei Verteilung der Bauplätze derselbe Grund und Boden zugewiesen, auf welchem noch heute ihr Kloster steht, nämlich in unmittelbarer Nähe des Flusses, eine Cuadra unterhalb des Hauptplatzes. Da die Mönche den Gottesdienst in der neu errichteten Kirche, der späteren Kathedrale, zu versehen hatten, so konnten sie mit dem Bau ihres Klosters nicht sogleich beginnen, bis einige Jahre später noch elf Patres des Ordens von der Insel Santo Domingo nach Peru geschickt wurden. Der ursprüngliche Bauplatz für die Kirche wurde darauf durch Schenkungen nach und nach so erweitert, dass die Klausur zwei ganze Häusergevierte umfasste. Pizarro verlieh dem Orden zur Bestreitung seines Unterhalts wertvolle Ländereien im Thale von Chancay unweit Limas, wozu in der Folge noch manche andere Schenkungen und Erbschaften hinzukamen. Demungeachtet gehörte das Kloster nicht zu den reichsten, galt aber doch zu Zeiten des Pater Cobo für das beste Gebäude der Stadt.

Das äussere der Kirche ist unregelmässig und schmucklos. Sie bildet eine Ecke des nach dem Konvente benannten Platzes, von welchem sie durch einen von einem eisernen Gitter umgebenen Kirchhof getrennt ist. Die Wände haben einen weissen Anstrich, auf welchen plumpe architektonische Linien in himmelblauer Farbe angemalt sind. Das Wahrzeichen der Kirche ist der Turm, welcher der höchste der Stadt war, bis bei einem Erdbeben seine Spitze abbrach. Er besteht aus einem festen viereckigen Unterbau, auf welchem zwei von Säulen umstellte Stockwerke oder Abschnitte aufgesetzt sind. Über dem oberen erhebt sich eine Kuppel, auf deren Spitze eine Kugel eine geflügelte Statue trägt, ähnlich der auf dem Brunnen der Plaza. Die zahlreichen Säulen an beiden Stockwerken des Turms sind blau angestrichen und ihre Kapitele gelb, die Geländer um die Kuppel und vor den Schallfenstern des Glockenstuhls zur Abwechslung grün.

Der Haupteingang der Kirche ist auf dem Platze, liegt aber an der

Seitenfront des Gebäudes, sodass man erst in das linke Nebenschiff und von hier ins Mittelschiff gelangt. Die dem Haupteingang auf der anderen Seite gegenüberliegende Thür führt in den grossen mit Gartenanlagen geschmückten Hof des Klosters, und da diese Thür gewöhnlich offen ist, so blickt man von der Strasse durch die Kirche hindurch in das Grün der Bäume, ein Vorzug, den Santo Domingo vor den übrigen Klöstern voraus hat. Die Kirche hat ein sehr geräumiges Hauptschiff und zwei Seitenschiffe. Alle drei sind verhältnismässig niedrig, was dem Eindruck etwas Beklommenes giebt. Die Altäre gleichen mit ihrem Schmuck von heiligen Bildern und Säulen denen, die man allenthalben in katholischen Kirchen findet. Eine besondere Erwähnung verdient die Kapelle der heiligen Rosa im Transept zur Rechten des Hauptaltars. Unter dem Altar dieser Kapelle befindet sich hinter Glas ein liegendes Marmorbild der Heiligen, welches als ein grosses Kunstwerk gilt. Die Heilige ist dargestellt von dicken Falten eines groben Gewandes umgeben, anscheinend tot oder in einer tiefen Ohnmacht. Ein kleiner geflügelter Engel hebt den Schleier von ihrem Antlitz und man sieht ihre Stirn von einer Dornenkrone umgeben. Besonders bewundert wird eine Hand, die unter einer Falte des Kleides hervorhängt, und welcher der am Boden liegende Rosenkranz entglitten ist. Diese Hand ist allerdings schön gemeisselt, passt aber garnicht zu der übrigen Figur, denn sie gehört einem jugendlichen von Gesundheit strotzenden Körper an, aber nicht einem toten oder vom Fasten in Ohnmacht gesunkenen. Auch der Gesichtsausdruck des Engels, der den Schleier aufhebt und die gezierte Haltung des Kopfes sind ganz unpassend. Eine andere Merkwürdigkeit der Kirche ist ein plumpes Weihbecken, welches sich links vom Eingang im Winkel eines Pfeilers befindet. Es war das erste Taufbecken, dessen man sich in Lima bediente, und die Mönche brachten es mit aus der Kathedrale, als sie nach ihrem Kloster übersiedelten.

Wie schon bemerkt, tritt man durch die dem Eingang gegenüberliegende Seitenthür in den grossen Hof des Klosters. Der Kreuzgang wird von Pfeilern getragen, deren Bogen sich nach dem Garten öffnen. Die Wände desselben sind bis zu einer Höhe von neun Fuss mit glasierten Ziegeln oder Kacheln bekleidet, auf denen sich Arabesken oder Figuren in blauen Linien befinden, daher sie Azulejos genannt werden. Der Raum darüber bis zur Decke ist mit Gemälden bedeckt, welche das Leben und die Thaten des heiligen Dominikus de Guzman darstellen. Diese werden fürs Gewöhnliche durch leinene Vorhänge gegen den Ein-

fluss der Witterung geschützt und nur am Festtage des Heiligen dem Publikum gezeigt.

Der Garten, welcher vom Kreuzgang durch ein eisernes Gitter getrennt ist, besteht aus Bäumen, Büschen und Blumenbeeten und ist zeitweilig ziemlich gut gehalten, je nachdem überhaupt die Klosterordnung etwas strenger oder nachlässiger als gewöhnlich gehandhabt wird. Die Thüren der Zellen, die um den Kreuzgang liegen, öffnen sich nach dem Garten zu. Eine sehr verfallene Treppe führt zum oberen Stock, um welchen ein offener Bogengang läuft, der in allen Teilen dem unteren gleicht. Die dort befindlichen Zellen sind fast alle unbewohnbar. Ausser diesem Kreuzgang hatte der Konvent noch vier andere Höfe, von denen zwei noch im Besitze des Klosters, aber gänzlich verfallen sind. Die anderen beiden sind von den Mönchen gegen Erbzins verkauft und zu Wohnungen eingerichtet worden, deren Mieter meist zu verdächtigen Klassen der Bevölkerung gehören. Aus dem oberen Kreuzgang gelangt man in den Chor, welcher 88 grob aus Holz geschnitzte Sitze enthält.

Die Zahl der Mönche, die zu Zeiten des Pater Cobo 230 betrug und später noch stieg, ist schon seit lange gar sehr gesunken und gegenwärtig sind ihrer nur noch 25. Das Ordensgewand ist weiss, eine Farbe, die dem reinlichen Aussehen nicht günstig ist. Die Regel ist ganz lax — augenblicklich soll sie indes wieder etwas strenger gehandhabt werden. Fürs Gewöhnliche aber speisen die Mönche nicht zusammen, jeder lebt für sich und schläft nicht immer im Kloster. Die früheren reichen Einkünfte sind verschwunden. Immerhin geht es den Dominikanern vielleicht noch besser als anderen Orden, denn es finden in ihrer Kirche immer viele Leichenfeierlichkeiten statt, welche je nach dem dabei benutzten Trauerornat bezahlt werden.

La Merced.

Die Brüderschaft der Barmherzigkeit wurde im Jahre 1223 durch Peter von Nolasco mit Erlaubnis des Königs Peter von Aragonien gestiftet zur Loskaufung und Befreiung von unter den Muselmännern gefangen gehaltenen Christensklaven: »Orden real y militar de las mercedes-redencion de cautivos«. Die Brüder des Ordens heissen Mercenarias, in Peru jedoch werden sie allgemein Mercedarios genannt. Die ersten Mitglieder dieses Ordens kamen bald nach der Eroberung nach Peru, aber später als die Dominikaner. Demungeachtet gründeten sie ihr

Haus vor diesen, wie bereits unter Anführung der Gründe im geschichtlichen Teile erwähnt wurde.

Kloster und Kirche — Iglesia de la madre de Dios de la Merced — liegen zwei Cuadras vom Hauptplatz an der belebtesten Strasse der Stadt, welche von der Plaza nach der Station der Callao-Eisenbahn führt. Die Front dieser Kirche ist eine der merkwürdigsten der Stadt. Das Portal des Hauptthores bildet eine grosse Nische, deren Bogen in Form einer Muschel geschweift ist. Zu beiden Seiten desselben stehen zwei Paare gewundener, reichverzierter Säulen aus Stuck, zwischen denen in Mauernischen Kriegerstatuen von alten Ordensrittern aufgestellt sind. Dieselbe Anordnung wiederholt sich im zweiten Stock; auch hier befinden sich je zwei Paare von etwas kleineren Säulen, über der Thür ist ein muschelförmiges Fenster, vor demselben ein halbkreisförmiger Balkon. In einer Nische über dem Fenster erblickt man die Statue des Stifters des Ordens.

Das Innere der Kirche besteht aus einem breiten Hauptschiff und zwei schmalen und niedrigen Nebenschiffen. Über dem Transept erhebt sich eine Kuppel. Die Zahl der Altäre ist aussergewöhnlich gross, man zählt ihrer 23. Das Chor befindet sich über dem Haupteingang. Die Holzschnitzereien der Sitze sind von geringer Arbeit und haben auch sehr gelitten. Aus der Thür des rechten Seitenschiffes gelangt man in den Haupthof — claustro principal, wie gewöhnlich umgeben von Bogengängen. Der Kreuzgang umschliesst einen Garten, in dessen Mitte ein Brunnen unter Bäumen plätschert. Weiterhin liegt ein zweiter Hof, dessen Garten ganz vernachlässigt ist. Der interessanteste Teil des ganzen Gebäudes ist das Treppenhaus, welches zwischen beiden Höfen liegt, und obwohl es sehr gelitten hat, doch durch seine Anordnung sogleich die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich zieht. Von beiden Höfen steigt eine breite Treppe bis zum ersten Absatz und von hier führt eine ebenso breite Flucht von Stufen zu einem zweiten Absatz, wo sich die Treppe wieder teilt, um nach beiden Seiten hin zu den oberen Bogengängen der Höfe zu gelangen. Das Licht fällt sowohl seitlich ein als auch von oben durch eine Kuppel. Kein anderes Kloster kann sich einer solchen Treppe rühmen. Rings um den unteren Kreuzgang befinden sich an den Wänden Gemälde, die sich auf das Leben des heiligen Peter von Nolasco beziehen. In einem dritten Hof liegt das Noviziat.

Die ursprüngliche Klausur des Klosters umfasste ein Strassengeviert, indessen ist ein grosser Teil des Raums nach allen vier Seiten hin in Erbpacht gegeben. Die inneren Höfe, die dem Kloster noch ver-

bleiben, haben sehr gelitten, die Platten der Fussböden, das Mauerwerk und die Bogen der Kreuzgänge sind schmutzig und verfallen. Das Kloster ist im letzten Kriege und schon früher verschiedene Male durch die peruanische Regierung als Kaserne benutzt worden, und viele Zellen sind nicht mehr bewohnbar.

Das Ordensgewand der Mönche ist weiss. Die Beobachtung der Regel, die auch hier sehr locker geworden war, ist neuerdings durch einen Abgeordneten des Generals etwas verschärft worden, und die Mönche speisen wieder an einem gemeinsamen Tisch. Es sind ihrer gegenwärtig nur noch zwölf.

San Francisco.

Dieses Kloster, dessen Gründungsgeschichte früher mitgeteilt worden ist, übertraf an Ausdehnung alle übrigen. Die Klausur erstreckte sich bis zur Höhe der Baltabrücke, war also beinahe vier Cuadras lang und in der oberen Gegend zwei Cuadras breit. Von diesem grossen Raum ist gegenwärtig weniger als ein Drittel noch im Besitz der Mönche. Das übrige ist vom Orden teils an den Staat abgetreten, welcher ein paar Höfe als Kasernen benutzt, teils an die kirchliche Oberbehörde zur Errichtung des neuen Seminars Santo Toribio, teils zur Unterbringung des Hospizes Ruiz Davila verwendet. Ein Rest endlich ist in Erbpacht an Privatleute vergeben worden.

In demselben Masse, als sich früher das Kloster räumlich vergrösserte, wuchsen auch durch Schenkungen und Vermächtnisse die Einkünfte des Ordens. Wurde schon in der alten Welt das Gelübde der Armut, das der Stifter seinen Brüdern auferlegt hatte, weniger streng gehalten, so kam es vollends in Vergessenheit in einem Lande, wo das Gold so wohlfeil war. Die Reichtümer, die dem Orden zuströmten, wurden auf den Bau und die Ausschmückung des Klosters verwandt, und so kam es, dass ihre Kirche die schönste der Stadt wurde und bis heute geblieben ist, und dass die Kreuzgänge ihres Hofes in Architektur und kunstreicher Ausschmückung alle anderen übertreffen.

Die Vorderseite der Kirche liegt nach dem Platze zu, der nach dem Kloster benannt ist. Dieser enthält in seinem mittleren Teile einen kleinen Garten, der einen Brunnen umgiebt und mit asphaltierten Wegen durchzogen ist. Vor der Kirche und zur rechten Seite derselben ist ein freier mit Platten belegter Raum, der frühere Kirchhof, zu welchem man von der Strasse aus auf vier Stufen hinaufsteigt. Die Stirnseite der Kirche besteht im wesentlichen aus zwei Türmen, deren eigentümliche Bauart schon aus der Entfernung die Aufmerksamkeit des

Beschauers auf sich zieht. Mauerwerk und Pfeiler sind mit horizontalen, abwechselnd weissen und schwarzen Streifen oder Banden umzogen. Die Türme bestehen aus zwei Abteilungen oder Geschossen, deren oberes sich von dem unteren nur durch das Vorhandensein von Schallfenstern im Glockenstuhl unterscheidet. Über dem zweiten Abschnitt erhebt sich, von vier Pyramiden umstanden, je eine Kuppel, welche ein Kreuz trägt. Der Zwischenbau, welcher die beiden Türme mit einander verbindet und bis zum ersten Stocke reicht, ist von braunem Stuck, wodurch seine Säulen und sonstigen Verzierungen scharf vom übrigen Bau geschieden und ihre Wirkung gehoben wird. Zu beiden Seiten des Portals der Hauptthür stehen zwei reich verzierte Säulen, welche einen oben offen gelassenen Bogen tragen. Über demselben sieht man in einer muschelförmigen braunen Nische die Statue der Jungfrau in weissem Marmor und zu beiden Seiten derselben in kleineren Nischen die ebenfalls weissen Statuen der Heiligen Franciscus und Dominicus. Das Portal der rechten Seitenthür ist gleichfalls weiss auf schwarz und weiss gestreiftem Grund der Seitenfront, welcher der Strasse des Milagro zugekehrt ist. Über dieser Thür steht eine Statue des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich. Die linke Seite des Platzes wird von Gebäuden begrenzt, die auch zum Kloster gehören, nämlich der Pförtnerei und der Capilla de la Soledad, der Einsamkeits-Kapelle.

Tritt man durch die Vorderthür in die Kirche, so befindet man sich unter einem niedrigen Gewölbe, welches das Chor trägt. Man durchschreitet diesen Raum und überblickt nun auf einmal die ganze Kirche. Trotz des reichen Schmuckes der Altäre bietet diese einen überaus einfachen und edlen Anblick. Sie ist ganz regelmässig in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut und hat ein weites hohes Mittelschiff und zwei etwas niedrigere Nebenschiffe. Das Hauptschiff öffnet sich mit hohen Bogen in die Seitenschiffe; jedem Bogen entspricht ein Altar, über welchem sich eine kleine Kuppel wölbt, sodass die Seitenschiffe aus einer Reihe von Kapellen gebildet zu sein scheinen. Wände, Pfeiler und Gewölbe sind weiss, und mit einfachen ornamentalen Figuren in erhabener Arbeit gleichsam gestickt. Über der Kreuzungsstelle des Transeptes ist eine hohe Kuppel, durch welche das Licht von oben in die Kirche fällt.

Viele der Altäre sind von vornehmen Familien in der Zeit der Kolonialherrschaft gestiftet und im Geschmack des 18. Jahrhunderts, einige sind von neuerer Arbeit und weniger überladenem Stile. Es sind ihrer im ganzen 26. Wir erwähnen davon den Hochaltar, um welchen im weiten Halbkreise sechs weisse korinthische Säulen mit vergoldeten



San Francisco, Kirche und Eingang des Franziskaner-Klosters.

(S. 290.)

Kapitälen stehen. Zwischen den beiden mittleren befindet sich eine vergoldete Nische, in welcher man die Statue des Stifters im Ordensgewande erblickt. Der schönste Altar der Kirche befindet sich im linken Abschnitt des Transeptes. Er besteht aus zwei Abteilungen oder Geschossen, die von Marmorsäulen mit goldenen Kapitälen getragen werden. In einer goldenen Nische steht eine Statue der Jungfrau von weissem Marmor, welcher der Altar geweiht ist als Virgen de la purisima Concepcion.

Aus der Kirche gelangt man in die Sakristei, deren Wände mit Porträts berühmter Mitglieder des Ordens geschmückt sind. Unter diesen wird mit Stolz das Bild des Erzbischofs Arrieta gezeigt, eines aus Lima gebürtigen Franziskaners, der zur höchsten kirchlichen Würde Südamerikas befördert wurde.

Aus der Thür des linken Seitenschiffes tritt man in den grossen Kreuzgang — claustro mayor. Dieser misst 75 Schritt ins Geviert und hat auf jeder Seite 11 Bogen, die sich auf einen Garten öffnen, aber mit einem hübsch gearbeiteten eisernen Gitter, wie die Fenster ebener Erde, verwahrt sind. Die Pfeiler der Bogen sind mit glasierten Kacheln bekleidet, und auf jedem erblickt man, aus solchen bemalten Kacheln zusammengesetzt, die Figur eines Heiligen oder Märtyrers. Alle für ihren Glauben Gestorbenen sind an Kreuze mit eisernen Spangen gefesselt dargestellt, und ihre Brust ist mit zwei Lanzen kreuzweis durchbohrt. Die Wände des Kreuzganges sind ebenfalls mit solchen Ziegeln — azulejos — bis zu einer Höhe von zehn Fuss bekleidet. Den oberen Teil der Wände nehmen, wie in Santo Domingo, Gemälde ein, welche das Leben und die Werke des heiligen Franz von Assis darstellen. Sie sind mit hölzernen Läden bedeckt, welche nur am Jahrestage des Heiligen geöffnet werden. Auf mehreren Ziegeln sieht man Jahreszahlen, aus welchen hervorgeht, dass ein Teil der Wandbekleidung 1626, ein anderer 1639 hergestellt ist. Eine Überlieferung erzählt, dass diese Ziegeln, nachdem sie von Spanien gebracht worden waren, lange im Kloster lagen, da sich niemand fand, der sie zusammenzusetzen wusste. Endlich liess ein zum Tode Verurteilter den Vicekönig durch die Franziskaner um Gnade bitten, indem er sich erbot die Kacheln zu den Bildern zusammenzustellen, die sie darzustellen bestimmt waren. Infolgedessen wurde ihm die Todesstrafe in lebenslängliche Gefangenschaft im Kloster umgewandelt.

Bemerkenswerter als die mit Kacheln bekleideten Wände des Kreuzganges sind die kunstreichen Täfelungen und Holzschnitzereien der Decke, besonders der an den vier Ecken befindlichen grossen Rosetten.

Leider ist diese Zierde des Klosters vielfach beschädigt. Aus dem unteren Kreuzgang führt eine breite Doppeltreppe, die sich auf dem ersten Absatz zu einer einfachen vereinigt, in den oberen Stock. Über dem Treppenhaus wölbt sich eine halbkugelförmige Kuppel von kunstvoll durchbrochener Holzarbeit, aber auch an vielen Orten schadhaft. Der obere Kreuzgang gleicht in seiner Anordnung dem unteren, ist aber etwas breiter. Jede Seite hat elf nach dem Garten zu offene Bogen, aber da diese kleiner sind als die des Erdgeschosses und daher



Garten im Kloster San Francisco.

die Pfeiler breiter, so ist jeder derselben mit einer ovalen Öffnung durchbrochen, was dem ganzen Oberstock ein luftiges, anmutiges Aussehen verleiht. Auf den oberen Kreuzgang öffnen sich die Thüren der Zellen, die von den noch vorhandenen Mönchen bewohnt werden. Der Blick von hier aus auf den Garten ist überraschend: ein kleiner Urwald von Norfolktannen und Cypressen, untermischt mit Magnolien, Bananen, duftenden Floripondien, prächtig blühenden Suchibäumen, und unterbrochen von Laubengängen von Jasmin, welche von den vier Seiten

her im Dickicht auf die Mitte des Gartens zu laufen, wo ein Brunnen plätschert, den man mehr hört als sieht.

Aus dem oberen Kreuzgang gelangt man zum Chor, welches, wie bemerkt, sich über dem Gewölbe am Eingang der Kirche befindet. An drei Wänden stehen doppelte Reihen von aus Cedernholz geschnitzten Sesseln, im ganzen 130. Über jedem der an die Wand sich anlehnenden Sitzen sind in fein geschnittenen Rahmen Statuetten von Heiligen von ebenso sorgfältiger Arbeit, wie die im Chore der Kathedrale. Der Sessel des Abtes, Padre Guardian genannt, befindet sich in der Mitte der hinteren Mittelreihe unter dem ovalen Fenster der Kirchenfront. Die Anzahl der Chorsessel, welche grösser ist als bei irgend einem der anderen Klöster, lässt auf die Zahl der Mönche in früheren Zeiten schliessen. Als das Kloster in seiner grössten Blüte stand, sollen ihrer über 300 gewesen sein. Der Mönch, der mich umherführte, erzählte, dass zur Zeit seines Eintritts im Jahre 1837 noch 60 Priester im Konvent gewesen seien. So viele könnten jetzt, wo dem Kloster nur der eine Hof geblieben ist, nicht mehr untergebracht werden. Gegenwärtig giebt es nur noch 16 Priester und einige Laienbrüder und Novizen. Der Zudrang ist nicht gross, denn die einst so glänzenden Einkünfte sind zu kläglichen Stipendien herabgesunken. Die Ordenstracht der Mönche ist eine schwarzblaue Kutte mit einer kleinen Kapuze und einer Wollenschnur als Gürtel.

Unter der Kirche befindet sich eine gewölbte Krypta, welche, den darüberliegenden Schiffen entsprechend, in drei Teile geteilt ist. Dieselbe diente in früheren Jahren als Begräbnisort für die Mitglieder des Ordens und vornehme Personen aus der Stadt. Seit Einrichtung des allgemeinen Begräbnisplatzes (1808) sind aber die Beisetzungen von Leichen in den Kirchen streng untersagt, und um Umgehungen dieses Verbots zu erschweren, hat man den Zugang zur Krypta vermauern lassen.

Zum Kloster gehören noch zwei Kapellen, welche nach dem Platze zu liegen, die Capilla de la soledad und die Capilla del Milagro. Die Legende über unsere Liebe Frau vom Wunder — nuestra Señora del Milagro — ist bereits in der Geschichte der Erdbeben mitgeteilt worden. Der Eingang der ihr geweihten Kapelle ist vom Kirchhof aus neben der Seitenfront der Klosterkirche. Sie ist im Innern ausserordentlich freundlich und hat auf jeder Seite drei vollkommen gleiche Altäre mit einfach und in gutem Geschmack gearbeiteten Säulen. Über dem Hauptaltar ist die kleine wunderthätige Figur der Jungfrau, nach der die Kapelle

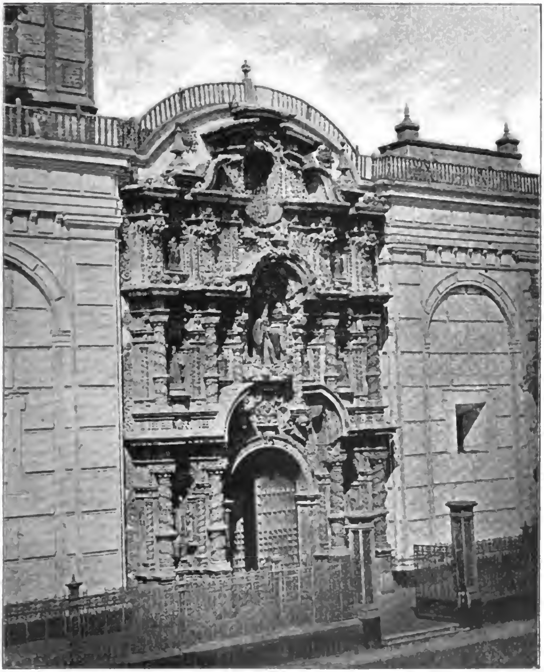
und die anstossende Strasse benannt wird. Hinter dem Hochaltar ist die Sakristei der Kapelle, in welcher sich einige gute Ölgemälde befinden, die zwölf Apostel vorstellend; besonders gelobt wird ein Kopf des heiligen Franzisco de Paula.

San Agustin.

Dieses Kloster liegt drei Cuadras von der Plaza in südwestlicher Richtung. Die Front der Kirche ist dem Platze San Agustin zugekehrt, von welchem ihr Vorhof durch ein eisernes Gitter geschieden ist. Sie besteht aus zwei viereckigen Türmen von schwerfälliger, schmuckloser Architektur, von denen der rechte unvollendet geblieben ist, der linke, an der Ecke des Gebäudes befindliche, mit einer niedrigen plumpen Kuppel endigt. Aber wenn die Form der Türme unscheinbar und schwerfällig ist, so ist der Zwischenbau, der sie verbindet, um so kunstreicher und zierlicher. In der That ist die Front von San Agustin das Beste, was Lima in Hinsicht auf Skulptur aufzuweisen hat. Sie ist wie die Fassade der Merced im Jesuitenstil erbaut, doch ist der Gesamteindruck trotz grosser Überladung mit verschnörkelten Verzierungen für den Fremden, der sie zum ersten Male erblickt, ganz überraschend. Das Ganze ist zwar mit Ölfarbe gestrichen, aber nicht aus Stuck geformt wie die Merced, sondern aus einem harten Stein gemeisselt.

Der Zwischenbau der Türme besteht aus drei über einander geordneten Abteilungen oder Geschossen. Im unteren befindet sich die Hauptthür der Kirche mit reich gearbeitetem Bogen, über welchem man in der Mitte des Ganzen die Statue des heiligen Augustinus im Ordensgewand mit einer bischöflichen Mitra erblickt. Zu beiden Seiten der Thür stehen je zwei mit Blumenranken umwundene Säulen, zwischen welchen in von kleinen Säulchen gestützten Nischen sich Statuen von Heiligen befinden. Die grossen Säulen tragen ein reich verziertes Gesimse, welches den Unterbau des zweiten Geschosses bildet. Dieses besteht aus derselben Anzahl gewundener Säulen mit Nischen und Statuen wie das untere. Das dritte Geschoss hat flache viereckige Pfeiler statt der runden Säulen, ist aber ebenfalls mit Nischen und Statuen verziert. In der Mitte folgt dann noch ein flachrunder Oberbau, der sich über einem ovalen Fenster wölbt, durch welches das obere Chor erleuchtet wird.

Das Innere der Kirche ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, besteht aus einem Hauptschiff und zwei Nebenschiffen, einem Transept und einer Kuppel über dem Kreuzungspunkt. Die Kirche ist hinsichtlich ihrer Raumverteilung und Verhältnisse der von San Francisco



San Agustin, Kirche des Augustiner-Klosters.

(S. 294)

ähnlich, doch ist das Gewölbe des Hauptschiffes nicht ganz so hoch und der Gesamteindruck weit weniger würdig. Gleich hinter dem Haupteingang befindet man sich in einem weiten niedrigen Gewölbe, dem unteren Chor, an dessen Seiten sich 59 Sessel befinden. Über dem Gewölbe liegt das obere Chor, von welchem später die Rede sein wird. Die Pfeiler und Wände des Mittelschiffes bis zum Hochaltar sind mit roten Sammetvorhängen bekleidet, die aber schon sehr gelitten haben. Der untere Teil der Pfeiler, welcher nicht vom Sammet bedeckt wird sowie ein Teil der Wände der Seitenschiffe sind mit glasierten Ziegeln eingefasst. Das Gewölbe ist weiss mit roten Streifen und vergoldeten Rändern, die Kuppel himmelblau mit goldenen Sternen. Viele Stellen des Gewölbes sind schadhaft und man unterscheidet deutlich die Bretter aus denen es zusammengefügt ist. An beiden Enden des Transepts befinden sich stattliche Altäre, beide von gleicher Form und von dunkelgrünen Säulen getragen. Der Hochaltar wird von sechs korinthischen Säulen mit vergoldeten Kapitälen umstanden. An den Wänden des Transepts zu beiden Seiten des Hochaltars erheben sich Altäre mit reichgeschnitzter Arbeit im Stile der Fassade, welche die Seitenschiffe abschliessen. Diese waren einst über und über vergoldet und müssen den Blick in die Nebenschiffe sehr prächtig gemacht haben. Jetzt haben sie sehr gelitten und sind unscheinbar geworden.

Aus dem rechten Seitenschiff tritt man in den Hof, das Claustro mayor. Es hat 65 Schritte ins Geviert und ist von Kreuzgängen umgeben, deren grosse Bogen, sieben auf jeder Seite, sich ohne Gitter auf den Platz öffnen, wo früher der Garten war. Alles ist im grössten Verfall. Vom Garten sind nur noch einige Bäume und Büsche übrig, die von kahlen, sandigen und unreinlichen Stellen umgeben sind. Die Backsteine des Fussbodens sind ausgetreten, an vielen Stellen sind grosse Lücken und der Lehm liegt zu Tage. Die Bogen sind schadhaft, schlecht ausgebessert und die schlechte mit Farbe überschmierte Arbeit wieder abgefallen. Noch übler sieht es in den Kreuzgängen des Oberstockes aus. Trotzdem lässt sich immer noch erkennen, wie alles zu besseren Zeiten gewesen sein mag. Alle Räumlichkeiten sind gut verteilt, hell und freundlich, besonders die Treppe. Obgleich weniger prächtig als San Franzisco, war dieses Kloster eine angenehmere Wohnstätte; indessen war die Zahl seiner Bewohner nie so gross wie in jenem. Im oberen Chor zählt man 90 Sitze. Hinsichtlich seiner Ausstattung gleicht dieses Chor dem in der Kathedrale und San Franzisco. Hinter jedem Wandsitze befinden sich Statuetten von Heiligen in geschnitzten Holznischen.

Auch dieses Kloster hat von dem Strassengeviert, welches früher seine Klausur umfasste, einen bedeutenden Teil verloren. Die hintere Seite ist gegen Erbzins verkauft und zu einem Hotel ausgebaut worden, dessen Bogengänge den Theaterplatz umgeben. Ein grosser Hof dient als Kaserne, zwei Höfe haben die Mönche als Lagerräume vermietet, und sieht man sie von dem oberen Kreuzgang herab voll Kisten und Warenballen liegen. So bleibt denn dem Kloster neben dem Haupthof nur noch ein kleiner, in welchem sich das Noviziat befindet. Der dort gepflanzte Garten ist dicht mit Bäumen bewachsen und leidlich gehalten.

Gegenwärtig (1885) zählt das Kloster 16 Priester und 5 Novizen. Die Ordenstracht ist ein schwarzer Talar ohne Kapuze, der von einem ledernen Riemen zusammengehalten wird. Die Mönche, die mir zu Gesicht gekommen sind, waren Mestizen, ihre Hautfarbe und Kleidung schienen schmutzig, wie ihre Wohnung. Die Regel ist sehr lose. Die Mönche leben nicht gemeinschaftlich und verlassen das Kloster und kehren zurück, je nachdem es ihnen beliebt.

San Pedro.

So wird gegenwärtig die Kirche des grossen Jesuitenklosters genannt, welches vor der Aufhebung des Ordens im Jahre 1767 den Namen Colegio máximo de San Pablo führte. Die Jesuiten hatten neben diesem Hauptkonvent noch fünf andere Häuser in Lima, nämlich: ein Noviziat, ein Gebäude, in welchem sich die Universität oder das Colegio de San Carlos befindet; ein Erziehungsinstitut für die adlige Jugend, Colegio real y mayor de San Felipe, worin in neuerer Zeit die Gewerbeschule eingerichtet wurde; das Colegio de San Martin, jetzt das Findelhaus; ein Haus im Cercado im oberen Teil der Stadt, jetzt ein Armenhaus; und endlich ein Professhaus mit der Kirche de los Desamparados, verbunden mit einer Schule, in welcher gegen 400 Kindern aus dem Volk lesen und schreiben gelehrt wurde.

Wie gegründet auch die Klagen sein mochten, die sich in anderen Ländern gegen die Grundsätze der Jesuiten und ihre herrschsüchtige Einmischung in die Politik erhoben, in Peru scheint ihre Wirksamkeit nur segensreich gewesen zu sein, ihre Verdienste um die Jugenderziehung waren gross, die Selbstverleugnung ihrer Mitglieder in den Missionen vollends bewunderungswürdig. Immerhin richtete sich ihre rastlose Thätigkeit doch nicht ausschliesslich auf so edle Zwecke. Wie bekannt, gehörte Armut nicht zu den Gelübden der Gesellschaft Jesu und sie versäumten nicht, ihre Macht durch die Mittel zu befestigen, deren sie

sich auch in der alten Welt zu bedienen pflegten, nämlich durch Anhäufung von Reichtümern vermittelst Schenkungen und Vermächtnissen, sowie auch kaufmännischer Unternehmungen. Vielleicht war die Vorstellung, die man in Peru und in Spanien von ihrem Reichtum hatte, übertrieben; gewiss ist, dass die ausserordentliche Vorsicht und Geheimniskrämerei, mit der man in Lima bei Ausführung des Aufhebungsdekretes verfuhr, keinen anderen Grund hatte als die Absicht, die Väter zu überraschen, und sich so um so sicherer in Besitz ihrer Schätze zu setzen.

Am 20. August 1767 kam in Lima ein königlicher Staatsbote an, der Spanien im März verlassen hatte, und von Buenos-Ayres zu Land nach Peru gereist war. Derselbe begab sich sogleich in den Palast, um seine Briefschaften zu überreichen. Sie mussten von Wichtigkeit sein, denn der Vicekönig, nachdem er durch ein allgemeines Glockengeläut der Bevölkerung Sr. Majestät Wohlsein hatte verkünden lassen, schloss sich alsbald mit dem General-Anwalt ein und beide blieben in einer stundenlangen Beratung. Am nächsten Tage erschien ein Erlass, welcher befahl, ein königliches Kriegsschiff für 250 Mann zu verproviantieren und binnen zwölf Tagen segelfertig zu machen. Die Einwohner Limas ergingen sich angesichts dieser ungewöhnlichen Massregeln in allerlei Vermutungen, und alle Welt fühlte, dass ein wichtiges Ereignis bevorstände, indessen wurde die Geduld der Neugierigen auf eine wochenlange Probe gestellt.

Am 8. September liess der Vicekönig unter dem Vorwand eines Festes, welches er zu Ehren unserer lieben Frauen von Monserrate veranstaltete, zehn Kompagnieen Grenadiere in den Höfen des Palastes zusammenkommen, und bewirtete sie mit einem Nachtessen, worauf ein Ball folgte. Gegen zehn Uhr erhielten sämtliche höhere königliche Beamte Befehl, sich in einer wichtigen Dienstangelegenheit zum Palast zu begeben und durch eine Seitenthür einzutreten. Sie mussten die ganze Nacht über warten, während die Soldaten sich ihren Lustbarkeiten überliessen. Um halb vier Uhr morgens begab sich der Vicekönig, umgeben von den königlichen Räten, den Mitgliedern der hohen Behörden und Gerichtshöfe und der Bürgemeister in den Hof, liess die Truppen antreten und ordnete sie in vier Abteilungen. Darauf marschierte je eine, begleitet von höheren Beamten, zu den vier Häusern der Jesuiten, man liess die Thüren öffnen und brachte alle Mitglieder des Ordens zur selben Zeit in Gewahrsam. Im übrigen wurden die Väter mit der grössten Rücksicht behandelt und in den verschiedenen Klöstern untergebracht, bis sie das Land verliessen.

Die liegenden Güter des Ordens wurden darauf von der Krone ein-

gezogen, allein hinsichtlich der vermuteten baren Schätze sollen die Erwartungen der Regierung getäuscht worden sein. So umsichtig man bei allen Massregeln zu Werke gegangen war, so zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, dass es den Jesuiten gegenüber kein Geheimnis gab. Man erzählt in Lima, die Väter seien so wohl von dem Schlage unterrichtet gewesen, der sie treffen sollte, dass am Morgen ihrer Gefangennehmung alle angekleidet die Ankunft der königlichen Beamten erwarteten. Überdies war ja die ganze Massregel keine plötzliche, sie waren wahrscheinlich schon lange auf dieselbe vorbereitet gewesen und hatten Zeit genug habt, ihre baren Mittel in Sicherheit zu bringen. Demungeachtet spricht man im Volke noch immer von den grossen Schätzen der Jesuiten, die an vergessenen Orten vergraben sein sollen.

Nach der Aufhebung des Ordens wurde dessen Kirche und ein Teil des Hauptkonvents der Brüderschaft des heiligen Philipp von Neri übergeben, die übrigen Räumlichkeiten haben zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Zwecken gedient. Gegenwärtig befindet sich darin die Nationalbibliothek, eine höhere Töchterschule unter Leitung der Schwestern des heiligen Herzens Mariä, endlich eine Knabenschule, welche seit einigen Jahren wieder von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu eingerichtet worden war. Dieselben wurden vom Präsidenten Prado aus Spanien gerufen, um die Leitung einer Mittelschule zu übernehmen. Im Jahre 1885 wurde ihnen auch ihre alte Kirche wieder übergeben, und sie hatten dieselbe eben vom Staube gereinigt, als schon im folgenden Jahre ein Beschluss des Kongresses sie von neuem aus dem Lande wies.

Die Front der Kirche, welche die östliche Seite des Platzes von San Pedro bildet, besteht aus zwei Türmen und dem sie verbindenden Mittelbau. Die ganze Vorderseite ist schwerfällig und fast ohne architektonische Gliederung, nur einige flache Mauerpfeiler, die eine Mittel- oder Hauptthür von zwei Seitenthüren scheiden. Die Türme bestehen aus drei Abschnitten oder Stockwerken, sind viereckig, mit rötlicher Farbe angestrichen, ohne allen Schmuck und endigen mit einer Kuppel. Das Innere der Kirche bildet ein lateinisches Kreuz, hat ein hohes, weites Hauptschiff, welches bis zum Transept durch fünf Bogen mit den Seitenschiffen in Verbindung steht, welche verhältnismässig niedrig und enge sind. Die Anordnung dieser Räume zeigt nicht so harmonische Verhältnisse wie die Kirche von San Francisco oder auch von San Agustin. Die Decke ist ein Tonnengewölbe ohne Gliederung, über den Kapellen der Seitenschiffe fehlen Kuppeln. Allein die übrige Ausstattung derselben ist kostbar. Die Nebenschiffe enthalten Reihen von Altären, die alle im Stile der Fassade von San Agustin aus Holz geschnitzt und mit

blumenumwundenen Säulen und überladenen Schmuckformen aller Art verziert sind. Alle waren ursprünglich durchaus vergoldet, und in alter Zeit muss die Kirche einen Anblick von blendender Pracht dargeboten haben. Der Hochaltar wird von sechs korinthischen in flachem Bogen stehenden Säulen umgeben, welche mit vergoldeten Kannelierungen und Kapitälen geschmückt sind. Diese Säulenstellung ist schön, aber die übrigen Teile des Altars befriedigen weniger. Einen auffallenden Gegensatz zu diesen mit Goldverzierungen überladenen Altären bildet der Altar des heiligen Ingatius von Loyola, welcher sich am Ende des linken Transepts befindet. Er ist ganz aus dunkelbraunem Holz, ohne irgend welche Vergoldung, steht zwischen vier mächtigen gewundenen Säulen, die mit ihrem Aufsatz die ganze Wand bis ans Gewölbe einnehmen und bietet einen höchst stattlichen Anblick. Auch der Altar am gegenüberliegenden rechten Ende des Transepts ist von braunem Holz, zeigt aber weniger grossartige Verhältnisse.

Aus dem rechten Seitenschiffe gelangt man in einen grossen gewölbten, ziemlich niedrigen Saal, der sich an der Seite der Kirche bis zum Transept erstreckt und durch zwei Reihen von Pfeilern in drei Schiffe geteilt ist. Dies ist die ehemalige Penitenciaria, die Geisselkammer, wo in früheren Zeiten unter den Jesuiten die strengen Bussübungen vorgenommen wurden. An dem oberen Ende des Saales befindet sich eine mit einem Geländer umgebene Plattform für die Priester, welche die Andachtsübungen leiteten. Im Mittelschiffe stehen noch zwei lange Reihen von Bänken, auf welche sich die Büssenden setzten. Das Gewölbe ist von Stein, eine seltene Ausnahme in Lima, und so fest, dass es dem Erdbeben von 1746 widerstanden hat.

Eine Thür neben der Plattform führt durch einen Vorsaal in die Sakristei. Die vier Wände sowie die Decke derselben sind mit Gemälden bedeckt. An den Wänden über den Schränken, in welchen die Messgewänder der Priester aufbewahrt werden, befinden sich kapellenartig geschnitzte und vergoldete Rahmen mit den Porträts von Stiftern geistlicher Orden, die darüberliegenden Räume der Wände sind mit Gemälden bedeckt, welche das Leben und Wirken des heiligen Ignatius darstellen. Das Kloster der Jesuiten war reich an wertvollen Gemälden alter Meister, welche nach Aufhebung des Ordens durch die Regierung in Verwahrung genommen wurden. Seit der Einführung der Republik sind diese Kunstwerke nach und nach abhanden gekommen.

Das kostbarste Kleinod, welches der Kirche aus den Zeiten ihres alten Glanzes geblieben, ist die grosse Glocke auf dem linken Turm. Wenn abends um neun Uhr der volle, reine Ton dieses Wunderwerkes

durch die stille Nachtluft zittert, bleibt man unwillkürlich stehen, um zu lauschen. Die Glocke ist bereits über 200 Jahre alt, denn die Inschrift des Kranzes besagt: Geronimo Juarez de la Compañia de Jesus me fecit 1666. Die Glocke hat einen Klöppel von Eisen, der mit einem Mantel aus Bronze umhüllt ist. Es ist nicht ersichtlich, aus welchem Grunde dies geschehen ist. Zuweilen, wenn durch das Anschlagen Blätter des Metalles sich abtrennen, bekommt der Ton etwas Heiseres. Aus der Jahreszahl der Glocke und einer anderen (1638), welche sich unten am rechten Turme befindet, scheint hervorzugehen, dass diese Türme beim Erdbeben von 1746, welches die Kathedrale zerstörte, nicht eingestürzt sind.

Los Descalzos.

Das sogenannte Barfüsserkloster wurde im Jahre 1592 von einem Franziskanermönch namens Fray Antonio Corso behufs der strengen Befolgung der Ordensregel gegründet. Es liegt ausserhalb der Stadt am Fusse des Berges San Cristobal, umgeben von Gärten, die von steilen Bergwänden begrenzt werden, in einer Einsamkeit, die sich zu einem zurückgezogenen und beschaulichen Leben wohl eignet. Es scheint, dass dieses Kloster stets den Geist bewahrt hat, der seinen frommen Stifter beseelte, und gegenwärtig sind seine Insassen die einzigen Ordensgeistlichen, die streng nach ihrer Regel leben und daher allgemeine Achtung geniessen. Nie sieht man einen Barfüsser allein, sondern stets begleiten sich zwei. Obgleich der Eintritt ins Kloster nicht verweigert wird, so ist die Thür doch nie offen, und keiner der Mönche darf ohne Erlaubnis des Guardians das Haus verlassen. Das Kloster hat keine festen Einkünfte, sondern lebt nur von freiwilligen Beiträgen. Keiner der Mönche hat besonderes Eigentum, alle Spenden, die einzelnen Mitgliedern gemacht werden, sowie, was für gelesene Messen entrichtet wird, fliesst in die gemeinschaftliche Kasse. Das Innere des Klosters ist nicht gerade ärmlich, aber doch bescheiden, wie es sich für einen solchen Orden geziemt. Alle Räumlichkeiten sind sorgfältig rein gehalten, man findet hier keine Kreuzgänge, die weite Gärten umgeben, wie bei den übrigen Klöstern. Durch die Pforte tritt man in einen kleinen Hof, der von einigen niedrigen Bogen umgeben ist. Von hier aus gelangt man in ein Labyrinth von Gängen, auf welche sich die Zellen öffnen. Ein besonderer Hof ist mit den um ihn liegenden Räumen zur Aufnahme von Kranken bestimmt und von den übrigen Gängen abgeschlossen. Aus einer Hinterpforte gelangt man in einen

grossen Obst- und Gemüsegarten, in welchem in geringer Entfernung vom Kloster die Penitenciaria, das Busshaus, steht. Die Geisselungen, denen sich in früheren Zeiten dort die Büssenden unterwarfen, sind gegenwärtig ausser Gebrauch gekommen.

Das Ordensgewand der Barfüsser ist eine Kutte von graubraunem grobem Wollenzeug mit grosser Kapuze und Schnur um den Leib. Sie tragen Sandalen und den oberen Teil der Füsse unbedeckt. Die Zahl der Mönche ist gegenwärtig 33. Die meisten sind Spanier, daneben einige Bolivianer und Equatorianer, kein Peruaner. Sie sind Beichtväter vieler angesehener Familien. Einer derselben, der Vater Gual, ist Schriftsteller und hat in einem grossen Werke über das Leben Jesu das Buch Ernest Renans bekämpft. Ein anderer, der Vater Cortès, ist ein hervorragender Kanzelredner.

Convento de la buena Muerte.

Die Väter des guten Sterbens waren die letzten, die sich in Lima niederliessen. Die Brüder der Agonisanten in Rom wollten den Stifter ihres Ordens, Camilo de Lelis heilig sprechen lassen, allein da die Kanonisation Geld kostet und die Mönche arm waren, so machte ihre Angelegenheit nur langsame Fortschritte. Einer der Brüder, ein Sizilianer namens Goldobeo Carami, erbot sich daher, in Amerika Almosen zu diesem frommen Zweck zu sammeln. Er schiffte sich 1704 in Cadiz ein, konnte aber wegen des damals entbrannten spanischen Erbfolgekrieges seine Überfahrt nach Westindien nicht bewerkstelligen, und gelangte erst nach fünf Jahren nach Lima. Dort wurde er von den Jesuiten freundlich aufgenommen, wurde vom Vicekönig Marques Castel dos Rius begünstigt, fand auch noch andere Gönner, und einer derselben, ein Geistlicher namens Antonio Velarde y Bustamante, entschloss sich, dem Vater Goldobeo zur Erbauung einer Kapelle und Anlegung eines Klosters sein ganzes Vermögen zu schenken, welches in einer Anzahl von Häusern und einem grossen Kramladen bestand. An der Stelle dieses letzteren wurde infolgedessen eine Kapelle errichtet, welche Goldobeo unserer lieben Frauen des guten Sterbens widmete — nuestra Señora de la buena muerte.

Allein beinahe wäre das Opfer des frommen Bustamante umsonst gewesen; denn da ein Gesetz streng untersagte, Kirchen in den Kolonieen ohne königliche Erlaubnis zu erbauen, und Goldobeo diese Erlaubnis nicht eingeholt hatte, so verlangte der königliche Fiskal oder Anwalt, dass die eben eingeweihte Kapelle wieder niedergerissen

werden sollte. Wirklich würde dieselbe diesem Schicksale nicht entgangen sein, wenn nicht bald darauf der Fiskal erkrankt und nach wenigen Tagen gestorben wäre. Sein Tod verursachte allgemeine Bestürzung, und der Kredit der Jungfrau des guten Sterbens vermehrte sich dementsprechend in allen Schichten der Bevölkerung. Vom Niederreissen der Kapelle war nicht mehr die Rede, allein die königliche Ermächtigung zur Gründung des Klosters wurde doch erst zehn Jahre später im Jahre 1735 ausgefertigt, und der gute Goldobeo erlebte ihre Ankunft nicht mehr, denn er war ein Jahr zuvor gestorben.

Wiewohl dem Orden in der Folge zahlreiche und ansehnliche Schenkungen gemacht wurden, so blieb das Haus desselben im Vergleich zu den alten Klöstern doch sehr bescheiden. Die Kirche liegt etwa sechs Cuadras oberhalb San Francisco an einem kleinen Platz, welcher nach ihr benannt ist. Sie hat keine ordentliche Front, und ihrem Innern sieht man es an, dass sie aus einem Lagerraum entstanden ist; denn sie besteht nur aus einem grossen ungewölbten Saal, an dessen rottapezierten Wänden einige Altäre errichtet sind. Der Eingang zum Kloster ist in einer anstossenden Strasse, durch eine einfache Thür, die sich nicht von den übrigen Hausthüren unterscheidet, gelangt man in die Klausur, in welcher sich ein Paar nackte Höfe ohne Garten und irgendwelchen architektonischen Schmuck befinden. Auf diese, sowie auf einen langen Gang öffnen sich die Zellen der Mönche.

Die Berufsthätigkeit der Agonisanten besteht in Besuchen von Kranken und geistlichem Beistand der Sterbenden. Ihre Regel verbietet ihnen, im Hause der Kranken zu essen, zu trinken und Almosen anzunehmen. Ihre Kleidung ist ein schwarzer Talar mit einem grossen roten Kreuz auf der Brust.

Die Verwaltung der Mönchsklöster und ihr gegenwärtiger Zustand.

Jedes Kloster steht unter einem Abt, welcher Titel aber in Peru nicht gebräuchlich ist. Die Vorgesetzten der Dominikaner und Augustiner heissen Priore, die der Franziskaner der milden und strengen Regel Guardiane, die Mercenarier haben einen Comendador oder Komtur, die Jesuiten Superiore. Diese Vorgesetzten werden in den Kapiteln durch Stimmenmehrheit erwählt und zwar immer nur auf drei oder vier Jahre, jedoch sind sie nach Ablauf dieser Zeit wieder wählbar. Die Verwaltung des Klostervermögens wird einem Syndikus übertragen, der ebenfalls vom Kapitel gewählt wird, und eigentlich immer ein Laie sein

muss, da die Regel den Mönchen den Erwerb von Eigentum untersagt; doch wird es mit der Regel in diesem wie in allen übrigen Punkten nicht streng genommen. Beide, Abt und Syndikus, stehen unter der Oberaufsicht des Erzbischofs. Nach der früheren Verfassung der Klöster standen die Äbte unter einem Provinzial und dieser unter dem General, welcher nur dem Papste verantwortlich und von der Gerichtsbarkeit der Weltgeistlichen unabhängig war. Dieser Verband der Klöster eines Ordens untereinander und mit Rom hat in Peru seit der Lostrennung des Landes von Spanien aufgehört, nachdem er bereits früher sehr gelockert war.

In den ersten Jahren der Kolonialherrschaft waren alle Mönche, wie natürlich, Spanier oder wenigstens Europäer. Indessen begannen die Klöster alsbald Noviziate zu errichten. Durch diese wurden geborene Amerikaner, entweder von rein weisser oder gemischter Abstammung, in die Orden eingeführt und im Laufe der Jahre immer zahlreicher. Es entstand dadurch unter den Ordensbrüdern dieselbe Eifersucht und gegenseitige Abneigung, die zwischen Spaniern und Kreolen im bürgerlichen Leben herrschte. Aber während im Staatsdienste bis zu Ende des Kolonialregimentes die meisten Ämter mit Spaniern besetzt wurden, bekam in den Klöstern das einheimische Element die Oberhand. Anfangs wurde festgesetzt, dass bei der dreijährigen Erwählung der Äbte abwechselnd ein Kreole und ein Spanier die Aufsicht führen sollte. Der Europäer mochten noch so wenige sein, selbst wenn nur einer im Kloster war, so musste ihm die Vorstandswürde übertragen werden. Um diese Notwendigkeit zu umgehen, und allmählich die Klöster ganz in ihre Gewalt zu bringen, nahm man keine Europäer mehr als Novizen auf. Diese Verhältnisse hatten die immer mehr zunehmende Lockerung der Regel zur Folge, und damit auch später den allmählichen materiellen Verfall. Denn dass die in Peru geborenen Mönche ein so grosses Widerstreben gegen die Wahl spanischer Vorgesetzten an den Tag legten, geschah am Ende nicht sowohl infolge von Eifersucht als aus dem Verdruss, durch einen von Europa herübergekommenen Ordensbruder zur strengen Beobachtung der Vorschriften angehalten zu werden.

Der Reichtum der Klöster war rasch gewachsen, und ihn zu geniessen, war die Regel unbequem und wurde so viel als möglich zur Seite geschoben. Bis zu welchem Grade dies der Fall war, ist aus dem geheimen Bericht Antonio Ulloas zu ersehen, welcher mit seinem Neffen Jorje Juan im Jahre 1735 von der spanischen Regierung nach Peru gesendet wurde, um mit den französischen Mathematikern Godin und La Condamine einen geographischen Breitegrad in der Äquatorialgegend

zu messen.*) Die Beobachtungen, welche dieser Gelehrte über die Landessitten anstellt, beziehen sich zwar vorzüglich auf die Provinz Quito, indessen wurden dieselben durch den Herausgeber des Manuskriptes für Lima bestätigt. Von einer Klausur der Klöster war keine Rede mehr, die Mönche lebten in offener wilder Ehe, nach Belieben in Wohnungen in der Stadt, oder nahmen ihre Frauen mit in die Klosterzellen. Die Tanzgesellschaften und Trinkgelage, wo Anstand und Sitte am schamlosesten ausser acht gelassen wurden, waren die der Mönche und ihrer Zuhälterinnen. Diese wurden von den Einwohnern der Ortschaften im Gespräche, als etwas selbstverständliches, mit dem Titel ihrer Liebhaber bezeichnet, und Provincialas, Prioras oder Guardianas genannt. Der Herausgeber der geheimen Nachrichten teilt hierzu aus seiner eigenen Erfahrung folgende Anekdote mit: »In Lima pflegten alle Tage mehrere Kavaliere zusammen zu kommen, um nach Landessitte die Zeit zu verplaudern. Einer derselben, und zwar der beständigste und angenehmste der kleinen Gesellschaft, fehlte einige Tage und bei der politischen Aufregung, die damals (1820) in der Stadt unter den sich gegenüberstehenden Parteien der Patrioten und Monarchisten herrschte, verursachte seine Abwesenheit, da er ein Spanier war, seinen Freunden einige Unruhe, als er nach Verlauf einer Woche sich nach alter Gewohnheit wieder einstellte. Als er die Besorgnis vernahm, die seine Freunde über sein Ausbleiben gehegt hatten, dankte er ihnen für den Anteil, den sie an seinem Schicksal genommen, und teilte ihnen sodann mit, der Grund seiner Abwesenheit sei eine Einladung des Priors des Klosters S. gewesen, auf einem Landsitze der Taufe eines Sohnes beizuwohnen, den ihm eine Konkubine geboren hatte. Hierauf beschrieb er die Trinkgelage, Tänze, Feuerwerke und andere Lustbarkeiten, welche bei Gelegenheit dieser Festlichkeit während mehrerer Tage stattgefunden hatten. Seine Freunde hörten seiner Erzählung mit grossem Vergnügen zu, ohne an der Veranlassung des Festes etwas Anstössiges zu finden: ein Zeichen, dass dergleichen Vorkommnisse in diesem Lande nichts Seltenes sind, wo der Abt eines Klosters ein angesehener Mann und der Sohn seiner Geliebten um nichts geringer ist als der Erstgeborene einer Sultanin in Konstantinopel.« (l. c. 494.)

Die Beobachtungen der beiden Ulloa beziehen sie auf die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Bemerkung des Herausgebers ihres Berichtes wurde im ersten Viertel dieses Jahrhunderts geschrieben,

*) Noticias secretas de America, escritas fielmente segun las instrucciones del Exmo Señor Marques de la Ensenada por D. Jorje Juan y D. Antonio de Ulloa, secadas à luz por D. David Barry, Londres 1826.

woraus zu schliessen ist, dass in dem dazwischenliegenden Zeitabschnitt die Lebensweise der Ordensgeistlichkeit ungefähr dieselbe gewesen ist. Auch in unserer Zeit ist die Klosterzucht nicht strenger geworden, wiewohl es seltener vorkommt, dass die Ausschweifungen der Mönche öffentliches Ärgernis geben. Durch die Niederlassung von Europäern aus verschiedenen Ländern haben sich die Sitten in Peru im allgemeinen geändert, besonders die der Hauptstadt. Infolgedessen hat auch das aussereheliche Zusammenleben abgenommen, wenigstens unter den besseren Ständen. Dazu kommt, dass seit der Verarmung der Klöster das Ansehen der Mönche bei den Frauen sehr gesunken ist. Die Ordensgeistlichen, die ein sicheres, oft bedeutendes Einkommen hatten und dasselbe ausschliesslich auf ihre Frauen verwenden konnten, da ihre persönlichen Ausgaben nur ganz gering waren, genossen in früherer Zeit aus diesem Grunde vor den Laien den Vorzug. Jetzt ist das anders geworden, der Reichtum ist verschwunden, nur der Schmutz und die Unwissenheit sind geblieben. Bei alledem leben auch gegenwärtig noch viele Mönche in stadtkundiger wilder Ehe. Vom Balkon meiner Wohnung, die in der Strasse unterhalb des Dominikanerklosters lag, habe ich oft gesehen, wie der Prior desselben bei einer Fruchthändlerin, die ihre Verkaufsstelle meinem Hause gegenüber hatte, sich einen Vorrat kaufte und sich damit, die Früchte im Arme tragend, zu seiner Familie begab, welche in geringer Entfernung wohnte.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunders scheint das Mönchswesen in Peru zu seiner grössten Entfaltung gekommen zu sein und der Reichtum der Klöster seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Die fünf angesehensten Orden hatten damals folgende Häuser:

Die Dominikaner besassen ausser dem Hauptkonvent des Rosario noch drei Häuser: eins für strengere Regel: die Recoleccion de la Magdalena; das Colegio Santo Tomas de Aquino und den Männerkonvent Santa Rosa.

Die Franziskaner besassen ebenfalls vier: Das grosse Kloster — el Convento grande de Jesus, die Recoleccion de Santa Maria de los Angeles, das Colegio S. Buenaventura und das Barfüsserkloster Santiago del Cercado. Auch die Augustiner, wiewohl sie später kamen als die beiden vorherigen, hatten vier Häuser, nämlich ausser dem Hauptkloster den Konvent unserer lieben Frauen von Copacabana, ein Colegio San Ildefonso und ein Noviziat Nuestra Señora de la Guia, welches auf der rechten Seite des Flusses am Ende der Strasse Malambo ausserhalb der Stadt lag.

Die Mercenarier hatten ausser ihrem Kloster noch zwei Häuser, die

Recoleccion de Nuestra Señora de Betlehem oder Belen und das Colegio San Pedro Nolasco. Die Jesuiten dagegen hatten fünf: Das Colegio maximo de San Pablo, das Colegio San Martin, das Colegio Real de San Felipe, das Noviziat San Antonio, die Kirche Santiago del Cercado und ihr Professhaus und Collegium Nuestra Señora de los Desamparados.

Es lässt sich annehmen, dass mit Inbegriff der später aufzuführenden Nonnenklöster der von Klausuren umschlossene Raum ein Sechstel des gesamten Baugrundes des Stadt ausmachte. Die Zahl der Mönche wird auf 1500 angegeben und wahrscheinlich war diese Zahl nicht zu hoch, da man schon zu Zeiten des Pater Cobo (1630) 1126 ordinierte Ordensgeistliche ohne die Laienbrüder zählte.

Die Klöster genossen meist schon bald nach ihrer Gründung beträchtliche Einkünfte, die sich in der Folge durch Testamente und fromme Stiftungen rasch vermehrten. Dazu kam, dass anfangs die Regel streng beobachtet wurde, die Mönche lebten frugal und bescheiden und hatten daher alljährlich grosse Überschüsse, die sie zum Ankauf von Landgütern und sonstigem Grundbesitz verwendeten. So kam es, dass die Klöster allmählich in den Besitz der besten und grössten Güter gelangten, und dass es in der Stadt kaum ein Haus gab, im Lande kein Grundeigentum von einiger Bedeutung, das nicht zu gunsten irgend einer religiösen Genossenschaft mit einem Erbzins belastet gewesen wäre.*)

---

*) Die kontraktliche Verbindlichkeit, eine gewisse jährliche Abgabe zu entrichten, mit welcher ein Grundeigentum belastet wird, heisst Censo (census, Zins) und konnte früher je nach Willen des Eigentümers oder Erblassers zu gunsten der Kirchenverwaltung im allgemeinen als ein Beitrag zur Bestreitung der Kosten des Kultus, oder zu gunsten einer religiösen Genossenschaft, oder zu frommen und wohlthätigen Zwecken gestiftet werden. Eine solche Stiftung wurde entweder auf eine gewisse Zeit beschränkt — censo temporal — oder war von unbeschränkter Dauer — censo perpetuo. — Die letzteren zerfielen wieder in zwei Klassen, je nachdem sie ablösbar oder unablösbar waren — redimibles und irredimibles. Bestand die Abgabe in einer Anweisung auf die Einkünfte des Grundstücks, so hiess sie censo consignativo, wurde das Eigentum durch den Erblasser vermacht unter dem Vorbehalt einer auszuzahlenden Rente, censo reservativo, indes bezogen sich diese Unterschiede nur auf den Ursprung der Stiftung, da die praktischen Folgen für beide dieselben waren. War in der Stiftungsurkunde der Betrag der auf das Grundstück angewiesenen Summe nicht ausdrücklich bezeichnet, sondern nur der zu entrichtende Erbzins — canon — so wurde dieser als 5 pCt. des Kapitels betrachtet und der Betrag desselben hiernach berechnet.

Eine besondere Art von Stiftungen waren die Kaplaneien (capellanias), durch welche zu gunsten einer einzelnen Person eine jährliche Rente ausgesetzt wurde mit

Da nun die Verwendung der Klostergüter und die Vergebung sämtlicher Stellen und Pfarren, die jedem einzelnen Orden übertragen worden waren, hauptsächlich vom Provinzial desselben abhing und dieser alle drei bis vier Jahre durch das Kapitel von neuem erwählt wurde, so lässt sich denken, in welche Aufregung die Genossenschaften bei dieser Gelegenheit gerieten, und wie die verschiedenen Parteien sich nicht allein durch heimliche Ränke und Bestechungen, sondern in offenen und erbitterten Streitereien bekämpften. In der That lohnte es sich der Mühe, Provinzial zu werden, denn nach den Angaben der geheimen Nachrichten (l. c. 515) brachte eine dreijährige Amtsperiode einem Provinzial wenigstens 100 000 Pesos, ja bei den Dominikanern und Franziskanern 3—400 000.

Bei solchen Einnahmen kann man nicht umhin, sich zu verwundern, wie all dieser Reichtum habe verloren gehen und die Klöster in ihre gegenwärtige Verarmung verfallen können. Zwei Ursachen haben vorzüglich dazu beigetragen diesen Verfall herbeizuführen, deren eine wenigstens den Ordensgeistlichen selbst zur Last fällt. Durch leichtsinnige und nachlässige Pachtverträge beraubten sie sich der Einkünfte ihrer Landgüter, und durch Überlassung von Grundstücken in Erbpacht auf ungebührlich lange Fristen verloren sie zum grossen Teil ihr wertvolles Eigentum. Wollte ein Privatmann ein Gut eines Klosters pachten oder ein Haus auf dessen Grund und Boden bauen, so suchte er sich

der Verpflichtung, eine gewisse Anzahl von Messen zu lesen, oder lesen zu lassen, oder auch gewisse Ämter zu übernehmen. Die Kaplaneien mussten nicht notwendig an Personen geistlichen Standes vergeben werden, daher sie in zwei Klassen zerfielen, in geistliche und Laienkaplaneien — capellanias eclesiasticas, oder colatorias und capellanias legas oder laicales. Die ersteren konnten nur unter Ermächtigung und Mitwirkung der geistlichen Behörden — colation — vergeben werden, bei der zweiten Klasse war diese nicht erforderlich, aber der Inhaber von Laienkaplaneien war verpflichtet, die festgesetzte Anzahl von Messen durch einen Priester lesen zu lassen. Der Inhaber einer Kaplanei behielt sie Zeit seines Lebens und nach seinem Tode wurde sie wieder anderweitig übertragen. Einige durften dem Willen des Stifters gemäss nur an Glieder seiner oder einer bestimmten Familie vergeben werden — capellanias gentilicias — bei andern war die Ernennung frei. Das Recht, Kaplaneien zu übertragen oder dafür in Vorschlag zu bringen, stand nach dem Willen des Stifters entweder Privatpersonen zu — patronato privado — oder nach dem Erlöschen der Familien dem Staate — patronato nacional. Die geistlichen Kaplaneien waren daneben noch von der Kirchenbehörde abhängig. Wird einem Laien eine solche übertragen, so muss er sich zum Priester ordinieren lassen, und wenn er dies bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre unterlassen hat, so verliert er sie. Die Inhaber der Kaplaneien müssen einen ihrem Betrag entsprechenden Beitrag zu den Abgaben des Grundstücks beisteuern, von dessen Einkünften sie erhoben werden.

vor allem mit dem Abt oder Guardian ins Einvernehmen zu setzen, indem er ihm eine bare Geldsumme anbot, Laudemio genannt. Der angezahlte Betrag mochte zuweilen hoch erscheinen, allein in Anbetracht der später zu erwartenden Vorteile war er im Grunde nur geringfügig, da für den in Zukunft zu entrichtenden Zins nur eine unbedeutende Abgabe ausbedungen wurde. Der Guardian verteilte oder versprach von dem Laudemio so viel als hinreichend war, um sich die Stimmenmehrheit im Kapitel zu sichern, dann wurde abgestimmt und dem Bewerber ein Vertrag bewilligt, welcher über die Einkünfte des Klosters auf 100 oder 150 Jahre im vorhinein verfügte. Lief ein solcher Kontrakt ab, so musste er in der Regel unter denselben ungünstigen Bedingungen erneuert werden, da die Mönche die Bauten und Verbesserungen dem Inhaber nicht zu vergüten vermochten.*)

Eine andere Ursache des allmählichen Verlustes der Renten waren die vielen Erdbeben, die das Land heimsuchten, vor allem aber die grosse Zerstörung von 1746, bei welcher, wie oben bemerkt, nach dem amtlichen Berichte von mehr als 3000 Häusern kaum 20 unversehrt blieben. Durch den Einsturz der Häuser erlosch der Erbzins, der auf ihnen gelastet hatte. Was den Einkünften der Konvente einen ferneren Schlag versetze, war nach Einführung der Republik ein Gesetz des Kongresses, durch welches die an den Grundstücken haftenden Verbindlichkeiten gegen die Kirche ablösbar erklärt wurden. Die Ablösungssumme aber beträgt nur ein Viertel bis ein Sechstel des verpfändeten Kapitalwertes, welches an den Staat bezahlt wird, wogegen dieser die Entrichtung des Zinses übernimmt.**) Mit der Übernahme dieser Ver-

*) In neuerer Zeit hat das Recht der Klöster, über ihr Eigentum zu verfügen, eine Beschränkung erfahren, indem kein Pachtkontrakt oder Verkauf giltig ist, der nicht dem Erzbischof zur Bestätigung vorgelegen hat. Allein diese Massregel kam zu spät, denn die Klöster hatten kaum noch etwas zu verlieren.

**) Infolge des Missbrauches, den die Besitzer von Grundstücken von ihrem Eigentumsrechte zum Nachteil ihrer Erben und Nachfolger machten, war fast alles Grundeigentum in Peru mit Abgaben und Verbindlichkeiten dergestalt überbürdet, dass dadurch sowohl der Verkauf als die Bearbeitung desselben erschwert wurde. Daher wurde nach Einführung der Republik durch die Grundgesetze des neuen Staates verfügt, dass fortan kein Fideikommiss mehr gestattet werden sollte, dass liegende Güter ferner nicht mehr durch Erbzins und Kaplaneien belastet werden können, und dass alles Eigentum verkäuflich ist. Im Jahre 1825 bestimmte ein Gesetz, dass in Anbetracht der Verluste, welche die Landeigentümer während des Unabhängigkeitskrieges erlitten hätten, von dem durch Censos und Capellanias auf Grundstücke angewiesenen Kapital statt wie bisher 5 pCt., jetzt nur noch 3 pCt. von Hausgrundstücken, und 2 pCt. von ländlichem Grundbesitz entrichtet werden solle. Ein Gesetz vom 15. Decem-

pflichtung ist den Beteiligten aber wenig gedient, denn der Staat war in Peru alle Zeit saumselig in der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten, selbst während seiner günstigsten wirtschaftlichen Lage, wieviel mehr daher jetzt in seiner Armut.

In jüngster Zeit, und besonders nach dem Kriege mit Chile, wurden die Zustände der Klöster vollends kläglich durch die Einführung des Papiergeldes und die stetig zunehmende Entwertung desselben. Die wenigen Renten, die den Mönchen noch geblieben waren, wurden ihnen in Noten bezahlt, die zuletzt nur noch den 15. Teil ihres Nominalwertes hatten, ehe man durch noch weiteres Fallen des Papieres sich gezwungen sah zur Barzahlung zurückzukehren.

Was im obigen über den Sittenverfall der religiösen Orden gesagt worden ist, gilt nicht in Bezug auf die Jesuiten, denn gleich von der Zeit ihrer Niederlassung an nahmen die Mitglieder der Kompagnie eine von den übrigen Ordensgeistlichen in jeder Beziehung verschiedene Stellung ein. Dass es ihnen möglich war, dieselbe zu bewahren, verdankten sie vor allem ihrer besonderen inneren Ordnung, dem innigen Verbande, in welchem sie mit Europa blieben, und dem Gelübde des unbedingten Gehorsames gegen ihre Oberen. Zwar kam es zuweilen vor, dass das schlechte Beispiel der anderen Orden auch auf einige Väter der Gesellschaft seinen ansteckenden Einfluss ausübte, allein die Erschlaffung der Regel dauerte nie lange, es kamen Visitatoren, die trotz aller Bemühungen und Verwendungen hochgestellter Personen mit unerbittlicher Strenge die verdorbenen Elemente ausstiessen. Die Gesellschaft Jesu bewahrte ihre Sittenreinheit in der allgemeinen Verderbnis, und das Volk, unter welchem sie wirkte, rechnete es ihr mit Recht als ein hohes Verdienst an. Die Verehrung und das Vertrauen, welches die Jesuiten in allen Klassen der Bevölkerung genossen, war ohne Grenzen. In den grossen Städten leiteten sie die Erziehung der Jugend in ihren Kollegien, und da sie an Bildung weit über den anderen Mönchen

---

ber 1864 erklärte alle Censos und Capellanias für ablösbar, und zwar sollten die mit 3 pCt. verzinsten, auf Hausgrundstücke angewiesenen Kapitalien mit dem vierten Teil ihres Nominalwertes, die zweiprozentigen ländlichen mit dem Sechstel der Summe abgelöst werden können. Die Verwaltung der Staatsschuld fertigte für die in den öffentlichen Kassen eingezahlten Ablösungssummen Schuldbriefe aus: cédulas de reconocimiento — die den Zinsberechtigten und Inhabern von Kaplaneien ausgehändigt wurden und auf den Inhaber lauteten, und deren Zinsen vom Staate bezahlt wurden. Die dem Staate übergebenen und durch Rentenbriefe repräsentierten Summen sollten durch allmähliche Tilgung abgetragen werden. Diese Rentenbriefe also waren Titel der inneren Schuld, deren Zinsen eine Zeit lang in entwertetem Papiergeld bezahlt wurden, seit dem Kriege mit Chile aber gar nicht mehr vergütet worden sind.

standen, so konnten sich in Lima die Schulen der Dominikaner, Mercedarier und Augustiner nicht lange gegen sie halten und gingen bald wieder ein. Durch ihr würdevolles Auftreten und ihre feineren Sitten wurden sie Beichtväter und Ratgeber der vornehmen Familien. Im Innern des Landes war ihr Ansehen so gross, dass ein ganzer Ort es sich zur Ehre anrechnete, wenn einer seiner jungen Leute in die Kompagnie aufgenommen wurde. Die Indianer vollends, die in den Missionen von ihnen zum Christentum bekehrt worden waren, betrachteten die Väter als eine Art höherer Wesen, höher als die übrigen Spanier und hatten darin Reht. Kein anderer Orden hat in Peru im Missionswerk annähernd das geleistet, was die Jesuiten gethan haben, und so oft auch Väter durch Krankheiten oder die Waffen der Wilden in ihrem Berufe erlagen, so erboten sich alsbald neue, an die Stelle der gefallenen Märtyrer zu treten.

Allein so gross auch ihre Verdienste sein mochten, oder vielleicht, eben weil sie so gross waren, vermochten sie nicht ihren Untergang abzuwenden. Die beiden Ulloa hatten ihnen in ihrem Berichte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber da einmal ihre Ausweisung aus Spanien beschlossen war, so konnte sie in Amerika nicht unterbleiben »aus Gründen, deren Erwägung der König für sich behielt« — causas reservadas en el real animo — wie es im Dekret heisst. Der vornehmste dieser Gründe aber war, dass sie zu reich an Besitz und Einfluss geworden waren, und dass ihre Macht die Eifersucht und das Misstrauen des Monarchen erregt hatte. Ohne auf die Erörterung dieser so viel besprochenen und in so verschiedener Weise beurteilten Massregel einzugehen, beschränken wir uns darauf, uns der Ansicht des Herausgebers des geheimen Berichtes anzuschliessen, nach welcher für die spanischen Kolonieen die Ausweisung der Jesuiten ein Verlust war, der durch nichts ersetzt wurde und für die Krone eine der Hauptursachen, dass sie ihre Kolonieen verlor.

Die Nonnenklöster.

Nur einige derselben liegen in der Mittelgegend der Stadt, die meisten weit vom Hauptplatz entfernt. Auch ist der von der Klausur umschlossene Raum bei der Mehrzahl nicht so ausgedehnt als bei den Mönchsklöstern, wiewohl in früheren Zeiten die beiden ältesten in dieser Beziehung eine Ausnahme machten. Jedes dieser Klöster hat eine Kirche, deren Hauptthür sich auf einen freien Platz oder eine Strasse öffnet. Die Thür ist gewöhnlich seitlich. Die Kirchen haben nur ein

Schiff, an dessen einem Ende sich der Hochaltar befindet und an dem gegenüberliegenden der Chor der Schwestern, das heisst der Raum, in welchen sie den Festen der Kirche beiwohnen und ihre Gebete verrichten. Gewöhnlich haben die Kirchen einen unteren und einen oberen Chor. Beide sind nach der Kirche zu mit Gittern verschlossen, der untere in der Regel durch zwei Gitter von gekreuzten Holzstäben, zwischen welchem ein schwarzer Schleier oder Vorhang vorgezogen wird, wenn die Nonnen zugegen sind. Die Kirchen sind dem Publikum alle Tage bis 11 Uhr morgens geöffnet.

Neben der Kirche ist die Pförtnerei, durch welche man ins Innere des Klosters gelangt, ein kleiner Raum mit einigen Holzbänken, an den Wänden gewöhnlich grob gemalte Heiligenbilder und Inschriften, durch welche man zum Schweigen und zur Geduld ermahnt wird. Insbesondere liest man in grossen Buchstaben das Wort »Paciencia« über der Drehthür oder Drehlade, hinter welcher die Schwester Pförtnerin sitzt und durch welche man mit den Bewohnerinnen des Klosters in Verbindung tritt. Hat jemand eine Mitteilung zu machen, oder ein Anliegen, so benachrichtigt er die Pförtnerin durch die Worte »Ave Maria purisima«! Darauf antwortet eine Stimme von innen dieselben Worte, zum Zeichen, dass die Unterhaltung beginnen kann. Um einem Mann den Eintritt in das Kloster zu gestatten, bedarf es einer besonderen Erlaubnis des geistlichen Vorgesetzten. Hat man eine solche, so thut sich nach einiger Zeit das Thor auf und man tritt in einen Vorsaal. Nach einigem Warten erscheinen dann zwei dicht verschleierte Schwestern, treten an beide Seiten des Besuchenden, und läuten, sobald die Wanderung beginnt, mit kleinen Glöckchen, die sie in der Hand tragen.

Das erste Mal, dass mich Berufsgeschäfte in ein Nonnenkloster führten, war ich mit den Gebräuchen der Klausur noch nicht bekannt. Während wir daher durch den Kreuzgang am Garten hinschritten, fragte ich die Schwestern, was das Klingeln bedeute. Es geschieht, antwortete die eine nach einer kleinen Pause, damit sich die Schwestern zurückziehen, wenn ein Mann naht. Wir bogen darauf um eine Ecke und trafen eine Gruppe von Zimmerleuten, junge, kräftige braune Burschen, die ein paar schadhafte Pfeiler und Bogen ausbesserten. Ich erlaubte mir, meine Begleiterinnen darauf aufmerksam zu machen: »Meine Schwester,« sagte ich, »es scheint aber, dass hier Männer den ganzen Tag über beschäftigt sind.« Es entstand wieder eine kleine Pause, worauf dieselbe Stimme in trockenem und verweisendem Tone antwortete: »das sind Tagelöhner«. Die Gesichter der Nonnen sind in Gegenwart eines Fremden mit einem fünffachen schwarzen Schleier ver-

hüllt, denn die Falten des gerade herabfallenden Schleiers werden von beiden Seiten über einander geschlagen. Durch den einfachen Schleier kann man die Züge des Gesichts ganz deutlich erkennen.

Die Kreuzgänge der Nonnenklöster sind von höchst einfacher Architektur und haben keinen Oberstock. Alle haben statt der Höfe Gärten, auf welche hin die Thüren der Zellen sich öffnen. Diese sind eng und äusserst bescheiden möblirt. Zwar werden sie durch die Aussicht auf den Garten etwas erheitert, aber diesen Genuss müssen die Inhaberinnen nur zu oft mit ihrer Gesundheit bezahlen, denn alle Wohnungen ebener Erde, besonders wenn von Bäumen und Pflanzen umgeben, sind in Lima feucht und erzeugen nach und nach schleichende Fieber.

Die Nonnenklöster stehen unter Oberaufsicht des Erzbischofs, geniessen aber in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten eine gewisse Unabhängigkeit. Sie erwählen ihre Vorsteherinnen, die den Titel Abadesa oder Superiora führen, in ihren Kapiteln nach Stimmenmehrheit. Ebenso wählen sie ihren Kaplan, dem es obliegt, täglich Messe zu lesen, und die kirchlichen Feste zu leiten, gewöhnlich einen der Domherren. Die Nonnen können bei ihm beichten, sind aber nicht dazu verpflichtet, sondern jede kann zu ihrem Beichtvater einen der Geistlichen wählen, denen der Erzbischof hierzu Erlaubnis erteilt hat. Ein gleichfalls durch die Kapitel erwählter Syndikus verwaltet die Einkünfte und das Vermögen der Klöster, durch welche Einrichtung manche Syndici reich und die Klöster arm geworden sind. Indessen soll damit nicht gesagt sein, dass die grosse Dürftigkeit, in welche die Mehrzahl derselben verfallen sind, bloss Veruntreuungen zuzuschreiben sei. Dass sich die Einkünfte verminderten, hatte wie bei den Mönchsklöstern andere Ursachen, deren Wirkungen auch eine gewissenhafte Verwaltung nicht hätte vermeiden können, wie Verfall von Häusern, verminderte Ertragfähigkeit von Landgütern, Eingriffe des Staates, vor allem aber in der letzten Zeit die Entwertung des Papiergeldes, in welchem die Renten und Mietszinse bezahlt wurden.

Von den 13 jetzt noch bestehenden Nonnenklöstern wurden fünf bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegründet, und darunter diejenigen, die am reichsten ausgestattet waren und gleich von Anfang an die zahlreichsten religiösen Genossenschaften in ihren Klausuren vereinigten. So zählte das Kloster der unbefleckten Empfängnis nur wenige Jahre nach seiner Gründung 230 Nonnen vom schwarzen Schleier und 400 andere weibliche Personen, teils Nonnen vom weissen Schleier und Novizen, teils Dienerinnen und Sklavinnen. Auch im Kloster von Santa Clara zählte man schon bald 150 Nonnen vom schwarzen und

35 vom weissen Schleier und diese Zahl stieg für beide nach und nach bis zu 400. Da die Stadt damals kaum 50 Jahre stand, so liefern diese Zahlen zwar ein Zeugnis für das rasche Emporblühen der Kolonie, zugleich aber geben sie auch eine Veranlassung zu einer anderen Betrachtung. Während der Zuwachs, den die Männerklöster erhielten, zum grossen Teil vom Mutterlande kam, bestanden die Frauenorden fast ausschliesslich aus Mädchen und Witwen der Kolonie. Bedenkt man, dass die meisten entweder von rein weisser Rasse oder doch Töchter von Spaniern waren, so begreift man, wie bei einer so grossen und fortdauernden Entziehung solcher Elemente die weisse Bevölkerung in Peru sich trotz beständiger Einwanderung so wenig vermehrt hat.

Das Kloster der Encarnacion.

Als die Spanier das Reich der Incas erobert hatten, schienen sie den Bürgerkrieg, der bei ihrer Ankunft das Land zerfleischte, mit überkommen zu haben. Noch hatten sie nicht von allen Provinzen Besitz genommen, als bereits die Eifersucht und der gegenseitige Neid der Führer in offene Feindseligkeit ausbrach. Almagro beanspruchte, als zu seinem Gebiete gehörig, die Hauptstadt Cusco und nahm Hernando Pizarro gefangen, wofür dieser ihn später als Rebellen zum Tode verurteilen und hinrichten liess. Aus Rache für diese Gewaltthätigkeit ermordeten die Anhänger Almagros den Eroberer Francisco Pizarro. Der junge Almagro, der sich an dessen Statt der Herrschaft bemächtigen wollte, ward vom königlichen Statthalter Vaca de Castro besiegt und enthauptet. Darauf nahm Gonzalo Pizarro die Regierung Perus als Erbe seines Bruders für sich in Anspruch, und beherrschte eine Zeit lang das Königreich der Incas als unumschränkter Herr. Zu seiner Unterwerfung wurde der weise und mutige Geistliche Pedro de la Gasca vom Kaiser Karl V. entsendet, der sich diesem Auftrage ohne Truppen und irgend welche äusseren Mittel unterzog und die gefährlichste aller Empörungen bloss durch die Macht seiner Persönlichkeit unterdrückte. Als Gonzalo besiegt und hingerichtet war, schien das Land endlich beruhigt und der uneigennützige Gasca kehrte, begleitet von den Segenswünschen seiner Landsleute, nach Spanien zurück. Allein noch einmal flammte die wilde Zügellosigkeit der Hauptleute in helle Empörung auf. Die Unzufriedenen, die ihre der Krone geleisteten Dienste nicht hinreichend belohnt glaubten, und mit den sonstigen Einrichtungen Gascas nicht einverstanden waren, scharten sich um Francisco Hernandez de Giron und griffen gegen die königliche Audienz zu den Waffen. Giron war anfangs gegen die Regierung im Vorteil, endlich aber unterlag auch

er wie seine Vorgänger und er musste deren Schicksal teilen. Im Dezember 1554 wurde er zu Lima enthauptet, sein Körper an den Schwanz eines Pferdes gebunden durch die Strassen der Stadt geschleift und sein Kopf auf dem Platz in einem Käfig aufgehangen, in welchem noch die bereits verwesten Köpfe Gonzalo Pizarros und Francisco Carbajals auf Piken steckten.

Giron war verheiratet gewesen mit Doña Mencia de Sosa, einer ihm treu ergebenen und mutigen Frau, die ihn auf seinen Feldzügen



Nonne aus dem Kloster der Encarnacion (Augustinerin).

begleitete, zuletzt aber, als sein Stern zu sinken begann, von ihrem Gemahl nach Cusco geschickt worden war. Auf diesem Wege verlor sie ihr Gepäck und damit ihre Kostbarkeiten und sonstige Habe, sodass sie nach dem Tode ihres Gatten in die grösste Armut geriet. Sie lebte mit ihrer Mutter, Doña Leonor de Potocarrero, einer Witwe, die zwar von altem Adel, aber gleichfalls arm war, in einem bescheidenen Hause, und beide Frauen suchten in der Religion Trost für ihr Unglück. Ihre Wohnung lag nicht weit von dem alten Kloster der Augustiner, mit deren Prior sie befreundet wurden, und unter dessen Beirat sie be-

schlossen, eine religiöse Genossenschaft von gleichgesinnten Frauen um sich zu versammeln. So wurden sie Gründerinnen des ersten Nonnenklosters, und da sie ihren Entschluss am Tage der Fleischwerdung Christi, am 23. März 1858 ins Werk setzten, so führte die nachmalige Stiftung den Namen der Inkarnation. Diese wurde einige Jahre später möglich, als mehrere reiche Frauen aus angesehenen Familien dem Vereine beitraten.

Sie trugen das Ordenskleid der Augustinerinnen und hatten als geistlichen Vorgesetzten den Provinzial des Augustiner-Ordens Fray Andrès Santa Maria. Ihren Satzungen zufolge sollten keine Mestizen in den Verband aufgenommen werden, allein während einer Abwesenheit des Provinzials in Cusco wurde diese Regel zu Gunsten der beiden Töchter des Marschalls Alonso Alvarado auser acht gelassen, da diese Mädchen dem Kloster eine Mitgift von 20000 Pesos zubrachten. Der Provinzial erzürnte sich darüber mit seinen Nonnen dermassen, dass sie sich fortan unter den Schutz des ersten Erzbischofs Loayza stellten. Unter diesem begann der Bau des Klosters an seinem jetzigen Ort, und durch immer neu hinzugekaufte Grundstücke umfasste später ihre Klausur den weiten Raum, auf dem sich heute der Bahnhof der Eisenbahn zwischen Lima und Chorillos und das Polyteama-Theater befindet.

Trotz der Ausnahmen zu Gunsten der Töchter Alvarados blieb das Kloster der Encarnacion bis zur Unabhängigkeit das vornehmste in Lima, da alle Frauen und Töchter von Stande und Vermögen, die den Schleier nehmen wollten, diesem den Vorzug gaben. Die jetzige Kirche ist neu, und im Innern nicht ganz vollendet. Der Hochaltar, umgeben von korinthischen Säulen in rötlichem Stuck mit vergoldeten Kapitälen, nimmt sich stattlich aus.

Die gegenwärtigen Bewohnerinnen des weitläufigen Gebäudes sind zehn Nonnen, sechs Schwestern und eine Novize.

Kloster der unbefleckten Empfängnis.

Auch dieses Kloster ward, wie das eben beschriebene, durch zwei Witwen gegründet, nämlich Doña Inèz Muñoz de Rivera und ihre Schwiegertochter Doña Maria Chavez de Rivera. In diesem Falle aber standen der Stiftung nicht die Hindernisse entgegen, wie bei der Inkarnation, denn beide Frauen waren reich, besonders Doña Inèz, welche gleich von vornherein dem Kloster bedeutende Schenkungen machte, und nachdem sie selbst Nonne geworden war, in ihrem Testamente demselben ihr ganzes, sehr beträchtliches Vermögen hinterliess. Die

Stiftungsurkunde wurde 1573 von einem öffentlichen Notar ausgefertigt und der Erzbischof gab seine ausdrückliche Zustimmung zu der Klausel ihrer Satzungen, durch welche die Verwaltung der Güter des Klosters ausschliesslich der Äbtissin und dem Kapitel überlassen blieb, und dass weder weltliche noch geistliche Behörden Patronatsrechte ausüben sollten. In geistlichen Angelegenheiten stellten sie sich unter die Botmässigkeit des Erzbischofs, und wiewohl sie das Ordenskleid der Franziskanerinnen trugen, so verfügte ein besonderer Artikel, dass die Nonnen in keinem Falle der Aufsicht der Franziskanermönche unterstellt werden könnten, eine Bestimmung, die wahrscheinlich durch die Zwistigkeiten veranlasst worden war, welche die Schwestern der Inkarnation mit den Vätern von San Agustin gehabt hatten.

Mit Ausnahme von zwölf Freistellen, welche die Stifterin und nach ihr die Äbtissin zu vergeben hatte, musste jede Nonne dem Kloster eine Mitgift von 3000 Pesos zubringen, und da in kurzer Zeit viele Damen den Eintritt begehrten, so wuchsen die Einkünfte des Klosters beständig, und es wurde mit der Zeit eines der reichsten von Lima. Es liegt beinahe im Mittelpunkte der Stadt, drei Cuadras oberhalb des Hauptplatzes, und der von der Klausur umschlossene Raum umfasste ehemals zwei Strassengevierte. Gegenwärtig ist von den grossen Renten des Klosters nur wenig mehr übrig, und der Raum desselben ist auf weniger als die Hälfte eingeschränkt worden. Im Jahre 1861 wurde den Nonnen trotz ihrer und des Erzbischofs Verwahrung durch den Staat der Grund und Boden genommen, auf welchem man den bedeckten Marktplatz der Stadt erbaute. Dieser heisst daher Mercado de la Concepcion, umfasst ein Strassengeviert und ist von der Klausur des Klosters durch die Strasse Paz-Soldan getrennt.

Die Kirche ist unter den Nonnenklöstern die grösste und schmuckreichste. Sie ist in Form eines lateinischen Kreuzes erbaut, mit einem geräumigen Schiff. Die Chöre sind am unteren Ende, dem Hauptaltar gegenüber. Neben dem Unterchor sieht man an beiden Seitenwänden je neun Ölgemälde, von denen einige wertvoll. Im linken Transept, der Thür der Sakristei gegenüber, hängt das lebensgrosse Porträt der Gründerin Doña Inèz de Muñoz. Darunter liest man auf einer Inschrift, dass das Kloster durch das Erdbeben vom 20. Oktober 1687 zerstört und 1710 wieder aufgebaut wurde.

Das Ordenskleid der Nonnen ist ein weisses Gewand mit Schnur, darüber ein blauer Mantel und auf der Brust ein Marienbild. Ihre Zahl, die bald nach der Gründung auf 200 und später ohne die Schwestern vom weissen Schleier auf 300 stieg, beträgt gegenwärtig noch 16.

Kloster der Dreifaltigkeit.

Dieses Kloster wurde wenige Jahre nach dem vorigen (1580) durch Doña Lucrezia Sanzolas und ihre Tochter Doña Mencia de Vargas gegründet, und die Stiftung durch päpstliche Bulle im Jahre 1584 bestätigt. Diese beiden Frauen verwendeten über 100 000 Pesos auf Ankauf des Baugrundes und die Kirche und errichteten Freistellen für sechs Nonnen, welche ohne Mitgift eintraten. Das Patronat des Klosters wurde nach dem Tode der Stifterinnen auf den ältesten Richter des Inquisitionstribunals übertragen, und ging nach Aufhebung dieses Gerichts auf den Staat über. Eine Klausel der Stiftungsurkunde verfügte, dass der Kaplan des Klosters kein Domherr oder Kaplan eines andern Klosters sein sollte, allein jetzt wird bei Besetzung der Stelle auf diese Bestimmung keine Rücksicht mehr genommen.

Die Nonnen leben nach der Regel der Cisterzienserinnen und tragen ein weisses Gewand mit schwarzem Schleier und Gürtel und ein Skapulier.

Kloster der Barfüsserinnen.

Gegründet im Jahre 1594 durch Doña Iñez de Sosa für die strenge Beobachtung der Regel der Klosterfrauen der Empfängnis Mariae — recoletas de la concepcion. Die Zahl der Nonnen wurde auf dreizehn beschränkt. Dieses Kloster war überhaupt berühmt wegen des musterhaften Lebenswandels seiner Bewohnerinnen. Zwei derselben starben im Rufe der Heiligkeit und hatten schon zu ihren Lebzeiten Wunder gethan.

Die Ordenstracht ist die der Nonnen der Concepcion: weiss mit hellblauem Mantel und einem Skapulier mit dem Bilde der Jungfrau in Silber. — Das Kloster befindet sich am Platze Santa Ana, der Schule der Medizin gegenüber.

Das Kloster Santa Clara.

wurde vom heiligen Toribius, dem zweiten Erzbischof von Lima, im Jahre 1596 gegründet und 1606 eingeweiht. Dieses Kloster hat noch jetzt eine weitläufige Klausur, in welcher ehemals bis zu 400 Nonnen zusammengelebt haben sollen. Gegenwärtig beträgt ihre Zahl noch sechzehn. Das Kloster liegt in der oberen Gegend der Stadt, oberhalb der Plazuela de la buena muerte. Über einen kleinen Vorplatz, der von der Strasse durch ein hübsches eisernes Gitter geschieden wird, gelangt man in die Kirche. Diese ist sehr reinlich gehalten und das untere Chor, dessen Schleier bei meinem Besuche zurückgezogen war,

bot den Anblick eines mit einer gewissen Eleganz eingerichteten Salons. Die Ordenstracht ist das graue Gewand der Minoriten.

Santa Catalina.

Zwei Schwestern, Doña Lucia und Doña Clara Guerra de la Daga, die eine Witwe, die andere ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, opferten ihr beträchtliches Vermögen, um im Verein mit dem Lizentiaten Don Juan de Robles, Presbyter und Mayordomo der Kathedrale, dieses Kloster zu stiften. Sie verwendeten über 300 000 Pesos auf die Er-



Nonne des Klosters Santa Catalina (Dominikanerin).

bauung der Kirche und der übrigen Gebäude, und 120 000 zu Renten, welche sich in der Folge durch die Mitgiften der hinzukommenden Nonnen bedeutend vermehrten; denn dieses Kloster zählte nächst der Concepcion und Santa Clara die meisten Bewohnerinnen. Die beiden Schwestern wurden die ersten Vorgesetzten, die ältere Äbtissin, die jüngere Priorin, und Robles wurde Kaplan und Patron.

Die Nonnen dieses Klosters leben nach derselben Regel wie die der unbefleckten Empfängnis, von denen in den beiden ersten Jahren fünf Frauen die neuen Schwestern in den religiösen Gebräuchen und

Obliegenheiten unterweisen; daher auch ihre Tracht dieselbe ist: weisses Gewand mit blauem Mantel. Das Kloster liegt am Platz gleichen Namens an der Grenze der Stadt, nahe an den ehemaligen Wällen und jetzigen Boulevards. Eie Kirche ist äusserlich unscheinbar und auch im Innern nicht sauber gehalten.

Das Kloster des Prado.

Eine Nonne des Klosters der Inkarnation, die Schwester Doña Angela de Iriarte y Rocalde, welcher die daselbst befolgte Regel nicht streng genug schien, schied mit Erlaubnis des Domkapitels im Jahre 1640 aus dem Verbande desselben aus und gründete mit vier anderen Schwestern eine neue religiöse Genossenschaft der Einsiedlerinnen von San Agustin nach dem Muster der Augustiner-Barfüsserinnen von Madrid. Kirche und Kloster wurden vorzüglich durch die Beihilfe des Erzbischofs Pedro Villagomez errichtet, welchem die Nonnen auch eine bedeutende Vermehrung ihrer Renten verdankten. Zum Dank ernannten sie ihn zum Patron des Klosters und nach seinem Tode wurde sein Herz in einer Nische an der rechten Seite des Hochaltars aufbewahrt. Dieses Kloster ist das entlegenste und befindet sich ganz im obersten Teil der Stadt. Die Kirche ist freundlich und sehr reinlich gehalten, die Altäre meist in modernem Stile; die Zahl der Nonnen ist elf und der Sakristan sagte mir, sie seien fast alle jung. Ihre Ordenstracht besteht aus einem weissen Unterkleide, schwarzer Kutte mit Kapuze, ledernem Gürtel und Skapulier.

Das Karmeliterkloster.

Eine fromme Frau namens Catalina Doria und der Bischof von Arequipa Don Agustin Ugarte y Larabia werden als die Personen genannt, die am meisten zur Stiftung dieses Klosters beitrugen. Der Bau desselben wurde nach Einholung der königlichen Erlaubnis im Jahre 1625 begonnen, doch erfolgte die Einweihung erst 1643, wobei die Gründer zu Patronen ernannt wurden.

Das Kloster liegt in der oberen Gegend der Stadt, aber nicht so entlegen wie der Prado. Man nennt es gewöhnlich das Carmen Alto, zum Unterschiede von dem jetzt aufgehobenen Kloster Santa Teresa, welches auch Karmeliterinnen inne hatten und daher Carmen bajo (das untere Carmen) genannt wurde. Kirche und Kloster des Carmen alto sehen ärmlich und vernachlässigt aus. Die gegenwärtige Zahl der Nonnen ist neunzehn; mit Ausnahme von zweien sind alle jung. Ihre Tracht ist ein graubrauner Rock mit braunen Skapulier, schwarzem Ledergürtel und weissem Mantel.

Das Kloster der Trinitarierinnen.

Dieses Kloster entstand aus einer andächtigen Schwesternschaft (beaterio), zu welcher eine fromme Witwe namens Doña Ana de Robles in ihrem Hause zwölf gleichgesinnte Frauen vereinigt hatte. Diese hatten daselbst in strenger Abgeschiedenheit unter geistlicher Obhut des Erzbischofs Almogueras neun Jahre lang gelebt, als der Prälat den Plan fasste, die Gesellschaft in ein Kloster von Trinitarierinnen umzuwandeln. Dies geschah mit königlicher Ermächtigung, und nachdem auch die päpstliche Erlaubnis erfolgt war, empfing Doña Ana das Ordenskleid aus den Händen des Erzbischofs Melchor de Liñan y Cisneros, des Nachfolgers des inzwischen gestorbenen Almogueras, im Jahre 1682. Obgleich Doña Ana bereit war, ihre Habe im Betrage von 90 000 Pesos der neuen Stiftung zu weihen, so reichte diese Summe doch zur Erbauung einer Kirche nicht aus, und die Nonnen mussten sich mit ihren früheren Wohnungen und ihrer kleinen Hauskapelle behelfen, bis sie einen Gönner und Wohlthäter in der Person des Don Bernardo Gurumendi fanden, welcher beschloss, sein ganzes bedeutendes Vermögen zum Ausbau des Klosters zu verwenden. Infolgedessen wurde zu Anfang des Jahres 1708 der Grundstein zur Kirche gelegt und dieselbe nebst dem grössten Teil der Kreuzgänge im Jahre 1722 vollendet. Gurumendi hatte noch die Freude, die Einweihung seines Werkes zu erleben und starb bald darauf, nachdem er in seinem Testamente noch für den inneren Ausbau die erforderlichen Summen ausgesetzt hatte. Das Kloster liegt dem Convento de la buena muerte schräg gegenüber. Der hintere Teil der Klausur stösst an das Gebäude der Münze. Die Kirche ist geräumig, freundlich und sehr sauber gehalten.

Die Ordenstracht ist weiss mit schwarzem Überwurf und mit einem halb blauen, halb roten Kreuz auf Skapulier und Mantel. Die Zahl der Nonnen ist 26.

Das Kloster der Nazarenerinnen.

Dieses Kloster liegt im unteren Teile der Stadt. Die Gegend, wo es steht, hiess früher Pachacamilla und bestand aus unbebauten, mit Lehmmauern umgebenen Höfen, in deren einem eine religiöse Genossenschaft von Angola-Negern ihre Zusammenkünfte hielt. Einer der Afrikaner hatte auf einer Wand einen gekreuzigten Christus gemalt, und da der Teil der Wand, auf welchem sich dieses Bild befand, bei einem Erdbeben am 13. November 1655 stehen blieb, während der Rest einstürzte, so wurde dies als ein Wunder des Bildes betrachtet. Später wurde versichert, dass die Farbe des Bildes sich durch kein Mittel von der

Wand entfernen lasse, aber auch keine neue Farbe annehme, und seit der Zeit wird das plumpe, schmutzige Pinselwerk als der »Herr der Wunder« — nuestro Señor de los milagros — von der ganzen Bevölkerung in hohen Ehren gehalten. Ein abergläubischer Kapitän, namens Sebastian de Antuaño kaufte dem Eigentümer der Höfe, Marques Manrique de Lara, das Grundstück ab, was nicht ohne Schwierigkeiten geschah, da dasselbe zu einem Majorat gehörte, und errichtete über dem wunderthätigen Bilde eine Kapelle. Darauf verlegte eine religiöse Schwesterschaft von Nazarenerinnen, die früher in der Nachbarschaft der Kirche von Monserrate gelebt hatten, ihre Wohnung in die Nähe dieser Kapelle, und aus ihrem Andachtshause — beatério — entstand später das Kloster. Dieses wurde im Jahre 1630 eingeweiht, indem als Gründerinnen drei Schwestern aus dem Barfüsserkloster von Santa Ana eintraten, um die Nonnen in den Klostergebräuchen zu unterweisen. Die Mittel zur Erbauung der Kirche und der übrigen Gebäude lieferte Doña Maria Fernandez de Córdoba.

Die Kirche des Klosters ist in Form eines kurzen lateinischen Kreuzes gebaut, mit einem Schiff und einer Kuppel über dem Transept. Die allgemeinen Verhältnisse, sowie die Säulen der Altäre sind in gutem Geschmack, und der Eindruck des ganzen Baues würde günstig und einnehmend sein, wenn er nicht durch überall angebrachte grelle Farben, wie grüne und rote Streifen an den Gesimsen und Säulenfüssen verdorben würde. Unter einem Bogen hinter dem Hauptaltar sieht man das wunderthätige Bild des gekreuzigten Christus, welches sich noch an derselben Wand befinden soll, an welche es der Negersklave gemalt hatte.

Die Nonnen leben nach der strengen Regel der Karmeliterinnen. Da sie aber aus einer Schwesterschaft von Nazarenerinnen entstanden sind, so hat dies eine Abänderung der Ordenstracht zur Folge gehabt. Nazareno pflegt man ein Christusbild zu nennen, auf welchem der Heiland mit einem violetten Schurz dargestellt ist, daher die Schwesterschaft der Nazarenerinnen ein violettes Kleid trägt. Infolgedessen tragen die Nonnen dieses Ordens in Lima das braune Gewand der Karmeliterinnen mit schwarzem Ledergürtel und darüber einen violetten Mantel. Die Zahl der Nonnen ist 32. Mehr als 33 dürfen nicht aufgenommen werden.

Kloster der Mercenarierinnen.

Auch dieses Kloster entstand aus einem Beatério, indem Doña Ana de Medina, Witwe des Kapitäns Don Juan Alonso de Cuadros und ihre

beiden Töchter Tomasa und Bernarda ihr ganzes beträchtliches Vermögen dem Bau desselben widmeten. Die königliche Erlaubnis wurde 1718 erteilt und die Einweihung erfolgte 1732. Das Kloster liegt hoch oben in der Stadt, zwei Cuadras weiter oben als Santa Ana. Die Tracht der Nonnen ist ein weisses Kleid mit weissem Mantel.

Kloster Santa Rosa.

Es entstand aus einer religiösen Schwesterschaft, welche sich unter dem Namen und zur Verehrung der heiligen Rosa gebildet hatte. Mehrere fromme Frauen brachten eine Summe von über 400 000 Pesos zusammen, worauf im Jahre 1704 die Erlaubnis zur Gründung eines Klosters erteilt und dasselbe 1708 eingeweiht wurde. Die erste Priorin desselben war Doña Josefa Portocarrero Lazo de la Vega, Tochter des Vicezekönigs Conde de la Monclova. Dieselbe wohnte nach dem Tode ihres Vaters noch im Palast, und da sie sich zum Klosterleben entschlossen hatte, aber fürchtete, an der Ausführung ihres Vorsatzes verhindert zu werden, so liess sie sich nachts heimlich aus einem Fenster herab und von mehreren geachteten Kavalieren nach dem Kloster Santa Catalina begleiten, wo sie Tags darauf das Ordenskleid der heiligen Rosa anlegte. Als darauf das neue Kloster gegründet war, siedelte sie dahin über und wurde zur Priorin erwählt.

Das Kloster Santa Rosa liegt unweit des Marktplatzes, der auf Grund und Boden des Klosters der Concepcion erbaut wurde. Die Tracht der Nonnen ist die der Dominikanerinnen: weisses Kleid mit weissem Skapulier nebst schwarzem Weihel und schwarzem Mantel oder Überwurf. Sie folgen der Regel der Augustinerinnen. Ihre Zahl ist auf 33 beschränkt.

Kloster der Kapuzinerinnen von Jesus Maria.

Dieses Kloster hatte von allen den bescheidensten Anfang und seine Nonnen folgten von je her bis zum heutigen Tage der strengsten Regel. Die Stifterin war eine Mestize namens Maria Jacinta, welche als ein Waisenkind von einer wohlwollenden Frau, Doña Catilina Carbajal, in das Kloster der Inkarnation gegeben wurde, um dort erzogen zu werden. In der Neigung für das klösterliche Leben, welche sie dort fasste, wurde sie später durch ihre Ehe noch bestärkt. Sie heiratete im Alter von dreizehn Jahren einen schon in vorgerückten Jahren stehenden Mann, der seiner Hautfarbe nach ein Indianer, seines Zeichens ein Schneider, von Charakter wohlwollend, rechtschaffen und ausser-

ordentlich fromm war. Dieser Mann begann in den letzten Jahren seines Lebens mittellose junge Mädchen in seinem Hause aufzunehmen, um sie vor der Verwahrlosung zu behüten. Er beherbergte sie in Zellen, hielt sie in strengster Zurückgezogenheit zu Betübungen an und bestritt ihren Unterhalt durch Sammeln von Almosen. Nach seinem im Jahre 1677 erfolgten Tode widmete sich seine Witwe Maria Jacinta, wiewohl erst dreissig Jahre alt, ganz der Fortsetzung des Werkes ihres Mannes. Sie gab dem Verein junger Mädchen, welche unter ihrer Obhut lebten, die Form einer religiösen Schwesterschaft, in welcher sie in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, wie Nonnen nach einer sehr strengen Regel von Almosen lebten. Bald verbreitete sich der Ruf dieses tugendhaften Vereins und viele junge Mädchen aus den besten Familien wünschten ihm beizutreten, allein Maria Jacinta nahm nur die entschiedensten auf und beschränkte die Zahl der Mitglieder auf zwanzig.

In dieser Weise bestand die Schwesterschaft einige Jahre lang fort, bis ihre Vorsteherin den Plan fasste, dieselbe zu einem wirklichen Kloster zu erheben. Allein die Ausführung stiess auf grosse Schwierigkeiten, denn sowohl der Vicekönig, Herzog von Palata, als auch der Erzbischof Linan y Cisneros glaubten ihre Zustimmung verweigern zu müssen, da das zu gründende Kloster gar keine Renten besass und für seinen Unterhalt nur auf Almosen angewiesen war. Indessen hatte Maria Jacinta einen eifrigen und einflussreichen Fürsprecher in der Person des Fiskals Don Juan Gonzalez, Presbyters und nachmaligen Bischofs von Kusko. Diesem gelang es, den Vicekönig von der Nützlichkeit einer solchen Musteranstalt zu überzeugen, und auch der Erzbischof willigte hierauf ein. Die königliche Erlaubnis wurde im Jahre 1698 erteilt, und im nächsten Jahre wurden fünf Nonnen aus dem Kloster der Kapuzinerinnen in Madrid nach Peru geschickt, um das Kloster in Lima einzurichten. In dem damals ausgebrochenen Erbfolgekriege hatten diese Nonnen mancherlei Abenteuer auf ihrer Reise zu erdulden und kamen erst im Jahre 1707 in Lima an.

Die Kirche ist der heiligen Familie, Jesus Maria und Joseph geweiht, wird aber gewöhnlich nur Jesus Maria genannt. Sie ist bescheiden und bietet nichts Bemerkenswertes. Die Nonnen leben nach der strengsten Regel der Franziskanerinnen oder Clarissinnen. Ihre Tracht ist eine braungraue Kutte mit Kapuze und Schnur. Sie führen ein hartes Leben, schlafen auf hölzernen Betten und haben keine Dienerinnen.

Die Beatérien.

In Spanien und in den spanischen Kolonieen nennt man »beatas« Frauen und Mädchen, welche das Gewand eines geistlichen Ordens anlegen und dasselbe entweder nur zeitweilig zur Erfüllung eines Gelübdes oder während ihres ganzen Lebens tragen. Im letzteren Falle bleiben sie entweder in ihren eigenen Wohnungen und führen ein eingezogenes, nach gewissen Regeln geordnetes Leben, oder sie sind zu



Dame in weissem Bussgewande.

Schwesterschaften vereinigt, bewohnen gemeinschaftlich ein in Zellen abgeteiltes Haus unter nicht strenger Klausur und leben wie Nonnen nach den Vorschriften eines der dritten Orden. Nach dem Vorgange des heiligen Franz von Assisi haben auch viele andere religiöse Genossenschaften für Männer und Frauen Orden von gemilderter Regel, sogenannte tertiäre, eingerichtet, deren Mitglieder, die Tertiarier, eine Mittelstufe bilden zwischen dem strengen Klosterleben und dem Weltleben. Die Häuser, in denen eine solche Schwesterschaft lebt, heissen Beatérios, und in Lima giebt es deren noch drei. Sie haben ihre Kirchen, die

dem Publikum geöffnet sind und in denen religiöse Feste gefeiert werden, ganz wie die Klöster.

Beatério de Viterbo.

Die Kirche liegt an einem kleinen Platz am Fluss, gerade vor dem Zugang zur Baltabrücke. Nach ihr wird die letzte Stadt-Haltestelle der transandinischen Eisenbahn genannt — estacion de Viterbo. Dieses Andachtshaus wurde 1680 gegründet und die Schwestern tragen das Kleid und stehen unter der geistlichen Leitung der Franziskaner.

Beatério del Patrocinio;

liegt auf der rechten Seite des Flusses, an der rechten Seite des Gartens der Descalzos, unweit des Klosters. Das Haus wurde 1688 gegründet und die Bewohnerinnen beobachten die Regel der Dominikanerinnen des dritten Ordens.

Beatério de Copacabana.

Copacabana ist ein berühmter Walfahrtsort auf der Halbinsel Yunguyo am Titicacasee. Dieser Ort wurde bereits vor der Eroberung des Landes durch die Spanier heilig gehalten, und es soll dort ein kleines Götzenbild aus blauem Stein verehrt worden sein, welches von den Indianern vergraben worden war, später aber aufgefunden und von den christlichen Priestern zerschlagen wurde. Die Heiligkeit des Ortes ging darauf auf ein Bild der Jungfrau über, das ein Inca von königlicher Abstammung namens Titu Yupanqui angefertigt haben soll, nachdem ihm die Jungfrau selbst erschienen, um ihm ihr Antlitz zu zeigen. Dieser Mutter Gottes von Copacobana, die anfangs in Lima in einer kleinen Kapelle im Cercado verehrt wurde, weihte man im Jahre 1696 mit Erlaubnis des Vicekönigs und Erzbischofs das Andachtshaus, dessen Schwestern fast ausschliesslich Indianerinnen aus dem Hochlande sind, und welche sich mit der Erziehung eingeborener Mädchen beschäftigen. Die Tracht der Schwestern ist die der Franziskanerinnen dritten Ordens. Kirche und Haus liegt auf der rechten Seite des Flusses unweit des Gartens der Descalzos.

Häuser für geistliche Bussübungen.

Casas de ejercicios espirituales para hombres.

Solche Häuser sind bereits bei Beschreibung des ehemaligen Jesuitenklosters und der Barfüsser erwähnt worden. Im Innern derselben befindet sich eine Anzahl von Zellen, wohin sich in der Osterwoche und

auch an anderen Tagen im Jahre Personen männlichen Geschlechts zurückziehen, um ein beschauliches Leben zu führen, und sich nach eigenem Gutdünken oder nach Vorschrift ihres Beichtvaters Bussübungen aufzuerlegen. Damit sich dabei jeder das Mass von Kasteiungen, welches er nach seinem Ermessen verdient hat, ungescheut und ungestört angedeihen lassen kann, werden abends, nachdem die üblichen Gebete gesprochen sind, in der Kirche oder Kapelle die Lichter ausgelöscht, worauf sich die Büsser geisseln, das heisst, jeder sich selbst.

Busshäuser für Frauen.

El Corazon de Jesus (Herz Jesu).

Gegründet unter Oberleitung der Jesuiten durch Doña Maria Fernandez de Córdoba im Jahre 1754. Das Haus hat eine reinlich gehaltene Kapelle und 26 Zellen. Die Bussübungen finden statt in den zwei Wochen vor dem Osterfeste und in der Woche vor dem Pfingstfeste. Zehn Schwestern der Busse (beatas) leben beständig im Hause unter Aufsicht einer Superiorin. Das Haus liegt in der Strasse San Pedro, unweit der Kirche dieses Namens.

Santa Rosa.

Dieses Haus ist verhältnismässig neueren Datums, da es erst im Jahre 1813 eröffnet wurde, gestiftet auf dem Grund und Boden und nach testamentarischen Bestimmungen einer vornehmen Dame, Doña Rosa Catalina Vasquez y Peralta. Nach Rechnungsablage des Testamentsvollstreckers Don Matias Querejazu, Maestre Escuela de la Catedral, sollte das Gebäude 225 000 Pesos gekostet haben, die aber wohl kaum alle für den Bau ausgegeben worden sein mögen. Die reichen Renten, welche die Gründerin zur Unterhaltung des Hauses aussetzte, sind wie so viele andere Stiftungen dieser Art verloren gegangen. Gegenwärtig finden nur noch Bussübungen statt in den zehn Tagen vor dem Feste der heiligen Rosa. Die Kirche aber ist alle Tage offen, und die üblichen Messen werden nach wie vor gelesen. Das Haus liegt gegenüber der Seitenfront des ehemaligen Jesuitenklosters.

Kirchen der aufgehobenen Klöster.

Die Kirche von Belen.

Das ehemalige Kloster von Betlehem oder Belen war das Haus der strengen Regel der Mercenarier — recoleccion de la Merced. Es

wurde 1604 gegründet auf einem einer gewissen Doña Paula Pilardo gehörigen Grundstück, welches diese dem Orden mit der Bedingung überliess, dass, wenn das Kloster wieder einginge, der Grund und Boden an ihre Erben zurückfallen sollte. Nach Aufhebung des Klosters durch die Regierung wurde daher der Bau Eigentum eines Tomas Vallejo, der das Ganze an die Genossenschaft der heiligen Herzen Jesu und Mariae zur Anlage einer Töchterschule verkaufte, worüber später das Nähere. Die Kirche ist die sauberste und bestgehaltene der Stadt, und in ihr werden meist die Trauungen von jungen Damen aus den besseren Familien vollzogen, da fast alle ihre Erziehung im Institute erhalten haben.

Die Kirche der Recoleta.

Diese Kirche nebst dem dazu gehörigen Kloster war eine Gründung der Dominikaner für strengere Befolgung ihrer Regel — recoleccion dominica — das Kloster wurde 1606 durch den damaligen Provinzial des Ordens, Fray Juan Lorenzana erbaut und hatte keine Renten, indem die Mönche ihren Unterhalt durch Almosen sammeln mussten. Als es später aufgehoben wurde, wurden die Kreuzgänge zu einem Waisenhause für Knaben eingerichtet. Die Kirche brannte vor einigen Jahren ab und der Grund und Boden wurde der Brüderschaft der Lazaristen übergeben, welche jetzt die Kirche auf ihre Kosten wieder aufbauen lassen, und in Verbindung damit eine Erziehungsanstalt für Knaben zu errichten beabsichtigen.

Santo Tomas.

Auch diese Kirche und das damit verbundene Kollegium war eine Stiftung der Dominikaner, welche zur Zeit ihrer Blüte dort eine höhere Schule unterhielten, worin Philosophie, Theologie und Naturwissenschaften gelehrt wurden. Als die Einkünfte des Konventes versiegten, wurde derselbe aufgehoben und seine Höfe dienten lange Zeit als Marktplatz, jetzt als Kaserne. Die Kirche ist geschlossen.

Guadalupe.

Eine Klause, welche am südöstlichen Ende von Lima belegen war, ging im Jahre 1611 in den Besitz der Franziskaner über, welche dort eine Kirche bauten und ein Kollegium errichteten, das dem heiligen Buenaventura geweiht war. Dieses Kollegium ist schon seit langer Zeit aufgehoben und dient als Kaserne, während die Kirche in neuerer Zeit dem französischen Wohlthätigkeitsverein überwiesen und von diesem

in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt worden ist. Sie liegt unmittelbar neben dem französischen Hospital.

San Pedro Nolasco.

Die Mercenarier wollten nicht hinter den Dominikanern und Franziskanern in der Pflege der Wissenschaften zurückbleiben, daher ihr Provinzial, Fray Juan Vallejo im Jahre 1626 von den Jesuiten im oberen Teile der Stadt einen dort gelegenen Garten kaufte, um auf dem Grund und Boden desselben ein Erziehungsinstitut zu errichten, welches den stolzen Namen Collegio y Universidad Pontificia führte, der ihm durch päpstliche Bulle vom Jahre 1664 verliehen wurde. Trotz des anspruchsvollen Titels scheint dies Kollegium nie von Bedeutung gewesen zu sein. Die Räumlichkeiten sind beschränkt und unscheinbar, und der Ertrag ihrer Mieten wurde nach der Aufhebung der Freitischgenossenschaft von San Carlos überwiesen, während die Kirche nur durch den Eifer und die Aufopferung eines Privatmannes aus der Nachbarschaft, namens Don Francisco Jauregui vor gänzlichem Verfall bewahrt worden ist. Auf dem früheren Kirchhofe ist neuerdings ein Busshaus mit Zellen, die um einen Hof liegen, errichtet worden.

Monserrate.

Die Kirche dieses Namens wurde von einem Privatmanne Don Antonio Perez für vier Benediktinermönche erbaut, die im Jahre 1599 zum Sammeln von Almosen nach Peru gekommen waren, denen aber nicht die Erlaubnis zur Gründung eines Klosters erteilt wurde. Die Kirche liegt am unteren (westlichen) Ende der Stadt und die erste Stadthaltestelle der transandinischen Eisenbahn ist nach ihr benannt.

Santa Teresa,

war ein Kloster der Karmeliterinnen, welches zum Unterschiede von dem früher erwähnten der Carmen bajo — der untere Karmel — genannt wurde; 1696 gegründet, wurde es aufgehoben, da es nicht die vorschriftsmässige Anzahl von Nonnen hatte. Die wenigen, die noch dort lebten, wurden nach dem Carmen alto versetzt. Jetzt steht es unter den barmherzigen Schwestern und dient als Waisenhaus für Mädchen.

San Francisco de Paula Viejo.

Im Jahre 1711 ging die Kirche und der Konvent Nuestra Señora del Socorro in der Strasse Malambo an der rechten Seite des Flusses in den Besitz der Paulaner oder Minimen über. Einige Schwestern, welche dort nach Regel des heiligen Cajetans gelebt hatten — teatinas

de tercer orden — wurden nach dem Kloster Santa Teresa versetzt. Nachdem die Mönche darauf ihr neues Kloster gegründet hatten, da ihnen die Räumlichkeiten des alten nicht genügten, blieb die Kirche nur noch unter der Obhut eines Kaplanes.

San Francisco de Paula nuevo.

Der Bau dieser Kirche wurde im Jahre 1794 begonnen, aber ihr Äusseres nicht vollendet. Die Kapitäle an den Säulen des Portales fehlen, auch ist die Fassade auf der rechten Seite nicht bis zur Höhe der anderen gebracht. Das Innere der Kirche zeigt schöne Verhältnisse, aber sonst nichts Bemerkenswertes. Sie wurde von dem einzigen Ordensbruder, der noch in Lima weilte, gehütet, bis sie neuerdings den Redemptoristen übergeben worden ist. Die Räume des ehemaligen Klosters dienen als Kaserne. Diese Kirche liegt wie die vorige auf der rechten Seite des Flusses am Anfang der Strasse Malambo.

Santa Liberata.

Im Jahre 1711 (20. Januar) wurde in Lima ein Verbrechen begangen, welches die ganze Stadt in Aufregung versetzte. Ein wegen seines liederlichen Lebenswandels in üblem Rufe stehender junger Mensch namens Fernando Hurtado de Chavez, ein natürlicher Sohn des Grafen von Cartago, trat morgens in die Kapelle des Sagrario, um im Parochialbuche ein Taufzeugnis zu suchen. Es traf sich, dass gerade niemand in der Kapelle zugegen war, und Fernando benutzte die Gelegenheit, um den Abendmahlskelch und eine Kapsel mit geweihten Hostien zu entwenden. Nachdem er die Kathedrale verlassen, war er selbst erschrocken über seine That, die allerdings einem gläubigen Katholiken entsetzlich genug erscheinen musste, wenn er bedachte, dass er sich an dem wahrhaftigen Leib seines Gottes vergriffen habe. Überdies brachte ihm der Diebstahl nicht einmal den gehofften Nutzen, denn keiner der Goldschmiede, denen er die geraubten Gegenstände anbot, wollte sie kaufen. Als er sich bereits beargwöhnt sah und verfolgt glaubte, flüchtete er sich in das Kloster San Francisco, steckte dort den Kelch in einen Altar neben der Treppe der Sakristei und erklärte sich dem Pater Guardian, der gerade vorbeikam, als den Räuber der Altargefässe. Der Guardian riet ihm, das Kloster zu verlassen, was Fernando auch that, worauf er noch am selben Abend von den Dienern der Inquisition ergriffen wurde.

Mittlerweile war sowohl die Geistlichkeit als auch das Publikum in grosser Bestürzung und Trübsal über die Ruchlosigkeit, die an ihrem Gott und Herrn unter Gestalt der Hostien verübt worden war und

auch nachdem der Kelch wiedergefunden und in die Kathedrale zurückgebracht worden war, konnte man sich nicht beruhigen, bis man das Schicksal der geweihten Oblaten kannte. Endlich gestand der Gefangene einem Vater der Jesuiten, Cristobal de Cuba, in der Beichte, dass er die Hostien in der Alameda de los Descalzos vergraben habe. Man brachte ihn sofort an den von ihm selbst bezeichneten Ort, und wirklich wurden dort mit Hilfe eines Negerknaben, der den Dieb bei seiner That beobachtet hatte, die so ängstlich gesuchten Hostien in Papier gewickelt am Fusse eines Orangenbaumes entdeckt. Auf die Nachricht von diesem freudigen Ereignis strömte ganz Lima nach der Alameda zusammen, die Geistlichkeit, die angesehensten Bürger, der Erzbischof und Vicekönig Ladron de Guevara zu Fuss, welche alle anbetend vor dem wiedergefundenen Gotte die Kniee beugten und sodann die unschätzbaren Kleinode in feierlicher Prozession nach der Kirche zurückbrachten, worauf drei Tage lang mit allen Glocken der Stadt geläutet wurde.

An dem Orte, an welchem die Hostien gelegen hatten, liess der Erzbischof und Vicekönig Diego Ladron de Guevara eine Kapelle errichten, die der heiligen Liberata geweiht wurde. Die Brüder des guten Sterbens, die zu jener Zeit gerade nach Peru gekommen waren, baten, man möchte ihnen die Kapelle überlassen, um auch auf der rechten Seite des Flusses zur besseren Ausübung ihres Berufs eine Klausur gründen zu können; nach mancherlei Hindernissen wurde ihnen ihr Anliegen gewährt und 1760 vom König bestätigt, später jedoch der Konvent wieder aufgehoben.

Die Kirche liegt auf der linken Seite des Gartens oder der Alameda de los Descalzos und wird trotz ihrer entfernten Lage viel besucht.

Religiöse Vereine und Laienbrüderschaften.

Die meisten dieser Vereine bestehen seit langer Zeit, einige wurden bald nach der Gründung der Stadt gestiftet, aber noch bis in die neueste Zeit hat sich ihre Zahl vermehrt und beträgt gegenwärtig zwanzig. Sie nennen sich cofradias, archicofradias, congregaciones oder hermandades und haben zum Zweck, entweder zur Verehrung Gottes, seines Sohnes, der Jungfrau Maria oder eines Heiligen durch alljährlich wiederkehrende Feste beizutragen, oder durch Totenmessen dem Seelenheil der Verstorbenen förderlich zu sein, oder endlich Lebenden nützlich zu werden durch Kindererziehung und Ausstattung junger Mädchen für die Ehe oder das Kloster. Wir heben aus der Zahl derselben nur

zwei hervor, die eine wegen des grossen Ansehens, das sie früher genoss, und die zweite als die gegenwärtig durch Anzahl ihrer Mitglieder ansehnlichste.

Archicofradia de la Vera Cruz.

Die Erzbrüderschaft vom wahren Kreuze wurde durch den berühmten Cid el Campeador, Rodrigo Dias de Vivar, im Jahre 1087 bei der Belageruung von Toledo gestiftet. Nach ihrem Muster gründete sie Francisco Pizarro in Lima ein Jahr vor seinem Tode, 1540, und der Papst Paul III. schickte dem jungen Verein auf besondere Verwendung Kaiser Karls V. ein kleines Stück Holz vom wahren Kreuze, an welchem der Heiland gestorben. Hierzu kamen später, ebenfalls durch päpstliche Gnade, noch andere, beinahe ebenso kostbare Reliquien, nämlich ein Stück des Strickes, mit dem Jesus gegeisselt wurde, ein Splitter der Säule, an welche man ihn band, sogar ein Stück seiner Wiege; ferner ein Stück vom Schleier und auch vom Hemde der Jungfrau, nebst einer Locke ihres Haars; endlich eine kleine Sammlung heiliger Knochen der Apostel Peter, Paul, Philipp und Jakob. Diese Reliquien werden in einem mit kostbaren Steinen verzierten Schrein in der Kapelle aufbewahrt. Andere Päpste ehrten die Brüderschaft durch Vorrechte, Gnadenbezeugungen und reichlichen Ablass.

Die Satzungen des Vereins verfügten, dass nur Männern von erwiesenem Adel der Beitritt gestattet sein sollte, sodass die Mitgliedschaft als ein Beweis vornehmer Geburt betrachtet wurde. Auch die Frauen, die als Schwestern dem Verein beizutreten wünschten, mussten ihre adlige Abstammung nachweisen. Bei solchen Vorschriften musste die Lostrennung Perus vom Mutterlande und Einführung der republikanischen Verfassung mit Aufhebung der Standesunterschiede das Fortbestehen des Vereins in der früheren Weise unmöglich machen. Die Brüderschaft ist daher in gänzlichem Verfall, der Mitglieder sind nur noch wenige und selbst von diesen vergessen die Meisten, ihre Beiträge zu entrichten.

Die Kongregation unserer lieben Frauen des O.

Diese Brüder- und Schwesterschaft wurde bereits im Jahre 1588 gegründet in einer Kapelle, die zur Kirche der Jesuiten gehörte. Zweck des Vereins war die Anbetung der Jungfrau unter besonderer Berücksichtigung der Zeit, da sie ihrer Entbindung entgegensah. Diese Zeit beginnt in der katholischen Kirche mit dem Feste am 18. Dezember, der Erwartung der Jungfrau. Von diesem Tage bis zum 25. werden in vielen Kirchen alle Tage Gebete oder Hymnen von Priestern gesungen oder gesprochen, denen die Andächtigen von Zeit zu Zeit im

Chore antworten. Da nun alle diese Hymnen mit dem Ausrufe O! anfangen, so ist dies die Veranlassung zu der sonderbaren Benennung der Jungfrau und des Vereins geworden: Congregacion de Seglares de Nuestra Señora de la O.

Der anfangs kleine Verein vergrösserte sich bald, und schritt im Jahre 1776 zu einer Veränderung seiner Satzungen, deren hauptsächlichste war, dass der Beitritt allen Personen ohne Rücksicht auf Standes- oder Rassenunterschied gestattet sein sollte, und der Hauptzweck der Genossenschaft, Beiträge zum Lesen von Messen für das Seelenheil der Verstorbenen zu sammeln. Es wurden demnach in der Kirche von San Pedro und in einigen anderen jährlich nahezu 12 000 Messen gelesen und gesungen, um den Seelen der verstorbenen Mitglieder in der Hitze des Fegefeuers einige Kühlung zu verschaffen. Die Gesellschaft verfolgt aber auch löbliche und nützliche Zwecke zu gunsten der Lebenden und hat seit ihrem Bestehen über 600 000 Pesos zur Ausstattung von mehr als 700 armen Mädchen ausgegeben. Gegenwärtig finden jährlich zwei Ausstattungen statt.

Folgende sind die Namen der übrigen religiösen Vereine:

Hermandad de Nuestra Señora del Rosario de Naturales, gegründet 1554.

Archicofradia de Nuestra Señora del Rosario de Españoles, gegründet 1562.

Hermandad del Santisimo Sacramento del Sagrario y Santo Domingo, gegründet 1540.

Archicofradia de Nuestra Senora de la purisima, gegründet 1558.

Hermandad de Nuestra Señora de los Pardos, gegründet 1564.

Cofradia de Nuestra Señora de la Candelaria, gegründet 1580.

Hermandad San Eloy y Misericordia, gegründet 1601.

Hermandad vazcongada de Nuestra Señora de Aranzazu, gegründet 1612.

Hermandad de Nuestra Señora de Copacabana, gegründet 1678.

Hermandad del Corazon de Jesus, gegründet 1760.

Hermandad de Nuestra Señora de la Luz, Gründung unbekannt.

Hermandad de Nuestra Señora del Triunfo, Gründung unbekannt.

Archicofradia de la Merced, gegründet 1741.

Hermandad de Nuestra Señora del Cinto, gegründet 1808.

Hermandad de Santa Rosa de Santa Maria, Gründung unbekannt.

Hermandad del Santisimo Sacramento de Santa Ana, Gründung unbekannt.

Hermandad del Señor del Cautivo, gegründet 1845.

Hermandad de Fr. Martin de Porres, gegründet 1848.

Die Geistlichkeit und der Kultus.

Die Verfassung der Republik vom Jahre 1860 erklärt in ihrem vierten Artikel, dass die peruanische Nation sich zum römisch-katholischen Glauben bekennt, dass der Staat denselben beschützt und keiner anderen Religion die öffentliche Ausübung ihrer Gebräuche gestattet. Das Haupt der peruanischen Kirche ist ein Erzbischof, der in Lima seinen Sitz hat und unter ihm stehen acht Bischöfe, deren Sprengel nach ihren Hauptstädten benannt werden. Der Süden der Republik umfasst die Bistümer von Arequipa, Puno, Kusko und Ayacucho, der Norden die von Trujillo, Huánuco, Chachapoyas und Iquitos. Die Ernennung der kirchlichen Würdenträger geschieht in der Art, dass die Regierung dem Kongresse drei Mitglieder der Geistlichkeit vorschlägt, die für würdig gehalten werden, einen erledigten Sitz einzunehmen, worauf die vereinigten Häuser des Kongresses aus dieser sogenannten Terne eine Wahl treffen, für welche sodann von Staatswegen die päpstliche Bestätigung eingeholt wird.

Dem Erzbischof zur Seite steht das Domkapitel, welches sechzehn Mitglieder zählt. Die Domherren oder Canónigos werden vom Staate, d. h. vom jeweiligen Präsidenten ernannt. Der Erzbischof giebt ihnen die Weihe, indes ist dies eine blosse Förmlichkeit, denn es steht ihm nicht zu, einem von der Regierung Erwählten die Amtsantretung zu verweigern. Von den sechzehn Domherren haben sechs von Alters her besondere Ehrentitel, nämlich den eines Schatzmeisters, Präceptors (maestre escuela) Sängers (chantre), Rechnungsführers, Archidiakonus und Dekans. Nur das Amt des Letzteren hat eine praktische Wichtigkeit; denn wenn der Erzbischof stirbt, so versieht der Dekan als Vikar sein Amt bis zur Wiederbesetzung des erledigten Stuhls. Den Domherren ist als besondere päpstliche Gnade das Recht verliehen worden, eine violette Schärpe und violette Strümpfe tragen zu dürfen, das geistliche Personal der Kathedrale wird vervollständigt durch sechs Chorkapläne, deren Stellen aber gegenwärtig unbesetzt sind.

Nach den Herren des Kapitels folgen im Range die Pfarrer der Parochialkirchen, deren es gegenwärtig nur noch sieben giebt, für jedes Kirchspiel einen. In früheren Zeiten hatten einzelne Kirchen zwei, das Sagrario sogar vier Pfarrer. Sodann kommen dazu noch eine Anzahl von Kaplänen und endlich das allerdings sehr zusammengeschmolzene Heer der Mönche.*)

*) Die Gehalte des Erzbischofs, der Bischöfe und der Kapitel werden vom Staate bezahlt. Das Gehalt des Erzbischofs betrug bisher 20 000 $ im Jahr, das des Dekans 335 $ monatlich, die übrigen Würdenträger 210 $, die Domherren

Der protestantische Christ, dessen Gottesdienst sich darauf beschränkt, Sonntags zur Kirche zu gehen, einen Choral zu singen, die Predigt anzuhören und sodann gesammelt und ernst wieder nach Hause zurückzukehren, kann sich nur schwer eine Vorstellung machen von der Menge und Mannigfaltigkeit der religiösen Handlungen, Gebräuche und Festlichkeiten des katholischen Kultus, bei welchem zwischen Sonn- und Wochentagen kaum ein Unterschied stattfindet. Ein unbefangener Beobachter kann sich nicht des Eindruckes erwehren, dass dabei die Hauptsache, der Gedanke an Gott selbst, über Nebendingen ausser Acht gelassen, wohl gar vergessen werde, und bei der grossen Masse des gewöhnlichen Volkes in Peru ist dies in der That der Fall. Für sie ist die christliche Religion ein buntfarbiges Bild, in dessen Vordergrund sich die Jungfrau Maria und ihr Sohn, umgeben von zahllosen Heiligen beiderlei Geschlechts bewegen, während der Himmel die Wohnung Gottes des Vaters vorstellt und der verschwommene Hintergrund den Aufenthaltsort des heiligen Geistes. In der grossen Mehrzahl aller religiösen Feierlichkeiten ist die Mutter Jesu unter den verschiedensten Benennungen und eben so vielen Statuen und Bildern Gegenstand der Verehrung und Anbetung. Schon die Namen der Laienbrüderschaften beweisen dies, von denen die meisten zur Verherrlichung der Jungfrau Maria gegründet wurden.

Alle Tage erscheint in den gelesensten Zeitungen der Stadt unter der Überschrift »Crónica religiosa« ein Verzeichnis der gottesdienstlichen Handlungen und Feierlichkeiten, welche am nächsten Tage in den verschiedenen Kirchen stattfinden sollen. Diese Anzeige nimmt gewöhnlich den grössten Teil einer ganzen Spalte ein, und die geistliche Nahrung, die darin den Gläubigen geboten wird, ist mehr als hinreichend, um auch das heisshungrigste religiöse Bedürfnis zu übersättigen. In allen Kirchen und Kapellen wird täglich wenigstens einmal Messe gelesen, in den meisten öfters. In Santo Domingo wird von 6 Uhr morgens bis 1 Uhr jede Stunde eine Messe gelesen, in San Pedro sogar jede halbe Stunde. Daneben werden zu gewissen Zeiten Messen gesungen, was in der Regel am Hauptaltar geschieht, während das Lesen der Messen an den Seitenaltären stattfindet. Zu gleicher Zeit mit diesen ständigen Messen können aber auch noch alle Privat-Personen, die es wünschen, und die Gebühren entrichten, besondere Messen lesen lassen, zum Wohl und Frommen von Lebenden oder zum Seelenheil Verstorbener. Oft

162 $. Seit vielen Jahren — seit dem Kriege mit Chile — ist von diesen Gehalten fast nichts zur Auszahlung gekommen. Die Pfarrer haben kein festes Gehalt, sondern ihr Einkommen besteht aus den Parochialgebühren.

sieht man vier bis fünf Priester in verschiedenen Gegenden der Kirche in dieser Weise beschäftigt. Nach den Messen bleibt das Allerheiligste — la magestad — unbedeckt. Wird später die Monstranz wieder verhüllt, so geschieht es wiederum mit besonderen Gebeten und Förmlichkeiten.

In der Kathedrale werden verhältnismässig wenige Messen gelesen, aber regelmässig die konventuale des Domkapitels um 9 Uhr morgens, welcher die Morgengebete — maitines — um 8 Uhr vorausgehen. Die Domherren sind verpflichtet, dabei zugegen zu sein, und es wird ihnen eine Geldbusse von ihrem Gehalte abgezogen, wenn sie ohne triftigen Entschuldigungsgrund fehlen. Seitdem aber den Domherren ihre Gehalte nicht ausgezahlt werden, kann man keine Geldstrafen mehr in Abzug bringen; ich habe daher, so oft ich nach 9 Uhr durch die Kirche ging, immer nur sehr wenige Canonici im Chore bemerkt. In den Mittags- und ersten Nachmittagsstunden werden die meisten Kirchen geschlossen, nur einige, wie Santo Domingo, bleiben den ganzen Tag über geöffnet. Mit Anbruch der Nacht beginnen dann die Abendandachten, die Salves der Jungfrau, das feierliche Abbeten des Rosenkranzes, welches in Santo Domingo dreimal geschieht. Dazu kommen die Predigten und Schrifterklärungen, die gewöhnlich durch einen Barfüsser oder Jesuiten gegeben werden. Zu diesen regelmässigen und täglichen Andachten kommen sodann die ausserordentlichen, die aber ebenfalls so zahlreich sind, dass sie diese Benennung kaum verdienen, nämlich die siebentägigen und neuntägigen Gebete — setenas und novenas, die in den verschiedenen Kirchen zu Ehren der Jungfrau unter irgend einer ihrer vielen Benennungen gesprochen und gesungen werden, ausserdem wird ein ganzer Monat — der Mai — der Verehrung der Jungfrau gewidmet und heisst daher mes de Maria, endlich giebt es kaum einen obskuren Heiligen, der nicht wenigstens einmal im Jahre in irgend einer Kirche oder Kapelle durch eine Novena gefeiert würde.

Auch ausserhalb der Kirchen wird die Aufmerksamkeit des Publikums öfters während des Tages und zuweilen noch spät abends durch eine religiöse Feierlichkeit in Anspruch genommen, nämlich die Überbringung der Sakramente in das Haus eines schwer Erkrankten oder Sterbenden. Es gilt für ein Zeichen von Gottlosigkeit, und wenn es unverschuldeterweise geschieht, für ein grosses Unglück, wenn jemand aus dem Leben scheidet, ohne von der Kirche diesen Geleitschein ins andere Leben mit auf den Weg erhalten zu haben, daher auch von Seite der Geistlichkeit alles geschieht, um unter den Gläubigen die Achtung vor dieser heiligen Handlung aufrecht zu erhalten. Der Pfarrer verlässt die Kirche im Messgewand, begleitet von zwei Sakristanen, ent-

weder zu Fuss oder in einem langsam fahrenden Wagen. Er hält in beiden erhobenen Händen die Monstranz und in einiger Entfernung vor ihm geht ein Kirchendiener, der in kurzen Absätzen mit einer Glocke klingelt, um allen in der Umgegend Verweilenden zu verkünden, dass die Majestät — la magestad — oder Unser Herr — nuestro amo — herannaht. Bei diesem Zeichen entblösst jedermann das Haupt und beim Vorübergehen des Geistlichen knieen viele nieder, besonders die Frauen. Auch im Innern der Häuser ist es ganz allgemein gebräuchlich, die Kniee zu beugen und ein Gebet zu sprechen, wenn man die Mahnung der Glocke vernimmt. Zuweilen, wenn der Sterbende zu einer religiösen Genossenschaft gehört, geschieht die Verabreichung der Sterbesakramente unter grossem Gepränge, besonders abends. Die Glieder der Genossenschaft bilden eine Prozession, die mit Musik und brennenden Kerzen die Strassen durchzieht. In der Mitte derselben fährt, umgeben von Weihrauchwolken, der Wagen des Priesters, und das Ende des Zuges bilden Scharen von Frauen, die in klagendem Kirchenton Gebete singen.

Ein Mal im Jahr, am Sonntag Quasi modo wird die geweihte Hostie von allen Pfarrkirchen aus vom frühen Morgen bis spät abends durch alle Strassen der Kirchspiele getragen, und die Sakramente werden allen Personen dargereicht, die durch Alter oder Kränklichkeit verhindert sind, die Kirchen zu besuchen.

An den grossen Festen schimmern die weihraucherfüllten Kirchen im Glanze von hunderten von Kerzen. Der Weihnachtsabend ist eine Art Volksfest, an welchem Jung und Alt von Kirche zu Kirche zieht, um die gemalten oder plastisch ausgeführten Darstellungen der Geburt des Christkindes zu betrachten, die auf den Altären aufgebaut und glänzend erleuchtet sind, während die übrige Kirche im Dunkeln bleibt. Nach der Messe um Mitternacht ist es allgemein Sitte zu Nacht zu speisen, die wohlhabenden Familien in ihren Häusern, das Volk auf dem Hauptplatz, wo das Zechen bis in die Morgenstunden dauert, während andere Gruppen mit lärmendem Schnarren durch die Strassen ziehen. Eine besondere Weise, die Freude über die Geburt des Heilands auszudrücken, hat sich in der Kapelle der Vera Cruz erhalten, die an das Kloster Santo Domingo stösst. Die Andächtigen, die sich dort versammeln, suchen das Naturgetreue der Darstellung der Geburt dadurch zu vervollständigen, dass sie mit allerlei Instrumenten die Stimmen der Tiere des Stalles nachahmen, in welchem das Christkind zur Welt kam.

Die drei letzten Tage der Woche vor dem Osterfeste, der heiligen Woche — semana santa — werden auch in Lima sehr gefeiert, wiewohl

nicht so heilig gehalten, als in manchen katholischen Hauptstädten Europas. Man besucht die Kirchen, um die Darstellungen der Kreuzabnahme und Grablegung Christi zu betrachten. In einigen Klöstern, in San Agustin, San Francisco, besonders aber in Santo Domingo wird am Gründonnerstage das Abendmahl plastisch dargestellt. Man sieht Christus und seine Jünger als lebensgrosse mit langen Gewändern bekleidete Figuren an einer Tafel sitzen, die mit wirklichen Speisen und Getränken überladen ist: alles Geschenke, welche fromme Frauen den Mönchen zu diesem Ende zusenden. — Über das Pfingstfest ist nichts Besonderes zu berichten. Das Fronleichnamsfest — Corpus — zeichnet sich aus durch seine grosse Prozession. Unter den vielen religiösen Umzügen, die alljährlich von der Kirche in Lima veranstaltet werden, ist dieser der feierlichste. Die Truppen bilden Spalier um den Hauptplatz und in den Strassen, durch welche sich der Zug bewegen soll. Nach einem pomphaften Hochamt, bei dem alle obersten Staatsbehörden zugegen sind, verlässt die Prozession die Domkirche, gebildet von Richtern der hohen Gerichtshöfe, den Räten der Rechnungskammer, den Ministern und dem Präsidenten, welche hinter dem Thronhimmel folgen, unter welchem der Erzbischof die Hostie trägt; eröffnet wird der Zug durch die religiösen Orden, die Weltgeistlichen, die Mitglieder der Munizipalität und Abgeordneten des Wohlthätigkeitsvereins. In ähnlicher Weise sind die beiden anderen Prozessionen geordnet, an denen sich die Staatsbehörden beteiligen, nämlich am Tage unserer lieben Frauen der Gnade — nuestra Señora de la Merced — der Beschützerin der Waffen der Republik, und am Tage der heiligen Rosa, der Schutzpatronin der Stadt.

So prunkvoll diese grossen Prozessionen auch sind, so werden sie vom Volke zwar mit Interesse und einer gewissen patriotischen Genugthuung betrachtet, aber im übrigen mit geringer Sympathie. Dagegen werden einige andere Umzüge unter allgemeiner und lebhafter Beteiligung veranstaltet, da die dabei gefeierten Hauptpersonen dem Herzen des Volkes näher stehen. Das sind die feierlichen Spaziergänge der Heiligen Dominikus und Franziskus. Diese beiden Heiligen gelten als grosse Freunde und Kameraden. Am Tage des heiligen Dominik also kommt der heilige Franz aus seiner Kirche, um seinen Bruder zu begrüssen und zu beglückwünschen. Sobald der heilige Dominik hört, dass Franz im Anzuge ist, kommt er aus Höflichkeit gleichfalls aus seiner Kirche, um seinem geehrten Besucher auf halbem Wege zu begegnen. Beide ziehen auf kleinen, mit Vorhängen bekleideten Schaubühnen einher und werden von unsichtbaren Trägern bewegt. Sobald sie einander nahe gekommen sind, was in der Regel auf dem Hauptplatz vor dem

Thore des Palastes der Fall ist, halten sie und machen sich ein paar steife aber wohlgemeinte Verbeugungen. Diese Manöver sollen für die verborgenen Träger eine grosse Strapaze sein, was sich denken lässt, denn die Tragbahren sind nicht leicht. Das begleitende Volk giebt seine Freude über die Begrüssung der heiligen Männer durch Wolken von Weihrauch, Geknatter von Fröschen, Raketen und Kanonenschlägen zu erkennen. Wenn die Begrüssung stattgefunden hat, begiebt sich Dominik mit seinem Gevatter Franz nach seiner Kirche zurück, und dieser bleibt bei ihm über Nacht. Am nächsten Tage kehrt er dann wieder zu seiner Kirche zurück, wobei ihm Dominik eine Strecke weit das Geleit giebt. Am Tage des heiligen Franziskus werden diesem sodann dieselben Ehren vom heiligen Dominikus erwiesen.

Ein ähnliches Kartellverhältnis wie zwischen diesen beiden Heiligen besteht zwischen San Agustin und San Pedro von Nolasco, dem Gründer und Schutzpatron der Mercenarier. Auch diese Heiligen verlassen an ihren Kalendertagen ihre Kirchen um einander zu begrüssen und sich mit Besuchen zu beehren. Aber San Francisco und Santo Domingo stehen beim Publikum in grösserer Gunst.

Die beliebteste aller Prozessionen ist die des Herrn der Wunder — nuestro Señor de los milagros. Bei Beschreibung des Nonnenklosters der Nazarenerinnen wurde bereits erwähnt, was es mit diesem wunderthätigen Christusbilde für eine Bewandnis gehabt habe, wie dasselbe von einem Neger auf eine Wand gemalt worden, und dann bei einem Erdbeben unversehrt geblieben sei. Von diesem Bilde des gekreuzigten Christus ist eine Kopie genommen worden, welche an den Tagen des 28. und 29. Oktobers durch die Stadt getragen wird, und zwar nicht wie bei den übrigen nur durch wenige Strassen, sondern durch die entlegensten Stadtteile. Dabei wird bei allen Kirchen, an denen der Zug vorbeikommt, Halt gemacht und das Bild hineingetragen, sodass es erst spät am zweiten Tage wieder an seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort zurückkehrt. Bei dieser Prozession ist die gesamte schwarze und braune Bevölkerung der Stadt auf den Beinen, denn da das Original des Bildes von einem Neger gemalt sein soll, so steht dieser Christus ihrem Herzen besonders nahe. Viele der Teilnehmer tragen das violette Büssergewand der Nazarener, der Zudrang von allen Seiten ist gross und mehrere Strassen sind immer von Weihrauch und religiösem Lärm erfüllt, welcher erzeugt wird durch das gleichzeitige Spielen von zwei Musikbanden, dem heulenden Gesang der schwarzen Betschwestern und dem beständigen Geknatter von Fröschen, Schwärmern und Raketen.

Am achten Tage nach einer Prozession findet eine Nachfeier des

Festes statt — die Oktava. Die Heiligen müssen sich dann nochmals dazu bequemen, ihre Kirchen zu verlassen, diesmal aber nur auf kürzere Zeit. Nach einem kleinen Umzuge in der Nachbarschaft werden sie wieder zu ihrem Altar zurückgebracht und haben dann für ein Jahr Ruhe.

Der Leser ersieht aus dem eben Gesagten, dass die religiösen Umzüge in Lima eine Art von Volksfesten sind, zu denen die Religion nur den Namen und die Schaubühnen leiht. In früheren Zeiten war der jahrmarktsartige Charakter dieser Festlichkeiten noch weit ausgeprägter als jetzt. Damals schritten in den Zügen Riesen und Riesinnen mit Körpern, die aus Weiden geflochten und mit bunten Zeugen und Papieren bedeckt waren, an ihrer Seite Zwerge mit ungeheuren Köpfen, Gruppen von Tänzern mit Teufelsmasken und Federbüschen machten ihre Sprünge nach dem Takte einer entsetzlichen Musik von Blechen, Trommeln und Pfeifen. Diese barbarischen Gebräuche stammten zum Teil von den Negern her, die sie mit aus ihrer Heimat gebracht hatten, zum Teil von den Indianern, wie denn noch jetzt im Hochland bei den Prozessionen ähnliche Maskeraden aufgeführt werden. In Lima hat infolge der Missbilligung der gebildeten Klasse auch das Volk den Geschmack für diese plumpen und albernen Schauspiele verloren, daher diese gegenwärtig ausser Gebrauch gekommmen sind.

Die grössten religiösen Festlichkeiten, die Lima gesehen hat, waren die, welche bei der Heiligsprechung der frommen Rosa und neuerdings bei Gelegenheit ihres dreihundertjährigen Geburtstages gefeiert wurden. Die heilige Rosa de Santa Maria, deren ursprünglicher Name Isabel Flores war, wurde zu Lima am 30. April 1586 geboren. Ihr Vater war Gaspar Flores, ein ehemaliger spanischer Musketier und späterer Bergwerksbesitzer, ihre Mutter hiess Maria Oliva. Wegen ihrer blühenden Gesichtsfarbe änderte man ihren Taufnamen und nannte sie Rosa. Im Alter von sechzehn Jahren legte sie das Ordenskleid der Franziskanerinnen an, vertauschte es aber nach vier Jahren mit der Ordenstracht der Dominikanerinnen des dritten Ordens. Sie trat in kein Kloster ein, sondern nahm die Gastfreundschaft einer frommen Frau Doña Maria de Uzàtegui an, in deren Hause sie in der strengsten Abgeschiedenheit lebte, unter beständigen Bet- und Bussübungen und Kasteiungen, und daselbst am 24. August 1617 im Alter von 31 Jahren starb. Sie wurde im Kloster von Santo Domingo begraben, unter dem Altar, der nach ihr benannt wird. Schon wenige Tage nach ihrem Tode wurden vom damaligen Erzbischof von Lima die ersten Schritte gethan, um in Rom ihre Heiligsprechung zu beantragen. Im Jahre 1625

wurde eine eigene Kommission nach Peru geschickt, um Nachrichten über ihr Leben und die Wunder, die man ihr zuschrieb, an Ort und Stelle zu sammeln, jedoch erfolgte die Seligsprechung erst durch das Breve vom 12. Februar 1669 unter dem Papst Clemens IX. und zwei Jahre später die Kanonisation, vierundfünfzig Jahre nach ihrem Tode.

Im darauf folgenden Jahre, im Februar 1672, unter der Regierung des Vicekönigs Grafen von Lemus, wurde mit dem grössten Pomp die Heiligsprechung der Isabel Flores unter dem Namen Santa Rosa de Santa Maria in Lima gefeiert, bei welcher Gelegenheit mehrere Strassen durch welche die Prozession kam, mit Silberbarren gepflastert waren, deren Wert Augenzeugen auf 8 Millionen Pesos schätzten.

Die Prozession bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Geburtstages dauerte fünf Tage, vom 26. bis 30. April 1886. Das Bild der Heiligen und der Sarg mit ihren Überresten wurden durch fast alle Strassen der Stadt getragen, die bis in die entlegensten Gegenden mit mit Fahnen, Bändern, Blumen, zahllosen Inschriften und Triumphbogen geschmückt waren. Die Silberbarren freilich fehlten diesmal.

Eine Hauptrolle bei allen Festlichkeiten spielen die Glocken, und Lima war von je her bekannt wegen des unaufhörlichen Läutens, das man daselbst vernahm. Jetzt hat man den Gebrauch der Glocken gegen früher einigermassen beschränkt, aber da der Kirchen so viele sind, so ist er im Vergleich zu anderen Orten immer noch auffallend. Die meisten Glocken haben einen unreinen Ton und stimmen auch selten zu denen, mit welchen sie sich auf demselben Turme befinden. Der schönen Glocke auf der Kathedrale ist bereits erwähnt worden. Die vorzüglichste Glocke von Lima, die schönste, die ich überhaupt je gehört habe, befindet sich auf dem linken Turm von San Pedro, dem ehemaligen Jesuitenkloster. Sie hat einen vollen reinen Ton, zugleich hell und tief, dessen Schwingungen über eine halbe Minute zittern. Die Glocke soll viel Silber, manche meinen auch Gold enthalten. Dass edle Metalle zur Zusammensetzung ihrer Masse verwendet worden sind, scheint nicht zu bezweifeln, wegen der langen Schwingungen. Man lege Münzen von verschiedenen Metallen, aber annähernd gleicher Grösse auf die Spitze eines Fingers und setze sie durch einen Schlag in Schwingungen. Der Klang des Goldes ist am feinsten und seine Schwingungen dauern am längsten; Silber klingt auch hell, schwingt aber weniger lang, Kupfer und Bronze fallen dagegen ganz ab. Man erzählt, die Glocke von S. Pedro sei nicht durch die Schallfenster an ihren Ort gebracht worden, sondern der Glockenstuhl samt der Glocke sei erst errichtet und dann die Wände des Turmes darum gebaut



Prozession der heiligen Rosa zur Feier ihres dreihundertjährigen Geburtstages.

(S. 340.)

worden. Dies sei eine Sicherheitsmassregel gewesen, um einem etwa versuchten Raub vorzubeugen, da die Glocke nicht durch die Schallfenster entfernt werden kann. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser Überlieferung eine wahre Thatsache zu Grunde liegt, denn Lima befindet sich nur in einer geringen Entfernung von einem Meere, welches lange Zeit von verwegenen Seeräubern unsicher gemacht wurde.

Zu den verschiedenen Tageszeiten werden regelmässig die Glocken angeschlagen: Um 5 Uhr morgens in den Klöstern, um die Mönche zum Chore zu rufen, von 6 Uhr an stündlich für die Messen, um 9½ in der Kathedrale, wenn bei der Messe die Monstranz erhoben wird, um 11 Uhr werden die Mönche wieder zum Chore gerufen, um 12 Uhr läutet man zu Ehren des Heiligen, dem der nächste Tag geweiht ist. Nach Sonnenuntergang ertönen von allen Kirchen drei langsame Schläge — la oracion — alte Leute bleiben dann stehen, nehmen den Hut ab und sprechen ein Gebet. Um 8 Uhr läutet man zum Gebet für die Verstorbenen, um 9 Uhr ertönen wieder von allen Türmen neun langsame Schläge als Einladung zum Gebet für die, die in dieser Nacht sterben werden. Auch am Tage hört man zuweilen drei langsame Schläge zum Zeichen, dass jemand dem Tode nahe ist, und dass man für ihn beten möge. Um Mitternacht hört man die kleinen Glöckchen aus den Nonnenklöstern, welche die Schwestern zur Nachtandacht rufen.

Nach jedem stärkeren Erdbeben vernimmt man alsbald von allen Türmen langsame Glockenstimmen, welche um Erbarmen bitten. Auch Feuersignale werden von den Türmen gegeben, indem durch die Aufeinanderfolge der Schläge die Gegend der Stadt bezeichnet wird, in welcher man den Feuerschein bemerkt hat. Bei Leichenfeierlichkeiten und Totenmessen werden die Glocken auf eine besondere Weise geläutet, indem zwei grössere, nicht mit einander harmonierende, zu gleicher Zeit stark angeschlagen werden, wodurch ein dröhnender, unheimlich und düster klingender Schall entsteht.

V.

Gebäude des Staates für Regierung, Landes-Vertretung und Militärzwecke.

Der Palast. — Die Kammer der Abgeordneten. — Der Senat. — Die Verfassung der Republik. — Die Regierung. — Präfektur und Polizei. — Kasernen. — Militärwesen.

Der Palast.

Bei Beschreibung des Hauptplatzes wurde bereits des Regierungsgebäudes erwähnt, dessen Hauptfront die Plaza auf ihrer nördlichen Seite begrenzt. Dieses Gebäude führt seit den Zeiten der Kolonialherrschaft den Namen »Palacio«, obwohl es, abgesehen von Grösse und Ausdehnung, weder im Äusseren noch im Inneren etwas Palastartiges darbietet. Es umfasst ein ganzes Strassengeviert und besteht aus einer nach und nach entstandenen, unregelmässigen Masse von Baulichkeiten, in welchen sich die Hauptwache, die Ministerien, die Amtslokale der obersten Verwaltungsbehörden, die Polizeipräfektur, die Wohnung des Präsidenten der Republik und die Räume für Staatsceremonieen befinden. Die Hauptfront ist zwar ganz neu, aber von schwerfälliger Architektur und nicht symmetrisch, was daher rührt, dass der Eingang nicht in der Mitte liegt, sondern der oberen Seite näher als der unteren. Die Fassade hat nur einen Stock, eine Art hohes Erdgeschoss, über dem Hauptthor erhebt sich ein ornamentaler Oberbau, und nahe an beiden Ecken sind Balkons angebracht, die zum ursprünglichen Plan hinzugefügt worden sind, und zum übrigen Bau nicht passen. Im runden Giebel des Mittelbaues befindet sich das Wappen und darüber weht die grosse Flagge der Republik.



El palacio, das Regierungsgebäude.

(S. 342.)

So auffällig die Mängel dieses Baues auch sind, immerhin ist die neue Fassade im Vergleich zu der früheren eine grosse Verbesserung. Diese war ganz baufällig und so unregelmässig, dass sie sich kaum beschreiben liess, und zudem wurde sie durch eine Reihe von niedrigen, schäbigen Läden, unreinlichen Kaffeelokalen und Schankwirtschaften verunstaltet. Diese unwürdige Gestalt behielt der sogenannte Palast seit der Gründung der Unabhängigkeit, eine Unzierde für die Stadt und ein Vorwurf für alle Regierungen, die nach einander darin residierten. Es ist bezeichnend für die peruanische Verwaltung, dass in den 30 Jahren, während welcher die Ausbeutung der Guanolager dauerte, niemand ernstlich daran dachte, aus den hunderten von Millionen, die vergeudet wurden, eine Summe anweisen zu lassen, um dem ersten öffentlichen Gebäude der Republik ein würdigeres Gewand zu geben. Endlich, zu Ende des Jahres 1885, brannte ein Teil der Front nieder, und da somit ein Neubau durchaus nötig wurde, so beschloss man, auch den stehengebliebenen Teil niederzulegen, um eine neue Fassade zu errichten. Da jedoch die Verlegung des Portales einen grösseren Umbau im Innern erfordert haben würde, und die Umstände der Staatskasse einen solchen nicht gestatteten, so beliess man die Thür an ihrer früheren Stelle, wodurch ein symmetrischer Bau unmöglich wurde. Der damalige Machthaber, der von den Chilenen eingesetzte General Iglesias, verfügte, dass die Baukosten nicht vom Staate, sondern von der Munizipalität getragen werden sollten, und dieser wurde zur Beschaffung der erforderlichen Mittel erlaubt, die Auszahlung der Zinsen ihrer Schuldscheine bis auf weiteres einzustellen.

Der Palast hat zwei Haupteingänge, ausser dem bereits erwähnten noch einen zweiten an der Ostseite von der Strasse, die von dem Platze zur Brücke führt und Calle del palacio genannt wird. Tritt man vom Hauptplatze aus ein, so sieht man zu beiden Seiten des Thorwegs die Räume für die Wache, darauf gelangt man in einen geräumigen viereckigen Hof, welcher nach links durch einen kurzen gewölbten Gang mit einem zweiten beinahe ebenso grossen quadratischen Platz in Verbindung steht. Um diese Höfe liegen die Ministerien, ein Teil der Gebäude an der rechten Seite des ersten Hofes dient als Kaserne für die berittene Leibwache des Präsidenten. Durch das zweite Thor gelangt man von der Calle del palacio gerade aus in den zweiten Hof und links vom Eingang zu einer breiten Marmortreppe, die langsam steigend und durch mehrere Absätze unterbrochen, zu den grossen Empfangssälen und zur Wohnung des Präsidenten führt. Als Vorplatz zu diesen Räumen dient ein mit Marmorfliesen belegter Hof des Oberstocks, dessen

Erhöhung von darunter befindlichen Gewölben herrührt. Diese unterirdischen Gemächer werden jetzt nicht mehr betreten, und die Zugänge dazu sind zum grossen Teil vermauert. In früheren Zeiten scheinen sie zur Aufbewahrung des königlichen Schatzes und von Waffenvorräten bestimmt gewesen zu sein. Jetzt hat sich die Fabel ihrer bemächtigt und erzählt über sie mancherlei unwahrscheinliche Dinge, wie zum Beispiel, dass sie durch geheime unterirdische Gänge mit den Klöstern von Santo Domingo und San Francisco, ja sogar mit dem Konvent der Jesuiten in Verbindung gestanden haben.

Die grossen Empfangssäle und Zimmer der Präsidentenwohnung liegen um einen Garten, der mit Gebüsch und einigen hohen Bäumen bestanden ist, zwischen denen sich Blumenbeete um Springbrunnen gruppieren. Der Garten ist in zwei Abteilungen geschieden durch eine gallerieartige Banketthalle, welche ein provisorisches Bauwerk zu sein scheint, da sie nur aus mit Ölfarbe angestrichenen Brettern besteht; doch besteht sie in dieser Form schon seit langen Jahren. Die Möbel der Empfangszimmer sind abgenutzt, vermutlich sind sie desshalb von den Chilenen zurückgelassen worden, auch von den schönen Spiegeln der grossen Empfangshalle sind ein Paar verschont geblieben. Der Stuhl des Präsidenten, der dort unter einem Thronhimmel steht, soll von Pizarro herrühren, indess ist er ganz denen ähnlich, auf welchen bis vor kurzem die Richter des Obertribunals Platz nahmen. Es scheint daher, dass diese Sessel früher der königlichen Audienz gedient haben, welche im Palast ihre Sitzungen hielt, und bei welchen der Vicekönig den Vorsitz führte.

Der gegenwärtige Palast ist aus der Wohnung entstanden, welche Francisco Pizarro, der Eroberer und erste Statthalter Perus, sich in der von ihm gegründeten neuen Hauptstadt erbaute. Im Laufe der Zeit, infolge wiederholter Erdbeben, mag sich die Gestalt des Gebäudes in seinen einzelnen Teilen oft verändert haben; fast alle Vicekönige nahmen im Interesse des Staates oder zu ihrer eigenen Bequemlichkeit kleinere oder grössere Neubauten oder Umbauten darin vor, allein die Anordnung und Raumverteilung des Ganzen scheint von Anfang an im wesentlichen dieselbe geblieben zu sein. Zu gewissen Zeiten der Kolonialherrschaft mag das Äussere des Gebäudes eine angemessenere Gestalt, und das Innere eine elegantere und besser unterhaltene Ausstattung gehabt haben, denn der Pater Cobo spricht in seiner Geschichte der Gründung Limas mit Bewunderung von der Pracht derselben.

Die ursprüngliche Lage des Gebäudes hat sich insofern etwas geändert, als die Nordseite sich anfangs unmittelbar am Ufer des Rimaks

hinzog, wie damals auch das Kloster San Francisco. Da der Strom beim Steigen des Wassers im Sommer den Uferrand immer mehr unterwühlte, so wurde ums Jahr 1625 das Bett desselben durch Buhnen und Mauern eingeengt, wodurch Raum für die Strasse und Häuserreihe gewonnen wurde, die jetzt die Rückseite des Palastes vom Flusse trennt. Pizarro schuldete bei seinem Tode der Krone eine beträchtliche Summe Geldes, daher die Regierung nach dem Ende der Bürgerkriege und der schliesslichen Beruhigung des Landes die Wohnung des ehemaligen Statthalters übernahm und den Überschuss des taxierten Wertes an seine Erben auszahlen liess. Seitdem ist das Gebäude die Residenz aller spanischen Vicekönige und aller Präsidenten der Republik gewesen.

Es war Pizarro nicht beschieden, die Frucht seiner Anstrengungen lange zu geniessen, und der Entwicklung seiner Schöpfung froh zu werden, denn schon sechs Jahre nach Gründung der Stadt starb er in dem von ihm erbauten Hause eines gewaltsamen Todes, als Opfer einer Verschwörung unter den Parteigängern seines ehemaligen Waffengefährten und Verbündeten Diego de Almagro.

Zu Anfang des Jahres 1537 war Almagro von seinem erfolglosen Entdeckungszuge nach Chile zurückgekehrt und in Peru gerade zu der Zeit angelangt, in welcher der allgemeine Aufstand der Indianer unter dem Inca Manco die Spanier in die grösste Gefahr gebracht hatte. Die drei Brüder des Statthalters hatten eine monatelange Belagerung in Cusco ausgehalten, während welcher der jüngste derselben, Iuan, bei dem Sturm auf die Festung tötlich verwundet wurde; die Stadt war verbrannt und das Heer der Peruaner lagerte noch in der Nachbarschaft bei der Festung Tambo. Wiewohl nun durch das Erscheinen des Marschalls die Belagerung thatsächlich aufgehoben wurde, so sahen die Pizarros doch dessen Ankunft mit Argwohn und Verdruss, und zwar nicht ohne Grund: Almagro hegte die irrtümliche Meinung, dass die Hauptstadt Cusco in dem Landstrich mit einbegriffen sei, welcher kraft eines Dekrets des Kaisers Karl V. seiner Botmässigkeit unterworfen sein sollte. Er forderte die Brüder des Statthalters Hernando und Gonzalo auf, ihm sogleich den Besitz der Stadt einzuräumen, und als diese sich dessen weigerten, so bemächtigte er sich derselben, ungestüm und unbesonnen wie er war, durch einen Handstreich, und nahm die Pizarros gefangen. Ein Hilfskorps von 500 Mann, welches unter Alonso de Alvarado zum Entsatz der Stadt Cusco gesendet worden war, behandelte er gleichfalls als Feinde, und schlug es am Flusse Abancay.

Francisco Pizarro trat darauf in Unterhandlungen mit Almagro, welcher zu diesem Ende an die Küste gekommen war. Der Zwist der

beiden Generale wurde einem Mercenariermönch, Fray Francisco de Bobadilla, zur Entscheidung vorgelegt, unter dessen Vermittlung man sich dahin vereinigte, dass Almagro bis zur endgiltigen Feststellung der Grenzlinie im Besitz von Cusco bleiben sollte, wogegen Hernando in Freiheit gesetzt wurde, sich aber auf Eid und Ehrenwort verbindlich machte, binnen sechs Wochen das Land zu verlassen und nach Spanien zu reisen. Während dieser Unterhandlungen an der Küste war Gonzalo Pizarro aus seiner Gefangenschaft in Cusco entkommen, und Francisco, dem es nur um die Rettung seines Bruders Hernando zu thun gewesen war, hatte kaum dessen Freilassung erwirkt, als er die Maske der Versöhnlichkeit fallen liess, seinen Bruder seiner eidlichen Verpflichtungen ledig erklärte, und ihm den Oberbefehl in dem Feldzug gegen Almagro übertrug.

Almagro war bereits altersschwach und krank, er überliess daher die Leitung seines Heeres seinem tapferen Lieutenant Orgoñez. Es kam in der Nähe von Cusco zu der blutigen Schlacht bei den Salinen, in welcher Orgoñez das Leben verlor und Almagro gefangen genommen wurde. Hernando Pizarro, welcher Almagro von je her abgeneigt gewesen war und seit den letzten Ereignissen einen tötlichen Hass gegen ihn nährte, liess dem gefangenen Nebenbuhler seines Bruders unter dessen Mitwissen den Prozess machen, und ihn als Rebellen und Verräter an der Krone zum Tode verurteilen. Das Urteil wurde ungeachtet des Flehens des alten Mannes, dem seine Gebrechen die frühere Standhaftigkeit geraubt hatten, im Gefängnis vollzogen, und darauf der Kopf des Hingerichteten auf dem grossen Platz in Cusco ausgestellt. Bald nach Vollstreckung des Urteils kam Francisco in der Hauptstadt an, die Güter der Hauptanhänger seines besiegten Gegners wurden eingezogen, und viele derselben gerieten in klägliche Armut.

Nicht wenige der Anhänger Almagros zogen sich später nach Lima, wo sie über ihr Unglück brüteten und auf Rache sannen: verzweifelte und verwegene Gesellen, welche man in der Stadt wegen ihrer Teilnahme an dem Zuge nach dem Süden nur »die Leute von Chile« nannte. Als nach Verlauf eines Jahres Hernando Pizarro sich nach Spanien eingeschifft hatte, richtete sich ihr ganzer Hass gegen Francisco, und nicht mit Unrecht; denn obgleich der Statthalter beim Prozess und der Hinrichtung Almagros sich absichtlich fern gehalten hatte, so war es doch offenbar, dass ohne seine Zustimmung das Urteil nicht hätte vollzogen werden können. Sie setzten ihre Hoffnung auf die Ankunft des königlichen Bevollmächtigten und Richters Vaca de Castro, welcher von Spanien entsendet worden war, um die peruanischen Zwistigkeiten zu untersuchen.



Francisco Pizarro, Marques de los Atavillos.

(S. 346.)

Als aber nach langem vergeblichen Harren die falsche Nachricht nach Lima gelangte, dass der Gesandte des Kaisers in einem Sturme Schiffbruch gelitten habe und ums Leben gekommen sei, beschlossen sie, sich eigenmächtig Recht zu verschaffen, und unter Leitung eines alten Feldhauptmanns Almagros, Juan de Herrada, verschworen sich ihrer Dreizehn, dem Marques Sonntags nach der Messe auf seinem Wege nach Hause zu überfallen und zu töten.

Allein am Tage, an welchem die That ausgeführt werden sollte, erschien Pizarro nicht zur gewohnten Zeit in der Kirche. Einer der Verschworenen hatte im Beichtstuhl den Anschlag verraten, der Geistliche hatte den Statthalter von der ihm drohenden Gefahr in Kenntnis setzen lassen, und dieser, wiewohl er der Nachricht keine Wichtigkeit beilegte, hatte doch den Bitten seiner Freunde nachgegeben, welche ihm anrieten, unter Vorschützung von Krankheit zu Hause zu bleiben. Die Verschworenen sahen sich verloren, sie mussten ihrer Gefangennehmung jeden Augenblick gewärtig sein. Um daher der dringenden Gefahr zu entrinnen, fassten sie den verzweifelten Entschluss, den Statthalter in seiner Wohnung zu ermorden und schritten unverzüglich zur Ausführung.

Die Verschworenen waren im Hause des jungen Almagros versammelt, welches am oberen Winkel der Plaza, rechts neben der Kirche und dem Hause Pizarros schräg gegenüber gelegen war.*) Sie schritten unter lautem Geschrei und Verwünschungen über den Platz, traten durch das Hauptthor in den ersten Hof, erschlugen die wenigen Diener, die sie auf ihrem Wege fanden, und gelangten durch den zweiten Hof bis zur Treppe. Es war Mittagszeit und die Kavaliere, die nach der Messe beim Statthalter gewesen waren, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, hatten sich verabschiedet. Bei Pizarro waren nur wenige geblieben, die er eingeladen hatte mit ihm zu speisen, nämlich der Alcalde mayor, Doktor Velasquez, sein Lieutenant und Vertrauter, Francisco de Chavez, und sein Halbbruder mütterlicher Seite, Martin de Alcántara, ausserdem ein Dutzend Leute seines Haushaltes.

Der Schauplatz der tragischen Szene, die sich nun ereignete, war aller Wahrscheinlichkeit nach derjenige Teil des Palastes, wo sich jetzt die Empfangssäle befinden. Sobald dem Marques der verworrene Lärm auf der Treppe zu Ohren kam, und ihm gemeldet wurde, dass die Männer von Chile die Stufen heraufkämen, befahl er Chavez, die Thür

*) Garcilaso sagt: salieron por el rincon de la plaza que esta à mano izquierda de la iglesia Catedral (nämlich zur linken Hand dessen, der aus der Kirche heraustritt) donde posaba Don Diego de Almagro el mozo.

des Vorzimmers zu schliessen, und seinem Pagen, ihm den Brustpanzer anzulegen. Die meisten Diener ergriffen die Flucht, desgleichen der Richter Velasquez, der sich in den Garten hinunterliess und dabei den Stab, das Zeichen seiner Amtsgewalt, zwischen den Zähnen hielt. Chavez, anstatt der erhaltenen Weisung Folge zu leisten, trat vor die Thür, in der Meinung, er könne den Tumult durch das Ansehen seiner Person beschwichtigen. Als Antwort auf seine Frage rannte ihm einer der Verschworenen den Degen durch den Leib, ein anderer zerschnitt ihm mit einem Schwertstreiche den Hals, und sein entseelter Körper rollte die Treppe hinab. Die Angreifer drangen darauf sofort ins Vorzimmer, aber der Eingang zum zweiten Zimmer wurde von Alcántara verteidigt. Pizarro, dem es in der Eile nicht gelungen war, seinen Panzer anzuschnallen, umwickelte seinen linken Arm mit seinem Mantel und kam seinem Bruder zu Hilfe. Dieser blutete bereits aus mehreren Wunden und sank bald darauf nieder. Einer der Pagen trat an seinen Platz, und Pizarro, obwohl bereits 65 Jahre alt, führte seinen Degen mit solcher Gewandtheit und Kraft, dass mehrere Angreifer von ihm tötlich verwundet wurden. Der Kampf hatte so eine Zeit lang gedauert, und die Verschworenen mussten jeden Augenblick erwarten, dass man dem Statthalter zu Hilfe käme. Um der Sache ein Ende zu machen, ergriff Herrada einen jungen Mann von seinen Leuten, und schleuderte ihn durch die Thür gegen Pizarro. Während dieser mit ihm rang und ihn mit seinem Degen durchstiess, erhielt er selbst eine Wunde in den Hals, die ihn sofort zu Falle brachte. Er fühlte sich tötlich getroffen und rief nach einem Beichtvater. Dann machte er mit blutigem Finger ein Kreuz auf den Boden, und während er sich darüber beugte, um es zu küssen, hauchte er seinen Geist aus.

Wie die Leiche Pizarros bestattet wurde, ist bereits bei Beschreibung der Kathedrale erzählt worden.

Der Name des jungen Almagro wird nicht unter den Verschworenen genannt, wiewohl kaum anzunehmen ist, dass er nicht um das Vorhaben derselben gewusst habe. Aber es lag im Interesse seiner Parteigenossen, ihn frei vom Verdachte der Teilnahme an einem Verbrechen zu erhalten, welches seine Nachfolge in der Würde und den Ämtern seines Vaters unmöglich gemacht haben würde.

Die Sitzungslokale des Kongresses.

Die gesetzgebende Gewalt der Republik wird von zwei Versammlungen ausgeübt, der Kammer der Abgeordneten und dem Senate, welche gewöhnlich getrennte Sitzungen halten, aber unter gewissen Um-

ständen und zu gewissen Zwecken zusammentreten und dann den Kongress bilden. Die Volksvertretung besitzt kein eigenes Haus, die beiden Abteilungen derselben versammeln sich in öffentlichen Gebäuden, die früher andere Bestimmungen gehabt haben, aber nahe bei einander liegen, beide auf dem Platze der Independencia. Die Kammer der Abgeordneten befindet sich in der ehemaligen Universität und ihr Sitzungslokal ist die alte Kapelle, in welcher sich bei feierlichen Gelegenheiten die Mitglieder der Fakultäten zu versammeln pflegten. Diese Kapelle war bis vor kurzem eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt, ausgezeichnet durch eine doppelte Reihe kunstreich geschnitzter Sessel, die sich an den reich getäfelten Wänden hinzogen. Der Krieg hat auch diesen Schmuck abgestreift. Die Stühle wurden losgerissen und mussten mit so vielen anderen Merkwürdigkeiten in das Land der Sieger wandern. Man hat die fehlenden Kunstwerke durch in Eile und grob gearbeitete Sitze ersetzt, die mit weisser Oelfarbe angestrichen sind.

In dieser Kapelle vereinigen sich beide Häuser zu gemeinschaftlichen Sitzungen, hier wird der Kongress geöffnet und geschlossen und liest der Präsident seine Botschaft. Der Kongress tritt alle zwei Jahre zusammen, ohne dass es dazu einer besonderen Aufforderung der ausübenden Gewalt bedarf, und die Eröffnung findet am Tage der Unabhängkeitserklärung, am 28. Juli, statt. Wenn die Mitglieder versammelt sind, wird ein Ausschuss ernannt, welcher sich nach dem Palaste begiebt, um den Präsidenten davon in Kenntnis zu setzen und ihn zu ersuchen, sich in ihre Mitte zu begeben. Der Präsident folgt der Aufforderung und zwar zu Fuss, umgeben von seinen Ministern und gefolgt von der Generalität und den höheren Beamten. Vor dem Thore angelangt, wird er von einer Anzahl Abgeordneter empfangen, welche ihn zum Sitzungssaal und Präsidentensessel geleiten. Er lässt sich einen Augenblick nieder, erhebt sich sodann wieder und verliest seine Ansprache. An dieser Stelle wird jeder neue Präsident bei seinem Regierungsantritt auf die Verfassung vereidigt, und legt der alte sein Amt nieder, wenn es ihm vergönnt gewesen ist, es bis zum Ende seiner gesetzlichen Frist zu verwalten.

Hier sah ich den unglücklichen Manuel Pardo sich die Nationalschärpe abnehmen und sie dem Präsidenten des Senats überreichen, während ihm vor innerer Erregung fast die Stimme versagte. Sein Nachfolger Ignacio Prado wartete inzwischen auf einem Sessel an der Seite der Präsidententribüne, bis Pardo seine Abschiedsworte beendigt hatte. Sodann erhob er sich, wurde vom Präsidenten des Senats mit

der Schärpe bekleidet und bestieg die Plattform, während jetzt Manuel Pardo sich auf dem niedrigen Sessel niederliess. Dieser hatte den Blick zu Boden gesenkt, und während Prado seine Rede in etwas pomphafter Weise vorlas, wurde der Ausdruck seines Gesichts immer düsterer. Vielleicht stieg schon damals die Ahnung in ihm auf, dass er sich in der Wahl seines Nachfolgers getäuscht habe. In der langen Reihe der Machthaber, welche in Peru seit Einführung der Republik regiert haben war Manuel Pardo der einzige, der in gesetzmässiger Weise erwählt, sein Amt unter gewissenhafter Beobachtung der Verfassung vewaltete, und nach Ablauf der vorgeschriebenen Frist wieder niederlegte. Alle anderen Befehlshaber bemächtigten sich entweder gewaltsam der Regierung und liessen sich dann wählen, oder sie wurden in regelmässiger Weise gewählt, aber ihre Regierung vor Ablauf der verfassungsmässigen Zeit in gewaltsamer Weise unterbrochen.

Der Senat.

Für die Versammlungen des Senats ist der Saal eingerichtet worden, in welchem zu Zeiten der Kolonialherrschaft das Tribunal der Inquisition seine Sitzungen hielt. Das Gebäude der Inquisition liegt an einer Seite des Platzes der Independencia, der Universität, in welcher sich die Kammer der Abgeordneten befindet, schräg gegenüber. Von aussen sieht es aus, wie die Klausur eines Klosters, eine kahle, gelb angestrichene Wand ohne Fenster und architektonischen Schmuck. Der grösste Teil des Innern diente bis vor einigen Jahren als Gefängnis, jetzt als Kaserne. Für den Senat nebst seinen Sekretariats- und Ausschussloklalen sind der grosse Saal des Glaubensgerichtes und die daranstossenden Gemächer hergerichtet worden. Der Sitzungssaal des Senats ist eine der Merkwürdigkeiten Limas wegen der kunstvoll gearbeiteten Decke, deren dicke Balken aus Mahagoniholz nebst der zwischen denselben eingefügten Täfelung überreich mit arabeskenartigen Schnitzereien bedeckt sind. Auch das Gebälk der Decken der Nebenzimmer ist mit ebenso originellen, wenn auch weniger reichen Schnitzarbeiten verziert. Das Vorzimmer zum Sitzungssaal, dessen Thür dem Haupteingang von der Strasse gerade gegenüber liegt, ist zu einer Tribüne für Zuhörer aus dem Publikum eingerichtet worden. Man hat die Wand, welche es vom Saale trennte, wegnehmen und durch drei offene von Säulen getragene Bogen ersetzen lassen. Diese Einrichtung hat den Übelstand zur Folge, dass die Senatoren nicht den Haupteingang benutzen können, sondern von dem Vorplatz, auf welchem sich die

Senatswache befindet, in einem engen, niedrigen Gang sich zu einem inneren Hof begeben müssen, von welchem aus ein Seiteneingang zum Sitzungssaal führt. In diesem Gange wurde Manuel Pardo ermordet. An der Wand ist noch das Loch sichtbar, das die Kugel, nachdem sie den Körper durchbohrt hatte, daselbst zurückliess.

Die Verfassung der Republik.

Seit dem Jahre 1821, in welchem Peru seine Lostrennung von Spanien durch die Unabhängigkeitserklärung aussprach und durch den General San Martin die spanische Konstitution ausser Kraft gesetzt wurde, bis auf den heutigen Tag (12. Februar 1887) also in einem Zeitraum von 66 Jahren, ist das Land nach neun verschiedenen Verfassungen regiert worden, in welchen mehrere vorübergehende Verfügungen und Beschlüsse nicht mit eingerechnet sind.

Die erste Verfassung kam zustande, während noch ein Teil der jungen Republik von spanischen Truppen besetzt war. Am 17. Dezember 1822 wurden die Grundlagen derselben durch einen Kongress angenommen, und am 12. November 1823 wurde sie veröffentlicht und beschworen. Sie sprach die Grundrechte der Nation und der einzelnen Bürger aus, hob die Standesunterschiede auf, erklärte die Form der Verfassung als republikanisch-repräsentativ, schied die Staatsgewalten in gesetzgebende, vollziehende und richterliche, und führten als gesetzgebenden Körper blos eine Kammer ein. Diese Verfassung trat indes nur teilweise in Kraft, denn da inzwischen Simon Bolivar, der Befreier, nach Peru gekommen und mit unbeschränkter Gewalt bekleidet worden war (17. Februar 1824), so wurde ihm zugleich die Befugnis erteilt, die Verfassung nach seinem Erachten im Interesse des öffentlichen Wohles zu ändern.

Nachdem durch die Schlacht bei Ayacucho (9. Dezember 1824) die Macht der Spanier in Peru gebrochen war, übertrug Bolivar die ihm anvertraute Ermächtigung einem Regierungsrat und begab sich nach Ober-Peru, welches sich kurz darauf in seiner Unabhängigkeits-Erklärung ihm zn Ehren den Namen Bolivia gab. Bolivar hatte dem Regierungsrat den Entwurf zu einer Konstitution übergeben, welche er für Ober-Peru ausgearbeitet hatte. Diese wurde darauf gleichfalls in Peru eingeführt und nach ihrem Urheber constitucion Boliviana genannt (30. November 1826). Diese Verfassung, die zweite, verteilte die gesetzgebende Gewalt in drei Kammern, Tribunen, Senatoren und Zensoren. Die vollziehende Gewalt wurde einem Präsidenten auf Lebenszeit über-

tragen und unter ihm stand ein Vicepräsident und vier Staatssekretäre. Die Regierungsgewalt war einer monarchischen ähnlich.

Kaum war diese Verfassung beschworen, so wurden nach Entfernung der colombianischen Truppen aus Lima Zweifel an ihrer Rechtmässigkeit laut, und um diese zu lösen, berief man einen ausserordentlichen Kongress (28. Januar 1827). Dieser hob die Verfassung Bolivars auf und setzte vorläufig die alte von 1823 wieder in Kraft, bis die neue ausgearbeitet sein würde. Diese Verfassung, die dritte, wurde am 21. März 1828 beschworen. Nach ihr bestand der gesetzgebende Körper aus zwei Kammern und neben denselben ein Staatsrat. Es wurden Geschwornengerichte eingeführt, die Folter, Gütereinziehung und entehrenden Strafen abgeschafft, Munizipalitäten eingerichtet. Alle fünf Jahre sollte die Verfassung einer Durchsicht unterworfen werden.

Nach fünf Jahren (1833) fand in der That diese Prüfung statt, und die Abänderungen waren von einiger Wichtigkeit, sodass man die Reform als eine neue Verfassung, die vierte, betrachtete, und ebenso wie die früheren feierlich beschwor (1834).

Diese Verfassung blieb in Kraft bis zur Errichtung der peru-bolivianischen Konföderation unter Santa Cruz, unter welchem eine den neuen Verhältnissen angepasste Konstitution, die fünfte, ins Leben trat. Nach dem Falle des Protektors und der Auflösung des Bundesstaates wurde durch die Munizipalität von Lima vorläufig die Verfassung von 1834 wieder hergestellt (24. August 1838) aber durch den bald darauf versammelten Kongress ausser Kraft gesetzt, da sie den Anforderungen der Umstände nicht genüge und nicht hinreichende Sicherheit für die Unabhängigkeit des Staates biete.

Die Verfassung, welche der Kongress von Huancayo im Jahre 1839 gab, die sechste, vermehrte die Regierungsgewalt so viel als möglich, hob Munizipalitäten und Departementalräte auf, und führte Polizei-Intendanten ein, denen neben Verwaltungs- auch richterliche Befugnisse übertragen wurden. Diese Verfassung blieb in Gültigkeit bis zum Jahre 1855, in welchem sie nach der Schlacht bei der Palma, in welcher der General Castilla den Präsidenten Echenique stürzte, durch eine zusammenberufene Nationalversammlung abgeschafft wurde. Diese Versammlung begann ihre Thätigkeit mit der Veröffentlichung eines provisorischen Statuts und schritt darauf zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung, der siebenten. Ihrem allgemeinen Charakter nach war diese das Gegenteil ihrer Vorgängerin, denn wie die letzte die konservativste gewesen war, welche in Peru gegolten hatte, so war die neue vom Jahre 1856 die freisinnigste. Sie schaffte alle Privilegien und Vor-

rechte ab, nahm den Beamten das Besitzrecht auf ihre Ämter, gewährte freies Versammlungsrecht, direkte Wahlen, teilte den Kongress in zwei gleichberechtigte Hälften, beschränkte die vollziehende Gewalt, schaffte die Todesstrafe ab und führte die Munizipalitäten wieder ein. Ihre allzuweit gehenden Bestimmungen waren der Grund, dass diese Konstitution nicht in Kraft trat. Der General Castilla liess den Kongress von 1858 nicht einmal zusammentreten, sondern veranlasste die Volksvertretung von 1860, eine neue Beratung der Verfassung vorzunehmen. Die infolgedessen beschlossenen Abänderungen bildeten die Konstitution vom selben Jahre, die achte, die zwar mehrmals ausser Kraft gesetzt worden ist, aber bis zum heutigen Tage noch zu Recht besteht.

Zum ersten Male wurde die Verfassung von 1860 aufgehoben durch den damaligen Obersten Mariano Ignacio Prado, welcher von 1865—67 als Diktator regierte. In dem letzten Jahre berief Prado einen neugewählten Kongress, welcher zunächst das provisorische Statut von 1855 annahm und hierauf die Verfassung von 1867, die neunte. Diese enthielt noch freisinnigere Verfügungen als die von 1856 und erregte grossen Widerspruch, der von den Feinden des zum Präsidenten gewählten Diktators benutzt wurde, um ihn zu stürzen. Nach seinem Falle wurde zu Anfang 1868 die Verfassung vom Jahre 60 wiederhergestellt. Sie blieb in Kraft unter der Verwaltung Baltas, Pardos und in Prados zweiter Periode bis zu dessen Flucht (1879). Nachdem darauf Piérola sich der Regierung bemächtigt hatte, erliess dieser im Jahre 1880 sein provisorisches Statut. Dann folgte 1881—83 die chilenische Besetzung des Landes. Noch vor dem Abschluss des Friedens veröffentlichte der General Iglesias in Cajamarka sein Regierungsprogramm und der verfassungslose Zustand des Landes dauerte bis zu seinem Falle am 2. Dezember 1885, wo nach Einnahme Limas durch den General Caceres und Abdankung des Generals Iglesias unter einem Ministerrat die verfassungsmässige Regierung wieder hergestellt wurde.

Nach der Verfassung vom Jahre 1860 ist Peru eine einheitliche, demokratisch-repräsentative Republik. Die öffentlichen Gewalten zerfallen in gesetzgebende, vollziehende, und richterliche. Die gesetzgebende Gewalt wird von einem Kongress ausgeübt, welcher aus einem Senate und einer Kammer der Abgeordneten besteht, an der Spitze der vollziehenden Gewalt steht ein Präsident.

Für je 30000 Bewohner und auch für jeden Bruchteil von über 15000 wird ein Abgeordneter gewählt. Dieser muss in Peru geboren und 21 Jahre alt sein, drei Jahre im Departement gelebt haben, ein Einkommen von $ 500 besitzen oder dem gelehrten Stande angehören.

In jedem Departement von über acht Provinzen werden vier Senatoren gewählt, und drei, wenn das Departement weniger als acht Provinzen enthält; für jede Küstenprovinz je einer. Ein Senator muss 35 Jahre alt sein, ein Einkommen von $ 1000 besitzen oder dem gelehrten Stande angehören.

Der Kongress versammelt sich alle zwei Jahre am 28. Juli ohne besondere Berufung; zu ausserordentlichen Versammlungen des Kongresses bedarf es einer Aufforderung durch die vollziehende Gewalt. Die Dauer des Kongresses ist 100 Tage, doch dürfen nötigenfalls die Sitzungen um 50 Tage verlängert werden. Um beschlussfähig zu sein, müssen zwei Drittel der Mitglieder anwesend sein. Alle zwei Jahre scheidet ein Drittel der Mitglieder aus und wird durch Neuwahlen ersetzt.

Der Kongress hat die Befugnis, den Ort seiner Sitzungen zu bestimmen, Gesetze zu geben und abzuändern, die Verletzung der Verfassung zu untersuchen, Steuern aufzuerlegen, Ermächtigung zu Anlehen zu erteilen, Ämter und Gehalte zu gewähren oder aufzuheben, ferner die Wahl des Präsidenten zu verkünden, Beförderung zu höherem Offiziersrang zu genehmigen oder zu verweigern, über Krieg und Frieden zu entscheiden, Verbrecher zu begnadigen und Strafen zu erlassen, im Notfall einzelne Artikel der Verfassung, welche die persönliche Freiheit gewährleisten, zeitweilig aufzuheben und am Ende jeder Verwaltungsperiode die Amtsführung des Präsidenten zu prüfen.

Senat- und Abgeordnetenhaus haben im ganzen gleiche Befugnisse, beide beraten und beschliessen Gesetze und beaufsichtigen einander. Den Abgeordneten kommt es zu, den Präsidenten, die Minister, Mitglieder des Kongresses und des Obertribunals im Falle von Verfassungsbruch vor dem Senate anzuklagen und dem Senate zu entscheiden, ob die Anklage gegründet ist. Auch entscheidet der Senat in Zuständigkeitsfragen zwischen dem Präsidenten und dem Obertribunal.

Der Vorschlag zu Gesetzen geht entweder vom Kongress, oder von der vollziehenden Gewalt, oder vom Obergericht aus. Ist ein Gesetz von einer Kammer beschlossen worden, so wird es der anderen zur Begutachtung vorgelegt. Bei Meinungsverschiedenheit treten beide Kammern zum Kongresse zusammen, und der fragliche Punkt wird durch eine Mehrheit entschieden, die nicht weniger als zwei Drittel der Stimmen betragen darf.

Ist ein Gesetz vom Kongresse beschlossen, so wird es der vollziehenden Gewalt zur Veröffentlichung zugeschickt. Etwaige Einwendungen dagegen müssen binnen zehn Tagen gemacht werden,

worauf der Vorschlag von neuem beraten wird. Wird er sodann wieder angenommen, so erhält er Gesetzeskraft, und wenn die vollziehende Gewalt die Veröffentlichung verweigert oder unterlässt, so wird diese durch den Präsidenten des Kongresses veranlasst. Wird ein Gesetz nach Beanstandung seitens der vollziehenden Gewalt nicht von neuem angenommen, so darf es in derselben Sitzungsperiode nicht wieder in Vorschlag gebracht werden.

Der Vertreter der vollziehenden Gewalt ist der Präsident, der in Peru geboren, 35 Jahre alt und wenigstens zehn Jahre im Lande ansässig gewesen sein muss. Der Präsident wird vom Volke gewählt, der Kongress prüft die Wahlakten und verkündet die Wahl. Wenn bei den Wahlen kein Bewerber die Hälfte der Stimmen erhalten hat, so wählt der Kongress zwischen den zwei Kandidaten, welche die meisten Anhänger haben.

Der Präsident verwaltet sein Amt vier Jahre und ist für die nächste Regierungsperiode nicht wieder wählbar. Am Ende seiner Amtsführung legt er vor dem Kongresse Rechenschaft ab. Neben dem Präsidenten steht ein erster und zweiter Vicepräsident. Wird die Präsidentschaft durch den Tod oder sonst wie erledigt, so tritt der erste Vicepräsident an seine Stelle; der zweite darf die Präsidentschaft nur bis zu einer vollzogenen Neuwahl führen. Die Vicepräsidenten können nicht als Kandidaten für die Präsidentschaft auftreten, auch ihr eigenes Amt in der nächsten Regierungsperiode nicht wieder inne haben. Übernimmt der Präsident den Oberbefehl über das Heer in einem Kriege, so tritt für die Dauer desselben der erste Vicepräsident an seine Stelle.

Befugnisse des Präsidenten sind: über die innere und äussere Sicherheit der Republik zu wachen, den Kongress zu ausserordentlichen Sitzungen zu berufen, bei Eröffnung eines Kongresses eine Botschaft vorzulegen, die Gesetze zu veröffentlichen und die den Gesetzen entsprechenden Beschlüsse und Verordnungen zu erlassen; die Rechtspflege zu überwachen, die bewaffnete Macht in Stand zu halten und zu verteilen, diplomatische Unterhandlungen zu führen, fremde Minister und Konsuln zu empfangen, die diplomatischen Agenten der Republik zu ernennen, das Schutzrecht des Staates über die Kirche auszuüben, dem Kongresse Erzbischöfe und Bischöfe vorzuschlagen, die Mitglieder der Domkapitel zu ernennen und die übrigen geistlichen Ämter zu vergeben, mit der römischen Kurie zu verhandeln, päpstliche Bullen und Breves anzunehmen und abzulehnen unter Befragung des Kongresses und Beirat des Obergerichts; erledigte Ämter zu besetzen, soweit ihm das Recht dazu zusteht.

Der Präsident darf während seiner Amtsdauer ohne Erlaubnis des Kongresses oder des ständigen Ausschusses desselben die Republik nicht verlassen. Das Abzeichen seiner Würde bei öffentlichen Feierlichkeiten besteht in einem breiten Bande mit den Nationalfarben, rot, weiss, rot, welches wie eine Schärpe von der rechten Schulter über Brust und Rücken nach der linken Seite getragen wird.

Die Geschäfte der Verwaltung werden durch ein Staatsministerium besorgt, welches aus fünf Mitgliedern besteht, einem Minister des Innern, des Äusseren, der Finanzen, der Justiz und des Krieges. Zum Ministerium des Innern gehören Polizei und öffentliche Bauten, zum Justizministerum Kultus, Unterricht und Armenpflege. Die Minister bilden einen Rat, in welchem einer von ihnen den Vorsitz führt. Die Bildung des Ministeriums geschieht in der Weise, dass der Präsident der Republik den Vorsitzenden ernennt, worauf dieser ihm die übrigen Minister vorschlägt. Ist der Präsident im Ministerrate zugegen, so führt er selbst den Vorsitz. Für alle Erlasse, die vom Ministerrat ausgehen, sind die Minister gemeinschaftlich verantwortlich, es sei denn, dass einer derselben sich ausdrücklich dagegen verwahrt hat. Für die besonderen Akte der Verwaltung ist der Minister verantwortlich, zu dessen Zuständigkeit sie gehören. Kein Erlass des Präsidenten ist giltig, wenn er nicht von dem betreffenden Minister mit unterzeichnet ist. Die gewöhnlichen Geschäfte werden von den Ministern ohne Befragen des Präsidenten erledigt. Alle wichtigeren Staatsangelegenheiten werden vom Präsidenten dem Ministerrate mitgeteilt und in demselben erörtert. Entstehen zwischen dem Präsidenten und dem Ministerrate Meinungsverschiedenheiten, die sich nicht ausgleichen lassen, so nehmen die Minister ihre Entlassung. Jeder Minister überreicht dem ordentlichen Kongresse nach Eröffnung der Sitzungen einen Bericht über den Zustand seines Verwaltungszweiges.

Das Ministerium des Äusseren enthält zwei Abteilungen, eine kontinentale für amerikanische Angelegenheiten und eine überseeische. Das Personal besteht aus einem Chef — oficial mayor — zwei Sektionschefs und einigen Unterbeamten.

Das Ministerium des Innern besteht aus vier Abteilungen, einem Direktorium des Innern — direccion de Gobierno —, für Polizei — direccion de policia —, für öffentliche Bauten — direccion de obras públicas — und für Statistik — direccion de estadistica.

Die Abteilung des Innern zerfällt wieder in zwei Abteilungen, deren eine die Landesverwaltung und Munizipalitäten, die andere das Einwanderungswesen und die Landwirtschaft beaufsichtigt.

Die Section für öffentliche Bauten teilt sich in drei Zweige: für Verwaltung, für Bauwesen und für Rechnungswesen.

Auch die statistische Abteilung hat drei Sektionen: für Bevölkerung, Territorialverhältnisse und Verwaltung.

Jeder Abteilung steht ein Direktor vor, unter welchem zwei obere und mehrere Unterbeamte arbeiten.

Die Amtsgeschäfte dieses Ministeriums beziehen sich auf Wahrung der Grundrechte der Bürger, Aufrechterhaltung der Ordnung, Überwachung der Presse, der Wahlen, der Munizipalitäten, Sorge für die Sitzungslokale des Kongresses, Polizei, Gensdarmerie, Landestopographie, Wegebau, Bewässerung, Bergbau, Statistik, Postwesen, Eisenbahnen und Telegraphen, Theater und öffentliche Vergnügungen.

Das Justizministerium zerfällt in zwei Abteilungen mit je zwei Sektionen, die erste für Kultus und Unterricht, die zweite für Rechtspflege und Wohlthätigkeits-Anstalten. Jede Abteilung steht unter einem Direktor und zwei Sektionschefs. Der Kultusdirektor muss einen akademischen Grad besitzen, der Justizdirektor Advokat gewesen sein.

Die Amtsgeschäfte dieses Ministeriums umfassen: Die Aufsicht des Staates über die Kirche (patronato nacional), Vorschlag zu kirchlichen Würden, geistliche Gerichte, Klöster. — Unterricht, Beaufsichtigung der Schulen und ihrer Lehrpläne, Verwaltung ihrer Einkünfte, Bibliotheken, Konservatorien, Museen, Hospitäler Waisenhäuser, Pensionsfonds, Sparkassen, Medizinalwesen und Impfanstalten — Gesetzsammlung, Staatsanwaltschaft, Gefängnisse und Vollstreckung geistlicher Urteile.

Das Kriegs- und Marine-Ministerium zählt drei Oberbeamten: einen Chef — oficial mayor, je zwei Chefs für Marine- und Ingenieurwesen, ferner fünf Unterbeamten.

Das Finanzministerium ist zugleich Ministerium für Handel. Nach einem Gesetz des Kongresses von 1868 zerfällt dieses Ministerium in drei Abteilungen oder Direktorien, nämlich ein Verwaltungsamt — direccion de administracion — ein Rentamt — direccion de rentas — und ein Rechnungsamt — direccion de contabilidad general y crédito.

Das Verwaltungsamt hat zwei Sektionen, jede mit einem Chef und Oberbeamten.

Das Rentamt besteht aus drei Sektionen, für Guano, Zollhäuser und Steuern, deren jede unter einem Chef mit zwei Beamten steht.

Auch die Rechnungskammer hat drei Sektionen, nämlich für Rechnungswesen im allgemeinen, für Staatsschulden und für Militärangelegenheiten. Jede steht unter einem Chef und zwei höheren Beamten.

Dieses Ministerium umfasst die Einnahmen und Verwendung der öffentlichen Renten, die Zollhäuser, die Münze, die Verwaltung der Staatsgüter und der Staatsschuld, die Handelsgerichte, Märkte, Häfen, Landungsplätze und alle Hafenbauten, die nicht Befestigungen sind.

An das Ministerium der Finanzen schliesst sich, wiewohl von demselben nicht direkt abhängig, die Oberrechnungskammer — tribunal mayor de cuentas — deren Obliegenheit ist, alle Rechnungen und Ausgaben des Staats, der Armenpflege und der Schulkassen zu prüfen. Folgende Verwaltungsämter sind zur Rechnungsablage vor diesem Tribunal verpflichtet:

Das Rechnungsamt — direccion de rentas.

Die Verwaltung der Staatsschulden — direccion de crédito.*)

---

*) Die äussere Schuld Perus bestand bis zum Jahre 1889 aus folgenden Summen:

Sechspronzentige Anleihe von 1870	£ 11 141 580
Fünfprozentige Anleihe von 1872	» 21 546 740
Schuld für die Eisenbahn von Pisco nach Ica	» 264 680
Rest der Schuld an Ecuador und Granada .	» 7 706.

Auf die ersten drei Posten sind seit dem Jahre 1876 keine Zinsen bezahlt worden. Im Friedensvertrag von Ancon (1883) übernahm die chilenische Regierung die Verpflichtung, die Hälfte des Reinertrages, welchen die Ausbeutung der von Peru abgetretenen und der Zeit bearbeiteten Guanolager abwerfen würde, zur Zinszahlung der äusseren Schuld Perus zu verwenden und der Bank von England in Verwahrung zu geben. Da die Inhaber der Pisco- und Ica-Obligationen ein Vorzugsrecht auf den Erlös des Guanoverkaufs beanspruchten, und die englischen Gerichte zu ihren Gunsten entschieden, so entschloss sich der Ausschuss der übrigen Gläubiger Perus zur Vermeidung weiterer gerichtlicher Verwickelungen, diese Obligationen zu kaufen und aus den zur Zinszahlung hinterlegten Geldern zu bezahlen (1885). Da nun die Auszahlung der Zinsen auf die auswärtige Schuld schon seit dem Jahre 1876, also drei Jahre vor dem Ausbruch des Krieges mit Chile unterblieben, und nachdem Peru in dem Frieden von Ancon die Guano- und Salpeterlager an Chile hatte abtreten müssen, keine Aussicht vorhanden war, dass das Land jemals wieder in die Lage kommen werde, seine Verpflichtungen erfüllen zu können, so drängte sich den ruhiger und billig denkenden Leuten immermehr die Überzeugung auf, es müsse etwas geschehen, um den gänzlich darniederliegenden Kredit des Landes wieder zu heben, und den Gläubigern wenigstens zu zeigen, dass man den Wunsch und ehrlichen Willen habe, ihren Ansprüchen soweit gerecht zu werden, als bei den vorhandenen Mitteln des Staates überhaupt möglich war. Was dem Lande an öffentlichem verfügbaren Eigentum noch blieb, waren die teils vollendeten, teils im Bau begriffenen Eisenbahnen, zu deren Herstellung der Erlös der beiden Anlehen ausgegeben worden war, und man beschloss daher, diese Bahnen, oder doch ihren Betrieb, abzutreten. Nach jahrelangen Verhandlungen wurde infolgedessen zwischen der Regierung der Republik und dem Ausschuss der Inhaber der äusseren Schuld in London ein Vertrag abgeschlossen und durch den Kongress am 29. Oktober 1889 bestätigt, der in 35 Artikeln folgende Hauptbestimmungen enthält:

Die Münze, Post- und Telegraphen-Verwaltung.
Die Kassen der Departemente und Provinzen.
Die Wohlthätigkeitsanstalten — beneficencias.
Die Fabriken und Maschinenwerkstätten des Staates.
Die Staatseisenbahnen.
Die Inspektionen der Guanolager und Konsignatäre.
Die Finanzagenten und Bauunternehmer.
Die Gefängnisverwaltung und Staatsdruckerei.

Ausserhalb der Hauptstadt wird die vollziehende Gewalt ausgeübt in den Departementen durch die Präfekten, in den Provinzen durch die Subpräfekten. Die Republik zerfällt gegenwärtig in 17 Departements und eine Küstenprovinz. Vor dem Frieden von Ancon waren es 18 Departements und drei Küstenprovinzen.

Die politischen Ämter im engeren Sinne, nämlich die der Minister, Präfekten und Subpräfekten, sind nur zeitweilige und berechtigen den Inhaber nicht zu Pensionsansprüchen. Die Regierung stellt ihre stellvertretenden Beamten nach Gutdünken an und ruft sie ab. Die Mehrzahl der übrigen Civilämter, sowie auch die militärischen Rangklassen werden auf Lebenszeit verliehen, ihre Inhaber heissen Eigentümer ihres Amtes und können desselben nicht verlustig erklärt werden, solange sie sich keine Fahrlässigkeiten und Übertretungen zu schulden kommen lassen. Nach Ablauf der gesetzmässigen Dienstzeit erhalten sie Pension, und nach ihrem Tode wird ihren Angehörigen eine Unterstützung aus

---

Die Republik tritt ihren Gläubigern den Betrieb und die Ausbeutung der Staatsbahnen für 66 Jahre ab, und verpflichtet sich für 33 Jahre zur Entrichtung von jährlich 80000 £ aus den Zolleinnahmen des Landes; überlässt denselben ferner den vorhandenen oder in Zukunft auf peruanischem Gebiet zu entdeckenden Guano bis zu 2 000 000 Tonnen und endlich 2 000 000 anbaufähiges Land in den Thälern am Ostabhang der Andes. Dagegen wird Peru von allen durch die Anlehen von 1869, 1870 und 1872 übernommenen Verpflichtungen entbunden, und eine von den Staatsgläubigern zu bildende Gesellschaft macht sich verbindlich, die transandinische Eisenbahn bis zur Oroya am Mantaro fertig zu bauen, desgleichen auf der Bahn nach Cusco die Strecke von Santa Rosa bis Sicuani endlich in einem Zeitraum von sechs Jahren 160 Kilometer Eisenbahn auf Linien, deren Wahl der Gesellschaft überlassen bleibt.

Bei der von den peruanischen Staatsgläubigern gebildeteten Gesellschaft — the Peruvian Railways Corporation, Limited — wurden die früheren Schuldscheine in Aktien umgewandelt, und zwar in Vorzugsaktien (preference-shares) und Stammaktien (ordinary shares). Die Inhaber von Titeln der sechsprozentigen Anleihe von 1870 erhielten für je 100 £ Schuldscheine 24 £ in Vorzugsaktien und 30 £ in Stammaktien, die Inhaber des fünfprozentigen Anlehens von 1872 für je 100 £ 20 £ in Prioritäts- und 25 £ in Stammaktien. Das Gesamtkapital beträgt 16 500 000 £, wovon 7 500 000 £ in Vorzugs- und 9 000 000 £ in Stammaktien.

der Witwenkasse ausgezahlt, welche dadurch gebildet wird, dass jedem Beamten zu seinen Lebzeiten 4 pCt. seines Gehaltes von der Regierung zurückbehalten und hinterlegt wird. So wenigstens schreibt das Gesetz vor, allein in Wirklichkeit giebt es keine Sparkasse, sondern die Regierung behält die Abzüge der Gehalte und übernimmt die Verpflichtung der Pension.

Beim Schlusse seiner Sitzungen ernennt der Kongress einen ständigen Ausschuss — comision permanente — welcher aus sieben Senatoren und acht Abgeordneten besteht; und während der Zeit bis zum nächsten Zusammentritt der Versammlung — receso — über die Beobachtung der Verfassung zu wachen hat. Die Kommission hat das Recht, die vollziehende Gewalt zur Vermehrung der bewaffneten Macht und zur Aufnahme von Anleihen zu ermächtigen. Sie ist dem Kongresse verantwortlich und veranlasst die Kammer der Abgeordneten, die Minister für etwaige Verfassungsverletzungen vor dem Senate zur Rechenschaft zu ziehen.

Das Staatsoberhaupt und die Volksvertretung werden von den Wahlberechtigten nicht unmittelbar gewählt, sondern durch Ausschüsse von Wahlmännern. Urwähler ist jeder Peruaner von 21 Jahren, der lesen und schreiben kann, eine Werkstatt oder ein Grundstück besitzt, eine Steuer entrichtet und in die Bürgerliste eingeschrieben ist. Auf jede 500 Einwohner oder Bruchteile von über 250, sowie auf jede Ortschaft, auch wenn sie weniger Einwohner hat, kommt ein Wahlmann. Alle zwei Jahre werden am 1. Juni die Wahlen ausgeschrieben und am zweiten Sonntag des Oktober vollzogen. Die Wähler versammeln sich auf einem freien Platz, wo ein Wahltisch errichtet wird, dessen Mitglieder die Bevölkerungs- und Wählerlisten von der Ortsobrigkeit empfangen und prüfen und danach die Zahl der Wahlmänner bestimmen. Den Urwählern werden darauf Wahlzettel verabfolgt und nach Beendigung zählt der Wahltisch die Stimmen, veröffentlicht das Ergebnis und die Namen der hervorgegangenen Wahlmänner. Von diesen erhält jeder einen vom Vorsitzenden und den Sekretären des Wahltisches unterschrieben Beglaubigungsschein, und die Akten des Wahlausschusses werden in jedem Orte in einem besonderen Buche aufbewahrt.

Die Wahlausschüsse der Provinzen schreiten alsdann zur Wahl der Abgeordneten und Senatoren. Acht Monate, ehe die Regierungsperiode eines Präsidenten zu Ende geht, treten die Wahlausschüsse ohne besondere Aufforderung am ersten Sonntag des Monats Oktober zusammen zur Wahl des neuen Präsidenten, bei welcher im übrigen ganz in der-

selben Weise verfahren wird, wie bei Abgeordneten und Senatoren. Nach dem Präsidenten werden die beiden Vicepräsidenten erwählt.

Die Regierung.

Nach der Verfassung, deren Hauptbestimmungen im vorstehenden wiedergegeben sind, liegt der Schwerpunkt der Republik im gesetzgebenden Körper und das Staatsoberhaupt soll nur der Vollstrecker des Willens der Volksvertretung sein. In Wirklichkeit ist das nun freilich anders, und es möchte wenige sogenannte absolute Könige geben, die in ihrem Reiche unumschränkter herrschen als ein peruanischer Präsident während der Dauer seines Amtes. Nur zu oft ereignet es sich, dass der Bewerber um die Präsidentenwürde sich gewaltsam der Regierung bemächtigt, und sich erst wählen lässt, nachdem er unter einem vorläufigen Titel schon längere Zeit die Leitung der Republik in seiner Hand gehabt hat. Da ein solcher Präsident natürlich immer das Haupt einer Partei ist, so werden dieselben Stimmen, die für ihn abgegeben worden sind, auch seinen Freunden zu Sitzen im Kongress verhelfen, welcher unter solchen Umständen ein williges Werkzeug in der Hand seines Führers wird. Allein auch abgesehen von einem solchen Falle, in welchem die Wahlen nur leere Förmlichkeiten sind, lässt sich nur selten annehmen, dass dieselben wirklich den Volkswillen oder die Volksmeinung zum Ausdruck bringen. Dazu wäre vor allem erforderlich, dass es eine solche gäbe; aber wie ist dies möglich, wenn zwei Drittel der Landesbevölkerung die herrschende Sprache nicht verstehen, von einem verfassungsmässigen Staate keinen Begriff haben, und dem ganzen politischen Treiben misstrauisch und feindlich gegenüber stehen. Die Indianer im Innern des Landes, die sich der Obrigkeit nur im äussersten Falle widersetzen, wenn sie derselben auch stets nur mit Widerstreben gehorchen, wählen den Kandidaten, den sie wählen sollen. Oft auch wird ihnen die Mühe erspart, die Wahlakten werden im Hauptort des Departements angefertigt, mitunter auch gleich in Lima, wie das für eine grosse Anzahl der Abgeordneten zu der Versammlung geschah, die zur Bestätigung des Friedensvertrages mit Chile berufen wurde.

Auch an der Küste, wo das Volk sich mehr um Politik bekümmert, bleibt eine unparteiliche Leitung der Wahlen, wie sie die Verfassung vorschreibt, stets nur ein frommer Wunsch der unterliegenden Partei. Die Obrigkeiten und Militärs sollen sich allerdings nicht beteiligen und erscheinen auch nicht auf dem Wahlplatz, aber sie lassen die von ihnen begünstigte Partei sich der Wahltische bemächtigen, und wer diese im

Besitz hat und die Stimmen zählt, dessen Kandidat geht siegreich aus der Urne hervor.

Fast alle Präsidenten, die nicht durch Waffengewalt, sondern durch Wahl zur obersten Würde des Staates gelangten, verdankten dieselbe der Unterstützung ihrer Vorgänger im Amte. Castilla liess am Ende seiner ersten Verwaltungsperiode den General Echenique wählen, nach Ablauf seiner zweiten den Marschall San Roman. Die Wahl Manuel Pardos war eine Ausnahme, denn er siegte trotz der Gegenbemühungen der Regierung. Aber Pardo selbst gab sich wieder einen Nachfolger, indem er seiner Partei den General Ignacio Prado zur Wahl empfahl und damit den Irrtum beging, der für ihn verhängnisvoll wurde. Auf welche Weise aber auch ein Präsident an die Spitze des Staates gelangt sein mag, ob eigenmächtig oder unter Beobachtung der verfassungsmässigen Formen, so ist von dem Augenblick seines Amtsantrittes seine Persönlichkeit massgebend für den Charakter der ganzen Verwaltung. Die Einrichtungen der Republik sind machtlos, sie setzen seinem Willen nur einen geringen Widerstand entgegen und lassen sich umgehen. Es ist nie erlebt worden, dass ein Präsident, oder auch nur ein Minister wegen seiner Regierungsakte wirklich zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Die einzige Macht, die der Willkür gewisse Schranken setzt, ist die öffentliche Meinung, insofern sie sich durch die Presse kund giebt, und die Kritik der gebildeten Gesellschaft. — Mit Ausnahme Manuel Pardos waren alle Machthaber, die regiert haben, Militärs mit keinem oder doch nur geringem Vermögen, denn wer in Peru etwas zu verzehren hat, mischt sich selten in Politik, und denkt noch weniger daran Soldat zu werden. Die grosse Mehrzahl also strebte nach der obersten Gewalt, nicht um ihrem Vaterlande zu dienen, sondern um ihre Stellung zu ihrem Vorteil auszubeuten. Es war daher natürlich, dass, wenn sie endlich das Ziel ihrer Mühen erreicht hatten, sie die kurze Dauer ihres Amtes nach Möglichkeit auszunutzen suchten. Indessen bestand doch zwischen den Inhabern des Präsidentenstuhles ein wesentlicher Unterschied, je nachdem die einen Befriedigung ihres Ehrgeizes in Besitz und Ausübung der Macht fanden, andere bei ihren Handlungen nur durch Habsucht geleitet wurden. Das Volk, das seine Meinung in derber Weise auszudrücken liebt, teilt daher seine Präsidenten in zwei Klassen, in solche die »stehlen« und solche die »nicht stehlen«.

Dass aber auch die letzteren nicht immer allzu gewissenhaft mit den öffentlichen Geldern umgingen, zeigt das Beispiel des Marschalls Castilla. Castilla verachtete das Geld, sowie die Leute, die es liebten, und sein Stolz würde ihm niemals erlaubt haben, sich auf öffentliche

Kosten zu bereichern; allein seine Geringschätzung des Mammons ging so weit, dass er seine Spielschulden aus der Staatskasse bezahlen liess. Ein Finanzminister, den er einst bei einer solchen Gelegenheit ersucht hatte, eine Anweisung von $ 50 000 auf die Caja fiscal auszustellen, glaubte Schwierigkeiten machen zu müssen, allein der alte Haudegen unterbrach ihn ungeduldig: »So?« fragte er sarkastisch, »nicht möglich?« »Dann schreiben Sie hundert und behalten Sie funfzig!«*) Das war in den alten flotten Zeiten, wo das Geld wohlfeil war; jetzt, da sich das Füllhorn im Wappen der Republik in einen leeren Guanosack verwandelt hat, würde so etwas auch beim besten Einverständnis der Beteiligten nicht möglich sein.

Der Unterschied, den wir unter den höchsten Würdenträgern des Staates gemacht haben, gilt natürlich für alle anderen Beamten, je nachdem sich dieselben mit ihrem Gehalte begnügen, oder dasselbe durch die Mittel zu vermehren suchen, die ihnen ihre Stellung an die Hand giebt. Kein Kontrakt für öffentliche Bauten wird vergeben, keine Bewilligung zu einem Unternehmen erteilt, bloss weil sie gemeinnützig, oder für den Staat vorteilhaft sind, sondern nur, wenn dabei etwas für die massgebenden Persönlichkeiten abfällt. Handelt es sich dabei um wichtige Interessen und grössere Summen, so nehmen der Präsident und der Minister, in dessen Befugnisse die Entscheidung der Angelegenheit fällt, ihr Teil. Halten die Männer dabei den Kopf zu hoch, und geben sich den Anschein patriotischer Uneigennützigkeit, so werden ihre Söhne und Verwandten beteiligt, oder ihre Frauen erhalten Geschenke von kostbaren Juwelen, oder auch wohl unverzinsliche und unkündbare Darlehen, von denen der Gemahl nichts weiss. Ist die Sache von geringem Belang, so wird sie bloss von niederen Beamten ausgebeutet, wozu der dabei übliche Geschäftsgang — tramitacion — sich vortrefflich eignet. Jeder der Regierung gemachte geschäftliche Vorschlag — espediente — wird nach einander einer Reihe von Ausschüssen und Behörden zur Begutachtung vorgelegt, ehe er seine Erledigung findet. Überall müssen dann die bekannten Beweise beigebracht werden, um den Sachverständigen die Augen über die Nützlichkeit des Unternehmens zu öffnen. Bleiben die Akten in einem Büreau liegen, so müssen dieselben Hebel angesetzt werden, um sie weiterzubewegen, selbst die Thürhüter

*) Diese Anekdote wurde vor 25 Jahren allgemein erzählt und geglaubt, was natürlich nicht beweist, dass sie wahr ist. Allein, wenn sie auch eine grobe Übertreibung, oder selbst eine reine Erfindung war, so beweist doch der Umstand, dass man sie für glaublich hielt, was man im Publikum diesem populären Machthaber zutraute, ohne es ihm übel zu nehmen.

öffnen die Pforten der Ministerien nicht, bevor sie einen triftigen Grund dafür in die Hand bekommen.

Meldet sich mehr als ein Bewerber für einen ausgeschriebenen Kontrakt mit der Regierung, so gestaltet sich natürlich die Gelegenheit zum Einstreichen von Gewinnbeteiligungen für die Beamten um so günstiger, denn die Entscheidung fällt in der Regel nicht zu Gunsten dessen aus, der das Werk unter den für den Staat vorteilhaftesten Bedingungen auszuführen verspricht, sondern für den, der am meisten von seinem in Aussicht stehenden Profit abzugeben bereit ist. Damit soll indessen nicht gesagt sein, dass alle in Kontrakt gegebenen Arbeiten und Lieferungen dem Meistbietenden zugeschlagen werden, und dass Geld allein entscheidet; in nicht wenigen Fällen geben auch andere Umstände, wie persönliches Wohlwollen, Berücksichtigung einflussreicher Personen und deren Fürsprache und dergleichen den Ausschlag, immerhin aber ist es der Vorteil des Staates und die Rücksicht auf das allgemeine Beste, was am leichtesten in die Wagschale fällt.

Auch die Kongresse, deren Mitglieder doch als Vertretern der Nation die Wahrung der Landesinteressen anvertraut ist, werden in der Regel bei ihren Beschlüssen von ähnlichen Beweggründen geleitet wie die Regierung. Die Sitzungen werden ausgefüllt von Parteigezänk, welches sich meist um persönliche Interessen dreht. Bei mehr als einer Gelegenheit, wie später in dem Kapitel über den Bau der Eisenbahnen und den Guanokontrakt des Hauses Dreyfus ausführlich besprochen werden wird, wurde die Stimmenmehrheit der Versammlung einfach gekauft. Und zwar war dies so wenig ein Geheimnis, dass jedermann davon sprach, ohne besonderen Anstand daran zu nehmen und die Summen bekrittelt wurden, die einzelne erhalten hatten. Ich erinnere mich einer Unterhaltung, die ich einige Wochen vor dem Zusammentritt des Kongresses von 1869 mit einem Deputierten hatte. Er war im Begriff, eine Reise anzutreten, und ich fragte ihn, ob er nicht zur Zeit der Sitzungen wieder in Lima sein würde. »Versteht sich«, sagte er, »denn Sie müssen wissen, dass in diesem Kongress viel Gold fliessen wird«. Das sagte er mit lauter Stimme in einem der besuchtesten Salons und in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft.

Die Bestechlichkeit ist zwar das schimpflichste und am meisten eingewurzelte Gebrechen des Beamtenstandes, aber doch in vielen Fällen nicht dasjenige, was einer raschen und glatten Erledigung der Geschäfte am meisten im Wege steht. Die daher rührenden Hindernisse lassen sich allezeit beseitigen, aber gegen Unzuverlässigkeit, Trägheit und Mangel an Kenntnissen hilft Geld nichts. Die Anstellung im Civildienst

ist in Peru nicht von einem Examen abhängig, durch dessen Ablegung ein junger Mann seine Befähigung zu einem Amte zu beweisen hat. Die Stellen sind Begünstigungen, die man Leuten zuwendet, um sie ein Gehalt beziehen zu lassen. Die Amtslokale aller Verwaltungszweige sind mit Beamten überfüllt, allein es wird wenig gethan. Allenthalben sieht man Gruppen von plaudernden und cigarrettendrehenden Leuten umherstehen. Die Peruaner sind im allgemeinen intelligent, fassen leicht auf und sind redegewandt, sie halten daher ihre natürliche Begabung für genügend und glauben sich eingehender Studien und Vorbereitungen überheben zu können, und diesem Dünkel wird durch ihre Trägheit Vorschub geleistet. Sie halten sich daher von Natur für jedes Amt befähigt, und wer sonst zu nichts zu gebrauchen ist, getraut sich doch ohne viel Bedenken ein Ministerium zu verwalten oder ein Bataillon zu befehligen.

So offenkundig und schreiend alle diese Missbräuche sind, so lässt sich doch nicht absehen, wie ihnen gesteuert werden könnte. Sie stammen zum grossen Teil aus den Zeiten der Kolonialherrschaft her und sind durch Jahrhunderte lange Gewohnheit mit sämtlichen sozialen Verhältnissen der Bevölkerung aufs engste verwachsen. Man kann sie daher den heutigen Peruanern kaum zum Vorwurf machen, denn Dekrete vermögen das Wesen der Menschen nicht zu ändern, und Gesetze, die nicht im Rechtsbewusstsein des Volkes wurzeln, bleiben tote Buchstaben, es sei denn, dass sie durch äussere Strenge aufrecht erhalten werden. Diese Strenge fehlt aber, denn die mit Aufrechterhaltung der Gesetze Beauftragten sind ja wiederum Peruaner. Auch darf man billigerweise die Peruaner darum nicht zu hart tadeln, dass sie sich in den Handlungen des öffentlichen Lebens nicht von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl leiten lassen, denn sie sind ja keine Nation. Dass die Bevölkerung eines Landes sich nach den Gesetzen einer einheitlichen republikanischen Verfassung regiere, ist nur unter der Bedingung möglich, dass die verschiedenen Stämme, aus denen sie zusammengesetzt ist, einer Rasse angehören, oder dass eine Rassenverschmelzung stattgefunden hat, dass alle sich einer Sprache bedienen, oder sie wenigstens verstehen, und dass unter den einzelnen Elementen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit herrsche, aus welchem das Streben zum allgemeinen Besten und damit die Liebe zum Vaterland hervorgeht. Das benachbarte Chile besitzt diese Bedingungen, und daher gedeiht daselbst die Republik; in Peru dagegen fehlen sie bis jetzt, und es ist nicht wahrscheinlich, dass sich die gegenwärtigen Verhältnisse in Zukunft — auch in einem längeren Zeitraum — wesentlich ändern werden.

Wenn daher eine freisinnige Verfassung auf peruanischem Boden so schlechte Früchte trägt, so liegt die Schuld weniger am Volk, als an der Verfassung, welche nicht für das Volk passt. Die Peruaner waren von jeher gewohnt, monarchisch regiert zu werden und waren damit zufrieden. So zahlreich und lästig auch die Missstände der spanischen Kolonialregierung sein mochten, so hätten doch die Peruaner schwerlich das Joch abgeschüttelt. Die Unabhängigkeit wurde ihnen von ihren Nachbarn zum Geschenk gemacht, und bis zum heutigen Tage wissen sie nicht, was sie mit einem Gute thun sollen, das sie sich nicht selbst erworben haben. Die grosse Mehrzahl der Bevölkerung, und zwar nicht allein die indianische, sondern auch die weisse, würde wahrscheinlich mit Freuden auf das Recht der Selbstregierung Verzicht leisten, wenn ihnen dagegen die Aussicht geboten würde, unter dem gerechten, wenn auch strengen Scepter eines Monarchen in Frieden zu leben. Genau besehen ist das ganze politische Treiben in Peru nichts Anderes, als ein Kampf weniger um eine Macht, die sich von einer monarchischen bloss durch ihre beschränkte Dauer unterscheidet, deshalb aber nur die Nachteile einer solchen, nicht ihre Vorteile besitzt; denn in einer kurzen Regierungsperiode lässt sich wenig dauernd Nützliches schaffen, aber viel schaden. Die nachteiligste Verfügung der peruanischen Verfassung ist daher neben der Kürze der Regierungszeit das Verbot, den Präsidenten und die Vicepräsidenten für die nächste Periode wieder zu erwählen. Bei so raschem Wechsel wird in einem Lande, dessen politische Lebensgewohnheiten ohnehin noch so geringe Festigkeit besitzen, ein stetiger Fortschritt unmöglich gemacht.

San Martin, Bolivar und Santa Cruz.

Schon die beiden Männer, denen vor allen Peru seine staatliche Selbständigkeit zu verdanken hat, San Martin, der Gründer der Unabhängigkeit und Bolivar, der Befreier, erachteten monarchische Einrichtungen für die von Spanien losgetrennten Kolonialländer, insbesondere für Peru, als die passendste Staatsform; allein San Martins Absichten wurden durch den Widerstand Bolivars vereitelt und die Pläne dieses scheiterten durch die Masslosigkeit seines Ehrgeizes.

Peru war von jeher der Hauptsitz der spanischen Macht in Südamerika gewesen, und hier hielt sich dieselbe auch am längsten. Bereits im Jahre 1818 hatten sich die argentinischen Provinzen und Chile von der Botmässigkeit des Mutterlandes losgesagt und sich als unabhängige Staaten erklärt, doch hielten sie mit Recht ihre Errungen-

schaften für gefährdet, solange benachbarte Länder noch der spanischen Herrschaft unterworfen blieben. Die provisorischen Regierungen der beiden neuen Republiken vereinigten sich daher in Buenos Ayres zu einem Vertrag (5. Februar 1819) des Inhaltes, dass in Gemässheit mit dem ausgesprochenen Wunsch der Bewohner von Lima eine Hilfsarmee nach Peru gesendet werden sollte, um die Spanier aus diesem Lande zu vertreiben. Diese Streitmacht wurde in Valparaiso ausgerüstet und der Oberbefehl über die Landungstruppen dem General José de San Martin übertragen, einem Manne, der im Unabhängigkeitskriege der La Plata-Staaten sich hohe Auszeichnung erworben, und durch seine Siege über die Spanier bei Chacabuco und Maipo am meisten zur Befreiung von Chile beigetragen hatte. Die Flotte befehligte der englische Admiral Lord Cochrane, der aus den englischen Seekriegen gegen Napoleon den Ruf grosser Kühnheit mitbrachte uud denselben durch seine Thaten an der Westküste glänzend bewährte.

Am 7. September 1820 erschien das chilenische Geschwader an der peruanischen Küste und San Martin schiffte seine Truppen — 4500 Mann — zuerst in Pisco südlich von Lima aus, zwei Monate später jedoch liess er sein Heer zu Schiff nach der Bai von Huacho, nördlich von Lima bringen und nahm dort in der Stadt Huaura sein Hauptquartier. Seinen von den verbündeten Regierungen empfangenen Weisungen gemäss enthielt sich San Martin aller grösseren militärischen Unternehmungen, allein die blosse Anwesenheit des Patriotenheeres genügte, um die Bewohner des Landes in vielen Provinzen zur Lossagung von der spanischen Herrschaft zu ermutigen. Die Sache der Unabhängigkeit machte rasche Fortschritte, die Königlichen blieben in vielen kleinen Gefechten im Nachteil, bis im spanischen Heere die Unzufriedenheit mit der militärischen Oberleitung zu einem Aufstande führte, wodurch der bisherige Vicekönig Joaquin de la Pezuela gezwungen wurde, sein Amt niederzulegen, und dem General José de La Serna den Oberbefehl zu überlassen.

Da San Martin auch jetzt noch keine Anstalten machte, seine Quartiere in Huaura zu verlassen und angriffsweise gegen den Feind vorzugehen, so begannen seine Soldaten ob seiner Unthätigkeit zu murren, als die Ankunft eines spanischen Gesandten, welcher von den Cortes beauftragt war, einen friedlichen Vergleich zwischen den Kolonieen und dem Mutterlande zu versuchen, zu einem Waffenstillsand führte. In den Unterhandlungen, die infolgedessen in der Hacienda von Punchauca und später an Bord des französischen Kriegsschiffes Cleopatra im Hafen von Callao gepflogen wurden, trat San Martin mit seinen Absichten

offen hervor. Er schlug vor, dass einem Prinzen aus dem Hause Bourbon die Regierung Perus übertragen werde, und dass bis zu dessen Ankunft das Land durch eine Regentschaft verwaltet werden sollte, aber er verlangte vollständige Lostrennnng Perus von Spanien. Die spanischen Bevollmächtigten dagegen waren zwar bereit, die Kolonie an allen Freiheiten des Mutterlandes teilnehmen zu lassen, bestanden aber darauf, dass der Staatsverband ungelöst bleibe.

Unter diesen Umständen konnten die Verhandlungen, und auch eine persönliche Unterredung, die San Martin mit dem Vicekönig La Serna hatte, zu keinem anderen Ergebnis führen, als zu einer kurzen Verlängerung des Waffenstillstandes. Als dieser abgelaufen war, wurde infolge der Blockade des Hafens von Callao durch Cochrane und des zunehmenden Mangels an Nahrungsmitteln die Lage des spanischen Heeres immer schwieriger, sodass sich endlich der General La Serna entschloss, Lima zu räumen und sich ins Hochland zurückzuziehen (6. Juni 1821). Das Befreiungsheer rückte darauf in die Hauptstadt ein, und San Martin befragte öffentlich den Magistrat, ob die städtischen Behörden und das Volk im allgemeinen für die Lostrennung von Spanien seien oder nicht. Die Mitglieder des Stadtrates, sowie sämtliche geistliche Würdenträger entschieden sich einstimmig für die Unabhängigkeit, und viele hundert der achtbarsten Bürger unterschrieben die Urkunde. Am 28. Juli wurde unter grossen Feierlichkeiten die Unabhängigkeitserklärung beschworen, und seitdem wird an diesem Tage alljährlich das Nationalfest gefeiert.

Peru war fortan ein selbständiger Staat, aber unter welcher Form die Regierung desselben eingerichtet werden würde, blieb vor der Hand noch unentschieden. Welche Form San Martin für die angemessenste hielt, gab er alsbald durch die Massregeln zu erkennen, die er traf. Er nahm den Titel eines Schirmherrn an — protector de la independencia del Peru — in dessen Hand die gesetzgebende und vollziehende Gewalt vereinigt war. Allerdings war dieser Schritt ein eigenmächtiger, da seine Verhaltungsbefehle ihm untersagten, für sich selbst oder seine Offiziere ein Verwaltungsamt in Peru anzunehmen, allein in freimütiger und würdevoller Weise erklärte er, dass die Lage des Landes denselben erheische, und übernahm die Verpflichtung, sobald Peru von seinen Feinden befreit sei, sich ohne Zögern der Vollmacht zu begeben, die ihm durch die Umstände aufgezwungen worden sei.*) Er entwarf als

*) Die einfache, selbstbewusste Sprache des Erlasses, in welchem sich San Martin zum Protektor erklärt, bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu dem widrigen Schwulst der meisten öffentlichen Kundgebungen jener Zeit. Er sagt darin: Ich hoffe, man

Richtschnur für seine Regierung ein vorläufiges Grundgesetz, beschwor es selbst in feierlicher Weise, und liess alle Beamten darauf vereidigen. Die Rangunterschiede in der Gesellschaft liess er seinen Weisungen gemäss bestehen, vertauschte jedoch allmählich die alten spanischen Adelstitel gegen neue peruanische. Zur Belohnung der Verdienste um die Unabhängigkeit stiftete er den Sonnenorden, dessen Mitglieder in drei Klassen geteilt waren, und der auch an Frauen verliehen wurde.

Durch solche Massregeln geriet er in Widerspruch mit der freisinnigen Partei, welche die Einführung einer demokratischen Verfassung als unzertrennlich mit der politischen Unabhängigkeit erachtete. San Martin dagegen hielt es zum Besten des Landes für das Erspriesslichste, eine Monarchie nach dem Beispiel Brasiliens zu gründen, und hoffte, dass ein demnächst zu berufender Kongress diesen Plan unterstützen würde. Da er sich auch fernerhin dem spanischen Heere gegenüber auf eine abwartende Haltung beschränkte, so begann seine anfangs grosse Beliebtheit abzunehmen. Man beschuldigte ihn, dass es ihm mehr darum zu thun sei, das Land zu beherrschen, als es von seinen Feinden zu befreien, und dass er nach der königlichen Gewalt für sich selbst strebe; auch suchte man ihn für die herrschende Finanznot verantwortlich zu machen. Was überdies die Unzufriedenheit vermehrte, war das willkürliche Schalten seines Ministers des Innern Bernardo Monteagudo, eines Mulatten von ungewöhnlichen Fähigkeiten, der auf San Martin grossen Einfluss hatte, aber wegen seines verworfenen Charakters allgemein verhasst war.

Trotz der Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, schritt San Martin unbeirrt auf der Bahn weiter, die er sich selbst vorgezeichnet

wird mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu glauben, dass mich keine ehrgeizigen Absichten leiten, sondern nur die Rücksicht auf das öffentliche Wohl. Es ist bekannt, dass ich mich nach einem so bewegten Leben nach Ruhe und Zurückgezogenheit sehne, aber es lastet auf mir eine moralische Verantwortlichkeit, der ich meine Wünsche zum Opfer bringen muss. Die Erfahrung zehnjähriger Revolutionen in Venezuela, Cundinamarca, Chile und den La Plata Provinzen haben mich die Übel kennen gelehrt, welche die unzeitige Berufung von Kongressen über diese Länder brachte, während sie noch von Feinden besetzt waren: erst lasst uns die Unabhängigkeit sichern, dann kommt die Zeit, wo man sich mit der Einrichtung freier Verfassungen beschäftigen mag. Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher ich während meiner öffentlichen Laufbahn mein gegebenes Wort gehalten habe, giebt mir das Recht zu erwarten, dass man mir glaubt; und ich verspreche feierlich der Bevölkerung Perus, dass, sobald das Land befreit ist, ich meine Gewalt der Regierung übergeben werde, welche man für gut befinden wird einzusetzen. Die Freimütigkeit, mit der ich rede, möge eine weitere Bürgschaft für die Aufrichtigkeit meiner Absichten sein.

hatte. Nach der Verkündung der Grundgesetze leitete er die Regierung nur noch wenige Monate persönlich und übertrug schon zu Anfang 1822 seine Befugnisse dem Marquès von Torre Tagle, um sich nach Guayaquil zu begeben, und dort mit Bolivar zusammenzutreffen. Indes führte seine erste Reise nicht zu dem gewünschten Ziele, denn schon in Paita erfuhr er, dass Bolivar bereits wieder ins Innere des Landes zurückgegangen sei. Er unternahm daher im Juli eine zweite Reise nach Guayaquil und hatte damals mit Bolivar die denkwürdige Unterredung, die für sein ferneres Wirken und für das Schicksal Perus entscheidend wurde.

San Martin wurde von Bolivar mit der grössten Auszeichnung und Herzlichkeit empfangen, allein als noch am selben Tage die Verhandlungen begannen, ergab sich alsbald eine so grosse Verschiedenheit in den Ansichten beider Männer über die wichtigsten Fragen, dass eine Einigung nicht möglich schien. San Martin war der Meinung, dass bei dem damaligen Zustand der spanisch-amerikanischen Kolonialländer monarchische Einrichtungen die einzigen wären, unter deren Schutze sich eine ruhige Entwickelung der aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzen Bevölkerung zu einem nationalen Gemeinwesen erwarten liesse. Er wiederholte daher gegen Bolivar den Vorschlag, den er bereits dem Vicekönig La Serna gemacht hatte, dass man in Peru ein unabhängiges Königreich unter einem europäischen Prinzen, womöglich des spanisch-bourbonischen Hauses, errichten möge. Bolivar erhob sich gegen die Herbeirufung eines Sprösslinges aus einer der alten Dynastieen in der entschiedensten Weise, er bekämpfte die Ansichten seines Gastes mit glänzender Beredsamkeit, welche diesen zwar mit Bewunderung erfüllte, aber doch seinen ruhigen Verstand nicht zu blenden, und seine Überzeugungen nicht zu erschüttern vermochte. Zugleich durchschaute San Martin, dass unter den demokratischen Plänen Bolivars noch ein anderes Ziel verborgen lag, und dass sie unter republikanischen Formen einem monarchischen Gipfel zustrebten, auf dessen Spitze sich dieser selbst zu stellen gedachte. Er erklärte daher, dass er unter den obwaltenden Umständen Bolivar die fernere Leitung des Unabhängigkeitskampfes überlassen und sich zurückziehen werde.

Schon nach 24stündigem Aufenthalt verliess er Guayaquil und kehrte enttäuscht nach Lima zurück, um dort zu erfahren, dass kurze Zeit zuvor sein Minister Monteagudo infolge einer allgemeinen Erhebung des Volkes abgesetzt und des Landes verwiesen worden war. Das Zusammentreffen dieser widerwärtigen Ereignisse musste ihn tief verstimmen, und veranlasste ihn, den Plan, den er immer für das Ende seines Lebens gehegt, früher zur Ausführung zu bringen, als er es unter

anderen Umständen vielleicht gethan haben würde. Denn wenn auch die Unabhängigkeit Perus und Südamerikas als gesichert betrachtet werden konnte, so hielten doch die spanischen Heere im Innern des Landes noch grosse Gebiete besetzt. San Martin hielt, was er versprochen, er wartete nur noch den Zusammentritt des inzwischen erwählten Kongresses ab, um vor diesem seine Gewalt als Protektor niederzulegen. Der Kongress ernannte ihn zum Generalissimus der Armee der jungen Republk, allein San Martin drückte demselben für die ihm zugedachte Ehre zwar seine Dankbarkeit aus, lehnte aber die Stelle ab, und beharrte bei seinem Vorsatz, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Am 22. September 1822 erliess er seine letzte kurze Ansprache, die mit der warnenden Mahnung schloss: »Peruaner, ich verlasse Euch, nachdem die Volksvertretung versammelt ist. Wenn Ihr derselben Euer ganzes und volles Vertrauen schenkt, so werdet Ihr siegen, wo nicht, so werdet Ihr der Anarchie anheimfallen«. Er begab sich zunächst nach Chile, sodann über Mendoza nach Buenos-Ayres, und von da nach Frankreich, wo er bis zu seinem im Jahre 1850 erfolgten Tode lebte.*)

Die ferneren Ereignisse zeigten nur zu bald, wie gegründet San Martins Warnung gewesen war. Der von ihm eröffnete Kongress erklärte sich unumschränkt und war nicht geneigt, sich sogleich wieder eines Teiles seiner Hoheitsrechte zu begeben. Er behielt sich daher neben der gesetzgebenden Gewalt auch die vollziehende vor und ernannte nur einen Regierungsausschuss von drei Mitgliedern mit beschränkten Befugnissen (José La Mar, M. Salazar y Baquijano und Felipe Alvarado). Allein die unter Leitung desselben ausgerüsteten militärischen Unternehmungen waren nicht glücklich, und wenn auch die Misserfolge der Patrioten nicht den Mitgliedern des Ausschusses zur Last gelegt werden konnten, so verlor dieser doch infolge derselben das Vertrauen des Volkes und des Heeres. Das letztere verlangte vom Kongresse die Ernennung eines Präsidenten und bezeichnete für diesen Posten den damals beliebten Obersten José de la Riva Aguero. Der Kongress sträubte sich zwar gegen den auf ihn ausgeübten Druck, musste aber nachgeben und übertrug Riva Aguero nicht allein die Präsidentschaft, sondern erhob ihn überdies vom einfachen Obersten zum Range eines Marschalls. Riva Aguero war ein einsichtiger und überaus thätiger Mann. Er ordnete in kurzer Zeit die vorhandenen Streitkräfte und

*) San Martin war 1778 zu Yapagu in Paraguay geboren und starb im August 1850 zu Bologne sur mer.

schon zwei Monate nach Antritt seines Amtes konnte er ein Heer von 5000 Mann unter dem Oberbefehl der Generale Santa Cruz und Gamarra nach dem Süden abgehen lassen, deren Unternehmungen in Oberperu von 3000 Columbianern unter dem General Sucre und 2000 Chilenen unter Pinto unterstützt werden sollten.

Allein während so die Streitkräfte der jungen Republik nach Hochperu gezogen waren, blieb die Hauptstadt ungedeckt, und der spanische General Canterac stieg vom Gebirge herab, um sie zu bedrohen. Man hielt es nicht für möglich oder zweckmässig, Lima zu verteidigen, und der Kongress nebst der Regierung zogen sich in die Festung von Callao zurück. Der General Antonio Sucre, der neben dem Oberbefehl über die columbianischen Hilfstruppen auch die diplomatische Vertretung seines Landes hatte, und im stillen für Bolivar arbeitete, benutzte die durch diese Umstände hervorgerufene Missstimmung, um das Ansehen Riva Agueros zu untergraben, und der Kongress, der diesem ohnehin wegen der gezwungenen Wahl gram war, ernannte Sucre zum militärischen Oberbefehlshaber und entsetzte den Präsidenten seines Amtes. Nun war aber dieser Schritt weiter gegangen, als selbst Sucre gewünscht hatte, daher dieser sich zum Vermittler beider Parteien machte und Regierung und Volksvertretung vermochte, zu ihrer Sicherheit nach der Stadt Trujillo im Norden der Republik überzusiedeln. Dort löste Riva Aguero den ihm abgeneigten Kongress auf und schickte die einflussreichsten der ihm feindlichen Mitglieder nach Lima zurück.

Die Spanier, welche Lima besetzt hatten, hielten es nicht lange, und nach ihrem Abzuge blieb die Stadt unter dem Befehle des Marques Torre Tagle, welchem Sucre bei seiner Abreise nach dem Süden, wo er sich an dem Zuge gegen Oberperu beteiligen sollte, das Kommando der Hauptstadt übertragen hatte. Torre Tagle versammelte von neuem den aufgelösten Kongress, welcher ihn zum Präsidenten erwählte und gegen seinen Vorgänger Riva Aguero die Acht aussprach. Es war somit noch nicht ein Jahr seit San Martins Abreise verflossen, ein grosser Teil des Landes war noch im Besitz des Feindes, welcher bedeutende Vorteile errungen hatte, und bereits bestanden in den von Spanien unabhängigen Provinzen zwei einander feindliche Regierungen, und die junge Republik befand sich in offenem Bürgerkrieg.

Unter diesen Umständen erschien in Peru Simon Bolivar (1. September 1823). Nach wiederholten Bitten des Kongresses waren zwei der einflussreichsten Mitglieder nach Bogotà entsendet worden, um bei der Volksvertretung von Columbia für ihren Präsidenten die Erlaubnis zu erwirken, nach Peru kommen zu dürfen, um daselbst persönlich die

Leitung des Befreiungskrieges zu übernehmen. Die Nachricht von der Ankunft Bolivars versetzte das ganze Volk in eine unbeschreibliche Aufregung, er wurde empfangen und begrüsst wie ein Retter. Seine Gegenwart allein schien hinreichend, um den Sieg zu sichern, und der Mut der Patrioten, von denen viele bereits anfingen, an dem glücklichen Ausgang ihrer Sache zu verzweifeln, wurde von neuem aufgerichtet. Und in der That erfüllte Bolivar die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte.

Der Kongress übertrug ihm den Oberbefehl des Heeres und bekleidete ihn mit unbeschränkter Gewalt. Der Marques Torre Tagle behielt zwar dem Namen nach die Präsidentenwürde, wurde ihm aber untergeordnet. Riva Aguero versuchte, sich zur Befestigung seiner Stellung auf die Monarchisten zu stützen, wurde aber infolgedessen von seinen eigenen Truppen gefangen genommen und als Landesverräter verbannt. Auch Torre Tagle machte sich des Einvernehmens mit den Spaniern verdächtig, nachdem die Festung von Callao durch Meuterei der Besatzung in deren Hände gelangt war, und konnte sich dem über ihn ausgesprochenen Todesurteil nur durch schleunige Flucht entziehen.

Bolivar hatte sein Hauptquartier im Thale von Huaraz, nördlich von Lima aufgeschlagen, wo er die aus seinem Heimatlande ankommenden Truppen akklimatisierte und die peruanischen Soldaten einübte. Im (südamerikanischen) Herbste des Jahres 1824 nach Ende der Regenzeit hatte er seine Vorbereitungen beendet und brach zu Anfang Juni von Huaraz auf, um das spanische Heer im Hochland anzugreifen. Er ging über die Cordillera und traf unweit der bekannten Bergstadt Cerro de Pasco auf der Hochebene von Junin auf die Division des Generals Canterac, der vor ihm zurückwich. Es entspann sich ein Reitergefecht (6. August), in welchem die Spanier mit grossem Verlust geworfen wurden, und sich darauf in fluchtartiger Eile nach den südlichen Provinzen zurückzogen. Bolivar folgte ihnen langsam bis in die Nähe des Flusses Apurimac, und da er es wegen der nahen Regenzeit für unwahrscheinlich hielt, dass die Spanier in der nächsten Zeit wieder angriffsweise vorgehen würden, so liess er das Heer unter dem Oberbefehl des Generals Antonio de Sucre und begab sich an die Küste, um die erwarteten neuen columbianischen Hilfstruppen in Empfang zu nehmen und herbeizuführen. So kam es, dass er bei der entscheidenden Schlacht, welche der spanischen Herrschaft in Amerika für immer ein Ende machte, nicht zugegen war.

Nach dem Sieg der Patrioten bei Junin machte der Vicekönig La Serna die grössten Anstrengungen, um alle seine Streitkräfte zu vereinigen. Der General Valdez wurde aus Oberperu herbeigerufen und

er selbst zog von Cusco aus, um mit Canterac zusammenzutreffen. Sein Heer zählte über 10 000 Mann und war dem der Patrioten weit überlegen, denn Sucre verfügte bloss über 6000. Im Vertrauen auf seine Übermacht hoffte daher der spanische General seine Gegner nicht bloss zu schlagen, sondern traf auch Vorkehrungen; um ihnen den Rückzug nach der Küste abzuschneiden und sie nach der Niederlage zu vernichten. Unweit der Stadt Huamanga kam es zur Schlacht in der Ebene von Ayacucho (9. Dezember 1824). Die Spanier, welche eine sehr starke Stellung auf einem Berge inne hatten, waren ihres Sieges so sicher, dass sie dieselbe verliessen, um zum Angriff auf die Ebene herabzusteigen. Ehe jedoch ihre Truppenabteilungen daselbst alle ankamen und sich ordnen konnten, wurden sie von den Patrioten angegriffen und nach einem nur einstündigen Kampfe gänzlich geschlagen. Der Vicekönig selbst wurde verwundet und gefangen und schloss in der darauffolgenden Nacht eine Kapitulation ab, der zufolge die Spanier Peru räumten.

Wie bitter es auch für Bolivar sein musste, dass dieser grösste und folgenreichste Sieg des ganzen südamerikanischen Befreiungskrieges in seiner Abwesenheit erfochten wurde, so mochte es ihm ein Trost sein, dass die Lorbeeren dem General Sucre zugefallen waren, einem Mann, den er vor allen seinen Waffengefährten hochschätzte und der ihm unbedingt ergeben war. Auch erlitt sein Ruhm dadurch keine Einbusse, denn er war und blieb ja doch der oberste Leiter des Feldzuges und die Seele des ganzen Unternehmens. Dies war auch die Meinung des ganzen Landes und der Grund, aus welchem der zu Anfang des Jahres 1825 wieder zusammengetretene Kongress, trotz der aufkeimenden Besorgnisse der liberalen Partei, Bolivar ersuchte, die oberste Gewalt noch ferner auszuüben.

Bolivar weigerte sich dem Kongresse gegenüber in entschiedener Weise, die Diktatur nochmals zu übernehmen, in Wirklichkeit jedoch wünschte er dieselbe und liess sie im Geheimen durch seine Anhänger betreiben. Er fügte sich endlich, scheinbar gezwungen, dem allgemeinen Wunsche und übernahm die Fortführung der Regierung unter dem Titel eines Befreiers und Vaters von Peru. Der Kongress beschloss, dass ihm eine Reiterstatue errichtet und Denkmünzen mit seinem Bilde geschlagen werden sollten. Ausserdem stellte er ihm als ein weiteres Zeichen des Nationaldankes eine Million Pesos zur Verfügung, welche Bolivar aber nur zum Besten seines Heimatlandes Carácas annahm. Der colombianische Kongress wurde durch eine besondere Gesandschaft gebeten, das fernere Verbleiben Bolivars in Peru zu gestatten.

Dies war der Höhepunkt in Bolivars Laufbahn. Er übertrug die



Denkmal Simon Bolivars auf dem Platz der Constitucion.

(S. 374.)

ihm anvertraute Gewalt einem Regierungsrat, und während der Marschall Sucre die letzten spanischen Streitkräfte in Ober-Peru vernichtete, begab er sich nach Arequipa, von wo aus er durch ein Dekret aus den Provinzen des Hochlandes, die anfangs zur Audienz von Lima und später zu Buenos Ayres gehört hatten, einen neuen Staat bildete. Die Abgeordneten der dazu gehörenden Landesteile traten zusammen und nannten die junge Republik ihrem Schöpfer zu Ehren Bolivia. Von Arequipa aus setzte Bolivar seine Reise fort und besuchte Cusco und die bedeutendsten Städte des Hochlandes. Überall, wohin er kam, wurde er in der überschwenglichsten Weise empfangen und war der Gegenstand abgöttischer Verehrung. Er hielt die Verwirklichung seines lange genährten Planes jetzt für möglich und glaubte die einleitenden Schritte dazu wagen zu können. Das Ziel, welches er vor Augen hatte, war nichts Geringeres, als die Errichtung eines grossen Staatenbundes aus allen Teilen der ehemaligen spanisch-amerikanischen Kolonieen, aus welchem sodann ein Bundesstaat gebildet werden sollte, an dessen Spitze er selbst zu treten gedachte. In Colombia, welches aus Venezuela, Neu-Granada und Quito bestand, war er bereits zum Präsidenten gewählt, jetzt sollte Peru dem Staatensystem hinzugefügt werden. Zu diesem Ende hatte er eine Verfassung entworfen, welche unter republikanischem Namen monarchische Einrichtungen enthielt, und welche an die Spitze des Staates einen unverantwortlichen, auf Lebenszeit gewählten Präsidenten stellte. Er übergab diesen Verfassungsentwurf bei seiner Abreise dem Regierungsrat, damit dieser ihn während seiner Abwesenheit in Peru vom Kongress oder vom Volk annehmen liesse, während er selbst denselben in dem neugebildeten Staate einführen würde. Zu gleicher Zeit liess er durch den Kongress von Colombia an alle spanisch-amerikanischen Staaten Einladungen ergehen, durch welche dieselben zur Beschickung eines allgemeinen Kongresses in Panama aufgefordert wurden, der die Errichtung einer grossen central- und südamerikanischen Konföderation beraten sollte.

Dieser phantastische Plan offenbarte das innerste Wesen Bolivars. Bei ihm überwog eine zügellose Einbildungskraft den Verstand, und leidenschaftliche Heftigkeit trübte eine ruhige Beurteilung der Verhältnisse. Zehnjährige Erfahrungen hatten ihm gezeigt, wie schwer es sei, auch nur in einem Lande eine von allen anerkannte, geordnete, Regierung zu schaffen, und trotzdem fasste er den verwegenen Gedanken, die gesamten spanisch-amerikanischen Staaten unter seiner Leitung zu vereinigen. Das masslose Lob, das man ihm gespendet und die Schmeichelei, die ihn umgab, hatten ihn verblendet. Bolivar

war ein Mann von ganz aussergewöhnlichen Fähigkeiten. Er überblickte mit instinktmässiger Schnelligkeit die schwierigsten Verhältnisse und Aufgaben, hatte ein besonderes militärisches Organisationstalent, fasste kühne und weitblickende Pläne, und bewies ebensoviel Entschlossenheit als Ausdauer und Geduld in ihrer Ausführung. Er besass eine wunderbare Beredsamkeit, die ihm in jedem Augenblicke ohne jedwede Vorbereitung zu Gebote stand und deren hinreissender Strom, voll von blendenden poetischen Bildern und überraschenden Wendungen, die Zuhörer in Erstaunen versetzte und bezauberte. Diese Rednergabe aber, sowie überhaupt seine ganze innere Stärke wurzelte in seiner Begeisterung für eine grosse Idee, die Befreiung und Unabhängigkeit Südamerikas. Es wohnte in ihm eine fieberhaft erregte, aber doch nie ermattende Kraft, deren magnetischer Einfluss die Menschen unterwarf und mit sich fortriss. Aber indem Bolivar den durch ihn entzündeten Enthusiasmus für selbstsüchtige Zwecke auszubeuten suchte, wurde er sich selbst untreu, und der Schimmer, der seinen Namen umgab, trübte sich und begann zu erblassen.

Das stolze Gebäude, von welchem sein Ehrgeiz träumte, hatte kaum angefangen, sich über seine schwachen Grundlagen zu erheben, als es schon wieder zusammensank. Chile und Argentinien, wo Bolivar nicht gewesen war und keinen persönlichen Einfluss besass, lehnten von vorn herein ab, den Kongress in Panama zu beschicken. Von Peru, Bolivia, Colombia, Centro-Amerika und Mexiko traten zwar Abgeordnete zusammen, allein sie waren zu keinen bindenden Beschlüssen ermächtigt, am wenigsten zu solchen, wie Bolivar sie wünschte und erwartete. Die beiden Länder, welche ihm ihre Unabhängigkeit verdankten, sagten sich am ersten von ihm los. Die Flamme der Bewunderung für den Befreier war zu lebhaft gewesen, um lange anzuhalten und auf die Wärme des patriotischen Dankgefühls, für dessen Ausdruck kein Opfer gross genug erschien, war eine merkliche Abkühlung gefolgt. In Peru war zwar die von ihm vorgeschlagene Verfassung durch die Bemühungen und Ränke seiner Partei von den Wahlausschüssen angenommen und beschworen, und er selbst zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt worden, allein kaum war die colombianische Besatzung von Lima, welche sich empört und ihre Offiziere abgesetzt hatte, von der Hauptstadt entfernt und nach Guayaquil zurückgesendet worden, so trat ein neuer Congress zusammen, hob die bolivianische Verfassung auf und bildete eine neue Regierung unter der Präsidentschaft des Generals La Mar. Ähnliches geschah in Bolivia, wo im Dezember desselben Jahres in La Paz ein Aufstand ausbrach, durch welchen der Marschall Sucre, der Sieger von

Ayacucho und Statthalter Bolivars in der Präsidentschaft von Hochperu genötigt wurde, sein Amt niederzulegen.

Bolivar war im September 1826 nach Colombia zurückgekehrt, wo innere Unruhen seine Anwesenheit erheischten. Dort erwählte ihn der Kongress nochmals zum Präsidenten (1827) und im nächsten Jahre liess er sich unter Auflösung der Nationalversammlung zum Diktator ernennen. Allein sein Stern war im Sinken, der Zauber, der einst von seinem Namen ausging, war gewichen. Eine Verschwörung bildete sich gegen sein Leben, und nur mit Not entkam er den Mördern, die in seinen Palast gedrungen waren. Sein eigenes Heimatland Venezuela fiel von ihm ab und trennte sich von Colombia. Bolivar bemühte sich vergebens, das zerrissene Band des Bundes wieder zu knüpfen. Als er sich von der Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen überzeugen musste und fühlte, dass auch in Bogotá seine Stellung untergraben sei, dankte er ab, körperlich gebrochen und geistig niedergebeugt und starb noch im selben Jahre in Santa Marta am 17. Dezember 1830.

Der dritte Versuch, monarchische Einrichtungen in Peru einzuführen, wurde von Santa Cruz gemacht, zehn Jahre nachdem Bolivar das Land verlassen hatte.

Andres Santa Cruz, geboren zu La Paz im heutigen Bolivien in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, war Sohn eines spanischen Offiziers und einer Tochter der angesehenen Kazikenfamilie der Calaumanas. Er wurde zu Cusco erzogen und war Mitschüler Gamarras auf dem dortigen Kollegium. Wie dieser begann er seine militärische Laufbahn im spanischen Dienst und trat als Oberst in das Patriotenheer. Als solcher kommandierte er die peruanische Division, die unter dem Oberbefehl Sucres die spanischen Truppen in Quito bekämpfte. In der Schlacht am Pichincha (24. Mai 1822), durch welche Quito von der spanischen Herrschaft befreit wurde, fochten die Peruaner mit Auszeichnung, und Santa Cruz wurde dafür von Bolivar zum colombianischen General ernannt. Nach Peru zurückgekehrt, behielt er unter dem Oberbefehl des Generals Arenales das Kommando der Truppen, die er bisher befehligt hatte, und die von jetzt an Armee des Centrums genannt wurden.

Das erste politische Ereignis, bei welchem Santa Cruz eine leitende Rolle spielte, war die Erhebung Riva-Agueros zur Präsidentschaft. Als nach San Martins Abreise der vom Kongresse ernannte Regierungsrat in Misskredit fiel, richteten die höheren Offiziere unter Vortritt von Santa Cruz eine Eingabe an die Versammlung, worin diese in achtungsvoller aber dringender Weise ersucht wurde, die vollziehende Gewalt

dem damaligen Obersten José de la Riva-Aguero zu übertragen, und da dies Gesuch nach zwei Tagen in noch nachdrücklicheren Ausdrücken wiederholt wurde, so sah sich der Kongress genötigt, dem Heere zu willfahren und ernannte dessen Kandidaten zum Präsidenten und zugleich zum Marschall. Zum Dank dafür übertrug dieser den Generälen Santa Cruz und Gamarra den Oberbefehl der gegen Ober-Peru ausgerüsteten Streitmacht, welche noch im selben Jahre (1823) nach dem Süden abging.

Der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung fiel dem General Santa Cruz zur Last. Die Patrioten hatten die Cordillera überstiegen, in La Paz war die Unabhängigkeit erklärt worden und Gamarra war bis Cochabamba vorgegangen. Als darauf der spanische General Valdez anrückte, kam es bei Zepita am Titicaca-See zu einem Treffen, in welchem die Patrioten siegten. Trotz dieses errungenen Vorteils, und wiewohl die Patrioten den Spaniern an Truppenzahl weit überlegen waren, trat doch Santa Cruz den Rückzug an die Küste an, um sich mit der colombianischen Division unter Sucre zu vereinigen, der sich in Quilca ausgeschifft hatte. Auf diesem Marsche wurde er von den Spaniern bei Sica-Sica eingeholt und geschlagen, und als bald darauf die Brücke über den Desaguadero diesen in die Hände fiel, löste sich das Patriotenheer gänzlich auf.

Als Bolivar nach der Schlacht bei Ayacucho seine Reise nach Hoch-Peru antrat, wurde Santa Cruz nach La Mars Rücktritt Präsident des Regierungsrates und blieb in dieser Stellung nach Bolivars Rückkehr nach Colombia, verlor sie aber kurze Zeit darauf, als nach dem Aufstand der colombianischen Truppen und ihrer Rückkehr nach Guayaquil der Kongress zusammentrat und die bolivianische Verfassung wieder aufhob. Durch die darauf erfolgte Erhebung La Mars zur Präsidentenwürde, fühlte sich Santa Cruz zurückgesetzt und gekränkt, und um ihn zu entschädigen und zu entfernen, wurde er als bevollmächtigter Minister nach Chile geschickt. Im Jahre 1828 kehrte er nach Peru zurück und begab sich nach Arequipa. Dort begann er für den Plan zu arbeiten, den er bereits in Lima gefasst hatte, nämlich die durch Bolivar getrennten Landesteile wieder zu einem Bundesstaate zu vereinigen. Der bolivianische Kongress, der damals in Chuquisaca versammelt war, ernannte ihn zum Präsidenten; doch trat er dieses Amt nicht sogleich an, sondern erst im nächsten Jahre (24. Mai 1829) am Jahrestage der Schlacht am Pichincha, und regierte von jetzt an sein Vaterland zehn Jahre lang.

Unter seiner Leitung kam alsbald Ordnung in die Verwirrung, die bis jetzt in Bolivia geherrscht hatte. Allein dieses Binnenland ohne

Häfen, welches dem Meere nur durch fremdes Gebiet zugänglich war, vermochte sich in seiner Abgeschlossenheit nicht so zu entwickeln, wie er es wünschte und anstrebte, daher er alsbald wieder seine Blicke nach Peru richtete, und seine ganze Aufmerksamkeit seinem früheren Plane zuwendete. Seine ursprüngliche Absicht war, die südlichen Provinzen des peruanischen Hochlandes, die in Hinsicht auf Bodenverhältnisse, Klima, Charakter, Lebensweise und Sitten der Bevölkerung, zu Bolivia zu gehören scheinen, mit diesem zu vereinigen, und darauf mit dem Reste Perus in ein Bundesverhältnis zu treten. In der That fand diese Idee unter den Bewohnern des Südens viele Anhänger, denn man war der beständigen Bürgerkriege müde, unter denen das Hochland am meisten gelitten hatte, und die Umwandlung, die in jüngster Zeit in Bolivia vor sich gegangen war, bezeichnete Santa Cruz als den Mann, von dem auch Peru Ordnung und Frieden zu erwarten habe.

Die Gelegenheit zur Verwirklichung dieses Planes boten die Wirren, die nach Ablauf der ersten Verwaltungsperiode Gamarras in Peru ausbrachen, und die nächste Veranlassung ging von den Peruanern selbst aus. Gegen den rechtmässigen Präsidenten Orbegoso hatte sich Gamarra empört und seinen Gegenkandidaten Bermudez aufgestellt. Als jedoch dessen Truppen bei Maquinhuayo zu Orbegoso übergangen waren, sah sich Gamarra genötigt, nach Bolivia zu flüchten. Dort hatte er in Chuquisaca eine Zusammenkunft mit Santa Cruz, worin die Angelegenheiten Perus erörtert und Verabredungen über eine Ordnung derselben getroffen wurden. Allein diese alten Waffengefährten hatten beide dieselben, von ihrer indianischen Abstammung herrührenden Charaktereigenschaften: sie waren verschlagen und falsch, kannten sich seit lange und trauten einander nicht. Inzwischen hatte sich in Lima der junge Diktator Salaverry gegen Orbegoso, Bermudez und Gamarra erhoben, und ein grosser Teil des Landes hatte sich ihm angeschlossen, oder sich seiner Regierung unterworfen. Unter diesen Umständen traten sowohl Gamarra als Orbegoso in Unterhandlungen mit Santa Cruz, und ersuchten ihn, durch sein Eingreifen die Ordnung in Peru wiederherzustellen, worunter natürlich jeder verstand, dass er in seinen Bemühungen zur Erlangung der Herrschaft von ihm unterstützt werden möge. Gamarra nahm den Gedanken der Föderation von Santa Cruz an, in der Hoffnung, dass er der Präsident des neuzubildenden Südstaates sein werde. Aber während Santa Cruz ihn zu begünstigen schien, schloss er mit dem Bevollmächtigten Orbegosos, General Anselmo Quiroz einen Vertrag ab (15. Juni 1835), kraft dessen ein bolivianisches Heer in Peru einrücken sollte, und Santa Cruz, im Falle er selbst die Führung seiner Truppen

übernähme, auch den Oberbefehl über die peruanischen Truppen führen sollte. Eine fernere Bestimmung des Vertrages verfügte, dass eine Versammlung von Abgeordneten der Provinzen des Südens berufen werden sollte, um über die neue staatliche Form dieser Provinzen zu beschliessen. Als Gamarra von diesem Vertrag Nachricht erhielt, schöpfte er sogleich den Verdacht, dass ihm in dem neuen Staate keine Rolle zugedacht sei; er erklärte sich daher gegen Santa Cruz, trat mit Salaverry in Verbindung und ordnete sich diesem scheinbar unter. Allein immer nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht, führte er die Truppen, die er an sich gezogen hatte, nicht Salaverry zu, sondern gegen die ausdrücklichen Weisungen seines jetzigen Chefs und gegen den Beschluss eines Kriegsrates, lieferte er dem heranziehenden Santa Cruz die Schlacht bei Yanacocha, in welcher er geschlagen wurde. Als er nach Lima kam, war Salaverry bereits mit dem Heere nach dem Süden abgegangen und befand sich in Pisco. Gamarra wurde gefangen genommen und dorthin geschickt. Man glaubte, Salaverry werde ihn erschiessen lassen, aber dieser begnügte sich damit, ihn nach Costa Rica zu verbannen, weil, wie er sagte, Gamarra allerdings den Tod verdient habe, aber trotz seiner Charakterfehler der einzige Mann sei, der Peru regieren könne, im Falle er selbst umkäme.

Wie Salaverry später von Santa Cruz bei Socobaya besiegt und erschossen wurde, wird später erzählt werden. Es wurden darauf zwei Versammlungen berufen, eine für die Nordprovinzen Perus nach Huaura, und eine zweite für die Südprovinzen nach Sicuani im Departement von Cusco. Beide erklärten sich zu Gunsten einer peru-bolivianischen Konföderation, welche aus drei Staaten bestand, nämlich aus einem Nordstaate mit der Hauptstadt Lima, einem Mittelstaate, der aus den Departementen Ayacucho, Arequipa, Cusco und Puno gebildet wurde, mit der Hauptstadt Arequipa, und einem Südstaate, dem bisherigen Bolivien. Jeder Staat hatte einen eigenen Kongress und einen eigenen Präsidenten. Über dem Ganzen stand Santa Cruz mit dem Titel eines Protektors und unbeschränkten Vollmachten auf 10 Jahre.

Santa Cruz war wie San Martin der Ansicht, dass für den dermaligen Zustand der spanisch-amerikanischen Länder eine repräsentative, republikanische Verfassung nicht passend sei, dass vielmehr die Regierunggewalt möglichst stark und monarchisch sein müsse, und er selbst war allerdings der Mann für eine solche. Er besass zwar keine hervorragenden militärischen Fähigkeiten, und in entscheidenden Augenblicken mangelten ihm Mut und Entschlossenheit, aber er hatte ungewöhnliche Talente für die Verwaltung. Wie früher in Bolivia, so kam auch jetzt

in Peru unter seiner geschickten und kräftigen Hand alsbald Ordnung in das Chaos, welches er vorfand. Alle Zweige der Verwaltung wurden gehoben, die Beamten mussten gewissenhaft auf ihren Posten sein, die Rechtspflege wurde verbessert, die Verwirrung in der Gesetzgebung durch ein einheitliches Gesetzbuch (código boliviano) behoben. Dem Ackerbau und Bergbau wendete der Protektor seine besondere Aufmerksamkeit zu und Verträge mit den seefahrenden Nationen beförderten den Handel. Das Heer war gut geschult, bewaffnet und gekleidet; die Soldaten erhielten regelmässig ihre Löhnung, dagegen wurde auf strengste Mannszucht gehalten. Der Protektor selbst umgab sich in Lima mit einem militärischen Pomp, der an den Hofstaat eines Monarchen erinnerte, hielt streng auf Etikette, und alle, die um ihn waren, beobachteten ihm gegenüber Formen der grössten Ehrerbietung.

Allein die Zeit der Ruhe und Ordnung, die Peru unter der Regierung des Protektorats genoss, war nicht von langer Dauer. Die Nachbarrepubliken Chile und Argentinien wurden eifersüchtig auf die zunehmende Entwicklung der Konföderation und erblickten in deren künftiger Machtentfaltung eine Gefahr für ihre Sicherheit. In solchen Befürchtungen wurden insbesondere Chile bestärkt durch die peruanischen Flüchtlinge, die daselbst eine Zuflucht gesucht hatten, vorzüglich durch Gamarra, der sich von Centro-Amerika dahin begab, und Castilla, der schon vor der Schlacht bei Socobaya sich gegen die Konföderation erklärt hatte und das Land verlassen musste. Der erste Kriegszug, der von Chile gegen Santa Cruz ausgerüstet wurde, missglückte, und der chilenische General Blanco Encalada wurde durch den Vertrag von Paucarpata bei Arequipa gezwungen, Peru mit seinen Leuten wieder zu verlassen. Allein dieser Vertrag wurde von der chilenischen Regierung verworfen, ein zweites Heer von 6000 Mann unter dem General Manuel Bulnes landete im folgenden Jahre in Ancon, nahm Lima und schlug am 20. Januar 1839 den Protektor bei Yungay im Thale des Santaflusses. Diese Niederlage machte der Herrschaft des General Santa Cruz ein Ende, nicht bloss in Peru, sondern auch in Bolivia, und trotz wiederholter Versuche gelang es ihm nicht wieder, sich zur Geltung zu bringen. Er brachte seine letzten Lebensjahre zurückgezogen in Frankreich zu und starb dort im Jahre 1865.

In Peru kam nach der Auflösung der Konföderation Gamarra wieder zur Regierung. Nachdem dieser jedoch zwei Jahre später in der Schlacht bei Ingavi getötet worden war, verfiel das Land in verwirrtere Zustände als je zuvor.

Legt man sich nach alledem die Frage vor, auf welche Weise wohl

Peru zu geordneten staatlichen Verhältnissen, und zu einem ruhigen und stätigen Fortschritt geführt werden könne, so befindet man sich allerdings vor einem schwierigen Problem. Auch wenn man die Ansicht der Männer teilt, von deren Eingreifen in die Geschicke Perus so eben gehandelt worden ist, und eine monarchische Verfassung für die eigentümlichen sozialen Verhältnisse dieses Landes als die angemessenste betrachtet, so kann man sich doch nicht verhehlen, dass unter den gegenwärtigen Umständen der Einführung einer solchen unübersteigliche Hindernisse entgegenstehen. Gesetzt den Fall, dass nach dem unglücklichen Versuch in Mexico ein Prinz eines europäischen Fürstenhauses sich bereit finden liesse, die peruanische Krone anzunehmen, und dass die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen die Errichtung eines Thrones keinen Einspruch erhöben, so würde doch ein solcher König oder Kaiser in Peru nichts Anderes sein, als das Haupt einer Partei, die ihn zur Regierung berufen hätte. Seine Herrschaft würde daher auf eben so unsicherer Grundlage ruhen als die irgend eines militärischen Machthabers, dem sein Mut und Geschick, oder die Unfähigkeit seiner Gegner zur obersten Gewalt verhalfen; denn ein Geburtsadel und mächtiger Grossgrundbesitz, welche die natürlichen Stützen monarchischer Verfassungen bilden, fehlen in Peru, und wie unbeständig und wandelbar Parteiinteressen und deren Vertreter sind, hat die Geschichte des Landes in zu vielen Beispielen gezeigt. Eine Monarchie würde daher nur dann Bestand haben können, wenn sie unter dem Schutze einer fremden Macht stände, und durch die Anwesenheit einer gewissen Anzahl ausländischer Truppen gestützt würde.

Immerhin würde aber durch die Einführung einer monarchischen Regierung oder durch ein fest gegründetes diktatorisches Regiment eine Frage ungelöst bleiben, die für die innere Entwicklung des Landes von der grössten Wichtigkeit ist. Soll Peru nicht für immer das bleiben, was es bis jetzt gewesen ist, ein von verschiedenen Menschenrassen bewohntes Gebiet, soll aus den verschiedenen Bestandteilen der Bevölkerung sich allmählich eine Nation bilden, so muss eine Verschmelzung derselben angestrebt werden, und zwar durch wirksamere Mittel, als dies bis jetzt der Fall gewesen ist. Dem steht aber nichts so sehr entgegen, als die zu mächtige Anziehung der Hauptstadt. Die Vereinigung des politischen Lebens daselbst, die Unsicherheit im Innern des Landes durch die Ruhestörungen und Beamtenwillkür, die Genüsse des geselligen Lebens in einem weichen Klima, haben allmählich eine grosse Anzahl weisser Familien, die früher in den Provinzen lebten, nach Lima geführt. Wer es irgend ermöglichen kann, lässt sich in der

Hauptstadt nieder. Die notwendige Folge davon ist, dass im Innern die indianische Rasse auch in den Städten immer mehr überhand nimmt, und dass die Provinzen des Hochlandes dem Staate mehr und mehr entfremdet werden.

Es muss also etwas geschehen, was dieser Auswanderung der weisen Bevölkerung vom Innern an die Küste entgegenwirkt, was diese mit dem Verbleiben in ihrer Heimat aussöhnt, und sie wieder dahin zurückführt. Es scheint uns, dass die einzige Massregel, von welcher sich ein Erfolg in dieser Hinsicht erwarten liesse, eine Änderung der Verfassung sein würde, nämlich das Aufgeben der einheitlichen Republik und die Einführung eines Bundesstaates; nicht die Teilung in zwei Hälften, wie zu Zeiten der bolivianischen Konföderation, sondern in eine Anzahl von Staaten, deren Abgrenzung durch die Bodenverhältnisse und Bequemlichkeit des Verkehrs bestimmt wird. Durch Erhebung der Provinzialstädte zu Hauptstädten werden neue Interessen geschaffen, welche an dieselben gekettet sind, der Ehrgeiz findet dadurch zugleich eine Befriedigung und eine Beschränkung, Unruhen und Aufruhr bringen nicht mehr dem Ganzen Schaden, sondern erschöpfen sich am Orte, wo sie entstehen, die Lokalinteressen der Provinzen, die bisher von der Regierung stets vernachlässigt wurden, treten jetzt in den Vordergrund, die Aufmerksamkeit wird von der engeren Heimat in Anspruch genommen, statt dass sonst die Blicke nur immer nach der bisherigen Hauptstadt gerichtet waren.

Um dem verderblichen Einfluss von Lima noch nachdrücklicher entgegen zu arbeiten, dürfte die Bundesregierung nicht in dieser Stadt ihren Sitz haben, überhaupt nicht an der Küste, sondern in einem Orte des Hochlandes. Die Wahl eines solchen würde nicht schwer sein, denn er bietet sich ganz natürlich und beinahe selbstverständlich in dem Sitz des alten Incareiches, der Stadt Cusco. Wir haben schon früher den erschlaffenden Einfluss hervorgehoben, den das Klima von Lima auf Geist und Körper bei allen ausübt, die sich längere Zeit daselbst aufhalten, und da sich die Menschen aus allen Provinzen hier zusammendrängen, so kann man sagen, dass dieser Einfluss sich indirekt auf das ganze Land erstreckt. Die Luft des Thales von Cusco dagegen ist kräftigend ohne rauh zu sein, und welcher Art ihre Einwirkung auf die Menschen ist, hat die Rasse der Incas bewiesen, die sich durch körperliche Kraft und Ausdauer, sowie durch geistige Lebhaftigkeit auszeichnete.

Von der Verlegung der Bundeshauptstadt ins Innere des Landes liessen sich daher für Peru zwei wichtige Folgen erwarten: es würde

ein neuer Mittelpunkt geschaffen, dessen Bevölkerung sich voraussichtlich rasch vermehren und einen weniger weichlichen Charakter besitzen würde, als die Bewohner der Küste, und weiterhin würde dieser neue Mittelpunkt civilisierend auf die volkreichsten Gegenden des Landes wirken, in welchen gegenwärtig das wenige Gute, was sie der europäischen Kultur verdanken, mehr und mehr verloren geht, und wo nur noch die Laster gedeihen, die man ihnen zugebracht hat.

Man muss sich indessen eingestehen, dass die eben besprochenen Massregeln nicht genügen würden, um europäische Kultur unter den Landeseingeborenen zu verbreiten und sie dadurch zu einer thätigeren Teilnahme am Staatsleben heranzuziehen, wenn nicht eine ausgedehntere Vermischung derselben mit der weissen Rasse stattfindet. Eine solche aber lässt sich nur allmählich herbeiführen, und die grösste Schwierigkeit besteht darin, dass die weisse Bevölkerung in der gesamten Einwohnermasse nur einen kleinen Bruchteil ausmacht. Es müssen also Mittel gesucht werden, welche geeignet sind, eine fortgesetzte, wenn auch nicht gerade zahlreiche Einwanderung von Europäern ins Innere des Landes zu bewirken.

Da wir hiermit aber ein Gebiet betreten, welches eine ausführlichere Untersuchung erfordert, als an diesem Orte am Platze sein würde, so begnügen wir uns damit, es berührt zu haben, und behalten uns die Besprechung der Kolonisation in einem anderen Kapitel vor.

Die Präfektur und Polizei.

Die Polizeiintendantur befindet sich in demselben Lokal, das sie bereits zu Zeiten der spanischen Herrschaft inne hatte, nämlich in der nordöstlichen Ecke des Regierungsgebäudes, wo die dazu gehörigen Räumlichkeiten um einen, von den übrigen Teilen des Palastes abgeschlossenen Hof liegen, der einen besonderen Eingang von der Strasse her hat. Im Erdgeschoss befindet sich das Polizeiamt, im Oberstock das Amtslokal der Präfektur. Die übrigen Räume sind Beamtenwohnungen, Wachtstuben oder Arrestlokale, in welchen Störer der öffentlichen Ruhe eine Nacht, oder Verbrecher die ersten 24 Stunden zubringen, worauf sie in das Gefängnis von Guadalupe abgeliefert werden.

Die Sorge für die öffentliche Ruhe, die Aufrechterhaltung der Gesetze, die Vollstreckung der gerichtlichen Strafen — die sogenannte hohe Polizei — ist Obliegenheit des Präfekten und des unter ihm stehenden Subpräfekten, welcher in Lima den Titel Intendente de Po-

licia führt. Die bewaffnete Macht, die der Polizei zur Ausübung ihrer Befugnisse zur Verfügung steht, ist die Bürgergarde (guardia civil) und die Schutzmannschaft (celadores). Die Bürgergarde besteht aus Abteilungen von je zehn unter einem Inspektor und Subinspektor; zwei oder drei Abteilungen bilden eine Kompagnie unter einem Major und drei Kompagnieen eine Kolonne unter einem Kommandanten. Die gesamte Mannschaft eines Orts steht unter einem Polizeikommissär. Die Sub-Inspektoren werden vom Präfekten auf Vorschlag des Subpräfekten ernannt, die Inspektoren durch die Minister auf Vorschlag des Präfekten, die Majore, Kommandanten und Kommissäre durch den Präsidenten. Die Bewaffnung und Uniformierung der Bürgergarde ist an verschiedenen Orten verschieden. In Lima trugen sie Seitengewehr und Revolver. Gegenwärtig ist in der Hauptstadt die Bürgergarde nicht einberufen und der Polizeidienst wird nur durch die Schutzleute versehen. Diese sind in jeder Hinsicht wie ein Truppenkörper uniformiert und stehen unter militärischem Kommando. Es werden dazu vorzugsweise Offiziere und Mannschaften verwendet, die sich im Mititärdienst durch Pflichttreue und Entschlossenheit ausgezeichnet haben, sodass die Schutzmannschaft als ein Muster-Korps betrachtet werden kann. Dem entsprechend empfangen sie auch eine höhere Löhnung als die Truppen; gegenwärtig erhält der Gemeine einen Sol täglich, also so viel wie drei Mark. Es giebt Celadores zu Fuss und berittene Schutzleute. Die ersten werden in Kompagnieen von 40—80 Mann geteilt, und drei Kompagnieen bilden eine Kolonne, die unter einem Major steht. Vier Kompagnieen oder mehr bilden ein Bataillon, befehligt von einem Oberstlieutenant, einem Major und einem Adjutanten. Die berittenen Schutzleute zerfallen in Piquets unter einem Rittmeister. Zwei bis drei Piquets bilden eine Schwadron und drei Schwadronen ein Regiment, welches von einem Obersten befehligt wird.

Die Schutzmannschaften in Lima sind gegenwärtig in drei Kasernen einquartiert, von denen zwei auf der linken Seite des Flusses und eine auf der rechten liegt. Sie zählen im ganzen 1200 Mann und sind mit Peabody-Gewehren und Seitengewehren bewaffnet. Die Kommissäre besuchen zu Pferde ihre Distrikte, in der Nacht mehrmals. An jeder Strassenkreuzung steht ein Schutzmann (celador). Ausserdem durchziehen nachts Abteilungen die Stadt. Die Sicherheit lässt daher nichts zu wünschen übrig; seit dem Frieden hat man nie von einem nächtlichen Einbruch oder Überfall gehört.

Die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und die Sicherheit der Personen und des Eigentums ist in Lima unter gewöhnlichen Um-

ständen nie schwer gewesen. Es ist für die niedrige Bevölkerung zu leicht, sich auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen, als dass sie das immerhin nicht gefahrlose Gewerbe des Stehlens vorziehen sollten. So lange ich Lima gekannt habe, ist bloss unter aussergewöhnlichen Zuständen die Sicherheit zeitweilig gestört worden, wenn nämlich infolge von sogenannten Revolutionen grössere Massen von zuchtlosen Truppen in die Hauptstadt eingerückt und dann nach Beendigung des Bürgerkrieges entlassen worden waren. Ehe diese Umhertreiber in ihre Heimat zurückkehrten oder sich an andere Orte verzogen, raubten sie gewöhnlich eine Zeit lang auf den Strassen und Wegen in der Umgegend und räumten auch wohl in der Stadt eine Wohnung aus, mitunter am hellen Tage. Die Bürgergarde, die dann gewöhnlich den Dienst versah, war auch eine gemütlichere Truppe als die Celadores und übereilte sich nicht, wenn sie zu Hilfe gerufen wurde, besonders in der Nacht. Wenn dann irgendwo Lärm entstand, und Diebe einbrechen wollten, oder eingebrochen waren, so begannen die Gardisten an den Strassenecken aus Leibeskräften zu pfeifen, teils um ihre Kameraden zusammenzurufen, teils aber auch, um die Diebe wissen zu lassen, dass sie entdeckt seien. Dabei rührten sie sich aber nicht von ihrem Posten, bis sie ungefähr annehmen konnten, dass die Diebe über die Dächer entkommen seien. Dann kam der Inspektor mit grossem Geprassel angesprengt, die Gardisten rückten in hellen Haufen vor das Haus, an welches möglichst geräuschvoll gepocht wurde, um die ganze Nachbarschaft bezeugen zu lassen, wie wacker die Sicherheitswache ihre Pflicht erfülle.

Die gefährlichste Zeit in Lima war das erste Jahr der chilenischen Besetzung, denn damals waren die Polizisten die Räuber. Man konnte abends nach 9 Uhr nicht ausgehen ohne gewärtigen zu müssen, von den Hütern der Sicherheit geplündert zu werden. Die chilenischen Offiziere liessen es an Strenge nicht fehlen, um die Zucht unter ihren Leuten aufrecht zu erhalten, allein es war zu viel verbrecherisches Gesindel darunter. Wer abends ausgehen musste, steckte nur wenige Bankbillets zu sich, denn ganz ohne Geld zu sein, war auch nicht ratsam, da man Gefahr lief, von den enttäuschten Räubern gemisshandelt zu werden. Es wurde damals allgemein gebräuchlich, Nickeluhren zu tragen. Gegen Ende der chilenischen Herrschaft wurde es besser, die schlimmsten Subjekte waren nach und nach entfernt worden, und man hatte Schutzleute, sogenannte Pacos, von Chile kommen lassen. Doch war aber auch diesen Burschen nicht ganz zu trauen, man hielt sich immer wo möglich von ihnen entfernt auf der anderen Seite der Strasse, um nicht

unversehens von hinten angefallen zu werden. Erst nachdem die Chilenen die Stadt geräumt hatten, war die Sicherheit vollständig wieder hergestellt, und jedermann hatte das Gefühl, als befände er sich wieder in seinem Hause.

Die Kasernen.

Das einzige Gebäude der Stadt, welches als Kaserne erbaut wurde, ist das sogenannte Fort Santa Catalina. Es wurde gegen Ende der spanischen Herrschaft im Jahre 1806 von dem nachmaligen Vicekönig Pezuela errichtet, als ein Arsenal für Artillerie und dient noch gegenwärtig demselben Zwecke, nebstdem auch als allgemeines Militärzeughaus. Die Kriegsmaterialen, die es enthielt, sind selbstverständlich während der feindlichen Besetzung der Stadt verloren gegangen, und man beginnt jetzt sie allmählich wieder zu ersetzen. Die Kaserne liegt auf dem Platze und in der Nähe des Klosters gleichen Namens an der Südseite der Stadt und bildet ein Quadrat, dessen Ecken an der Front von niedrigen plumpen, mit Schiessscharten versehenen Türmen gebildet werden, während ein dritter sich in der Mitte der Fassade über dem Haupteingang erhebt. Zu beiden Seiten des Einganges befinden sich Zimmer für die Offiziere und Mannschaften der Wache. Hat man diese durchschritten, so gelangt man auf einen weiten Hof, der mit mehreren kleineren in offener Verbindung steht. Um alle liegen unregelmässige Gebäude, die als Wohnungen für Offiziere und Soldaten der Artilleriebrigade dienen. In einer Halle befindet sich der Artilleriepark, der aus zwei Batterien kleiner Gebirgskanonen besteht, in einer anderen eine Werkstatt, in welcher schadhafte Gewehre ausgebessert und alte Waffen nach neuen Modellen umgearbeitet werden. Die vier Meister sind Deutsche von Suhl, welche allmählich eine Anzahl von Peruanern angelehrt haben. Durch das Gebäude fliesst ein wasserreicher Arm des Flusses, der recht wohl eine Maschine treiben könnte. Bis jetzt aber ist diese Kraft unbenutzt geblieben.

Die übrigen Kasernen der Stadt befinden sich in ehemaligen Hospitälern, wie in San Andrès, dem früheren Männerkrankenhaus; in San Lazaro, einst das Asyl der Unheilbaren auf der rechten Seite des Flusses; ferner werden aufgehobene Klöster oder Teile von noch bewohnten Konventen zu Wohnungen für Soldaten benutzt, so Kreuzgänge der Klöster von San Francisco und San Agustin, Santo Tomas, Francisco de Paula, Guadalupe, auch die ehemalige Escuela de Artes, die Militärschule Espiritu Santo und ein Teil des ehemaligen Gebäudes der Inquisition.

Das Militärwesen.

Nach einem in Gemässheit mit der Verfassung von 1860 veröffentlichten Gesetze vom 6. Dezember 1862 besteht die bewaffnete Macht der Republik in Friedenszeiten aus 4250 Mann Infanterie mit Einschluss der Marinesoldaten, 1200 Kavallerie und einer Artilleriebrigade von 250 Mann. Die Anzahl der Infanterie-Bataillone und Kavallerie-Regimenter hängt vom Ermessen der Regierung ab, indessen sollen in keiner Truppenabteilung mehr Offiziere angestellt werden als das Reglement vorschreibt, und nur fünf Musikchöre gebildet werden. Die vollziehende Gewalt hält in den Hauptorten der Departements die Anzahl von Schutzleuten, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung erforderlich ist, doch soll in keinem Falle die Zahl derselben in der ganzen Republik 3000 übersteigen.

Die Artilleriebrigade besteht aus einem Bataillon von 200 Mann in vier Kompagnien mit 16 Feldgeschützen und 30 Maultieren; sodann einer Schwadron reitender Artillerie von 100 Mann in zwei Kompagnien mit 8 Kanonen und 110 Pferden. Diese werden befehligt von einem Obersten, einem Oberstlieutenant und einem Major, einem Adjutanten. Ausserdem hat jede Kompagnie einen Hauptmann, zwei Lieutenants, zwei Unterlieutenants, drei Sergeanten, zwei Kadetten, acht Unteroffiziere und zwei Trompeter.

Die reitende Artillerie wird von einem Oberstlieutenant befehligt, hat einen Major, zwei Adjutanten, einen Trompeter und einen Hufschmied. Jede Kompagnie der reitenden Artillerie hat dieselbe Anzahl Offiziere wie die Kompagnieen zu Fuss.

Die Infanterie-Bataillone werden nach Nummern benannt, haben aber in der Regel ausserdem noch einen Namen, nach dem Orte, wo sie ausgehoben sind, oder wo einst eine für die Peruaner rühmliche Waffenthat stattgefunden hat. Die Stärke eines Bataillons ist 310 Mann, welche in acht Kompagnieen geteilt sind. Die Offiziere eines Bataillons sind: 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 1 Major, 2 Adjutanten, 1 Trompeter, 1 Waffenschmied. Jede Kompagnie hat 1 Hauptmann, 2 Lieutenants, 1 Unterlieutenant, 5 Sergeanten, 2 Kadetten, 6 Unteroffiziere, 7 Gefreite, 1 Trompeter 1 Pfeifer, 1 Trommelschläger und 16 Soldaten.

Jedes Kavallerie-Regiment besteht aus 6 Kompagnieen, nebst einer Kompagnie Flankenreiter, zusammen 280 Reiter und 300 Pferde. Diese werden befehligt von 1 Oberst, 2 Oberstlieutenants, 1 Major, 3 Adjutanten, 1 Fähnrich. Dazu kommt 1 Ober-Trompeter, 1 Waffenschmied, 1 Hufschmied und ein Sattler. Jede Kompagnie hat 1 Hauptmann, 2 Lieute-

nants, 1 Fähnrich, 5 Sergeanten, 2 Kadetten, 7 Unteroffiziere, 6 Gefreite, 2 Trompeter und 17 Gemeine.

In Kriegszeiten wird jeder Kompagnie ein Unterlieutenant hinzugefügt. Die Bataillone können zu Regimentern gemacht werden, in welchem Falle sie einen zweiten Oberstlieutenant erhalten. In der Kavallerie wird jeder Kompagnie ein Fähnrich zugegeben. Die Unteroffiziere bleiben dieselben, aber die Zahl der Gemeinen kann so weit vermehrt werden, als die Regierung für gut befindet.

Für die Aushebung der Truppen wurde im Jahre 1872 ein Rekrutierungsgesetz erlassen, in welchem die Stärke des Heeres in Friedenszeiten auf 4000 Mann beschränkt wird. Nach diesem Gesetz wird die erforderliche Anzahl jedes Jahr aus der dienstpflichtigen und waffenfähigen Jugend durch das Loos ausgehoben. Dienstpflichtig ist jeder Peruaner, der das 21. Lebensjahr zurückgelegt hat. Frei vom Militärdienste sind einzige Söhne von Witwen, Familienväter mit unmündigen Kindern, Studenten irgend einer Fakultät, Geistliche und Lehrer. Die Dienstzeit beträgt fünf Jahre, wovon drei Jahre auf aktiven Dienst, zwei auf die Reserve fallen. Jedes Jahr geht ein Drittel der Truppen zur Reserve über. Für jede Kompagnie soll eine Schule errichtet werden, in welcher den Soldaten Lesen und Schreiben gelehrt wird.

Die Offiziere bis zum Major werden von der Regierung ernannt. Die höheren Offiziere vom Oberstlieutenant aufwärts werden von der Regierung dem Kongresse vorgeschlagen und von diesem entweder bestätigt oder abgelehnt. Grade bis zum Oberst kann die Regierung vorläufig erteilen, den Rang eines Generals aber nicht.

In keinem Zweige der Verwaltung der Republik wichen die thatsächlichen Verhältnisse so weit von den in der Verfassung enthaltenen Vorschriften ab, als im Militärwesen. Auch kann dies kaum anders sein in einem Lande, in welchem die bewaffnete Macht zwar Gesetz und Verfassung zur Stütze dienen soll, aber nur zu oft gerade zum Gegenteil, zum Umsturz der bestehenden Ordnung, und zur Herbeiführung gesetzwidriger Zustände gebraucht wird. Dass unter solchen Umständen die Zahl der Truppen nicht auf die Friedensstärke beschränkt bleiben kann, liegt auf der Hand. Jeder Machthaber wirbt Truppen an, so weit es ihm die Rekrutierungsfähigkeit des Landes und seine Mittel gestatten, und er behält sein Heer, so lange er dessen zu seiner Befestigung bedarf. Andererseits kann sich auch ein verfassungsmässig erwählter Präsident mit der vorschriftsmässigen Zahl der Truppen nicht begnügen, wenn er sich durch eine aufständische Bewegung im Lande bedroht sieht.

Die Anwerbung der Truppen geschieht noch jetzt in derselben Weise, die von jeher in Peru gebräuchlich gewesen ist, nämlich durch Pressen. Die Rekrutierungsordnung, deren oben erwähnt wurde, ist noch nie zur Anwendung gebracht worden, und selbst unter Pardo wurden die Mannschaften nicht in der gesetzlich vorgeschriebenen Weise ausgehoben. Werden Soldaten gebraucht, entweder zur Aufrechterhaltung der Ordnung, oder zu deren Umsturz, so schickt die Regierung oder der Anführer der Aufständischen Werbepatrouillen aus, welche durch Trinkgelage und Berauschung junge Leute in die Kasernen zu locken suchen. Allein nur selten gelingt es auf diese Weise, die gewünschte Anzahl von freiwilligen Rekruten zum Eintritt in den Dienst zu bewegen, sodass gewöhnlich bei der Einkleidung weniger unmständlich verfahren wird. Ausgeschickte Streifwachen ergreifen dann ohne weiteres alle jungen Leute von brauner Farbe, die sie in den Strassen antreffen, schleppen sie zur Kaserne, und zwingen sie zum Anlegen der Uniform, worauf sie im Hofe einexerziert und eingeschlossen gehalten werden. Wenn rekrutiert wird, lässt man daher die Hausdiener nur ungern und mit grosser Vorsicht ausgehen, denn man muss gewärtigen, dass der Koch nicht vom Markte zurückkehrt und ein zu einer Bestellung ausgesendeter Bursch unterwegs den Werbern in die Hände fällt. Die Herren der aufgefangenen Diener müssen dann in den Kasernen umherlaufen, um die Vermissten zu suchen. Zuweilen, wenn man den Kommandanten des Bataillons kennt, oder ihm empfohlen wird, gelingt es, den jungen Leuten ihre Freilassung zu erwirken, auch lässt man die Verheirateten in der Regel wieder gehen, wenn sie Kinder zu ernähren haben, und von ihren Frauen zurückverlangt werden. Zur Infanterie werden fast nur Indianer oder dunkle Mestizen — cholos — eingestellt; zur Kavallerie dagegen zieht man Neger und Zambos vor, denn die reinen Indianer haben bis heute noch nicht die Scheu vor den Pferden verloren, die den Spaniern bei Eroberung des Landes die Besiegung der Peruaner so erleichtete. Weisse Gesichter sieht man unter den gemeinen Soldaten nicht, denn Leute von vorwiegend europäischer Abstammung werden alsbald zu Offizieren befördert.

Wiewohl nun die Mehrzahl der jungen Leute zum Dienste gezwungen werden, so gewöhnen sie sich doch bald an den Verlust ihrer Freiheit, und werden bei ihrem leicht lenkbaren Charakter mit der Zeit zu guten Soldaten. Werden sie von ihren Offizieren einigermassen freundlich behandelt, so sind sie denselben unbedingt ergeben. Man kann sagen, dass sie eigentlich nur für ihre Offiziere fechten, denn für die Ursachen innerer Zwistigkeiten oder Kriege gegen auswärtige Feinde,

haben sie entweder gar kein Verständnis, oder sind sie gleichgiltig. Bei dem letzten Kriege gegen Chile glaubten anfangs viele der aus dem Innern ankommenden Rekruten, dass »Chile« der Name eines Generals oder Parteichefs sei, und sprachen vom »Señor Chile«, gegen die sie zu Felde zu ziehen wähnten.

Zieht eine peruanische Truppenabteilung zu einem längeren Marsche aus, so folgen dem Zuge immer eine grosse Anzahl von Weibern, rabonas genannt (von rabo, Schweif). Sie sind entweder mit Soldaten verheiratet oder haben unter denselben ihre Zuhälter, sorgen für die Beköstigung der Mannschaften, kochen ihre Mahlzeiten und pflegen Verwundete und Kranke. Ihre Strapazen auf den Märschen sind zuweilen grösser als die der Männer. Sie sind bepackt mit dem Kochgeschirr, Decken und anderen Habseligkeiten, nicht selten tragen sie dabei noch ein Kind, entweder auf dem Rücken, oder noch ungeboren im Leibe. Werden sie auf dem Wege von ihrer Stunde überrascht, so gönnen sie sich kaum einige Stunden Ruhe, schlingen dann das Neugeborene in einem Tuche über ihren Rücken und folgen den Truppen. Im nächsten Fluss, über den der Weg führt, waschen sie ihr Kind und sich selbst, und setzen sodann ihren Marsch fort. So unwahrscheinlich dies klingt, so hört man diese Thatsachen doch so oft berichtet und von Militärpersonen bestätigt, dass man sie nicht wohl bezweifeln kann. Freilich wissen die Erzähler gewöhnlich nicht zu sagen, wie die armen Frauen solche Mühsale ertragen, und wie lange sie dieselben überlebt haben.

Zwar wird im zweiten Paragraphen des Gesetzes über die Militärorganisation vom Jahre 1862 ausdrücklich verfügt, dass keine Truppenabteilung mehr als die ihr vorschriftsmässig zukommende Anzahl von Offizieren haben solle, allein diese Verordnung ist zu allen Zeiten so vernachlässigt worden, als ob sie nicht bestände. Die militärische Laufbahn ist in Peru nicht, wie in geordneten Staaten, ein Beruf, zu welchem junge Leute in Schulen vorbereitet und nach abgelegter Prüfung zugelassen werden, sondern ein Mittel zu Parteizwecken, welches jedermann zugänglich ist, der sich am politischen Getreibe beteiligen will. In unruhigen Zeiten werden von einem Parteihaupt Offiziere ernannt, um durch dieselben die Zahl seiner Anhänger zu vermehren; oder eine Rangklasse wird denselben später zuerkannt, um sie durch den mit derselben verbundenen Gehalt für geleistete Dienste zu belohnen.

In früheren Jahren, zur Zeit als durch die Verschiffung und den Verkauf des Guano im grossen sich die Einkünfte der Republik auf einmal zu mehren begannen, und als sich zuerst vor den erstaunten und gierigen Blicken vieler Müssiggänger die Aussicht eröffnete, mühelos

zum Besitz eines reichlichen Einkommens zu gelangen, da war der Zudrang zum Militärdienst ein ausserordentlicher; wobei aber unter Militärdienst immer nur die höheren Offiziersstellen vom Major aufwärts zu verstehen sind, welche nach Austritt aus dem aktiven Dienst zum Bezug einer Pension berechtigten. Die Umwandlung vom Bürger zum Militär war bald geschehen und unterlag keinen Schwierigkeiten. Hatte sich jemand von einem Parteiführer anwerben lassen, oder sich selbst angeboten, und war man über die Bedingungen einig geworden, so liess sich der neue Offiziersrekrut, dem es gewöhnlich an Geld fehlte, um sich eine Uniform anzuschaffen, die Abzeichen seines Ranges einstweilen auf seinen gewöhnlichen Rock nähen, und wartete das Übrige vom Laufe der Zeit ab. War die sogenannte Revolution erfolgreich, das heisst, gelangte sie bis zur Hauptstadt, so wurden die vorläufigen Rangklassen anerkannt und die Uniform gekauft. Drang sie nicht durch, so mussten sich die in ihren Hoffnungen Getäuschten einstweilen zufrieden geben, und eine nächste Gelegenheit abwarten, oder sie boten auch wohl der bestehenden Regierung gegen Anerkennung eines geringeren Ranges ihren Übertritt an.

In jenen Zeiten waren alle Klassen der Gesellschaft nur von dem einen Streben bewegt, auf irgend eine Weise von den scheinbar unerschöpflichen Reichtümern des Staats Vorteil zu ziehen, und die Bürgerkriege waren damals im Grunde nur Schlägereien um den Besitz des Kassenschlüssels. Die hochtönenden Namen, mit denen die ehrgeizigen Unruhestifter ihre Auflehnung gegen die bestehende Ordnung bemäntelten, wie »Politische Wiedergeburt des Landes, Kampf für Gesetz und Verfassung, Befreiung von Tyrannei«, und wie die Titel sonst noch lauten mochten, waren nur ebenso viele Selbsttäuschungen oder Vorwände, mit denen alle ihre Gelüste nach den lockenden Vorräten des Staatsschatzes zu beschönigen suchten.

Gegen Ende der 60er Jahre war die Menge der höheren Offiziere zu einer in der That erstaunlichen Ziffer gelangt. Man zählte damals über 30 Generäle und mehrere hundert Obersten auf weniger als 5000 Mann Soldaten.*) José Balta, Präsident von 1868—72, und auch

*) Nach der Denkschrift des Kriegsministers, die dem Kongress von 1870 vorgelegt wurde, war die Rangliste der Offiziere des Heeres wie folgt:

1 Marschall,
4 Divisionsgeneräle,
26 Brigadegeneräle,
104 Obersten,
440 Oberstlieutenants mit Oberstenrang,

schon vor ihm Prado in seiner Diktatur, suchten diesem Unwesen Einhalt zu thun. Balta, unter dessen Verwaltung wegen seiner Geschäftsunkenntniss viele Missbräuche vorkamen, war ein zwar beschränkter, aber ehrlicher und wohlmeinender Mann. Er war Oberst, als er zur Präsidentenwürde gelangte, und erlaubte nicht, dass man ihn zum General ernannte, und da er selbst sich mit der Rangklasse begnügte, die er mitgebracht hatte, so konnten auch seine Waffengefährten keine höheren Beförderungen beanspruchen. Manuel Pardo, welcher, obgleich selbst nicht Militär, als Präsident mit zu Felde zog, liess unter den Offizieren, die ihm bei Niederwerfung des Aufstandes unter Piérola behilflich gewesen waren, drei Generäle und einen Admiral ernennen, was ihm von vielen seiner Anhänger als ein Fehler verdacht wurde.

Solange das Militär in Peru nur zur Ausfechtung der inneren Zwistigkeiten verwandt wurde, konnte man die Mängel desselben übersehen, denn die Truppen der streitenden Parteien bestanden ja immer aus derselben Art von Leuten und hatten daher nichts vor einander voraus. Als jedoch die Republik sich zum ersten Male seit ihrem Bestehen in einen ernstlichen äusseren Krieg verwickelt sah, wurden die oben gerügten Gebrechen des Heerwesens dem Lande in empfindlicher Weise zum Bewusstsein gebracht. Denn unter den verschiedenen Ursachen, deren Zusammenwirken die überaus klägliche Niederlage Perus im Kriege mit Chile herbeiführte, war der Mangel an gehörig geschulten und entschlossenen Offizieren vielleicht die verderblichste. Peru verfügte über nicht unbedeutende Streitkräfte, welche unter guter Leitung ihren Feinden recht wohl hätten erfolgreichen Widerstand leisten können. Der peruanische Soldat ist zwar keine stattliche Erscheinung, allein unter seinem unscheinbaren Äusseren birgt er wertvolle Eigenschaften, welche die spanischen Generäle zu schätzen wussten;

---

463 Majore mit Oberstlieutenantsrang,
595 Hauptleute,
551 Lieutenants,
386 Unterlieutenants.

Ärztliches Personal.

33 Oberärzte,
29 Chirurgen erster Klasse,
13 Chirurgen zweiter Klasse.

Kommissariat.

7 Oberkommissäre,
13 Kriegskommissäre,
3 Kommissariatsbeamte.

2668 Offiziere auf 4171 Mannschaften.

denn die Mannschaften der königlichen Truppen, welche im Befreiungskriege gegen die Patrioten fochten, waren fast alle Indianer des Hochlandes, und aus solchen besteht auch jetzt die Mehrzahl des peruanischen Heeres. Der indianische Soldat ist gehorsam, geduldig, ausdauernd, und fähig, die grössten Mühsale bei kärglicher Nahrung zu ertragen. Seinem stumpfsinnigen Charakter gemäss ist er nicht feurig beim Angriff, thut überhaupt selten etwas aus eigenem Antrieb, aber er folgt seinem Offizier. Ist dieser mutig, so sind auch seine Leute tapfer, fällt er oder flieht er, so halten auch die Truppen nicht länger Stand. Die Leistungsfähigkeit des peruanischen Militärs ist, abgesehen von der strategischen Leitung, weit mehr von der Tüchtigkeit der Offiziere abhängig, als bei den Truppen anderer Völker, bei denen die Soldaten fortfahren, sich zu schlagen, wenn die Offiziere gefallen oder kampfunfähig geworden sind. Zu diesen gehören auch die Chilenen. Bei guter und schlechter Führung, und auch ohne Offiziere schlägt sich der Chilene mit Tapferkeit und Ausdauer. Er liebt den Kampf um des Kampfes willen, und vor allem den Kampf in der Nähe, bei welchem Mut und Geschicklichkeit den Ausschlag giebt, und dies ist der Grund, aus welchem sich die Chilenen den Peruanern in allen Gefechten überlegen zeigten.

Die Kriegführung von Seiten Perus war von Anfang an eine Reihe von Fehlern und daraus hervorgehenden Misserfolgen. Die Salpeterprovinz Tarapacà, um deren Besitz es den Chilenen wesentlich zu thun war, wurde ohne einen ernstlichen Kampf an sie verloren. Die Schlacht bei Dolores oder San Francisco, welche über das Schicksal dieses reichen Gebietes entschied, verdiente im Grunde einen solchen Namen nicht, denn während eine peruanische Division die chilenische Stellung auf dem Hügel von San Francisco entschlossen angriff, zerstreute sich der grösste Teil des verbündeten Heeres, ohne ins Gefecht gekommen zu sein. Zwar war bei dem bundesbrüchigen Verhalten des bolivianischen Präsidenten Daza und der verdrossenen Haltung der bolivianischen Hilfstruppen ein ungünstiger Ausgang des Feldzuges vorauszusehen, aber dass derselbe ein so plötzliches und schmähliches Ende nehmen würde, konnte niemand erwarten und musste dasselbe mit Recht der Unfähigkeit des peruanischen Obergenerals Buendia und der Fahrlässigkeit seines Stabes zur Last gelegt werden.

Als nun in der Folge die Chilenen ihren Angriff gegen die peruanische Hauptstadt vorbereiteten, da hätte man glauben sollen, dass angesichts der dem Vaterlande drohenden Gefahr der Streit der Parteien aufhören werde, das ganze Volk werde sich um sein erwähltes

Oberhaupt scharen, und zur Anordnung der Landesverteidigung werde man alle älteren und erfahrenen Offiziere wieder zum aktiven Dienst rufen. Allein von alledem geschah das Gegenteil. Der Präsident Prado verliess aus Verzagtheit seinen Posten und begab sich ins Ausland, unter dem Vorwand, irgendwo Panzerschiffe kaufen oder bauen lassen zu wollen, und überliess die Regierung dem Vicepräsidenten und seinen Ministern. Bald nach seiner Flucht empörte sich Nicolas Piérola gegen die Regierung und erklärte sich zum Staatsoberhaupt mit unbeschränkter Vollmacht. Die besseren Klassen der Bevölkerung waren über das Benehmen Prados so entrüstet, und über die Unfähigkeit der Regierung so niedergeschlagen, dass sie sich dem neuen, von Pöbelgunst getragenen Machthaber ohne Widerstand fügten. Man erkannte allgemein an, dass eine starke, mit unbeschränkten Befugnissen ausgerüstete Regierung unter den obwaltenden Umständen ein dringendes Bedürfnis sei, und Piérola hätte sein Land noch retten können, wäre er wirklich der Mann gewesen, für den man ihn damals hielt. Es zeigte sich aber nur zu bald, dass er kein Patriot war, dem das Wohl seines Landes über alles galt, sondern nur ein Parteimann, dessen Leidenschaften auch die dringende äussere Gefahr nicht zurückzudrängen vermochte.

Sobald Piérola sich der Regierung bemächtigt hatte, war es sein hauptsächlichstes Bemühen, unter Auschluss der älteren Offiziere, die er als seine politischen Gegner betrachtete, alle höheren Kommandos mit seinen Parteigenossen zu besetzen, mochten sie frühere Militärs gewesen sein oder nicht. Den Oberbefehl der Truppen im Süden wagte er zwar nicht zu ändern, da der dort kommandierende Admiral Montero die neue Regierung in Lima sofort anerkannte, und sich und seine Offiziere derselben untergeordnet hatte. Dem ungeachtet betrachtete der Diktator diese kleine Armee als Feinde, die sich möglicherweise seinen ehrgeizigen Plänen widersetzen könnten, oder deren kriegerische Leistungen wohl gar die Heldenthaten verdunkeln möchten, die er selbst zu vollbringen gedachte. Er schickte daher keine Verstärkungen nach dem Süden, obwohl er wusste, dass die peruanische Streitmacht samt den bolivianischen Hilfstruppen weit schwächer waren als das denselben gegenüberstehende chilenische Heer. Selbst die Verpflegungsgegenstände, deren die Truppen dringend bedurften, wurden ihnen bloss in kärglicher Menge zugesandt. Als daher im nächsten Jahre Montero in der Schlacht bei Tacna geschlagen, der Hafen von Arica genommen und infolgedessen auch diese ganze Provinz verloren wurde, so vernahm der Diktator die Nachricht von dem neuen Unglück des Landes nicht sowohl mit

patriotischem Kummer, als mit geheimer Befriedigung. Er erwartete die Chilenen in Lima und wollte den Ruhm, sie geschlagen zu haben, mit niemandem teilen.

Dieselbe kleinliche Eifersucht leitete den Diktator auch bei der Wahl seiner Minister, oder wie er sie nannte, seiner Sekretäre. Er war dabei weniger darauf bedacht, sich mit tüchtigen Leuten zu umgeben, deren Fähigkeiten und Eifer dem Lande nützen konnten, als mit solchen, von deren Unbedeutenheit er für sein persönliches Ansehen nichts zu fürchten hatte. Der wichtigste Posten unter den obwaltenden Umständen war natürlich der des Kriegsministers, da demselben die Leitung der gesamten Landesverteidigung oblag. Zu diesem Amte ernannte er Don Miguel Iglesias, denselben, der später sich von den Chilenen zum Präsidenten einsetzen liess, um mit ihnen den Friedensvertrag von Ancon abzuschliessen. Iglesias hatte in früheren Zeiten verschiedene Male an Auflehnungen gegen die Regierung teilgenommen, im Jahre 1865 mit dem damaligen Obersten Prado gegen den Präsidenten Pezet, darauf 1868 mit dem Obersten José Balta gegen den inzwischen Präsident gewordenen Prado; endlich 1874 mit Nicolas Piérola gegen den Präsidenten Manuel Pardo, dessen Anhänger er anfangs gewesen war. Im übrigen hatte er als Besitzer grosser Ländereien im Hochland der Provinz Cajamarca fast immer auf seinen Gütern gelebt und sich mit Viehzucht beschäftigt. Er stand im Rufe eines ehrlichen, aber ehrgeizigen und dabei geistig sehr beschränkten Mannes. Jetzt wurde er von Piérola zum Obersten ernannt und begann seine militärische Laufbahn als Kriegsminister.

Da der Diktator sich die Oberleitung der Hauptarmee selbst vorbehalten hatte, so war der Posten, der dem seinigen in Wichtigkeit am nächsten stand, der eines Generals der Reserve. Ein deutscher Offizier, welcher weiss, was für Ansprüche an die Kenntnisse und Leistungsfähigkeit der Mitglieder des Generalstabs gemacht werden, würde sich wundern, wenn er hörte, wie leicht man in Peru zu den höchsten Stufen militärischer Auszeichnung gelangen kann. Zum Oberbefehlshaber der Reserve-Armee wurde ein Mann ernannt, der bisher nur als politischer Ränkeschmied bekannt gewesen, der als halb diplomatischer, halb geschäftlicher Zwischenträger unter dem Präsidenten Balta zu grossen Summen Geldes gekommen war und dieselben auf den Boulevards von Paris verprasst hatte; ein intelligenter Mann, der aber nie militärischen Dienst gesehen und auch nie kriegerische Neigungen an den Tag gelegt hatte. Da die Ernennung von Generälen nur dem Kongresse zusteht, so erhielt dieser Unterfeldherr gleich dem

Kriegsminister vorläufig nur den Rang eines Obersten, und gefiel sich darin, in langem weissen Mantel gehüllt, durch die Strassen zu reiten, um Aufsehen zu erregen. Als aber die Chilenen anrückten, war während der Schlachten weder der weisse Mantel zu sehen, noch der Mann zu finden, der ihn getragen hatte, wie denn über den Verbleib des Reservegenerals in den entscheidenden Augenblicken bis jetzt noch nichts Gewisses hat ermittelt werden können.

Der Diktator Piérola selbst legte sich zwar auch nur den Rang eines Obersten bei, aber nur, weil der einfache Titel eines Generals seinem hochfahrenden Ehrgeiz viel zu unbedeutend erschien. Piérola war in dem geistlichen Seminar von Santo Toribio erzogen und war später Doktor der Rechte geworden. Unter dem Präsidenten Balta war er, damals noch ein junger Mann, Finanzminister, und als solcher Urheber der grossen Anleihen, die nach wenigen Jahren zum Bankerott des Landes führten. Mit Ausnahme des von ihm gegen die Regierung Manuel Pardos erregten Aufstandes (1875) war er nie militärisch beschäftigt gewesen; indessen hielt er sich in eitler Verblendung für einen geborenen Feldherrn und Schlachtenlenker. Um eine solche Meinung von seiner Person auch bei seinen Mitbürgern zu erwecken, trug er bei Paraden und öffentlichen Feierlichkeiten nicht die Uniform seiner Rangklasse, sondern ein militärisches Phantasiekostüm: Hohe glänzende Lackstiefeln, weisse Beinkleider, und um seiner kleinen Statur etwas nachzuhelfen, einen schimmernden silbernen Helm, auf dessen Spitze ein goldener Adler seine Flügel entfaltete, als sei er im Begriff, sich zu einer unbekannten Höhe emporzuschwingen.

Die ganzen militärischen Vorbereitungen des Diktators glichen seinem Anzuge: Alles war eitles, hohles Schaugepränge, ohne inneren Ernst und Eifer. Die Bataillone kamen nach einander aus dem Innern an, kräftige und willige Leute, aus denen man ganz gute Soldaten hätte machen können, allein noch kannten sie kaum den Gebrauch der Waffen, und ihre Offiziere waren ebenso unerfahren. Anstatt sie aber gehörig und ohne Unterlass einzuüben und zu dem nahe bevorstehenden Kampfe vorzubereiten, liess man sie nur zur Erbauung der Vertrauensseligen alle Tage mit rauschender Musik durch die Strassen ziehen. Die Feinde waren bereits im Anrücken begriffen, und man hatte sich noch nicht einmal über die Exerzierordnung geeinigt, welche eingeführt werden sollte. Unter solchen Umständen musste die Schlacht, die über das Schicksal Perus entscheiden sollte, schon als verloren betrachtet werden, ehe sie noch geschlagen war. Und das war die Meinung der meisten verständigen Leute, die trotzdem als Soldaten der Reserve auszogen,

um ohne Hoffnung auf Erfolg ihre Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen.

Ausführlicheres über die Schlachten bei Chorrillos und Miraflores am 13. und 15. Januar 1881, infolge deren die Hauptstadt von den Chilenen besetzt wurde, sowie eine kurze Darstellung des ganzen Krieges findet sich im zweiten Bande im Kapitel über die Umgebungen Limas, und im Anschluss an die Beschreibung des Schlachtfeldes von San Juan. An diesem Orte beschränken wir uns auf die Erwähnung der Begebenheiten, die mit dem Zustande des peruanischen Militärwesens nach dem Kriege in Verbindung stehen.

In der Schlacht bei Chorillos hielt der Kriegsminister Miguel Iglesias den Morro Solar besetzt, den Berg, an dessen Fuss die kleine Stadt liegt, und behauptete sich daselbst, obwohl von dem übrigen Heere abgeschnitten, bis er endlich von den Chilenen gefangen genommen wurde. Nach einiger Zeit in Freiheit gesetzt, kehrte er nach seiner Heimat Cajamarca zurück, wo er von der in Arequipa tagenden Nationalversammlung, in Anerkennung seiner in der Schlacht bewiesenen Standhaftigkeit zum General ernannt wurde. Er nahm zwar diese Ernennung an, sagte sich aber bald darauf von der Regierung als nicht zu Recht bestehend los, und bildete unter dem Schutze der Chilenen eine eigene unabhängige Regierung, welche sich den in Peru nicht mehr neuen Titel einer »regeneradora« beilegte. Die Chilenen erkannten diese Regierung infolge vorläufiger geheimer Abmachungen an, räumten ihr die Hauptstadt ein und schlossen mit ihr den Friedensvertrag von Ancon, kraft dessen Peru die Provinz Tarapacà abtrat und Chile von den auf den abgetretenen Gebieten lastenden Hypothekenschulden entband. Der General Iglesias hielt darauf seinen Einzug in Lima (Oktober 1883). Es wurden alsbald Wahlen zu einem Kongresse ausgeschrieben, und um den Provinzen die Mühe zu ersparen, zum grossen Teile in Lima vollzogen. Die in solcher Weise improvisierte Landesvertretung trat nach einigen Monaten zusammen, bestätigte den Frieden, und ernannte den General Iglesias zum provisorischen Präsidenten der Republik mit ausserordentlichen Vollmachten, worauf sich die Versammlung vertagte.

Der General Iglesias hatte wiederholt in seinen Proklamationen ausgesprochen, die Übernahme der Regierung sei seinerseits ein Opfer, welches seine Vaterlandsliebe ihm auferlege; seine Absicht sei bloss, dem Lande den Frieden zu geben, dessen es bedürfe, und sein sehnlicher Wunsch sei, das öffentliche Leben möge baldmöglichst verfassungsgemäss geordnet werden und er selbst sich wieder ins Privatleben zurückziehen können. Allein, als er sich nun wirklich im Palaste zu Lima

angelangt sah, fing er an, Geschmack an dem patriotischen Opfer zu finden, und von Abdanken und Privatleben war keine Rede mehr. Den Chilenen war es natürlich darum zu thun, die Regierung, die sich zum Friedensschluss hergegeben hatte, möglichst lange aufrecht zu erhalten, und der chilenische Minister in Lima, Jovino Novoa, von dem der ganze Plan ausgegangen und sehr geschickt durchgeführt worden war, unterstützte den Präsidenten mit dem ganzen Einfluss seiner Regierung, und seinem unablässigen Beirat, welcher dahin ging, die ihm zugefallene Macht auf unbestimmte Zeit zu behaupten. In der That behielt Iglesias seine Stellung zwei Jahre lang, ohne dass es ihm in dieser Zeit gelungen wäre, sich Sympathieen und Anhang im Lande zu erwerben. Auch war dies der Sachlage nach kaum möglich, denn seine Regierung war im Grunde nur eine Fortsetzung der chilenischen Herrschaft unter peruanischem Namen, und kein Peruaner, der einen Rest von Ehrgefühl besass, konnte sich einer solchen aufrichtig und ehrlich anschliessen. Indessen verfügte Iglesias über das Zollhaus von Callao, und damit über die einzige Einnahmequelle, die dem Staate derzeit zu Gebote stand; es konnte ihm daher an stellensuchenden Anhängern nicht fehlen, wenn auch die Mehrzahl derselben übelberufene Leute waren.

Um äusserlich sein Ansehen zu befestigen, musste er vor allen Dingen eine bewaffnete Macht um sich sammeln. Es wurde dabei in der üblichen Weise verfahren, d. h. in Lima, Callao und einigen anderen Orten im Lande, wo die Regierung anerkannt war, wurden junge Leute aus dem Volke in Masse zum Dienste gepresst. In kurzer Zeit hatte man einige Bataillone beisammen, deren Zahl allmählich vermehrt wurde, bis zuletzt die Stärke seiner Truppen sich auf mehr als 6000 Mann belief. Die Soldaten wurden nach chilenischem Muster uniformiert, waren mit Peabody-Gewehren oder Remingtons bewaffnet und führten die Patronen in ledernen Taschen über dem Gürtel um den Leib. Die Artillerie bestand aus 24 Gebirgskanonen aus der Kruppschen Fabrik und war gut bespannt, die Kavallerie von 800 Mann war gut beritten und hatte meist grosse, starke chilenische Pferde. Die gesamten Mannschaften bestanden aus kräftigen Leuten, waren gut gekleidet und gut einexerziert und waren vielleicht die bestaussehenden Truppen, die man in Peru erlebt hatte.

Mit den Offizieren verhielt es sich freilich anders. Dass man sich mit der Ernennung der vorschriftsmässigen Anzahl begnügen würde, war nicht zu erwarten, denn Iglesias musste sich eine Partei bilden, und stellte daher in allen Zweigen der Verwaltung so viel Leute an, als die zur Verfügung stehenden Mittel irgend erlaubten. Zu keiner Zeit seit

Einführung der Republik ist der Unfug in Besetzung der höheren Offiziersstellen mit unfähigen, ungeeigneten Persönlichkeiten grösser gewesen als nach dem Kriege. Um den Eingang zum Palast sah man Scharen von uniformierten Leuten mit den Abzeichen von Obersten und Oberstlieutenants, die niemand zuvor als Militärs gekannt hatte. Neben so vielen Obersten durften natürlich auch einige Generäle nicht fehlen, und unter den zu diesem Range Erhobenen befand sich auch der Ritter vom weissen Mantel, der in der Schlacht von Miraflores abhanden gekommene Kommandant der Reserve, der nach Abzug der Chilenen zur rechten Zeit wieder zum Vorschein kam, um bei seinem Kollegen und Vorgesetzten Kriegsminister zu werden.

Der General Cáceres.

Trotz der für Peru verhältnismässig beträchtlichen Streitkräfte, über welche der General Iglesias verfügte, war dieser doch nicht im stande, seiner Regierung im Lande Ansehen zu verschaffen. Es gehorchten ihm ausser der Hauptstadt und ihrem Hafen nur einige Küstenprovinzen, und auch diese immer nur so lange, als sie von seinen Truppen besetzt blieben; zogen diese wieder ab, so erklärten sich auch alsbald die zur Anerkennung gezwungenen Plätze wieder gegen die Regierung von Lima. Im grössten Teil der Republik herrschte die patriotische oder Verfassungs-Partei, welche diesmal ihren Namen mit Recht führte, da sie eine von fremdem Einfluss unabhängige, nicht von persönlicher Willkür geleitete, sondern verfassungsmässige Regierung verlangte. An der Spitze dieser Partei stand der General Andrès Avelino Cáceres, ein Mann, der mit unermüdlicher Ausdauer und Zähigkeit erst im Kriege gegen die Chilenen und dann gegen den von ihnen eingesetzten Machthaber gefochten hatte. Cáceres war trotz seiner Tapferkeit in seinen militärischen Unternehmungen nie glücklich gewesen; er hatte an allen Schlachten des Krieges teilgenommen und war stets unterlegen. Allein trotz allem widrigen Geschick hatten ihn sein Mut und seine Standhaftigkeit nie verlassen. Endlich, als sein Stern am tiefsten gesunken war, und dem Untergang nahe schien, leuchtete er plötzlich von neuem auf und führte ihn unerwartet zum Siege. Man freute sich, neben so vielen Unwürdigen, deren Benehmen Elend und Schande über Peru brachten, endlich einen Mann zu finden, dessen Thaten der Nation zur Ehre gereichten, freilich musste man zugleich bedauern, dass er die Lorbeeren, die ihm nach langem Ringen zu teil wurden, im Kampfe mit seinen Landsleuten erwarb, nicht gegen die Feinde. Die Peruaner haben stets tapferer unter einander gestritten, als gegen die Chilenen.

Der General Cáceres hatte sich ebenfalls den Titel eines provisorischen Präsidenten beigelegt, nicht sowohl, weil er die Regierung des Landes für sich beanspruchte, sondern um sich mit seinem Gegner in Lima auf gleichen Fuss zu stellen. Er verlangte, dass nach Abschluss des Friedens das Land nicht mehr vom Sieger bevormundet werde, und dass man der Nation nicht länger ihr Recht vorenthalte, Regierung und Volksvertretung in verfassungsmässiger Weise zu erwählen. Bei zwei Vermittlungsversuchen, welche gemacht wurden, um den unheilvollen Zwist durch einen Vergleich beizulegen, erklärte sich Cáceres bereit, sofort seinen Oberbefehl niederzulegen, und seine Truppen einem einzusetzenden Regierungsrat zu unterstellen, wenn Iglesias ein Gleiches thun würde. Allein dazu wollte sich dieser nicht herbeilassen und seine Parteigenossen und chilenischen Ratgeber noch weniger. Und so dauerte der Bürgerkrieg weiter.

Am 27. August 1884 machte Cáceres einen Versuch, sich Limas durch einen Handstreich zu bemächtigen. Er hatte dabei auf den Beistand der Bevölkerung gerechnet, und war mit einer unbedeutenden Anzahl Truppen erschienen, die überdies schlecht bewaffnet und durch Eilmärsche sowie mangelhafte Ernährung am Tage des Angriffs ganz erschöpft waren. Der Versuch schlug fehl, fast die ganze, kleine cáceristische Armee zerstreute sich, und der General zog sich, nur von etwa 60 Reitern begleitet, zurück. Indes war Iglesias und seine Leute so überrascht und erschrocken ob der Kühnheit, dass man die Abziehenden nicht verfolgte, obwohl es damals ein Leichtes gewesen wäre, sie einzuholen und gefangen zu nehmen. Cáceres wandte sich grollend nach Arequipa und begann dort seine Rüstungen aufs neue. Eine Zeit lang wurde er von Bolivien mit Geld und Waffen unterstützt, und nach einigen Monaten hatte er wieder ein kleines Heer gesammelt. Allein die Bolivianer stellten die Auszahlung ihrer Hilfsgelder ein, der General blieb für seinen Unterhalt auf die durch den Krieg ganz erschöpften Ortschaften des Hochlandes beschränkt und seine Lage wurde immer schwieriger.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1885 zog er sich, allmählich von Arequipa aus nach Norden vordringend, in das Gebirge in der Nähe von Lima, entschlossen, dort die Gelegenheit zu einem Unternehmen gegen die Hauptstadt abzuwarten, so ungünstig auch die Aussichten eines Kampfes für ihn sein mochten. In der That war die Ungleichheit der streitenden Parteien gross. Iglesias hatte 6000 Mann wohlbewaffnete, gut gekleidete, einexerzierte, verpflegte und bezahlte Truppen, verfügte über alle Einnahmen des Staats, wurde von Chile mit Geld,

Waffen und Munition unterstützt, und hatte die freie Benutzung von Dampfschiffen und Eisenbahnen. Cáceres dagegen hatte kaum 3000 Mann unter den Waffen, und diese Waffen waren nur zum Teil gut, seine Paar Kanonen waren im Lande gegossen, die Kavallerie ritt auf Maultieren, die Soldaten waren gegen die Kälte des Gebirges nur durch Kleider von schlechtem Baumwollenzeug geschützt und trugen statt Schuhen Sandalen von ungegerbten Häuten; Sold hatten sie bereits seit Monaten nicht mehr erhalten, und oft konnten ihnen bei den angestrengtesten Märschen nur kärgliche und schlechte Nahrungsmittel verabfolgt werden. Dagegen bestand zwischen den Truppen der beiden Nebenbuhler noch eine Ungleichheit anderer Art und diesmal fiel das Ergebnis der Vergleichung zu Gunsten der letzteren aus. Die Mannschaften des Generals Iglesias waren gutbezahlte Söldner, die jedoch für ihren Brodherrn weder Zuneigung noch Achtung hegten, ihre Offiziere bestanden aus Leuten, die in den Dienst getreten waren, um Gehalte zu beziehen, nicht aber, um ihr Leben Gefahren auszusetzen. Die Soldaten des Generals Cáceres dagegen fochten wirklich für einen patriotischen Grundsatz, was in der Geschichte der peruanischen Bürgerkriege selten genug der Fall gewesen ist, und zudem waren sie ihrem Führer unbedingt ergeben. Cáceres besass über seine Leute eine wunderbare Gewalt, er trug ihre Beschwerden und teilte ihre elenden Mahlzeiten; er kannte jeden einzelnen, und selbst ein Sohn des Hochlandes, redete er mit ihnen in ihrer Sprache, sodass die Indianer eine opferfreudige Hingabe für ihn hegten, wie einst in alten Zeiten für ihre Könige, die Incas.

Da das politische Gewissen der Regierung von Lima nicht rein, und sie sich ihrer inneren Schwäche nur zu deutlich bewusst war, so entschloss sie sich stets nur ungern, Truppenabteilungen von der Hauptstadt ausziehen zu lassen. Sie fühlte sich nur sicher, wenn sie von allen ihren Söldnern umgeben war. Man lebte in Regierungskreisen der Hoffnung, dass Mangel an Nahrungsmitteln den gefürchteten Gegner auch ohne Kampf aufreiben werde, und bei einer weniger thatkräftigen und festen Natur hätte sich diese Erwartung allerdings sehr wohl bewahrheiten können. Bei Cáceres jedoch hoffte man vergebens. Endlich erschien es allzu schimpflich, dass dieser mit seiner kleinen Macht sozusagen vor den Thoren der Hauptstadt lagerte, während die ihm bei weitem überlegenen Streitkräfte der Regierung sich vor ihm in den Mauern derselben einschlossen. Im Monat September erhielten daher 3000 Mann der drei Waffengattungen Befehl, gegen das Hochland auszurücken, den General Cáceres aufzusuchen, anzugreifen und bis zur vollständigen Zerstreuung seiner Anhänger zu verfolgen. Der Oberbefehl

über diesen Feldzug wurde dem Bruder des Präsidenten, General Lorenzo Iglesias anvertraut, und als dieser bald darauf an einer Krankheit starb, einem alten Obersten Namens Relayze.

Bevor wir die Begebenheiten des interessanten Feldzuges erzählen, welcher zum Sturze des Generals Iglesias und zur Beendigung des Bürgerkrieges führte, geben wir zum bessen Verständnis desselben eine kurze Übersicht des Schauplatzes, auf welchem die gegnerischen Heere sich bewegten. Die Stadt Lima ist vom Kamm der Küstenkette der Andes 25 Leguas oder 137,5 Kilometer entfernt, und die Pässe, die über dieselbe führen, liegen in einer Höhe von etwa 15 000 Fuss über dem Meere. Der Hauptweg von Lima zum Gebirge ist die transandinische Eisenbahn, welche im Thale des Rimaks hinaufsteigt, aber nur bis zu einer Höhe von 12 000 Fuss vollendet ist, und am Fusse der Kammhöhe mit der Endstation Chicla schliesst. Weiterhin ins Innere muss die Reise auf den alten Saumpfaden fortgesetzt werden. Hat man die Kette überschritten, so gelangt man in ein weites Hochthal, dessen Sohle etwa 11 000 Fuss über dem Meere liegt und sich der Richtung der Cordillera parallel von Norden nach Süden in einer Länge von 30 Leguas ausdehnt. Der das Thal durchströmende, ziemlich reissende Fluss ist der Mantaro, welcher aus dem See von Junin unweit des durch seine Silberminen berühmten Cerro de Pasco entspringt, und sich später mit dem Flusse Apurimac vereinigt. Alle grösseren Ortschaften, darunter die Städte Jauja, Concepcion und Huancayo liegen auf dem linken, oder östlichen Ufer des Mantaro, welches mit dem rechten durch eine Anzahl von Kettenbrücken verbunden wird, die nördlichste derselben ist die Oroyabrücke, über welche der Weg von Lima nach Tarma führt. Der Mantaro lässt sich im Winter bei niederem Wasserstande an manchen Stellen durchwaten oder durchreiten, im Sommer aber nicht, und in diesem Jahre war er durch die frühzeitig eingetretene Regenzeit bereits bedeutend angeschwollen und nicht mehr zu passieren.

Der General Cáceres befand sich mit seinem kleinen Heere in dem Hochthale von Canta, diesseits der Küstenkette, und hatte daselbst eine starke, zur Verteidigung sehr geeignete Stellung inne. Als er die Nachricht vom Anrücken seiner Gegner erhielt, versammelte er seine höheren Offiziere, um den in dem bevorstehenden Feldzuge zu befolgenden Verteidigungsplan mit ihnen zu beraten. Die meisten waren der Meinung, man solle die innegehabten Stellungen behaupten und dort den Angriff des Feindes abwarten. Cáceres pflichtete seinen Offizieren insofern bei, als auch er die grossen Vorteile der Stellung von Canta anerkannte,

und selbst gewünscht hätte, seinen Gegnern daselbst eine Schlacht anzubieten; allein er bemerkte dagegen, dass wie vollständig auch immer der Sieg sein möchte, den man davon trüge, dadurch doch nicht der Streit zum Austrag gebracht, sondern höchstens die Feinde gezwungen werden würden, sich auf die Hauptstadt zurückzuziehen; er verfüge nur über einen mässigen Vorrat von Munitionen, deren Ersatz im Falle von Verlust sehr schwierig und zeitraubend sein würde, und die desshalb so viel als möglich für einen entscheidenden Kampf in der Nähe von Lima aufgespart werden müssten. Er setzte darauf der Versammlung einen Plan auseinander, den er bereits vor längerer Zeit gefasst und bis in seine Einzelheiten erwogen hatte, und zu dessen Ausführung sich jetzt möglicherweise Gelegenheit bieten würde. In Gemässheit mit diesem Plane verliess Cáceres sein Lager bei Canta und ging über die Cordillera ins Innere zurück. Im Hauptquartier seiner Feinde wurde diese Bewegung in der von ihm gewünschten Weise gedeutet, nämlich als ein Zeichen von Mangel an Vertrauen auf seine eigene Stärke, und Scheu vor einem Kampfe. Der Oberst Relayze wurde besorgt, sein Gegner möchte ihm durch das Thal von Jauja nach dem Süden entschlüpfen. Er besetzte daher zuerst Canta, ging dann über die Berge, die dieses Thal vom Rimak trennen, nach Chicla, der Endstation der Eisenbahn, von hier aus in zwei Kolonnen über die Pässe der Cordillera, und stieg sodann gleichfalls ins Thal des Mantaro hinab. Cáceres wich vor ihm zurück, und begab sich nach Jauja, und als er die Sicherheit hatte, dass das Heer der Iglesisten ihm gefolgt sei, befahl er den Übergang seiner Truppen auf das rechte Ufer des Flusses. Der Übergang sollte auf der Kettenbrücke von Huaripampa bewerkstelligt werden, eines kleinen Ortes in der Nähe von Jauja. Ein Teil der Truppen waren bereits auf dem rechten Ufer, als durch das Reissen zweier Ketten von den sechs, welche die Brücke trugen, der Marsch eine Unterbrechung erlitt. Während der Schaden durch die Ingenieure ausgebessert wurde, rückte das feindliche Heer heran, und es musste demselben eine Division entgegengestellt werden, um den Übergang der übrigen Truppen zu decken, welcher vor Sonnenuntergang beendigt wurde (15. November). Die Brücke wurde darauf abgebrochen und die auf dem linken Ufer zurückgebliebene Division zerstreute sich, aber nicht in Flucht, sondern um sich einem erhaltenen Befehle zufolge weiter thalabwärts über die Brücke von Concepcion auf das rechte Ufer des Mantaro zu begeben, worauf auch diese Brücke zerstört wurde.

In den Augen des Obersten Relayze war der Rückzug des General Cáceres nach der Schlacht bei Huaripampa, in welcher die dabei be-

teiligten cáceristischen Truppen allerdings empfindliche Verluste erlitten hatten, eine vollständig Niederlage seines Gegners, und in diesem Sinne war sein Bericht an die Regierung in Lima abgefasst: Ein grosser Teil des feindlichen Heeres sei vernichtet und zersprengt, der Rest vollständig entmutigt, Cáceres selbst sollte mit dem Rest seiner Reiter in südlicher Richtung geflüchtet sein. In der That hatte Cáceres, um seine Gegner in dieser Meinung zu bestärken, Quartiermacher auf den Wegen nach dem Süden ausgeschickt, um die an der Strasse belegenen Ortschaften von dem demnächstigen Eintreffen seiner Truppen benachrichtigen zu lassen. Als in den darauffolgenden Tagen sich diese Nachrichten zu bestätigen schienen, wurde von Lima aus eine zweite Expedition unter dem Oberbefehl des Kriegsministers Echenique durch Transportdampfer nach dem Süden entsandt, um sich im Hafen von Pisco auszuschiffen, von hier aus über Ica nach dem Innern vorzudringen und den flüchtigen Cáceristen den Rückzug abzuschneiden.

Inzwischen war Cáceres auf dem rechten Ufer des Mantaro langsam weitergezogen, hatte die in der Nähe der Stadt Huancayo befindliche Brücke ebenfalls abbrechen lassen, und begann von hier aus seinen seit lange geplanten Flankenmarsch gegen Lima. Er führte sein Heer auf selten betretenen Pfaden, über steile Höhen, durch tiefe Schluchten, weite Eisfelder, wo die Soldaten im Schneesturm unter freiem Himmel übernachten mussten, und nur die elendesten Nahrungsmittel, an zwei Tagen gar nichts zu essen bekamen. Alle Offiziere mussten ihre Pferde hergeben, um Artillerie und Munitionen fortzuschaffen. Unterwegs schickte er eine Abteilung Truppen in seitlicher Richtung ab, um die Oroyabrücke, den einzigen noch übrigen Übergang über den Mantaro zu zerschneiden. Diese vertrieben die zur Bewachung zurückgelassene Besatzung, entledigten sich ihres Auftrages, und vereinigten sich sodann wieder mit dem Heere, worauf die Überwachung des Flusses den Indianern überlassen wurde, und der Oberst Relayze mit seinen Truppen von aller Verbindung mit Lima abgeschnitten blieb.

Von der Bergstadt Yauli wurde eine Schar von 14 auserlesenen Offizieren abgesandt, um die bei Huaripampa in Gefangenschaft geratenen Leute zu befreien und die Eisenbahnstation Chicla zu besetzen. Neun dieser jungen Offiziere kletterten in der Nacht vom 23. bis 24. November an den Felsen der diesen Ort umgebenden Berge herunter, überraschten die 80 Mann starke Besatzung und zerstreuten sie; dann befreiten sie die Gefangenen und setzten sich in Besitz einer Lokomotive und eines Wagenzuges, welcher mit Waffen und Munition für das Korps von Relayze von Lima angekommen war. Tags darauf, am

25., waren sämtliche Truppen des Generals Cáceres in Chicla vereinigt, und schon am nächsten Tage wurde die Hälfte derselben unter dem Lieutenant des Generals, Obersten Pedro A del Solar, thalabwärts befördert und langte in Vitarte, drei Leguas von Lima an, woselbst am 27. Cáceres selbst mit dem Reste seiner Truppen eintraf.

Die Nachricht, dass Truppen des auf der Flucht und weit entfernt geglaubten Generals plötzlich im Thale des Rimaks erschienen seien, gelangte am 24. nach Lima, und erfüllte die Regierung und ihre Parteigenossen mit Staunen und Schrecken. Bald darauf verstummte der Telegraph, und da man jetzt über die Bewegung des Feindes nichts Genaues mehr erfuhr, so vermehrte die Ungewissheit noch die Bestürzung. Man befahl sofort dem Kriegsminister Echenique mit seinen Leuten nach Lima zurückzukehren und hatte wenigstens die Befriedigung, dass dieser General noch nicht von Pisco abmarschiert war, und ohne Verzug umkehren konnte. Mit den Truppen dieser Streitmacht verfügte die Regierung über 2500 Mann, eine Zahl, welche die Streitkräfte des Generals Cáceres erheblich überstieg, denn dieser hatte nach den in Huaripampa und auf dem Marsche erlitten Verlusten kaum 1600 Mann. Die 600 Mann, mit denen der Oberst Solar zuerst in Vitarte anlangte, waren durch Übermüdung und Hunger so erschöpft, dass sie keinem Angriffe hätten Widerstand leisten können; allein man getraute sich nicht einmal eine Rekognoszierung vorzunehmen, es schien, als hielte eine abergläubische Furcht die Regierung wie gelähmt. Am 30. wurde endlich eine stärkere Abteilung ausgeschickt, um sich über die Stellung der feindlichen Truppen Gewissheit zu verschaffen. Es entspann sich ein Gefecht um die eine Legua oberhalb der Stadt im Thale liegenden Höhen von San Bartalomé, in welchem die Iglesisten zurückgedrängt wurden. Iglesias machte keinen weiteren Versuch, seinen Gegner ausserhalb der Stadt zu bekämpfen, noch auch, ihm den Eintritt in dieselbe zu wehren, sondern vereinigte alle seine Truppen im Regierungsgebäude und um den Hauptplatz, in der Hoffnung, dass die Gegner sich bei einem Angriffe aufreiben würden, wie das bei Cáceres ersterer Unternehmung gegen Lima der Fall gewesen war.

Am Morgen des 1. Dezember drangen die Cáceristen durch die Portadas von Maravillas und Barbonas zu gleicher Zeit in die Stadt ein, besetzten die Baltabrücke und nahmen nach kurzem Gefechte die Türme der Kirchen von San Pedro und San Francisco, worauf sie ihre Stellungen durch Barrikaden befestigten und während des ganzen Tages bis nach Einbruch der Dunkelheit ein Gefecht mit den im Palaste eingeschlossenen Iglesisten unterhielten. Was diese zu ihrem verkehrten Verteidigungs-

plane veranlasste, ob Misstrauen gegen ihre Truppen, oder Feigheit der höheren Offiziere, ist nicht ausgemacht. Indessen musste ihnen alsbald klar werden, dasse ihre Lage bei Anhäufung von so viel Menschen und Tieren in den Höfen des Gebäudes, unter welchen jeder von den Türmen gefeuerte Schuss treffen musste, nicht lange haltbar sei, auch wenn sie hinreichend mit Lebensmitteln versehen gewesen wären. In der Nacht vom 1. zum 2. Dezember liess daher der Oberstkommandierende der Regierungstruppen, General Mas, den General Cáceres um einen Waffenstillstand ersuchen, und am nächsten Tage kam unter der Vermittelung des diplomatischen Korps ein Vergleich zwischen den streitenden Parteien zu stande, in welchem Cáceres trotz seiner erlangten Vorteile nicht mehr verlangte als früher, und Iglesias sich endlich bereit erklärte, anzunehmen, was ihm wiederholt vorgeschlagen worden war, nämlich, dass die beiden Parteihäupter zurücktreten und die Regierung einem Ministerrat unter Vorsitz des Präsidenten des Obertribunals übergeben sollten, welcher ohne Verzug in verfassungsmässiger Weise die Wahlen der Volksvertretung und des Präsidenten anordnen würde. Die Truppen der beiden Parteien verliessen die Stadt, die Cáceristen zogen thalaufwärts nach Vitarte, die Iglesisten nach Chorrillos, und in Lima blieb bloss die Polizeimannschaft.

Bei all seiner Mässigung war natürlich Cáceres im Grunde und in den Augen aller der Sieger. Die Truppen seines Gegners wurden nach wenigen Tagen durch den neuen Kriegsminister in Chorrillos entwaffnet und entlassen, und dasselbe geschah 14 Tage später mit dem Korps von Relayze, welcher endlich die Brücken wieder hergestellt hatte und im Rimakthale erschienen war. Anfangs wollte dieser Schwierigkeiten machen und Bedingungen vorschreiben. Allein die neue Regierung ersuchte den General Cáceres den Oberbefehl über seine Truppen wieder zu übernehmen, und zu gleicher Zeit erschien ein von Arequipa angelangtes Hilfskorps in Chicla. Relayze, in solcher Weise von beiden Seiten eingeschlossen, fügte sich und unterschrieb seine Unterwerfung, worauf seine Truppen in Lima ihre Waffen niederlegten und in ihre Heimat entlassen wurden. So endigte dieser lange Bürgerkrieg, der dem Lande so schwere Leiden verursacht hatte, schliesslich mit geringem Blutvergiessen.

Bei den darauf ausgeschriebenen Wahlen zur Präsidentenwürde hatte der General Cáceres keine Gegenkandidaten. Er wurde daher einstimmig gewählt und trat sein Amt ausnahmsweise schon vor dem gesetzlichen Tage an, nämlich am 3. Juni 1885, da der gleichzeitig gewählte Kongress zu ausserordentlichen Sitzungen zusammengetreten war, und der Ministerrat vor demselben seine Befugnisse niedergelegt hatte.

VI.

Gerichte, Gesetze und Rechtspflege.

Das Justizgebäude. — Obertribunal. — Appellationsgericht. — Richter erster Instanz. — Friedensrichter. — Tribunal de responsabilidad. — Handelsgericht. — Berggericht. — Wassergericht. — Gesetze. — Rechtspflege. — Strafanstalt. — Gefängnis Guadalupe.

Das Justizgebäude.

Zu Anfang der 60er Jahre wurde die Mehrzahl der richterlichen Amtslokale in das Gebäude verlegt, wo sie sich gegenwärtig befinden, und welches seitdem den Namen Justizpalast — palacio de justicia — führt. Weder sein Äusseres noch seine innere Einrichtung rechtfertigen einen so anspruchsvollen Namen. Es ist ein weitläufiger, einstöckiger ziemlich niedriger Bau, der nach der Strasse zu von kahlen, blau angestrichenen Wänden begrenzt wird, und im Innern einen weiten, mit Arkaden umgebenen Hof mit dem in Lima nie fehlenden Brunnen einschliesst, von welchem aus die Zugänge zu den verschiedenen Räumlichkeiten führen. Das Gebäude liegt gleich oberhalb des ehemaligen Jesuitenklosters und war ursprünglich das unter Leitung dieses Ordens stehende Colegio de San Martin. Zur Zeit der Konföderation unter Santa Cruz hatte es als Zollhaus gedient, und war darauf zur Normalschnle umgebaut worden, die aber, wie später angegeben werden wird, bald nach ihrer Gründung wegen Misshelligkeiten zwischen der Regierung und ihrem Vorstande wieder einging.

Auf der linken Seite des Hofes befinden sich die beiden Säle des Obertribunals — Corte suprema — und zwei ähnliche für das Appellationsgericht, oder den Grerichtshof zweiter Inztanz — Corte superior. Auf der rechten Seite liegen vier Gerichtszimmer der ersten Instanz —

juzgados de primera instancia — und auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite befinden sich die Kriminalgerichte.

Die Säle des Obertribunals sind von mässiger Grösse. Dem Eingang gegenüber befindet sich eine etwas erhöhte Plattform für die Richter, auf welcher rotsammetene Sessel um einen grünen Tisch stehen. Die Wände sind mit roten Plüschtapeten bekleidet, hinter dem Stuhl des Präsidenten erblickt man das Wappen der Republik unter einem Thronhimmel. Zu beiden Seiten den Wänden entlang ziehen sich, gleichfalls erhöht, Bänke für die Advokaten hin, und zu ebener Erde vor der Plattform sitzen um einen Tisch die Anwälte — procuradores. — Zu beiden Seiten des Einganges befinden sich Reihen von Bänken für die Zuhörer. Der zweite Saal des Obertribunals ist dem ersten ganz ähnlich, nur sieht man in diesem die alten Sessel, die noch der königlichen Audienz gedient haben, und die von derselben Form sind, wie der Thronsessel des Präsidenten der Republik im grossen Empfangssaal.

Die Corte Suprema besteht aus einem Präsidenten, welcher das Prädikat Excellenz hat, neun Tribunalsräten — vocales — und zwei Staatsanwalten — fiscales. Zur besseren Erledigung der Geschäfte werden diese in zwei Kammern oder Säle geteilt, deren jeder aus drei Räten und einem Präsidenten besteht. Die Richter werden vom Kongresse gewählt aus einer doppelten Terne, welche die Regierung vorschlägt. Sie müssen 40 Jahre alt sein, 8 Jahre lang Richter oder Staatsanwalte an einem Appellationsgericht, oder 20 Jahre lang Advokaten gewesen sein. Die Verhandlungen vor dem Obertribunal sind öffentlich. Bei den Erörterungen des Gerichts über ein zu fällendes Urteil darf das Publikum ausgeschlossen werden, aber die Stimmabgabe findet wieder bei geöffneten Thüren statt.

Die Befugnisse der Corte Suprema sind: Über Verfassungs-Verletzungen des Präsidenten und der Minister zu urteilen, wenn der Senat der Anklage des Abgeordnetenhauses beigepflichtet hat; Zuständigkeitsfragen zwischen den verschiedenen Berufungsgerichten (Cortes superiores) der Republik zu entscheiden, in dritter Instanz über Amtsführung der Beamten zu urteilen, Zweifel über unbestimmte Ausdrücke der Gesetze zu entscheiden und endlich die richterlichen Entscheidungen der Appellations- und aller anderen Gerichte entweder zu bestätigen oder zu verwerfen.

Die oberste Gerichtsbarkeit wurde zu Zeiten der Kolonialherrschaft durch die königliche Audienz ausgeübt, aber nach Einführung der Republik schon durch die erste Verfassung von der Verwaltung getrennt,

und einem eigenen obersten Gerichtshof übertragen, welcher durch eine Verfügung Simon Bolivars Ende 1824 ins Leben trat.

Das Appellationsgericht — Corte Superior — dessen Amtslokal neben dem des Obertribunals liegt, entstand aus der Alta Camera de Justicia, welche im Jahre 1821 noch vor der Corte Suprema eingerichtet und mit den Befugnissen der königlichen Audienz betraut worden war. Nach der Verfassung von 1860 hat, je nach Gutbefinden des Kongresses, jedes Departement ein Gericht zweiter Instanz, welches aus sieben Richtern und einem Anwalt oder Fiskal zusammengesetzt ist. Ein Richter zweiter Instanz muss dreissig Jahre alt und vier Jahre lang Richter erster Instanz oder acht Jahre Advokat gewesen sein. Richter und Fiskale werden von der Regierung gewählt aus einer doppelten Terne, welche die Corte suprema vorschlägt.

Richter erster Instanz giebt es fünf, vier für Civilklagen und einen für Kriminalfälle. Die ersteren haben ihre Amtslokale auf der rechten Seite des Hofes, das Kriminalgericht befindet sich auf der dritten, dem Haupteingang gegenüberliegenden Seite. Nach der jetzigen Verfassung soll jede Provinz einen solchen Richter — Juez de derecho — haben, welcher in erster Instanz alle Civil- und Kriminalklagen in seiner Provinz aburteilt. Er wird von der Regierung ernannt, welche ihn aus einer von von dem Appellationsgericht des Departements vorgeschlagenen Doppelterne erwählt. Er muss dreissig Jahre alt sein, das Advokatenexamen gemacht und fünf Jahre lang praktiziert haben.

Die niedrigsten Richter, sowie der höchste Gerichtshof haben ihren Sitz nicht innerhalb des Justizpalastes. In den ersten Zeiten der Republik war das Friedensrichteramt den Ortsobrigkeiten anvertraut worden. Da dies jedoch zu vielfachen Missbräuchen führte, so wurde im Jahre 1855 die Ernennung den Präfekten der Departements übertragen, welche Richter aus achtbaren, vom Gerichtshof des Departements vorgeschlagenen Bürgern auszuwählen hatten.

Das Tribunal der Verantwortlichkeit des Obertribunals — tribunal de responsabilidad de los jueces de la Corte Suprema — hat die Befugnisse, welche sein Name ausdrückt. Nach der Verfassung von 1828 sollte dieser Gerichtshof aus sieben Richtern und einem Fiskal bestehen, die durch das Los aus einer doppelten Anzahl von Advokaten entnommen wurden. Die Kandidaten sollten von jedem Kongresse neu gewählt werden, und die Abgeordneten davon ausgeschlossen sein. Die Nationalversammlung von 1856 änderte diesen Wahlmodus. Nach dem betreffenden Gesetze sollten in jeder Sitzungsperiode des Kongresses 30 Personen gewählt werden, welche nicht notwendig Rechts-

gelehrte sein mussten. Aus diesen 30 wurden 7 Richter ausgelost und zwar für jeden einzelnen Fall von neuem. Der Staatsanwalt dieses Gerichtshofes heisst der Nationalfiskal. Jeder Richter muss 40 Jahre alt sein, eine Rente von 800 $ aus Grundeigentum beziehen und in der Hauptstadt wohnhaft sein. Das Gericht soll über Beschwerden und Klagen entscheiden, die gegen die Erkenntnisse des Obertribunals im ganzen oder gegen einzelne Richter angebracht werden.

Die Richter beziehen folgende Gehalte: Vocale und Fiscale der Corte Suprema 6000 $; die Vocale der Corte Superior und ihr Fiscal in Lima 4000 $; Vocale und Fiscale einer Corte Superior in den Departementen 3000 $; Richter erster Instanz in Lima 2400 $, in den übrigen Teilen der Republik 1500 $ bis 2000 $. Die Friedensrichter verwalten ihr Amt unentgeltlich; die Mitglieder des Tribunals der Verantwortlichkeit, welche nicht fest angestellt sind, beziehen Diäten.

Neben den allgemeinen Gerichten giebt es für einzelne Zweige der Rechtspflege noch besondere. Zu diesen gehört:

Das Handelsgericht — tribunal del Consulado.

Dieses Gericht war eine der frühesten Einrichtungen der Kolonialregierung. Die Ermächtigung dazu war bereits im Jahre 1592 durch ein königliches Dekret erteilt worden, allein erst im Jahre 1613 unter dem Vicekönig Marques de Montes Claros trat dasselbe ins Leben. Es wurden dem Gerichte dieselben Rechte und Freiheiten verliehen, wie dem Handelsgerichte von Sevilla, unter anderm auch, dass die Diener der Richter solange sie im Amte wären, Degen tragen dürften. Das Gericht bestand aus einem Prior oder Vorsitzenden und zwei Konsuln oder Räten, welche jedes Jahr am Tage vor dem Feste der drei Könige durch einen Ausschuss der Kaufmannschaft gewählt wurden.

Nach Lostrennung Perus von Spanien traten vorübergehend an die Stelle des Konsulates verschiedene neue Einrichtungen, bis dasselbe durch die Verfassung von 1828 in seiner alten Form wieder hergestellt wurde. Die Befugnisse dieses Tribunals sind administrative und richterliche. Kraft der ersten hat das Konsulat die Vertretung des gesamten matrikulierten Handelsstandes; in seiner Eigenschaft als Gericht urteilt dasselbe in erster Instanz über alle kaufmännischen Streitigkeiten unter Beirat eines von der Regierung ernannten Assessors, ohne indes auf andere Strafen erkennen zu dürfen als die der Rüge in Fällen von betrügerischem Bankerott. Von den Entscheidungen des Konsulates kann an eine zweite Instanz appelliert werden, Tribunal de

Alzada genannt, welches aus einem Richter der Corte Superior und zwei Kaufleuten zusammengesetzt ist. In letzter Instanz entscheidet die Corte Suprema über Nichtigkeitsklagen, welche gegen die Urteile der beiden erwähnten Gerichte eingebracht werden.

Die Mitglieder des Konsulates müssen 30 Jahre alt sein, fünf Jahre lang für eigene Rechnung und mit eigenem Kapital ein Geschäft betrieben haben, und einen unbefleckten kaufmännischen Ruf besitzen. Von einem Wahlkollegium der Kaufmannschaft, welches aus 30 Mitgliedern besteht, wird der Prior auf ein Jahr, die Konsuln auf zwei Jahre gewählt. Diese Posten sind unbesoldete Ehrenämter. Der von der Regierung ernannte juristische Beisitzer erhält ein Gehalt von 1000 $.

Das Konsulat befand sich lange Zeit in einem Hause der Strasse Mercaderes im Mittelpunkt des gewerblichen Lebens. Im Jahre 1880 schenkte der Kongress dieses Haus der Witwe des Admirals Grau, welcher als Kommandant des Panzerschiffes Huascar im Seegefecht von Pacocha getötet worden war. Gegenwärtig befindet sich das Konsulat im Hofe des Bibliotheksgebäudes in den Räumen des ehemaligen Archivs, links vom Eingang.

Das Berggericht — Tribunal de Mineria.

Auch dieses Gericht stammt aus den Zeiten der Kolonialregierung. Im Jahre 1785 wurde verfügt, dass in Peru Streitigkeiten zwischen Minenbesitzern und über Minen durch ein besonderes Gericht abgeurteilt werden sollten, wie dies bereits in Mexico der Fall war. Nach der Erklärung der Unabhängigkeit wurde das Gericht anfangs aufgehoben, allein schon nach wenigen Jahren (1829) wieder eingeführt, und hat seitdem in derselben Weise bis heute fortbestanden. Es wird gebildet aus zwei Abgeordneten, welche von den Bergwerksbesitzern eines Distriktes immer auf zwei Jahre erwählt werden. Jeder streitige Fall wird einem dieser Richter zur Entscheidung vorgelegt und je nach seiner Beschaffenheit unter Beirat eines rechtsgelehrten Assessors entschieden. In zweiter Instanz erkennen die gewöhnlichen Appellationsgerichte — Cortes Superiores — unter Beirat von Hilfsrichtern, welche aus den matrikulierten Bergwerksbesitzern gewählt werden. Das Obertribunal entscheidet in letzter Instanz.

Das Wassergericht — Juzgado de Aguas.

In einem Lande, wo fast nie Regen fällt, wie an der peruanischen Küste, und wo daher alle Bewässerung der Felder künstlich durch

Wasserleitungen stattfinden muss, ist eine sorgfältige und gerechte Verteilung des aus Flüssen und Quellen herrührenden Wassers von der grössten Wichtigkeit. Schon die Incas hatten dieser Angelegenheit ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet; was gegenwärtig an Kanälen und Leitungen besteht, ist ihr Werk, und auf Reisen im Innern gewahrt man allerwärts an den Bergwänden noch Spuren früherer Kultur, und zwar nicht selten an scheinbar unzugänglichen Stellen, die aber dennoch früher mit Wasser aus dem tief unten fliessenden Strome versorgt worden waren.

Der erste Wasserichter in Lima wurde im Jahre 1556 durch den Vicekönig Andrès Hurtado de Mendoza ernannt. In der Folge wurde die Anstellung des betreffenden Richters dem Magistrat — cabildo — überlassen. Doch scheint dies nur für die Stadt und die umliegenden ländlichen Bezirke der Fall gewesen zu sein, mit der Schlichtung von Streitigkeiten in den Thälern wurden Mitglieder der Audienz von den Vicekönigen beauftragt. Infolge einer blutigen Schlägerei, welche in dem benachbarten Surco stattfand (1617), liess der damalige Vicekönig Prinz Esquilache durch den Alkalden der Audienz, Juan de Canseco, eine Verordnung ausarbeiten, welche unter Beirat aller erfahrenen und beteiligten Personen die Wasserverteilung des Flusses Rimak im ganzen Thale festsetzte, und welche bis zum heutigen Tage gültig ist. Die Bestimmungen Cansecos und die gerichtlichen Entscheidungen, die seitdem in zahlreichen Prozessen gegeben worden sind, finden sich zusammengestellt in dem Reglamento de Aguas de D. Ambrosio Cerdan y Pontero, nach welchem gegenwärtig die Streitigkeiten der Grundbesitzer im Thale von Lima geschlichtet werden. Immerhin aber bleiben dieselben schwierig und unsicher wegen des Fehlens von bestimmten Gesetzen, welche die den Grundstücken entsprechende Wassermenge genau festsetzen, wegen der mangelhaften Einrichtungen zur Teilung des Wassers bei der Abzweigung der Kanäle, und wegen der Leichtigkeit, mit der höher im Thale wohnende Grundbesitzer sich unrechtmässigerweise Wasser zueignen können. Noch vermehrt werden diese Schwierigkeiten durch den teilweisen Besitzwechsel der Güter. Um diesen Übeln zu steuern, verfügte ein Erlass vom Jahre 1870, dass ein Ausschuss von Sachverständigen zusammentreten und ein besonderes Gesetzbuch über diesen Zweig der Rechtspflege ausarbeiten solle. Bis jetzt indessen hat diese Verordnung keine praktischen Folgen gehabt.

Der Wasserrichter hat die Verpflichtung, alljährlich die Verteilung des Wassers vorzunehmen, dafür zu sorgen, dass die Privatabzweigungen

der Kanäle in vorschriftsmässigem Zustande sind, die Gräben alle Jahre zur Zeit der Reinigung im Beisein des Aktuars, der Sachverständigen und Grundbesitzer oder ihrer Bevollmächtigten zu untersuchen, und an Ort und Stelle Zweifel oder Streitigkeiten zu schlichten; dafür zu sorgen, dass am Rande der Gräben zu ihrer Befestigung Weiden oder andere geeignete Gewächse gepflanzt werden. Als Entschädigung für ihre Mühe wird ihnen 2 $ für jede von ihnen untersuchte Teilungsstelle der Gräben vergütet.

Seit Einführung der Republik werden die Wasserrichter durch die Munizipalitäten ernannt, indem der Richter bei Streitigkeiten sein Urteil unter Beirat von zwei Grundeigentümern der Gegend fällt. Seine Thätigkeit bezieht sich entweder bloss auf die gerechte Verteilung der vorhandenen Wassermenge, oder auf Entscheidung von Streitfragen und Beschränkung ungebührlicher Ansprüche. In Fällen der letzteren Art erkennt in zweiter Instanz die Corte Superior, in letzter die Corte Suprema.

Die Gesetze.

Zur Zeit der Kolonialherrschaft galten in Peru, wie natürlich, die Gesetze des Mutterlandes. Diese waren enthalten im Codex der sieben Teile, welche der König Alonso der Weise gegen Ende des 14. Jahrhunderts hatte veröffentlichen lassen. Dazu kamen die Ordonnanzen von Lima, die der Vicekönig Francisco de Toledo im Jahre 1578 erliess und die Sammlung der auf Amerika bezüglichen Gesetze, welche unter Karl II. 1680 veranstaltet wurde — recopilacion de leyes de Indias. Endlich wurde im Jahre 1806 in einer neuen Sammlung alles bisher Erlassene zusammengefasst.

Nach Einführung der Unabhängigkeit verfügte der General San Martin, dass alle Gesetze, die nicht mit der neuen Ordnung der Dinge im Widerspruch ständen, vorläufig in Kraft bleiben sollten. Dies dauerte bis zu der Periode der Konföderation mit Bolivia, wo im Jahre 1836 das nach Santa Cruz benannte Gesetzbuch eingeführt, aber schon 1839 nach dem Fall des Protektors wieder abgeschafft wurde. Was auch die Mängel dieser Gesetzsammlung sein mochten, so wurde sie doch nicht um ihrer Unvollkommenheiten willen verworfen, sondern weil sie das Werk eines Mannes war, der zwar gerecht und weise regiert hatte, den man aber in Peru als Fremden betrachtete und darum hasste. Es wurden nun wieder die spanischen Gesetze eingeführt, allein die Unzuträglichkeiten und Widersprüche, welche aus den vielen neuen Verordnungen und von den alten von verschiedenen staatlichen Einrich-

tungen entsprangen, mehrten sich dergestalt, dass die Ausarbeitung einer eingenen Civilgesetzgebung ein immer dringenderes Bedürfnis wurde. Schon gleich nach Einführung der Republik, im Jahre 1825, hatte man den Plan dazu gefasst, 1831 hatte man mit den Arbeiten begonnen und dieselben nach langer Unterbrechung 1845 fortgesetzt. Allein erst 1851 wurde das Werk zu Ende geführt. In diesem Jahre wurde vom Kongress ein Ausschuss von zwei Senatoren und fünf Abgeordneten erwählt, mit dem Auftrag, die bürgerliche Gesetzgebung einer Prüfung zu unterziehen und den Bedürfnissen des Landes gemäss umzuarbeiten. Dies geschah und am 28. Juli 1852 wurde der neue Codex des Civilrechts dem Kongresse überreicht und in Kraft gesetzt. Derselbe weicht in vielen Stücken von den Bestimmungen des spanischen ab und folgt in solchen Fälle meist dem Code Napoléon. Vom Lande wurde der endliche Abschluss und die Veröffentlichung dieser Arbeit mit grosser Befriedigung vernommen, und der Kongress verlieh der Dankbarkeit der Nation Ausdruck durch ein Gesetz, welches den Mitgliedern des Ausschusses eine Belohnung von je 4000 $ zusprach und ausserdem verfügte, dass jedem derselben eine goldene Medaille überreicht werden sollte, welche die damit Beehrten an rot und weissem Bande auf der linken Brust trugen.

Das Strafgesetzbuch wurde erst 10 Jahre später veröffentlicht. Der Nationalkonvent von 1856 beauftragte einen Ausschuss von fünf Mitgliedern mit der Beratung der Kriminalgesetze, deren Arbeit dem Obertribunal zur Begutachtung vorgelegt wurde. Dieser Entwurf nebst den kritischen Bemerkungen der Corte Suprema wurde hierauf von neuem durch einen vom Kongresse von 1861 ernannten Ausschuss von drei Senatoren und vier Abgeordneten geprüft, und der von demselben vereinbarte Wortlaut durch ein Gesetz vom 1. Oktober 1862 angenommen und in Kraft gesetzt. Das peruanische Strafgesetzbuch besteht aus 400 Paragraphen, aus welchen wir folgende Bestimmungen hervorheben. Die verhängten Strafen zerfallen in schwere und leichte. Zu den ersteren gehören die Todesstrafe, Zuchthaus, Gefängnis, Absperrung, schwerer Arrest, Verbannung, gezwungener Aufenthalt in einem Ort des Landes, Unfähigkeit Ämter zu bekleiden, Amtsentlassung und Geldbusse. Die leichten bestehen in kurzem Arrest, Geldstrafen, Verweis und Kaution. Diese Strafen zerfallen in verschiedene Grade, so die Zuchthausstrafe in vier von 6 bis 15 Jahren, die Verbannung in fünf von 3 bis 15 Jahren, die Gefängnisstrafen und Amtsunfähigkeit ebenfalls in fünf von 1 bis 5 Jahren, der Arrest von 2 bis 6 Monaten, der leichte Arrest von 6 bis 30 Tagen. Die Todesstrafe wird vollzogen durch Erschiessen. Das

Recht der Anklage erlischt bei Verbrechen, auf welche Todesstrafe steht, nach acht Jahren, bei Zuchthausstrafe nach fünf Jahren.

Hochverrat, Überlieferung des Vaterlandes an seine Feinde, Kämpfen in deren Reihen, Aufreizung Fremder zum Kriege gegen Peru, wird mit 9—15 Jahren Verbannung bestraft;

Freibeuterei und Seeräuberei mit 12—15 Jahren Strafhaus;

Versuch gewaltsamen Umsturzes der Verfassung mit 9 Jahren Verbannung;

gewaltsamer Versuch, die bestehende Regierung zu stürzen, oder den Kongress an seinen Sitzungen zu hindern, mit Verbannung von 9—12 Jahren;

Aufruhr gegen die bestehende Regierung ohne beabsichtigten Umsturz mit zwangsweisem Aufenthalt an einem angewiesenen Orte der Republik;

Wahlstörung von Seiten der Beamten durch Amtsentsetzung;

Pflichtverletzung der Richter durch ungerechtes Urteil, Verweigerung des Urteils durch Ausflüchte, Anführung falscher Gesetze durch Amtsentsetzung auf sechs Monate bis zu einem Jahr;

Bestechlichkeit der Richter durch Amtsentsetzung von zwei Monaten bis zu einem Jahr;

Missbrauch der Amtsbefugnisse der Richter durch Auferlegung von Strafen ohne vorhergegangene Untersuchung, durch Verhängung ungerechter Strafen, durch ungerechterweise verlängerte Haft, durch Amtsentsetzung auf 1—2 Jahre und eine dem verursachten Schaden entsprechende Geldstrafe von 200—1000 $;

Veruntreuung von Urkunden durch Beamte mit 6 Monaten bis 2 Jahre Gefängnis;

Verletzung des Amtsgeheimnisses mit 1—2 Jahren Gefängnis;

Veruntreuung öffentlicher Gelder durch Beamte mit Amtsenthebung für sechs Monate bis zu einem Jahre, und eine Geldbusse im Betrage von 50 pCt. der entwendeten Summe;

Betrügerische Übervorteilung des Staates durch Beamte bei Kontrakten mit 3 Jahren Gefängnis;

Erpressung ungesetzlicher Steuern und Abgaben durch Beamte mit 1 Jahr Suspension;

Fälschung des Staatssiegels mit 5 Jahren Gefängnis;

Fälschung öffentlicher Urkunden und Unterschriften mit 3 Jahren Gefängnis;

Fälschung im allgemeinen durch einen Beamten mit 3 Jahren Gefängnis und Geldstrafe;

Fälschung durch einen Privatmann mit 2 Jahren Gefängnis und Geldstrafe;

Fälschung von Staatsschuldscheinen und Staatswechseln mit 7—9 Jahren Zuchthaus;

Falschmünzerei mit 7—9 Jahren Zuchthaus und Geldstrafe;

Falsches Zeugnis, wenn dadurch Todesstrafe verhängt worden ist oder werden kann, mit 7—9 Jahren Zuchthaus;

» » mit 7—9 Jahren, wenn dadurch Zuchthaus oder Verbannung verfügt wird,

» » Gefängnis für den dritten Teil der verursachten Strafe;

» » in Civilsachen mit 1—2 Jahren Gefängnis;

» » infolge von Bestechung mit 1—2 Jahren Gefängnis und Geldstrafe;

Mord, gewöhnlicher, mit 12 Jahren Zuchthaus;

Vatermord und Muttermord mit dem Tode;

Meuchelmord für Geld, aus Hinterhalt, durch Gift, Brandstiftung, Einbruch, auf offener Strasse, gleichfalls mit dem Tode;

Verwandtenmord mit 15 Jahren Zuchthaus;

Gattenmord bei Überraschung im Ehebruch mit 3 Jahren Gefängnis;

Väter und Brüder, die einen Schänder ihrer Töchter und Schwestern bei der That überraschen und töten, mit 5 Jahren Gefängnis;

Kindermord durch eine sonst unbescholtene Mutter gleich nach der Geburt mit 5 Jahren Gefängnis;

Kindermord durch Grosseltern unter gleichen Umständen mit 6 Jahren Zuchthaus;

Abtreiben der Frucht mit 4 Jahren Gefängnis, für Ärzte und Hebammen mit 5 Jahren.

Entmannung, gewaltsame Blendung der Augen wird wie Mord bestraft.

Tötung im Duell mit 4 Jahren Gefängnis. War das Duell durch eine Beleidigung der Gattin, Mutter oder Tochter veranlasst worden, mit 2 Jahren;

Ehebruch der Frau mit 2 Jahren Gefängnis, der Liebhaber erhält ebensoviel Jahre Exil;

der Ehemann, der eine Konkubine in seinem Hause unterhält mit 2 Jahren Gefängnis; Unterhaltung einer Konkubine ausser dem

Hause mit einem Jahre. Nur Gatten können sich gegenseitig wegen Ehebruch verklagen;

gewaltsame Schändung einer Frau mit 6 Jahren Zuchthaus;

Schändung eines noch nicht mannbaren jungen Mädchens, auch wenn es mit ihrer Zustimmung geschieht, mit 6 Jahren Zuchthaus;

Verführung einer Jungfrau von 12—21 Jahren mit einem Jahre Gefängnis;

gewaltsame Entführung einer Frau oder eines Mädchens mit 5 Jahren Gefängnis;

Raub mit schwerer Körperverletzung mit 10—12 Jahren Zuchthaus;

Raub unter Drohung mit Waffen, auf öffentlicher Strasse mit 5 Jahren Zuchthaus;

Diebstahl durch Einbruch mit 5 Jahren Gefängnis;

heimlicher Diebstahl mit 1—3 Jahren;

betrügerischer Bankerott mit 1—2 Jahren;

Brandstiftung mit 9—12 Jahren Zuchthaus.

Vergleicht man die peruanischen Strafgesetze mit denen des deutschen Reiches, so ergiebt sich, dass die ersteren erheblich milder sind. Die Todesstrafe durch Erschiessen ist weniger abschreckend, als die Enthauptung; das äusserste Mass der Freiheitsstrafen beschränkt sich auf 15 Jahre; an die Stelle langjähriger oder lebenslänglicher Festungshaft tritt in Peru häufig bloss die Verbannung. Besonders nachsichtig ist man in Peru für Landesverrat und Angriffe auf die Verfassung und bestehende Regierung, wie denn diese wohl kaum je zum Gegenstande einer strafgerichtlichen Untersuchung gemacht worden sind. Ebenso gelinde bestraft das Gesetz die Bestechlichkeit und Pflichtvergessenheit der Richter, sowie der öffentlichen Beamten im allgemeinen. Immerhin ist das peruanische Strafgesetz in seiner jetzigen Form strenger, als der Entwurf der Kommission vom Jahre 1856 gewesen war. Die Todesstrafe war in diesem ganz beseitigt worden, wurde aber durch den Ausschuss von 1861 wieder aufgenommen und durch Beschluss des Kongresses von neuem eingeführt.

Die Rechtspflege.

Die in den Gesetzbüchern enthaltenen Verfügungen sind nach dem Urteil von Sachverständigen zum Teil vortrefflich, nur vielleicht für die Kulturstufe der Bevölkerung zu freisinnig. Allein die Aufstellung guter

Gesetze ist nicht das Einzige, was zu einer guten Justizverwaltung erforderlich ist. Es wiederholt sich in diesem Falle, was bereits in dem Kapitel über die Verfassung hervorgehoben wurde, und wenn etwas in Peru mehr im Argen liegt, als alles übrige, so ist es die Rechtspflege. Der blosse Gedanke an die Möglichkeit einess Prozeses erfüllt jedermann mit Sorge und Verdruss, wenigstens den, der sich in seinen Interessen beeinträchtigt sieht und bei den Gerichten Anerkennung und Schutz seines Rechts suchen muss; denn für die andere Partei sind die Aussichten weniger abschreckend. Selbst wenn ein Prozess ganz regelrecht verläuft, sind die Formen des gerichtlichen Verfahrens derart, dass in den Händen eines schlauen und gewandten Advokaten die Angelegenheit in unendliche Länge gezogen werden kann. Der eigentliche Klagepunkt kommt dabei lange gar nicht zur Sprache. Es werden vorläufige Einwendungen und Vorwände vorgebracht, welche erst erledigt werden müssen. Diese werden durch alle Instanzen verfochten, und wenn einer endlich durch eine Entscheidung der Corte Suprema beseitigt worden ist, so hat der Advokat bereits wieder einen anderen in Bereitschaft, worauf dasselbe Manöver von neuem beginnt. Wenn nun unter solchen Umständen die Richter die eine Partei begünstigen, so begreift man, dass der Gegenpartei zu Mute sein mus, wie jemandem, der auf einem sandigen Wege einen Berg hinaufsteigt. Die Akten werden nicht gelesen, Papiere absichtlich oder angeblich verlegt und kommen erst nach längerer Zeit wieder zum Vorschein; andere Male wird mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und Hast verfahren, um keine Zeit zu rechtzeitiger Einsprache zu lassen. Einer der Gründe, aus welchen man sich scheute, den letzten Präsidenten des Obertribunals M. R. wieder zu erwählen, war die offenkundige Thatsache, dass er die Akten eines Prozesses drei Jahre lang zurückgehalten und so die Fällung des Urteils vereitelt hatte. Viele Richter lassen sich einfach bestechen und sind dafür bekannt, allein bei weitem nicht alle. In der Corte Suprema sitzen mehrere, denen auch die Verleumdung nie nachgesagt hat, sie hätten je Geld angenommen. Damit ist aber nicht gesagt, dass sie in allen Fällen nur nach Recht und Gewissen urteilen. Es giebt in Lima etwas, was schwerer wiegt, als Gold, nämlich Rücksichten auf persönliche Einflüsse und Verwendungen. Erinnerung an empfangene Begünstigungen, Hoffnung auf zukünftige Dienste, verwandtschaftliche Beziehungen, oder auch nur ununterbrochene Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten sind ebenso viele Gründe zu Gunsten einer schutzsuchenden Partei. Dazu kommt der Einfluss der Frauen, der von

einem Reste des altspanischen Kavaliergeistes aufrecht erhalten wird, und der in Lima um so grösser ist, als die gesamte Männerwelt fühlt, dass die Frauen ihnen moralisch überlegen sind.

Es giebt Leute in Lima, gegen die niemand eine Klage durchzusetzen vermag. Mir ist ein Prozess bekannt, den ein dortiges Handlungshaus seit Jahren gegen zwei Brüder führt, der trotz jahrelanger Dauer noch nicht hat zur Entscheidung gebracht werden können, und es aller Wahrscheinlichkeit nach nie werden wird, obgleich die Klage sich um die einfachste Sache der Welt handelt. Die Brüder hatten als Inhaber einer Firma eine Schuldverschreibung unterzeichnet, liessen den Zahlungstermin ein paar Mal verlängern und erklärten dann ohne Angabe irgend eines Grundes, sie würden nicht bezahlen, man möge sie gerichtlich belangen. Seit der Zeit wird ein Prozess geführt, der nun schon neun Jahre lang dauert. Die Beklagten verweigern die Bezahlung, obgleich sie zu den reichsten Leuten des Landes gehören. — Ein angesehener Mann, der Präsident des Senats und Minister gewesen war, wiederholt andere hohe Ämter bekleidet hatte, und bei dieser Gelegenheit auf mancherlei nicht sauberen Wegen zu einem beträchtlichen Vermögen gelangt war, stand trotzdem in der ganzen Stadt im Ruf, dass er selbst auf dem Höhepunkte seiner Wohlhabenheit nie aus freien Stücken seine Schulden bezahlt habe; und bei seiner einflussreichen Stellung gelang es auch nicht, ihn gerichtlich dazu zu nötigen.

Während so einige trotz der grössten Anstrengungen nicht zu ihrem Rechte gelangen können, haben andere nicht geringere Schwierigkeiten, sich ungerechter, gegen sie erhobener Ansprüche zu erwehren. Es giebt in Lima Scharen hungriger Advokaten, die nichts zu thun und wenig zu beissen haben, und daher bemüht sind, durch Hinterpförtchen, Sackgassen und vergessene Pfade des Rechts sich etwas zu verdienen. Sie sind die Plage der wohlhabenden Leute, der Grundeigentümer und Geschäftsinhaber. In der unerwartetsten Weise sehen sich diese plötzsich in Prozesse verwickelt. Man beansprucht die Bezahlung einer vor Zeiten berichtigten Schuldforderung, unter dem Vorgeben, die Abmachung sei nicht vollständig gewesen; fordert bei längst abgeschlossenen Geschäften Ersatz für angeblich erlittenen Schaden, oder ficht den Besitztitel eines Grundstücks an unter dem Vorwand, dass beim Ankauf Unregelmässigkeiten vorgekommen seien. Die verwickelten Besitzverhältnisse des Hauseigentums in Lima leisten solchen Versuchen nur zu grossen Vorschub, denn nicht selten gehört in einem Gebäude ein Laden dem einen Kloster, ein Lagerraum dem anderen, ein früherer Eigentümer hat dem Besitzer des Nebenhauses »die Luft« über seinem

Grundstück verkauft, und dieser hat dadurch das Recht erworben, auf dem Dache seines Nachbars zu bauen. Auch die Bergwerke bieten den Schikanen ein furchtbares Feld, denn wenn jemand eine verlassene oder herrenlose Mine von neuem zu bearbeiten anfängt, so lässt man ihn ruhig gewähren; allein kaum scheint sie eine reiche Ausbeute zu versprechen, so treten frühere Eigentümer hervor und suchen ihre Titel geltend zu machen, wiewohl das Bergrecht solche Versuche keineswegs begünstigt. Wenn in allen dergleichen Fällen der Richter den Kläger nur soweit begünstigt, dass er dessen Klage annimmt, so erwächst daraus für den ungerechterweise Beklagten eine Menge von Kosten und Unannehmlichkeiten durch Vorladungen, Verhöre, Vorlage von Büchern und Beibringung von Urkunden. Man schiebt ihm den Beweis zu, der eigentlich vom Kläger hätte erbracht werden müssen, bis er endlich, um sich ferneren Verdruss und Zeitverlust zu ersparen, seinem Widersacher eine, wenn auch geringe Geldentschädigung anbieten lässt, und das war eben das Einzige, wonach die Schmeissfliegen getrachtet hatten.

Testamentsvollstrecker oder Vormund zu sein, bringt in Lima nicht nur viele Unannehmlichkeiten und Belästigungen mit sich, sondern nicht selten auch Schaden an Geld und gutem Ruf. Hat ein ehrlicher Mann aus Freundschaft für den Verstorbenen oder Gutmütigkeit sich bereit finden lassen, ein solches Amt zu übernehmen, so läuft er Gefahr, dass die Erben oder die Mündel, wenn sie grossjährig geworden sind, ihn gerichtlich belangen, und mehr beanspruchen als ihm anvertraut worden war. Hat dagegen ein Gauner Mündelgelder unterschlagen, so gelingt es nur selten, ihn zur Rechenschaftsablegung zu zwingen.

Dass vor dem Obertribunal ein wichtiger Prozess, bei welchem es sich um bedeutende materielle Interessen handelt, eine einfache, glatte Erledigung findet, ist äusserst selten der Fall; meistens kommt es zu einem Vergleich, bei denen Rücksichten der Richter unter einander und auf die streitenden Parteien massgebend sind. Der Einfluss des Tribunals der Verantwortlichkeit auf die Entscheidungen der Richter hat sich nie fühlbar gemacht; denn was auch für Klagen gegen dieselben vorgebracht worden sind, so ist doch nie eine bis zu einem Endurteil fortgeführt worden, sondern nach einer gewissen Dauer wanderten die Akten immer ganz in der Stille ins Archiv.

Als Beleg der vorstehenden Bemerkungen möge hier ein Urteil Platz finden, welches ein peruanischer Rechtsgelehrter über die Gerichte seines Landes gefällt hat.*)

---

*) Manuel A. Fuentes, Estadistica general de Lima, 2. Aufl. 1866.

»Schwerlich wird es ein Land geben, wo in einem Zeitraum von sieben und dreissig Jahren so viele Gesetze gegeben worden sind, wie in Peru; und zu Ehren der Wahrheit sei es gesagt, viele derselben sind gut und scheinen die Sicherheit der Bürger zu gewährleisten. Allein diesen Luxus geschriebener Verordnungen begleitet vom Augenblick ihrer Veröffentlichung an die allgemeine Neigung, sie zu missachten und das laue Bestreben der Behörden, sie zur Geltung zu bringen. Es scheint im Gegenteil die Freiheit darin zubestehen, dass man das Einzige, was ihr Dasein sichern könnte, verspotten lässt, und dieser Spott geht soweit, dass man nichts Anderes vor Augen hat, als Missbrauch der Gewalt gegen die Schwachen, des Reichtums gegen die Armut, der Behörden gegen die Bürger. Die Bande der Ordnung werden zerrissen durch die Wut der Revolutionen, die Moral wird vernichtet durch die Straflosigkeit der Verbrechen. Die Verwaltung der Justiz verdient in der That in Peru ihren Namen nicht. So schmerzlich es auch ist, es auszusprechen, hier sind Massen von Thatsachen, welche beweisen, dass in den sogenannten Tribunalen der Gerechtigkeit nichts herrscht als ihre Abwesenheit.«

»Die Notwendigkeit, einen Prozess zu führen, ist eine der grössten Kalamitäten. Zu der schleppenden Prozessordnung kommt die Unerfahrenheit oder Schwäche des Richters, die Faulheit, Beschränktheit und Unzuverlässigkeit des Schreibers, und was noch schlimmer ist, Bestechung und Beeinflussung verdrehen die Gerechtigkeit und rauben den Sieg demjenigen, der zwar Recht hatte, aber nicht die Mittel, es zur Geltung zu bringen. Dies ist in kurzem der Zustand unserer Justizverwaltung in Civilsachen; in Kriminalfällen wird das Bild noch bedenklicher. Die Mehrzahl der Verbrechen, die in Lima begangen werden, bleiben unbemerkt. Der Richter beeilt sich nie, von denen Kenntnis zu nehmen, die ihm nicht amtlich angezeigt werden. Wird der Missethäter ergriffen, so lebt er lange Zeit im Kerker von aller Welt vergessen, und nach fünf oder sechs Monaten wird er in Freiheit gesetzt, da man ihm das Verbrechen, dessen er angeklagt war, nicht beweisen konnte.«

Ganz so schlimm, wie es Fuentes schildert, ist es heute nicht mehr. Seitdem obige Zeilen geschrieben wurden, sind 25 Jahre verflossen, die Strafanstalt ist gebaut worden, und da man jetzt einen Ort besitzt, wo verurteilte Verbrecher sicher aufbewahrt werden können, so wird die Kriminaljustiz etwas weniger nachlässig betrieben als ehedem. Immerhin trifft die Strenge des Gesetzes nur das niedere Volk, bei der höheren Klasse, den sogenannten »decenten« Leuten, nimmt die Göttin der

Gerechtigkeit die Binde von den Augen und beurteilt sie unter Berücksichtigung ihrer Person. Als decenten Menschen bezeichnet man jemanden, der aus einer bekannten Familie stammt oder mit einer solchen verwandt ist, anständige Kleider trägt und nicht zu dunkle Hautfarbe hat. Wenn ein so beschaffener Mensch, einen betrügerischen Bankerott macht, sich Fälschungen, Unterschleife, Veruntreuungen von Kassengeldern zu Schulden kommen lässt, so muss er eine zeitlang vom Schauplatz verschwinden. Er verlässt die Stadt oder hält sich verborgen, übrigens sucht niemand nach ihm. Im Publikum findet er im allgemeinen bei denen, die nicht durch seine Streiche gelitten haben, eine milde Beurteilung; er wird mehr bedauert als getadelt. »Der Arme«, sagt man, »Schade, dass er das Unglück gehabt hat«, womit der Mitleidige zu erkennen giebt, dass er unter ähnlichen Umständen vermutlich ebenso gehandelt haben würde. Nachdem das Gegacker des Stadtklatsches sich allmählich beruhigt hat und Gras über die Sache gewachsen ist, kommt der Versteckte wieder zum Vorschein, erst nachts, dann auch bei Tage, und wenn er sich nicht gerade an viel besuchten Orten zu bemerklich macht, wird er von niemandem belästigt.

Sind hochgestellte Personen bei schweren Verbrechen beteiligt, so geht die Kurzsichtigkeit der Polizei und des Untersuchungsrichters in völlige Erblindung über. So bei dem Tode der Adoptivtochrer des Generals L. P., eines bekannten, jetzt noch lebenden Mannes. Das schöne siebzehnjährige Mädchen wurde morgens im Bade durch einen Schuss in die Schläfe getötet, und da niemand den Mord begangen haben konnte als entweder der General oder dessen Frau, so sagte man, das Mädchen sei an einem Schlagfluss gestorben. Einige Jahre später wurde ein alter, reicher Geiziger, namens Manrique, tot in seiner Wohnung gefunden, wo die Möbel erbrochen und die Wertpapiere geraubt waren. Der Verdacht fiel auf den damaligen Minister der Vereinigten Staaten und den amerikanischen Konsul. Vermutlich bestätigten die Ergebnisse der Untersuchung diesen Verdacht, daher dieselbe auf Befehl der Regierung niedergeschlagen wurde. Vor vier Jahren wurde das Haus, in welchem der Verfasser im Oberstocke wohnte, der Schauplatz eines empörenden Verbrechens. Der Eigentümer des Hauses, der ehemalige brasilianische Generalkonsul S. F. wohnte im Erdgeschoss in einer Reihe von Zimmern, die von der Wohnung seiner Familie getrennt waren. Er war ein über 80jähriger, etwas kindischer alter Herr, der zuweilen, wenn er sich nachts in seine Zimmer zurückzog, den Schlüssel an seiner Thür vergass. In einer Nacht, wo seine Thür unverschlossen geblieben war, traf es sich, dass auch die Hausthür,

die sonst schon vor neun Uhr mit grossen eisernen Riegeln und Balken verlegt wurde, ebenfalls offen gelassen worden war. Eine Rotte maskierter Räuber überfiel den alten Mann im Schlafe, knebelte ihn und leerte seine Wohnung aus, und zwei Tage darauf starb der Beraubte infolge des Schreckens und der erlittenen Misshandlungen. Die Polizei verhaftete eine Anzahl im allgemeinen verdächtiger Personen, aber der Verdacht, der sich aus der offen gebliebenen oder von innen geöffneten Hausthür ergab, blieb unberücksichtigt.

Hat man nun mit Recht über die Straflosigkeit der Verbrechen, besonders in Lima geklagt, so wird dagegen in den Provinzen oft das gesetzliche Strafmass überschritten. Das verfassungsmässige Strafverfahren, überhaupt die ganze Konstitution, ist im Grunde nur für Lima und die grösseren Städte der Republik massgebend, je mehr man ins Innere und in kleinere Ortschaften dringt, um so schwächer fühlt man die Wellen ihrer Wirkung. Dort herrscht der Präfekt und Subpräfekt, wie zu Zeiten der Kolonialregierung der Corregidor. Gewöhnliche Mörder und Räuber werden keinem besonderen gerichtlichen Verfahren unterworfen; handelt es sich um gefährliche Subjekte, so beseitigt man sie ohne Urteil, lässt sie ums Leben kommen, während sie ergriffen werden, oder auf der Überführung von einem Orte zum andern. Dies ist zwar gegen das Gesetz, aber zum Besten des Landes erspriesslicher als eine genaue Beobachtung desselben und wird von der Regierung auch nicht geahndet. Auch schwere körperliche Züchtigung eines Verbrechers, die ebenfalls das Strafgesetzbuch nicht mehr androht, wird in den Provinzen oft genug über ungebärdige und freche Übelthäter verhängt.

In folgendem geben wir ein Beispiel, wie unter Umständen, fern von der Hauptstadt, die Kriminaljustiz gehandhabt wird. Die Geschichte hat sich zwar schon vor zwanzig Jahren ereignet, indessen könnte sie sich ebenso gut gestern zugetragen haben. — Der englische Konsul G. N. in Arica, der zugleich Hafenagent für Handlungshäuser in Tacna war, erhielt eines Tages zu Anfang der Sechziger Jahre eine Sendung von 6000 Pesos, welche am nächsten Morgen mit dem Postdampfer verschifft werden sollten. Das Geld bestand in bolivianischen Vierrealstücken, welche in ungegerbter Ochsenhaut eingenäht waren, und zwar immer je 1000 Pesos in einer Rolle, Zurron genannt. Da diese Rollen sich nicht im Geldschrank unterbringen liessen, so blieben sie vor der Thür desselben auf dem Boden liegen. In der Nacht schlugen Diebe ein Loch durch die Wand, und am Morgen war das Geld verschwunden. Da alle Nachforschungen erfolglos blieben, so setzte der Konsul eine

Belohnung von 100 Thalern für denjenigen aus, der Aufschluss über den Verbleib des Geldes geben würde, und Tags darauf erschien ein Mann, der früher in des Konsuls Diensten gewesen war, und erzählte, er sei in der Nacht des Diebstahls beim Hause vorbeigekommen, die Diebe hätten ihn gezwungen, ihnen beim Graben des Lochs zu helfen, um ihn zu ihrem Mitschuldigen zu machen, und der Hauptmann derselben sei ein chilenischer Schuhmacher.

Man fand den Schuster im Bett, angeblich krank, und da er sich weigerte aufzustehen, so riss ihn der Offizier der Wache mit Gewalt von seinem Lager. Bei dieser Gelegenheit folgte auch das Betttuch dem Zuge und es stellte sich heraus, dass der falsche Kranke, statt auf einer Matratze auf einem auseinandergefalteten Ballen von feinem blauen Tuch lag, welcher vor einiger Zeit aus dem Zollhaus gestohlen worden war. Der Schuster war somit als Dieb erkannt, und wurde sogleich in Gewahrsam gebracht. Damit war aber dem Konsul nicht geholfen, denn diesem war es vor allem darum zu thun, sein Geld zurückzuerhalten, und der Gefangene leugnete trotzig, irgend etwas davon zu wissen. Da nun der Konsul ganz sicher war, den Dieb vor sich zu haben, so hielt er sich für berechtigt, den Burschen zum Geständnis zu zwingen, wiewohl das Mittel, welches er im Sinne hatte, nicht ganz verfassungsmässig war.

Aus diesem Grunde veranlasste er den Subpräfekten, einen aufgeblasenen, beschränkten Menschen, bei dem weiteren Verfahren zugegen zu sein, um ihn an der Verantwortlichkeit zu beteiligen; auch der Befehlshaber der Truppen, der zwar nur über eine Kompagnie von 20 Leuten verfügte, aber sich Commandante general nannte, schloss sich aus freien Stücken an. Man begab sich abends ins Gefängnis, dort wurde der Gefangene bis aufs Hemd entkleidet, seine Daumen mit einem Stricke zusammengebunden, und dieser sodann durch einen Ring in einem Balken der Decke geführt. Hierauf wurde der Körper soweit in die Höhe gezogen, bis er nur noch mit den Fussspitzen den Boden berührte, und in dieser Stellung wurden ihm 25 Peitschenhiebe aufgezählt. Darauf hielt man inne und fragte den Schuster, ob er nun die Wahrheit sagen wolle. Da dieser aber nur Flüche und Verwünschungen ausstiess, so zog man ihn noch etwas höher, sodass bei jedem Hiebe der Körper hin und her schwankte. Er hielt noch sieben Streiche aus, dann rief er plötzlich: »Halt! lasst mich herunter, ich will gestehen«. Man band ihn sogleich los und während er sich die Daumen rieb, brummte er zähneknischend: »Zum Teufel, die Sache wurde ernst«. Er gab darauf an, das Geld sei bei dem Begräbnisplatze hinter der Stadt, an der rechten Ecke nach den

Bergen zu vergraben, und dort wurde es noch am selben Abend aufgefunden: fünf Zurrone waren unversehrt, vom sechsten fehlten 300 Pesos, die verteilt worden waren.

Der Subpräfekt hielt es nicht für geraten, einen so gefährlichen Menschen in der Stadt zu behalten, er liess ihn daher auf dem nächsten Dampfer nach Chile einschiffen. Der Dieb aber hatte aus triftigen Gründen keine Lust, in sein Vaterland zurückzukehren; er fand daher Mittel, in Iquique ans Land zu kommen, blieb dort und wurde ein Bäcker. Die Sache war bereits vergessen, als er nach Jahr und Tag wieder in Tacna erschien, und vor dem dortigen Gericht eine Kriminalklage wegen schwerer verfassungswidriger Körperverletzung gegen den Konsul anbrachte. Dieser war anfangs in grosser Sorge, wurde aber alsbald durch seinen Advokaten beruhigt. »Viel Geld kann er in der kurzen Zeit nicht verdient haben«, tröstete dieser, »lassen Sie ihn also prozessieren, bis er es ausgegeben hat.« Und so geschah es. Nachdem das Geld des Klägers alle war, schlief der Prozess ein, und der frühere Schuster und spätere Bäcker trieb wieder sein altes Gewerbe als Einbrecher. Einige Zeit nacher wurde er in einem Streite von einem irischen Eisenbahnarbeiter erstochen, zur grossen Genugthung des Publikums und der Behörden, die sich auf diese Weise von einem so gefährlichen Verbrecher befreit sahen.

Für die in vorstehendem gerügten Missbräuche der peruanischen Rechtspflege und die Schwierigkeiten, welche ihrer Abstellung entgegenstehen, lassen sich mancherlei Gründe anführen. Die Republik hatte aus der Kolonialzeit die Bestechlichkeit und Fahrlässigkeit des gesamten Beamtenwesens überkommen, wovon bereits in den historischen Bemerkungen Beispiele gegeben worden sind. Üble Gewohnheiten, die seit so langer Zeit eingewurzelt sind, erfordern entweder eine eiserne Hand, oder sie verlieren sich nur allmählich, indem sich der moralische Charakter und die Anschauungsweise des Volkes ändert. Ein gewisser Fortschritt in dieser Hinsicht lässt sich bei vorurteilsfreier Vergleichung der Zeiten auch nicht in Abrede stellen, und derselbe wird durch beständige Berührung mit Angehörigen mehr entwickelter Völker und durch Einwanderung stetig zunehmen.

Ferner ist hervorzuheben, dass die Gehalte der Richter zu niedrig sind. In den 60 Jahren, welche seit Errichtung der Republik verflossen, sind sie unverändert geblieben, während die Bedürfnisse und die Kosten des Lebensunterhaltes sich verdoppelt haben. Ein Mitglied des Obertribunals gehört durch seine Stellung der ersten Klasse der Gesellschaft an, und sein Gehalt muss ihm gestatten, auf dem Fusse derselben zu

leben. Will man, dass die Richter unbestechlich sein sollen, so muss man sie über die Versuchung erhaben machen. Wie soll ein Advokat sich zur Annahme eines untergeordneten Richteramtes herbeilassen, wenn ihm dasselbe nur einen kleinen Teil der Summe einbringt, die er sich früher durch Verteidigung seiner Klienten verdiente? Endlich deutet auch die Nachsicht, mit der die Strafgesetze pflichtvergessene Richter behandeln, gewissermassen darauf hin, dass man von ihnen kaum eine bessere Verwaltung ihres Amtes erwartet. Im Jahre 1879 beschäftigte sich der Kongress mit einem Gesetzvorschlage, welcher die Gehalte der Richter zu verbessern suchte, ohne das Budget des Justizministeriums mit einer Mehrausgabe zu belasten. Die 120 Richter der Republik sollten auf 80 vermindert und das Gehalt der in Wegfall gekommenen unter die Bleibenden verteilt werden. Auch sollten fernerhin nicht alle Richter gleiches Gehalt beziehen, sondern in den grösseren Städten sollte eine den Teuerungsverhältnissen entsprechende Erhöhung eintreten. Da der damals ausbrechende Krieg alle anderen Interessen zurückdrängte, so führten die Verhandlungen zu keinem Beschluss.

Die Strafanstalt — Penitenciaria.

Dieses Gebäude ist das grösste, solideste und bestgebaute der Stadt. Es liegt am südlichen Ende derselben zwischen den letzten Häusern und dem Garten des Ausstellungsgebäudes an einem grossen freien Platz, über welchen die Eisenbahn nach Chorrillos führt. Die Penitenciaria wurde in der zweiten Verwaltungsperiode Castillas erbaut, welcher am 31. Januar 1856 den Grundstein dazu legte. Der Plan des Ganzen wurde nach dem Muster der besten nordamerikanischen Strafanstalten vom Ingenieur Max Mimey entworfen und unter Oberaufsicht des als statistischer Schriftsteller bekannten Mariano F. Paz-Soldan ausgeführt. Der Kostenanschlag, der anfangs auf 500 000 $ berechnet war, erfuhr infolge einer Erweiterung des ursprünglichen Planes eine entsprechende Vermehrung, die indessen die Summe von 100 000 $ nicht überstieg. Die dabei verwendeten Granitsteine wurden im oberhalb der Stadt gelegenen Berge San Bartolomé gebrochen und auf einer eigens dafür erbauten Eisenbahn herbeigeschafft. Der Bau dauerte vier Jahre und die Überführung der Sträflinge fand im Jahre 1860 statt.

Der von der Strafanstalt eingenommene Raum bildet ein Rechteck von 190 Meter Front und 152 Meter Tiefe, welches von einer 12 Meter hohen Mauer umschlossen ist. In der Mitte der Vorderseite erhebt sich ein monumentaler Vorbau aus Granit von schlichter, schmuckloser Archi-

tektur, wie sie sich für den Zweck des Gebäudes passt. Dieser Bau, in welchem sich der Eingang befindet, bildet den Kern des Ganzen, oder vielmehr den Stamm, an welchen sich die Glieder anschliessen. Er erstreckt sich bis zum Mittelpunkt des Rechtecks, wo er in einer Rotunde endigt, von welcher aus strahlenförmig die Flügel auslaufen, in denen sich die Schlafzellen und Arbeitsräume für die Sträflinge befinden. Das Erdgeschoss der Rotunde ist der Aufsichtsraum, wo sich die dienstthuenden Wächter aufhalten. Derselbe ist von den Zellen und Arbeitsräumen durch doppelte Gitter von schweren Eisenstangen getrennt, und von hier aus können die Wächter, ohne ihren Posten zu verlassen, in allen Richtungen sehen, was vorgeht. Drei der vom Mittelpunkte ausgehenden Flügel enthalten Schlafzellen in zwei Stockwerken. Jedes Stockwerk hat 52 Zellen, je 26 auf jeder Seite, welche durch einen Gang geschieden sind. Im Unterstock ist derselbe breit, im Oberstock läuft er balkonartig vor den Zellenthüren hin und ist in der Mitte durchbrochen, um Licht in den unteren Korridor gelangen zu lassen. Jede Zelle hat ein eisernes Bett und daneben einen zwei Fuss breiten freien Raum, nach aussen zu ein schiessschartenähnliches enges Fenster, und nach innen als Thür ein Gitter von dicken Eisenstäben. Alle Gitter werden durch eine an der Reihe hinlaufende Eisenstange, an welcher die hakenförmigen Riegel befestigt sind, zu gleicher Zeit geschlossen und geöffnet. Die Zellen des Oberstockes werden von leichteren Verbrechern bewohnt, zu ebener Erde schlafen die schweren. Der Gang zwischen den Zellenreihen dient zugleich als Speisesaal. Am Ende desselben führt eine Treppe in unterirdische Gefängnisse, in welche widerspenstige Sträflinge zeitweilig eingesperrt werden. Da jedes Zellengebäude in zwei Stockwerken vier Reihen von je 26 Zellen, zusammen also 104 Zellen enthält, so ergiebt sich, dass in der Anstalt 312 Sträflinge untergebracht werden können. Gegenwärtig sind ihrer nur 250.

Alle Sträflinge müssen arbeiten und sich gewissermassen ihren Lebensunterhalt verdienen. Zu diesem Ende befinden sich in der Anstalt eine Anzahl von Werkstätten, welche an Unternehmer gegen Kaution vermietet sind. Es giebt eine Tischlerei, Wagenbauerei, Wäscherei, Bäckerei und Schmiede, sowie Arbeitsräume für Schneider und Schuster. Die Sträflinge werden an die verschiedenen Unternehmer verteilt, und wenn einige derselben das Handwerk noch nicht kennen, so wird es ihnen durch die freien Werkführer gelehrt. In der Wagenbauerei sah ich sehr gut ausgeführte Arbeiten. Über die Hälfte der Sträflinge (130) arbeiteten in der Schusterei. Die Unternehmer müssen der Anstalt für jeden von ihnen beschäftigten Mann täglich

einen halben Sol — etwa 1,50 Mk. — vergüten, was zur Bestreitung der Ausgaben für Nahrung und Kleidung genügt. Sie haben das Recht, guten und fleissigen Arbeitern am Ende der Woche eine Belohnung zu gewähren; faule und widerspenstige Sträflinge werden durch die Anstalt gezüchtigt. Die tägliche Arbeitszeit beträgt 8½ Stunden, nämlich von 7 bis 10 und 11 bis 4½ Uhr. Von 10 bis 11 frühstücken die Leute, um 4½ essen sie und haben darauf eine Stunde zur Erholung im Freien, worauf sie um 6 Uhr in ihre Zellen eingeschlossen werden. Zum Spazierengehen dient ein Teil des von der Ringmauer eingeschlossenen Raumes zwischen zwei Flügeln; der übrige Raum wird zum Gartenbau benutzt. Dort befindet sich auch ein asphaltiertes Wasserbecken, in welchem die Sträflinge Sonntags baden. Nach dem Bade gehen sie zur Messe. Als Kapelle dient die Kuppel oberhalb der Rotunde im Mittelpunkte des Gebäudes.

Das Beamtenpersonal besteht aus 30 Personen, es ist keine Militärwache erforderlich. Die wichtigsten Beamten sind der Inspektor der Werkstätten und die fünf Wächter, die den Dienst in der Rotunde versehen. Der Wachthabende bleibt 24 Stunden auf seinem Posten und wird während dieser Zeit nur auf Augenblicke abgelöst, hat aber dann drei Tage lang Ruhe. Als ich die Anstalt besuchte, hatten die Beamten 8 Monate lang kein Gehalt empfangen.

Die Mehrzahl der Sträflinge sind wegen Mord verurteilt, und zum Teil aus den Provinzen nach der Hauptstadt gebracht worden. Die für Mord oder Mordversuch zuerkannte Strafzeit beträgt 9—15 Jahre. Zu mehr als 15 Jahren wird nach dem peruanischen Strafgesetzbuch niemand verurteilt.

Das Gefängnis von Guadalupe.

Zu den Zeiten der Kolonialherrschaft befand sich das Stadtgefängnis unmittelbar neben dem Rathause — cabildo — mit einem Eingange vom Hauptplatz und einem zweiten von der nebenan gelegenen Poststrasse aus, welche damals den Namen Calle de la reja de la carcel führte. Nachdem das Inquisitionsgericht aufgehoben worden war (1813) wurde das Gefängnis desselben für Gefangene der bürgerlichen Gerichte benutzt. Dieses Gefängnis, carceletas genannt, befand sich im ehemaligen Gebäude der Inquisition auf dem Platze Bolivar, links vom Sitzungslokale des Senats in den Räumen, die jetzt als Infanterie-Kaserne dienen. Später wurde das Gefängnis nach einem Kreuzgang des ehemaligen Klosters von Guadalupe verlegt, wo es sich jetzt befindet.

Das Kollegium von Guadalupe gehörte den Franziskanern und war im Jahre 1611 gegründet worden, aber schon zu Zeiten der Kolonialherrschaft eingegangen. Die Räume desselben dienen jetzt verschiedenen Zwecken. In einem Teile befindet sich eine Kaserne; daranstossend ist das Hospital der bienfaisance française, welcher auch die Kirche eingeräumt ist, der Rest ist Gefängnis. Dieses liegt der Strafanstalt gegenüber, an der östlichen Seite des freien Platzes, dessen bereits Erwähnung geschah.

Obgleich zur Abbüssung der leichteren Freiheitsstrafen für geringere Vergehen bestimmt, ist doch das Ungemach, das die Gefangenen dort zu erdulden haben, in mancher Hinsicht weit grösser als im Zuchthaus. Die Schlafsäle der Gefangenen liegen um einen grossen Hof oder Kreuzgang, der wie in anderen Klöstern von Bogengängen umgeben ist, und in der Mitte einen Brunnen hat. Dieser Hof ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Gefangenen, da während des Tages die Schlafsäle verschlossen werden. An den Wänden der Säle laufen erhöhte Plattformen oder Pritschen hin, welche als Schlafstellen dienen. Jeder Gefangene muss sein Bett mitbringen und die Stücke desselben tagsüber aufrollen. Die Verurteilten und in Untersuchungshaft befindlichen Gefangenen schlafen in verschiedenen Räumen, leben aber sonst zusammen und nehmen ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich ein. Die Chinesen haben einen Schlafsaal für sich. Die meisten derselben waren verurteilt, weil sie mit ihren eigenen Landsleuten Handel getrieben hatten, indem sie dieselben unter dem Vorwand, als wären sie kontraktbrüchig ihren Herren entflohen, aufgegriffen und an andere Gutsbesitzer verkauften.

Zur Zeit meines Besuchs befanden sich im Gefängnis 120 Gefangene, davon 40 Verurteilte, 60 in Untersuchung und etwa 20, welche aus politischen Gründen in Gewahrsam gebracht worden waren, meistens Offiziere. Diese befanden sich in einem von den übrigen Gefangenen getrennten Raume, der übrigens keine grössere Bequemlichkeiten bot als die übrigen, dagegen weit unreinlicher aussah. Gleich beim Eingang befinden sich die Räume für die Frauen. Der einzige einigermassen wohnlich aussehende Ort dieses traurigen Aufenthalts ist der Krankensaal.

Die Kost der Gefangenen besteht wie die der Sträflinge im Zuchthaus aus zwei Mahlzeiten. Sie frühstücken um 10 Uhr mit Suppe, Fleisch und Kartoffeln und bekommen als Hauptmahlzeit um 5 Uhr Reis, Fleisch und verschiedene Wurzelgemüse. Für die Verurteilten giebt es eine Werkstatt, wo von 7—10 und von 11—4½ Uhr gearbeitet wird. Die gewöhnliche Beschäftigung ist Schusterei.

Zur Aufsicht dient ein Personal von 12 Beamten, welche von der

Munizipalität besoldet werden und daher ihr Gehalt empfangen. Die Beamten des Zuchthauses werden vom Staate bezahlt, welcher das Geld schuldig bleibt. Die Arbeit der Beamten wird erleichtert durch Aufseher, welche der Direktor des Gefängnisses aus den Gefangenen selbst auswählt. Es giebt deren fünf, denen die Sorge für Reinhaltung und Polizei des Gefängnisses obliegt, wofür ihnen am Ende jedes Monats eine Vergütung von einem Sol = 3 Mark verabfolgt wird.

Die Thür wird von einer Kompagnie Soldaten aus der benachbarten Kaserne bewacht, welche nachts auf der Ringmauer auf und ab gehen. Zu diesem Ende ist den Zinnen des einstöckigen Gebäudes entlang ein Gang angebracht und an den Ecken niedrige Türme mit Schutzdächern zum Untertreten für die Soldaten. Die Wohnung des Kastellans — alcaide — befindet sich in einem Turme von Fachwerk, aus dessen Fenstern man den Hof und alle Teile des Gefängnisses übersehen kann.

VII.

Die öffentlichen Unterrichts-Anstalten.

Allgemeines. — Die Universität San Marcos. — Das Seminar Santo Toribio. — Die medizinische Schule. — Der botanische Garten. — Die Ingenieurschule. — Das landwirtschaftliche Institut. — Das Colegio Guadalupe. — Das Colegio San Pedro. — Das Institut von Lima. — Die Munizipalschulen. — Die Töchterschulen. — El buen Pastor. — Die Nationalbibliothek.

Seit Einführung der Republik sind in Peru viele und vortreffliche Gesetze über das Unterrichtswesen erlassen worden. Wirft man einen Blick auf die allgemeine Schulordnung — reglamento general de instruccion pública — so kann man nicht umhin, anzuerkennen, dass der gesamte Lehrplan sorgfältig und vollständig ausgearbeitet ist. Das Unterrichtswesen steht unter Aufsicht eines Oberschulrates — consejo superior de instruccion pública — dessen Mitglieder alle zwei Jahre von der Regierung gewählt werden, und sich monatlich wenigstens zwei mal unter dem Vorsitz des Ministers des Innern versammeln. Die Lehranstalten zerfallen in drei Klassen: Elementarschulen von drei Graden, Mittelschulen — colegios — mit zwei Unterabteilungen, und höhere Lehranstalten, bestehend aus Universitäten und Spezialschulen. — Die Elementarschulen stehen unter Aufsicht der Ortsobrigkeit — municipalidad — die Mittelschulen unter Inspektions-Kommissionen, die der Oberschulrat ernennt, die Universitäten unter dem aus den Fakultäten erwählten Universitätsrat. Der Oberschulrat erlässt den Lehrplan der Elementar- und Mittelschulen, überwacht die in demselben benutzten Lehrbücher und ernennt Untersuchungs-Kommissionen.

Alle Lehrer der Elementarschulen müssen sich einem Examen unterwerfen, die Vorsteher der Schulen werden auf Grund öffentlicher Wett-

bewerbung ernannt. In derselben Weise werden alle Lehrerstellen in den Mittelschulen besetzt. Die Direktoren dieser Schulen müssen einen Universitätsgrad haben, und werden vom Oberschulrat unter drei Kandidaten ausgewählt, welche die Mittelschul-Kommission vorschlägt. Dasselbe geschieht hinsichtlich der Vorsteherinnen der Mädchenschulen. Endlich entscheidet eine Wettbewerbung die Besetzung aller ordentlichen Professuren der Universität.

Trotz dieser Anordnungen, welche ein gutes Lehrpersonal zu gewährleisten scheinen, und vieler anderer ebenso zweckmässiger, welche sich auf die innere Verwaltung und Ordnung der Schulen sowie auf die abzulegenden Prüfungen beziehen, lässt doch der thatsächliche Zustand des Schulwesens in Peru noch gar viel zu wünschen übrig. Denn mit obrigkeitlichen Verfügungen ist das Werk eben noch nicht gethan, und was nützt der beste Plan, wenn die Ausführung fehlt. Lehrer und Professoren, wie sie die Schulordnung vorschreibt, giebt es in Lima nur eine geringe und ungenügende Anzahl, geschweige denn in den Provinzen. Ihr Vorhandensein lässt sich aber nicht dekretieren, sondern ist überall nur die Frucht jahrelanger beharrlicher Arbeit, Beharrlichkeit aber ist in Peru eine seltene Eigenschaft. In keinem Lande sind Theorie und Praxis so weit von einander entfernt, in der That zuweilen so weit, dass sie einander ganz aus den Augen verlieren. Es geht mit dem Erziehungswesen wie mit den meisten anderen Dingen. Wenn gute Gesetze allein genügten, so wäre Peru eines der bestgeordneten und bestregierten Länder der Welt, statt dass es in Wirklichkeit ein Chaos ist, das nur durch die Trägheit seiner Teile zusammenhält.

Es will uns fast scheinen, als ob zu Zeiten der so viel getadelten spanischen Herrschaft die Lehranstalten der Stadt, dank den Bemühungen der Jesuiten, mehr leisteten als die jetzigen. Nach der Aufhebung des Ordens und der Ausweisung seiner Mitglieder begann der Verfall der Schulen; während der letzten Periode der Kolonialregierung und in den Wirren, die dem Unabhängigkeitskriege folgten, geschah nur wenig. Erst in den 60er Jahren und besonders unter der Amtsführung Pardos zeigte sich auch in dieser Richtung ein erfreulicher Fortschritt, den jedoch nur zu bald die hereinbrechende Finanznot und darauf der Krieg mit Chile wieder ins Stocken brachten.

Verhältnismässig das Beste im Schulwesen sind die höheren Lehranstalten; auch für den Elementarunterricht wird in den Munizipalschulen und zahlreichen kleinen Privatanstalten hinlänglich gesorgt. Am fühlbarsten ist der Mangel an Mittelschulen. Anstalten, die unseren Gymnasien und Realschulen entsprechen, fehlen ganz, daher es mit der

Bildung der Peruaner steht wie mit der Architektur ihrer Häuser. Man trifft da viele Säulen und bauliche Verzierungen von ganz solidem Aussehen, aber was behauener Marmor zu sein scheint, ist nur Gips, der an Rohrstäben klebt, und die Rohrstäbe sind über hohle hölzerne Gerüste genagelt. Der Mangel einer gründlichen Schulbildung macht sich in der Unterhaltung alsbald auch bei solchen Leuten bemerkbar, die im übrigen mannigfache praktische Kenntnisse besitzen, und deren giebt es in Lima viele; denn die Leichtigkeit der Auffassung und natürliche Begabung der weissen sowie auch vielfach der gemischten Bevölkerung ist gross.

Die Universität San Marcos.

Bereits im Jahre 1551, als die Stadt noch nicht 20 Jahre alt war, befahl ein Erlass des Kaisers Karl V. und seiner Mutter Doña Juana die Gründung einer Universität nach dem Muster und mit den Vorrechten der hohen Schule von Salamanca. Diese Anstalt stand anfangs unter den Dominikanermönchen, und der Orden bestritt die Kosten des Unterhaltes aus eigenen Mitteln. Zu Ende des Jahres 1571 wurde die Universität durch ein Dekret Philipps II. in eine weltliche umgewandelt, und von dieser Zeit an wurden die Rektoren nicht mehr ausschliesslich aus dem geistlichen Stande gewählt. Im Jahre 1576 wurde darauf das Gebäude am Platze der Inquisition errichtet, welches noch heute den Namen der Universität führt, und dieselbe nach dem Evangelisten St. Marcus benannt.

Gegenwärtig ist diesem Lokale von seiner früheren Bestimmung nur der Name verblieben. Ein Teil der Räume ist eingestürzt, die frühere Aula ist baufällig und verschlossen, doch werden dort noch die Porträts von 62 alten Rektoren aufbewahrt, welche den oberen Teil der Wände bedecken. Die ehemalige Kapelle dient jetzt als Sitzungssaal der Kammer der Abgeordneten, und die Räumlichkeiten sind für Ausschusssitzungen und das Sekretariat eingerichtet worden. Nur wenn der Kongress zusammentritt, ist das Gebäude offen, sobald die Sitzungsperiode vorüber ist, wird es geschlossen.

Von den Fakultäten der Universität sind die theologische und medizinische in besonderen Gebäuden untergebracht, die übrigen mit dem Kollegium von San Carlos vereinigt worden, welches daher jetzt den Namen der Universität führt. Das Gebäude, welches früher als Colegio de San Carlos und gegenwärtig als Universidad de San Marcos bezeichnet wird, war ursprünglich das Noviziat der Jesuiten. Nach der Ausweisung derselben wurde im Jahre 1770 auf königlichen Befehl eine

hohe Schule — colegio mayor — für alle Fakultäten errichtet und dahin zunächst die Schüler des Colegio de San Martin versetzt, welches unter den Jesuiten gestanden hatte. Darauf wurde auch das Colegio real de San Felipe, in welchem gleichfalls unter Obhut der Jesuiten der junge Adel erzogen worden war, nach San Carlos verlegt. Endlich wurde im Jahre 1826 unter der Republik das Colegio del Principe, welches für die Söhne einheimischer Kaziken bestimmt gewesen war, mit der neuen hohen Schule vereinigt. Das Kollegium von San Carlos, oder die Universität, ist vorzugsweise eine Rechtsschule, wiewohl es neben der juristischen auch eine philosphische, naturwissenschaftliche und nationalökonomische Fakultät enthält. Obgleich die theologische und medizinische Fakultät sich in besonderen Gebäuden befinden, so gehören sie doch zur Universität von San Marcos und sind im Universitätsrat vertreten.

Die Universität steht unter Oberaufsicht des Staates, geniesst aber im übrigen grosse Unabhängigkeit, sowohl hinsichtlich der Studienpläne der einzelnen Fakultäten, als auch in der Verwaltung ihrer Renten. An der Spitze des Ganzen steht ein Rektor, welcher auf vier Jahre gewählt wird und einmal wieder wählbar ist. Derselbe muss Mitglied einer Fakultät und über 30 Jahre alt sein. Neben dem Rektor steht ein Vicerektor oder Prorektor und unter ihm ein Sekretär, ein Rentenmeister und ein Bibliothekar oder Archivar. Rektor und Prorektor werden von einem Wahlkollegium ernannt, welches aus dem Dekan und vier ordentlichen Professoren jeder Fakultät besteht. Die Rektoratsbeamten werden durch den Universitätsrat ebenfalls auf vier Jahre ernannt. Der Universitätsrat besteht aus dem Rektor und Prorektor, den Dekanen und je einem Professor der sechs Fakultäten, und seine Befugnisse beziehen sich auf die Verwaltung der Renten, auf die Überwachung der Amtshandlungen des Rektors, Ernennung von Rektoren für die höheren Lehranstalten der Provinzen, und die Aufsicht über die Studienpläne, welche die einzelnen Fakultäten aufstellen.

Jede Fakultät hat einen Dekan und einen Vicedekan nebst einem Sekretär. Der Dekan wird je nach dem Modus erwählt, den jede Fakultät für sich durch ihre Geschäftsordnung festgesetzt hat. Er verwaltet sein Amt vier Jahre und ist wieder wählbar. Der Dekan wacht über die Ordnung der Fakultät, über Pünktlichkeit der Professoren bei Abhaltung ihrer Vorlesungen, er verfügt über die Renten der Fakultät bis zu einer gewissen Summe und hat das Recht, den Professoren Urlaub bis zu einem Monat zu erteilen; endlich beruft er die ordentlichen und ausserordentlichen Versammlungen der Fakultät.

Die ordentlichen Professuren werden auf Grund einer Prüfung besetzt, deren Anforderungen durch die Fakultät aufgestellt sind. Der Name des siegreichen Kandidaten wird durch den Universitätsrat der Regierung mitgeteilt, worauf die Anstellung durch ein Dekret des Präsidenten erfolgt. Neben den ordentlichen Professoren — catedráticos — hat jede Fakultät noch eine Anzahl ausserordentliche — adjuntos — deren Anstellungsdekrete durch den Rektor der Universität ausgefertigt werden. Ein Professor kann seiner Stelle verlustig erklärt werden durch einen Beschluss der Fakultät, welcher vom Universitätsrat bestätigt werden muss. Wiederholtes Fehlen und Unpünktlichkeit im Abhalten von Vorlesungen wird durch Gehaltabzüge bestraft.

Um als Studenten immatrikuliert zu werden, müssen die Schüler bei der theologischen und juristischen Fakultät das Baccalaureatsattest der schönen Wissenschaften mitbringen, bei der medizinischen das Baccalaureat der schönen und Naturwissenschaften erhalten haben, und bei den übrigen Fakultäten Zeugnisse der durchlaufenen Mittelschule besitzen. Am Ende jedes Schuljahrs müssen sich alle matrikulierten Studenten einem Examen unterziehen. Stellen sie sich nicht ein, oder bestehen sie ungenügend, so wird ihnen das Jahr nicht angerechnet. In der medizinischen Schule finden Examina am Ende aller Semester statt.

Das akademische Schuljahr beginnt am ersten Arbeitstage nach Ostern und schliesst am 24. Dezember. Bei Anfang und Schluss desselben findet ein feierlicher Aktus in der grosen Aula statt. Diese Aula war ehemals eine Kappelle des Jesuiten-Noviziats und ist später mit amphitheatralischen Bänken und Gallerieen versehen worden. Dem Eingang gegenübar ist die Rednerbühne, von welcher herab der Rektor und die Dekane am Schlusse des Schuljahrs ihre Berichte über die im Laufe desselben verfolgten Studien ablegen. Zugleich erteilt der Rektor einem der ordentlichen Professoren den Auftrag, bei Wiederbeginn der akademischen Thätigkeit nach dem Osterfeste des folgenden Jahres eine Eröffnungsrede über ein gegebenes Thema zu halten. Bei Feierlichkeiten pflegt der Präsident, das Ministerium, die Mitglieder der Gerichtshöfe und ein sehr zahlreiches Publikum zugegen zu sein. Bei dieser Gelegenheit sowie bei anderen akademischen Festlichkeiten erscheinen alle Mitglieder der Fakultäten in schwarzem Frack und weisser Halsbinde die Baccalaurei und Lizentiaten tragen am Halse silberne ovale Medaillen, die Doktoren goldene und zwar die Theologen an einem weissen Bande, die Juristen an grünem, die Mediziner an violettem, die Nationalökonomen an rotem und die Philosophen an hellblauem.

Jeder ordentliche Professor hat ein Gehalt von 1200 $, jeder

Dekan aussserdem noch 1000 $. Der Dekan der medizinischen Fakultät erhält, wenn er seine Professur nicht versehen kann, 2400 $. Der Rektor bezieht 10 pCt. von den Promotionsgebühren und 2 pCt. von den übrigen Renten der Universität. Die Sekretäre der Fakultäten haben je 600 $, der Sekretär der medizinischen Fakultät 960 $.

Die juristische Fakultät.

Das Studium der Rechtswissenschaften wird in fünf Jahren beendigt, und die Vorlesungen sind in folgender Weise verteilt:

1. Jahr: Naturrecht, Gesetzgebung.
2. Jahr: Römisches Recht, Civilrecht.
3. Jahr: Civilrecht, Kirchenrecht, Strafrecht. Ausserordentliche Vorlesungen über internationales Recht und konstitutionelles Recht.

Nach Ablauf des dritten Jahres erhält der Student, der seine Examina am Ende jedes Jahres bestanden hat, den Grad eines Baccalaureus, bei welcher Gelegenheit er vor der Fakultät eine Thesis liest und darüber examiniert wird.

4. Jahr: Besondere Privatrechte, Civilprozess.
5. Jahr: Kriminalprozess, Rhetorik. Geschichte der peruanischen Gesetzgebung.

Nach Beendigung der akademischen Studien und Erlangung des Grades eines Lizentiaten muss der junge Jurist noch zwei Jahre in der Schreibstube eines Advokaten arbeiten, bevor er sich zum Doktorat melden kann. Zu diesem Ende reicht er beim Dekan eine Thesis ein und verteidigt dieselbe in öffentlicher Disputation, wie bei den Promotionen auf deutschen Universitäten. Ein besonderes Examen wird nicht mehr verlangt.

Die Fakultät der politischen und administrativen Wissenschaften.

Diese Fakultät ist in neuerer Zeit von der juristischen getrennt worden, wiewohl wenige Studenten sich ausschliesslich in derselben matrikulieren lassen, sondern die Mehrzahl der Kollegienbesucher Juristen sind. Das Studium aller einschlägigen Gegenstände ist auf drei Jahre verteilt:

1. Jahr: Konstitutionelles Recht, administratives Recht (Naturrecht in der juristischen Fakultät).
2. Jahr: Nationalökonomie, Statistik und Finanzwissenschaft. Öffentliches internationales Recht, Geschichte der Diplomatie.
3. Jahr: Internationales Privatrecht, Seerecht.

Fakultät der Mathematik und Naturwissenschaften.

Die Fakultät zerfällt in drei Abteilungen, deren jede einen dreijährigen Lehrkurs hat.

I. Mathematik.

1. Jahr: Übersicht der mathematischen Theorieen.
Analytische Geometrie, deskriptive Geometrie.
Allgemeine Physik.

2. Jahr: Differenzial- und Integralrechnung, Mechanik, Astrononomie.
Physik (2. Kurs), Meteorologie, Klimatologie, Topographie.

3. Jahr: Mechanik (2. Kurs), Astronomie (2. Kurs).
Maschinenbau Topographie, Geodäsie.

Freiwillige Studien, welche zum Zwecke einer Promotion in dieser Fakultät unternommen werden können, sind: Höhere Algebra, höhere Geometrie, Mathematische Physik und Wahrscheinlichkeitsrechnung.

II. Physikalische Wissenschaften.

1. Jahr: Übersicht der mathematischen Theorieen.
Allgemeine Physik, Unorganische Chemie.

2. Jahr: Allgemeine Physik (2. Kurs), Organische Chemie, Mineralogie, Arbeiten im chemischen Laboratorium.

3. Jahr: Geologie, Paläontologie, Meteorologie, Klimatologie, Analytische Chemie, Arbeiten im chemischen und mineralogischen Laboratorium.

Behufs der Promotion werden Spezialstudien über physikalische oder chemische Probleme verlangt.

III. Naturwissenschaften.

1. Jahr: Allgemeine Physik, Anorganische Chemie, Mineralogie, Zoologie.

2. Jahr: Allgemeine Physik (2. Kurs), Organische Chemie, Meteorologie, Botanik, Arbeiten im chemischen und mineralogischen Laboratorium.

3. Jahr: Analytische Chemie, Geologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen, Zootomie, Experimentelle Übungen im Laboratorium.

Der Doktorgrad wird durch dieselben Studien erworben, wie in der physikalischen Abteilung.

Fakultät der Philosophie und Litteratur.

Der Lehrkurs dieser Fakultät nimmt vier Jahre in Anspruch.

1. Jahr: Logik, Ontologie, Ästhetik, Allgemeine Litteraturgeschichte.
2. Jahr: Kosmologie, Psychologie, allgemeine Grammatik und Geschichte der spanischen Litteratur.
3. Jahr: Moralphilosophie, Theodicee, Alte Litteratur, Geschichte der Civilisation.
4. Jahr: Neuere Litteratur, Geschichte der Philosophie. Geschichte der peruanischen Civilisation.

Theologische Fakultät.

Diese Fakultät befindet sich in dem Seminar, welches der heilige Toribius, Erzbischof von Lima, (1581—1606) im Jahre 1591 gründete, und welches bis heute seinen Namen führt. Das Seminario Santo Toribio wurde 1813 erweitert und unter dem Erzbischof Luna-Pizarro (1846—55) wurden die jetzigen geräumigen Gebäude unter Benutzung eines Teils des Franziskanerklosters errichtet. Auf Geheiss des Papstes Pius IX. traten die Franziskaner zwei grosse Kreuzgänge, zwei kleinere Höfe und einen Garten ab, wogegen den Mönchen ein jährlicher Mietszins, Almosen genannt, aus den Einnahmen des Kollegiums vergütet wird.

Die Studien des theologischen Seminars umfassen alle drei Unterrichtsgebiete, den elementaren, mittleren und höheren. Die Schüler sind interne und externe. Die ersteren bestehen aus 24 Freischülern und 50 bezahlenden Pensionären. Externe oder Stadtschüler zählt das Institut gegenwärtig 60. Die Schüler bleiben in der Anstalt solange es ihre Angehörigen wünschen und wählen ihren Beruf aus freien Stücken, nur die 24 Freischüler werden von Anfang an zum geistlichen Stande erzogen, und erhalten, wenn sie heranwachsen, die Tonsur. Alle Internen tragen das schwarze Priestergewand, und wenn sie ausgehen, die viereckige Mütze der Weltgeistlichen.

Die eigentlichen theologischen Studien sind auf sechs Jahre verteilt.

1. Jahr: Dogmatik, Moraltheologie, Kirchengeschichte bis zum 10. Jahrhundert.
2. Jahr: Dogmatik (über Trinität, Menschen, Engel und Teufel). Geographie des heiligen Landes, Moral, Kirchengeschichte bis zum 19. Jahrhundert.

3. Jahr: Dogmatik (Fleischwerdung des Wortes, Erlösung, Gnade, künftiges Leben), Moral, Liturgie, Ceremonie und Riten, Kirchenrecht.
4. Jahr: Dogmatik (Sakramente), Moral, Ablass, praktische Liturgie, Kirchenkalender, Kirchenrecht.
5. Jahr: Rhetorik, Hermeneutik.
6. Jahr: Pastoraltheologie, Parochialfunktionen, Studium der Kirchenväter.

Das Lehrpersonal des Seminars besteht aus einem Rektor, einem Subrektor und acht Professoren. Die Schule hat ihre eigenen Renten, ist vom Staate unabhängig, und befindet sich daher in einer besseren finanziellen Lage als die übrigen Fakultäten.

Die medizinische Fakultät.

Auch diese Fakultät befindet sich in einem eigenen Gebäude, welches am Platz Santa Ana in der Nähe der Hospitäler Santa Ana und San Bartolomé gelegen ist. Die medizinische Schule wurde vom Vicekönig Abascal im Jahre 1816 gegründet und dem König Ferdinand VII. zu Ehren Colegio Ferdinandino genannt. Der erste Rektor oder Präsident der Anstalt war der als Arzt und Schriftsteller berühmte Doktor Hipólito Unánue, von dem die Anregung zur Errichtung derselben ausgegangen und der ganze Studienplan entworfen worden war, der ursprünglich ausser den medizinischen auch noch andere Naturwissenschaften umfasste.*) Seit dem Jahre 1855 führt dieses Kollegium den Namen

*) Hipólito Unánue, geboren zu Arica am 13. August 1755 und gestorben zu Lima am 15. Juli 1833, war der Sohn eines Basken Antonio Unánue und einer Ariquenierin Manuela Pabon. Zum geistlichen Stande bestimmt, kam er nach Lima zu einem Onkel, der Mönch im Kloster der Neristen war, wendete sich aber bald dem Studium der Medizin zu und gelangte schon früh durch seine Begabung und seinen wissenschaftlichen Eifer zu grossem Ansehen. Im Jahre 1792 gründete er das anatomische Amphitheater und damit eine Reform des bisherigen medizinischen Studiums. Zu gleicher Zeit entfaltete er eine ausgedehnte literarische Thätigkeit, wurde die Seele des »Mercurio Peruano« und damit der Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bewegung, welche damals unter Anregung des Vicekönigs Gil de Lemus die peruanische Hauptstadt auszeichnete. Unánue war ein Mann von ausgebreitetem und vielseitigem Wissen. Neben dem Protomedikat Perus wurde ihm auch die Stelle eines Kosmographen des Vicekönigreichs übertragen und von 1793 bis 1797 gab er den statistischen Almanach des Landes — Guia politica, eclesiastica y militar del Peru — heraus. Auf seinen Betrieb und unter seiner Leitung wurde die medizinische Schule gegründet; er erhielt den Titel eines Arztes des Königs und wurde als Abgeordneter für die Cortes nach Spanien gesandt. Nach der Erklärung der Unabhängigkeit wurde

Escuela de medicina, und wurde der medizinischen Fakultät untergeordnet, welche an die Stelle des früheren Protomedikats getreten war. Die Fakultät ist so weit als möglich nach dem Muster der Pariser eingerichtet und das medizinische Studium erfordert sieben Jahre. Folgende sind die Kollegien und Lehrkurse, die von 19 ordentlichen Professoren gehalten werden.

1. Jahr: Medizinische Physik, medizinische Chemie, Anatomie (1. Kurs), äussere Klinik.
2. Jahr: Chemische Analyse, Anatomie (2. Kurs), Botanik, äussere Klinik.
3. Jahr: Allgemeine Anatomie, Physiologie, Hygiene, Zoologie, medizinische Klinik.
4. Jahr: Allgemeine Pathologie, pathologische Anatomie, allgemeine Chirurgie, medizinische Klinik.
5. Jahr: Spezielle Pathologie (1. Kurs), topographische Anatomie und Chirurgie, Materia medica, Therapeutik, chirurgische Klinik.
6. Jahr: Spezielle Pathologie (2. Kurs), topographische Anatomie Operationslehre, Augenheilkunde, chirurgische und ophthalmologische Klinik.
7. Jahr: Geburtshilfe, Frauen- und Kinderkrankheiten, gerichtliche Medizin und Toxikologie, geburtshilfliche Klinik.

Am Ende jedes Schuljahres müssen sich die Studenten einem Examen unterwerfen, bestehen sie dasselbe nicht, so wird ihnen das Jahr nicht angerechnet; desgleichen verliert derjenige die Inskription eines Jahres, der aus irgend einem Grunde 25 Mal in der Klasse oder der Klinik gefehlt hat. Wer die sieben Jahresexamina abgelegt hat, kann sich zum Doktorexamen melden. Dieses ist mündlich und besteht aus fünf Interrogatorien, deren jedes nicht weniger als anderthalb Stunden dauern darf, und auf welche sich der Kandidat nach Gutdünken vorbereiten darf. Er wird befragt am

1. Tag: über Physiologie und Anatomie — deskriptive, topographische, allgemeine und pathologische.
2. Tag: über allgemeine und spezielle Pathologie und Chirurgie, und Operationslehre.

---

er Finanzminister unter San Martin und Präsident des ersten Kongresses. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in der Zurückgezogenheit auf seinem Gute im Thale Cañete zu. Neben vielen akademischen Reden verfasste er zwei grössere Schriften, die Memoria für seinen Gönner, den Vicekönig Gil de Lemus und seine Observaciones sobre el clima de Lima, Lima 1806.

3. Tag: über Physik, anorganische und organische Chemie, Naturgeschichte und ihre Anwendung auf die Medizin.
4. Tag: über Hygiene, gerichtliche Medizin, Toxikologie, Materia medica und Therapeutik.
5. Tag: über Geburtshilfe, Operationen am Phantom, Untersuchung von Kranken und Bericht über Diagnose, Prognose und Behandlung vor der Prüfungskommission.

Hat der Kandidat bestanden, so wird er durch den Dekan der Fakultät aufgenommen und vor dem versammelten Professoren-Kollegium durch folgende Eidesformel verpflichtet: »Schwört Ihr Gott und dem Vaterland, den ärztlichen Beruf auszuüben mit Ehre und Gewissenhaftigkeit, wie es sich für die hohe Sendung geziemt, die Ihr zum Heile der Menschheit erfüllen sollt; nie Gifte oder abtreibende Mittel zu verordnen, als wenn es der Kurzweck erheischt, den Armen und Notleidenden unentgeltlich Hilfe zu leisten und Euch den Anordnungen der Fakultät in Berufsachen zu unterwerfen?« Der Kandidat antwortet darauf: »Ja, das schwöre ich,« und der Dekan schliesst sodann die Feierlichkeit mit den Worten: »Wenn Ihr es thut, so möge Gott es Euch lohnen, und wenn nicht, so möge er und das Vaterland Euch zur Rechenschaft ziehen.«

Ausländische Ärzte, die in Peru praktizieren wollen, müssen sich demselben Examen unterwerfen. Sie haben das Diplom einer anderen Fakultät vorzulegen, und wenn dasselbe von dem betreffenden Minister oder Konsul beglaubigt worden ist, so wird es dem Bewerber als gleichwertig mit den Inskriptionen für sieben Studienjahre angerechnet.

Mit der medizinischen Schule verbunden ist ein pharmazeutisches Institut, dessen Studien vier Jahre in Anspruch nehmen; eine Schule für niedere Chirurgie und Zahnheilkunde, mit je zweijährigem Lehrkurs; endlich ein Hebammeninstitut mit vierjährigem Kurs. Die Geburtshilfe ist in Lima vorzugsweise in den Händen von Frauen, nur selten werden Ärzte zugezogen. Im allgemeinen sind die Geburten bei dem weichen Klima leicht. Auch die gewöhnlicheren Operationen werden in der Regel durch Hebammen vorgenommen und mehrere derselben haben viel handliche Geschicklichkeit.

Was das Stadium der Medizin betrifft, so leidet dasselbe an denselben Gebrechen, die an den peruanischen Bildungsanstalten im allgemeinen gerügt worden sind. Nicht nur fehlt den Studenten eine ordentliche Gymnasialbildung, sondern auch in den Zweigen der Heilwissenschaft bleiben die Kenntnisse auch bei den fleissigsten Schülern ohne theoretische Gründlichkeit. Fast alle Professoren sind praktische

Ärzte, das Gehalt, das sie von der Fakultät beziehen, reicht zu ihrem Lebensunterhalt nicht aus, Kollegiengelder nehmen sie nicht ein, denn der Unterricht ist frei, sie können daher nur einen Teil, und zwar einen kleinen Teil ihrer Zeit ihrem akademischen Berufe widmen, daher Studien, die längere Sitzungen erfordern, wie die mikroskopischen, ganz vernachlässigt sind. Auf der anderen Seite geschieht viel für die praktische Ausbildung der Studenten. Dieselben besuchen gleich vom ersten Jahre an die Klinik und setzen den Besuch sieben Jahre lang fort, was zur Folge hat, dass der junge Praktiker mehr Sicherheit im Auftreten gewinnt als bei uns so mancher junge Arzt trotz der solidesten Kenntnisse. Nach abgelegtem Examen pflegten sonst nicht wenige junge Ärzte auf einige Jahre nach Europa zu gehen, um sich dort noch weiter auszubilden. Die meisten wählten Paris und erwarben sich das dortige Doktordiplom. Dies geschah vorzüglich zur Zeit der Gründung der Fakultät in Lima und trug damals nicht wenig zur Hebung derselben bei. Die meisten Lehrer waren noch jung und viele von regem wissenschaftlichen Eifer beseelt.

Gegenwärtig befindet sich die Fakultät einigermassen in Verfall, besonders seit dem Kriege, in welchem die Schule ihre Lehrmittel grösstenteils verloren hat. Das Gebäude wurde während der chilenischen Besetzung der Stadt in Beschlag genommen und diente drei Jahre lang als Stall für Pferde und Menschen. Ein wertvolles anatomisches Kabinet von natürlichen und Wachspräparaten, sowie die Bibliothek von 8000 Bänden wurden auf Befehl der chilenischen Regierung nach Santiago geschickt, auch eine physikalische, chemische und zoologische Sammlung mussten dasselbe Schicksal teilen.

Unter Aufsicht der medizinischen Schule steht der botanische Garten. Als der neue allgemeine Begräbnisplatz vor der Portada de Maravillas erbaut werden sollte, und man zu diesem Zwecke das dortgelegene Landgut Santa Ana gekauft hatte, wurde anfangs ein Teil dieses Gutes zur Anlage eines botanischen Gartens bestimmt, allein diese Verfügung kam nicht zur Ausführung. Der jetzige Garten wurde durch ein Dekret vom 30. März 1868 ins Leben gerufen und befindet sich am südöstlichen Ende der Stadt in der Nähe der medizinischen Schule. Er umfasst einen weiten Raum, erstreckt sich bis zum Boulevard Meiggs und ist auf zwei Seiten mit einem gusseisernen Gitter umgeben.

Kein Land kann günstigere Bedingungen für einen botanischen Garten bieten als Peru, dessen Klima tropische Pflanzen an der Seite von Gewächsen der gemässigten Zonen im Freien zu ziehen erlaubt. Der Garten stand früher unter der Obhut eines Deutschen namens

Klug, und ein grosser Teil desselben war schön geordnet. Während der fünf Kriegsjahre blieb er sich selbst überlassen, und gegenwärtig bietet er nur einen schönen Spaziergang, auf welchem man sich des Anblicks mannigfacher Vegetation auf bequemen Wegen freuen kann.

Gleich beim Eingang befindet sich ein langes einstöckiges Gebäude mit einem Hörsaal für botanische Vorlesungen. Im hinteren Teile des Gartens nahe am Boulevard liegen nahe bei einander noch zwei vollkommen gleiche Gebäude von geschmackvollem Äussern, dass eine für ein anatomisches Theater, das andere für ein physiologisch-chemisches Institut bestimmt. Diese beiden Lokale wurden während des Krieges ausgeraubt und stehen jetzt leer.

Die Ingenieurschule.

Neben der Universität und von ihr unabhängig sollte höherer Unterricht noch in fünf Spezialschulen erteilt werden, nämlich in einer Ingenieur- und Bergschule, einer landwirtschaftlichen und einer Handelsakademie, einer Schiffahrts- und einer Artillerieschule. Von diesen Anstalten ist jedoch bis jetzt nur die erste ins Leben getreten.

Diese Schule befindet sich mit der Universität in demselben Gebäude, steht aber nicht mit ihr in Verbindung. Sie nimmt einen Hof oder Kreuzgang des ehemaligen Jesuiten-Noviziats ein, die Universität die drei übrigen. Gegründet wurde sie unter der Regierungsperiode des Präsidenten Manuel Pardo im Jahre 1876, aber die Eröffnung fand erst unter seinem Nachfolger statt. Während des Krieges hatte die Ingenieurschule ein ähnliches Schicksal wie die medizinische, sie wurde von den Chilenen als Kaserne benutzt, alle ihre wissenschaftlichen Sammlungen (Modelle, Mineralien, physikalische und chemische Apparate) wanderten nach Santiago, und alle sonstige bewegliche Habe in die Taschen der Soldaten. Indessen ist der Schaden schon jetzt zum grossen Teil wieder ausgebessert, dank dem Eifer und der Intelligenz des Direktors und der Professoren, sowie der wirtschaftlich unabhängigen Lage dieser Anstalt. Die Kosten derselben werden nämlich nicht von der Regierung bestritten, sondern aus der Besteuerung der Bergwerke. Jeder Minenbesitzer, der das Besitzrecht seiner Grube nicht verlieren will, muss alle sechs Monate 15 $ entrichten, und dieses Geld fliesst in die Kasse der Ingenieurschule. Die Professoren derselben beziehen also ihr volles Gehalt, während sich die Universitätslehrer einen grossen Abzug gefallen lassen müssen.

Das Lehrpersonal der Schule besteht aus einem Direktor, acht

Professoren und vier Adjunkten. Gegenwärtig jedoch sind ausser dem Direktor nur zwei Professoren und zwei Adjunkten angestellt. Die Zahl der Studenten ist 16. Ausserdem jedoch hat man in den Sälen eine Vorbereitungsschule errichtet, welche von 60 Kindern besucht wird. Zum Eintritt in die Ingenieurschule muss man ein Lizentiaten-Diplom der Fakultät der Naturwissenschaften beibringen, oder ein dementsprechendes Examen ablegen. Der Besuch der Vorlesungen steht jedermann frei, aber die praktischen Übungen in den Laboratorien sind nur den matrikulierten Schülern gestattet. Schüler, welche zwei Jahre lang kein Examen bestanden haben, müssen die Anstalt verlassen.

Die Anstalt zerfällt in zwei Abteilungen, eine Schule für Civilbauten und eine Bergakademie. Der Lehrkurs für beide ist auf drei Jahre verteilt.

I. Civilbauten.

1. Jahr: Feldmessen, Nivellieren, Hydrographie — Strassen- und Brückenbau — Kanal- und Hafenbau — Architektur — Nationalökonomie, Planzeichnen.

2. Jahr: Topographie, Strassen- und Brückenbau (2. Kurs), Kanal- und Hafenbau (2. Kurs) — Dampf- und hydraulische Maschinen — Landwirtschaft, Planzeichnen.

3. Jahr: Topographie (2. Kurs), Strassen und Brückenbau (3. Kurs), Kanal- und Hafenbau (3. Kurs), Landwirtschaft (2. Kurs), Chemie und Physik — Planzeichnen.

II. Bergakademie.

1. Jahr: Ausbeutung der Bergwerke, Mechanik, Ventilation und Beleuchtung der Bergwerke, Trockenlegung, Transport der Erze, Mechanische Aufbereitung, Muthen — Probierkunst (1. Kurs), Mineralogie, Geologie — Allgemeine Metallurgie — Nationalökonomie, Topographie — Zeichnen.

2. Jahr: Ausbeutung der Bergwerke (2. Kurs), Probierkunst (2. Kurs), Mineralogie (2. Kurs) — Spezielle Metallurgie, Geologie (2. Kurs), Technologie — Maschinenbau — Maschinen zeichnen.

3. Jahr: Ausbeutung der Bergwerke (3. Kurs), Mineralogie (3. Kurs), Spezielle Metallurgie (2. Kurs), Bergwerksgesetzgebung — Technologie (2. Kurs), Unterirdische Topographie.

Am Ende jedes Schuljahres müssen die Studierenden ein Examen ablegen. Schülern, welche entweder aus Trägheit oder Unfähigkeit zwei Jahre lang kein Examen bestanden haben, wird der fernere Besuch der

Schule verweigert. Wer die drei Examina am Ende jedes Jahrs bestanden hat, erhält beim Verlassen der Anstalt sein Diplom als Ingenieur, ohne sich einem ferneren Examen unterwerfen zu müssen.

In dieser Schule haben sich schon manche junge Leute gediegene Kenntnisse erworben. Da der Studierenden nicht viele sind, so stehen diese zu den Professoren in einem vertrauteren Verhältnis, etwa wie es auf den kleineren deutschen Universitäten in einem Privatissimum stattzufinden pflegt. Die natürliche Begabung der Schüler wird unter solchen Umständen alsbald erkannt, und die Fortschritte der Fähigeren werden durch wissenschaftliche Gespräche und den beständigen Umgang mit den Lehrern möglichst begünstigt. Der Direktor und die Mehrzahl der Professoren sind in Paris erzogene Polen.

Das ehemalige landwirtschaftliche Institut.

Unter der Administration des Präsidenten Balta (1868—72) kaufte die Regierung die Hacienda Santa Beatriz, welche ganz in der Nähe der Stadt hinter dem Garten des Ausstellungsgebäudes gelegen ist. Dieses Landgut hatte ehemals den Jesuiten gehört und war später in Besitz der gräflichen Familie Torre Tagle übergegangen. Der Präsident Manuel Pardo gründete dort eine Ackerbauschule, in welcher junge Leute aus allen Teilen des Landes mit den neuen Verbesserungen und Methoden der Agrikultur unterrichtet werden sollten. Zu diesem Ende wurden eine Anzahl von Wohngebäuden errichtet für Italiener, welche auf Feldern und in Gärten praktisch die Gemüse- und Obstkultur lehrten. Unter Pardos Nachfolger ging diese Anstalt wieder ein, und gegenwärtig ist die Hacienda auf einen langen Zeitraum verpachtet.

Eine Militär- und Schifffahrtsschule bestand früher im ehemaligen Hospital Espiritu Santo. Auch diese ist seit lange geschlossen und das Lokal dient als Kaserne.

Das Kollegium von Guadalupe.

Diese Schule befindet sich in den Räumen des ehemaligen Tabaksmagazins der Regierung in einer abgelegenen Strasse unweit der Waisenhäuser Santa Teresa und Santa Rosa. Die Anstalt wurde ursprünglich von zwei Privatleuten, Don Domingo Elias und Don Nicolas Rodrigo im Jahre 1841 gegründet. Im Jahre 1855 ging sie in den Besitz des Staates über und wurde zu einer Mittel- und Vorbereitungsschule eingerichtet. Gegenwärtig ist das Colegio de Guadalupe die einzige

Unterrichtsanstalt dieser Klasse, die aus Staatsmitteln unterhalten wird. Während des letzten Krieges wurde sie von den Chilenen in Beschlag genommen, als Kaserne benutzt, und in derselben Weise heimgesucht wie die übrigen Institute. Ihre naturwissenschaftlichen Sammlungen wurden nach Chile geschickt und die übrigen Lehrmittel von den Soldaten verkauft oder zerstört. Die Schule wurde während dieser Zeit im alten Universitätsgebäude auf dem Inquisitionsplatze untergebracht.

Die in den Mittelschulen gelehrten Gegenstände sind:

Latein, Spanische Grammatik, Rethorik und Poesie, Geographie, Geschichte, Arithmetik Algebra, Geometrie, Trigonometrie, Allgemeine Begriffe über Physik, Mechanik und Chemie, Philosophie, Gesetze der Konstitution, Hauptlehren der katholischen Kirche.

Nicht obligatorische Unterrichtsgegenstände sind:

Griechisch, neuere Sprache, Buchführung, Zeichnen, Stenographie, Musik. Die Zahl der Lehrer ist zehn, ausser einem Rektor und Subrektor.

Besucht wurde die Schule im Jahre 1885 von 177 Schülern, wovon 17 Interne, die in einem grossen Saal schlafen und mit dem Direktor speisen. Das Pensionsgeld beträgt 20—25 Sols monatlich. Die Gehalte der Lehrer betragen von 40—100 Sols für den Monat, werden aber nur zum Teil und sehr unregelmässig bezahlt.

Der Eingang zur Schule ist in einer engen, krummen Strasse, aus welcher man zuerst in einen unregelmässigen kleinen Hof gelangt. Im Innern befindet sich ein zweiter, sehr grosser, teilweise bedeckter Hof, um welchen herum 12 Klassenzimmer liegen, und in dessen Mitte Apparate für gymnastische Übungen angebracht sind. Alle Schulräume haben ein unreinliches und vernachlässigtes Aussehen.

Das Kollegium der Jesuiten in San Pedro.

Es wurde bereits bemerkt, dass das ehemalige Haupthaus der Jesuiten in Lima den Namen Colegio máximo de San Pablo führte. Dieses weitläufige Gebäude umfasste in einem Raum von etwas mehr als einem Strassengeviert sechs Höfe. Nach Aufhebung des Ordens wurde ein Teil des Klosters den Vätern der Brüderschaft des heiligen Philipp von Neri übergeben; in einem andern Teile wurde ein Priesterseminar eingerichtet, ein dritter Teil wurde zu einem Hospital für kranke Priester, sowie zu einem Gefängnis für bestrafte Geistliche bestimmt. Die beiden Höfe, in welchen sich das Krankenhaus und Arrestlokal für Priester befanden, wurden unter der zweiten Regierungs-

periode M. J. Prados der Gesellschaft Jesu zurückgegeben. Die Väter wurden von der Regierung eingeladen, ein Erziehungshaus für Knaben in Lima zu errichten, zu welchem Zwecke ihnen die erwähnten Lokalitäten zur Verfügung gestellt wurden. Im Jahre 1878 langten die ersten vier Priester an und begannen die Einrichtung ihres Kollegiums, welches sich trotz der ungünstigen Zeiten rasch entwickelte. Gegenwärtig (1885) zählt die Anstalt 26 Interne, 32 Halbinterne und 160 Externe. Das Lehrpersonal besteht aus 12 Priestern, 6 Brüdern und 2 Novizen. Die Schule hat sechs Klassen, deren Säle im Oberstock liegen und etwas dunkel sind. Im Unterstock befinden sich die Schlafsäle und Arbeitszimmer für die Internen, deren Geräumigkeit, Lüftung und Reinlichkeit einen sehr günstigen Eindruck machen. Der Einfluss der Jesuiten ist in raschem Steigen begriffen, besonders, seit die Regierung ihnen zu Ende 1884 auch ihre Kirche zurückgegeben hat. Während der letzten Fasten strömte ganz Lima zusammen, um ihre Kanzelredner zu hören.*)

Das Institut von Lima.

Manuel Pardo, welcher die Mängel des peruanischen Unterrichtswesens nicht nur erkannte, sondern auch ernstlich bemüht war, in dieser Hinsicht gründliche Reformen einzuführen, hatte bereits vor Antritt seiner Regierung den Plan gefasst, eine Schule für den Unterricht mittleren Grades nach dem Muster eines deutschen Gymnasiums zu gründen. Zu diesem Ende bildete sich unter seinen Freunden und unter seinem Vorsitz im April 1872 eine Aktiengesellschaft, welche ein Kapital von 120 000 $ zeichnete. Das aus diesen Mitteln zu errichtende Schulgebäude sollte den Namen Colegio de Humanidades führen und war auf 200 Pensionäre und 24 Lehrer berechnet. Der Grund zu diesem Gebäude wurde an dem damals neuentstandenen Boulevard Meiggs, dem botanischen Garten schräg gegenüber, gelegt und ist dasselbe, welches später als Hospiz von Santa Sofia beschrieben werden wird. Es stellte sich bald heraus, dass die Anlage für die zur Verfügung stehenden Geldmittel bei weitem zu gross war. Der Bau wurde eingestellt, die Gesellschaft trat in Liquidation und das Grundstück wurde verkauft.

Obgleich man so auf die Anlage eines grossen Musterschulgebäudes verzichten musste, so wurde doch der Plan einer neuen Schule nach deutschem Muster festgehalten. Es trat ein Verein von Familienvätern

*) Zu Ende des Jahres 1886 wurde den Jesuiten durch einen Beschluss des Kongresses ihre Schule wieder geschlossen und sie aus dem Lande gewiesen.

zusammen, um das begonnene Werk fortzusetzen, und die Anstalt trat unter der Leitung eines inzwischen angekommenen Lehrers des Gymnasiums zu Köln, Dr. Contzen, ins Leben. Neben dem Direktor waren noch drei andere deutsche Lehrer, sämtlich Rheinländer, an der Schule thätig. Nachdem man sich bei Einrichtung der beiden untersten Klassen mit einem beschränkten Lokal beholfen hatte, wurde die Anstalt 1876 in das Gebäude verlegt, wo sie sich noch jetzt befindet.

Anfangs war der Unterricht ganz dem eines deutschen Gymnasiums entsprechend, allein man stiess damit beim Publikum auf so viel Tadel und Widerspruch, dass man sich später genötigt sah, den neueren Sprachen vor den alten den Vorzug zu geben, und dass der Charakter des Institutes der einer Realschule wurde. Nachdem das Institut in dieser Weise einige Jahre lang bestanden, und während dieser Zeit unter den Unterrichtsanstalten der Stadt unbestritten den ersten Rang eingenommen hatte, brachen die wirtschaftlichen Schwierigkeiten über das Land herein, denen auch die Schule erliegen zu sollen schien. Die deutschen Lehrer hatten Kontrakte, nach welchen ihnen bei freier Station ihre Gehalte in preussischem Gelde vergütet wurden. Da nun durch die zunehmende Entwertung des peruanischen Papiergeldes neben Abnahme der Schülerzahl der Gesellschaft Opfer auferlegt wurden, welche diese nicht mehr zu erschwingen vermochte, so löste sie sich auf, jedoch blieb die Schule bestehen, wenn auch auf anderer Basis. Der letzte kontraktmässig eingetretene Lehrer, Herr Dr. Büttgenbach, übernahm von der Gesellschaft für 2000 $ das Schulinventarium und verband sich zur Fortführung der Anstalt mit Herrn Dr. A. Herz, welcher unter der Verwaltung Pardos für Rechnung der Regierung nach Peru gekommen und Direktor der Mittelschulen in Cusco und Ica gewesen war.

Die Schule enthält gegenwärtig sieben Klassen, nämlich drei vorbereitende und sodann die eigentlichen Schulklassen von Sexta bis Tertia; Schüler für Secunda und Prima fehlen. Nach Angabe des Direktors Dr. Büttgenbach werden die Kenntnisse der Tertianer für genügend zum Eintritt in die Universität erachtet. Die Anstalt hat (1885) 30 Pensionäre (Interne) und 175 Stadtschüler (Externe).

Ausser den angeführten drei grösseren Mittelschulen giebt es in Lima eine ziemliche Anzahl Privatschulen für den Elementarunterricht, die sich aber den Titel Colegio beilegen. Sie stehen meist unter Leitung von Peruanern, die sich und ihren Instituten durch Verbindung mit irgend einem Ausländer Kredit zu verschaffen suchen, daher die Namen Colegio franco-peruano, peruano-inglès, peruano-aleman u. s. w. Die Munizipal-

schulen, die während des Krieges eingegangen waren, sind jetzt auch zum Teil wieder eingerichtet worden.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch der ehemaligen Normalschule erwähnt, obgleich dieselbe bereits seit lange eingegangen ist, nachdem sie nur kurze Zeit bestanden hatte. Um das gesamte Schulwesen den Anforderungen der Neuzeit gemäss umzugestalten, beschloss die Regierung im Jahre 1852 eine Musterschule zu errichten, zu welchem Ende ein Spanier Don Francisco Ballesteros als Direktor und zwei seiner Brüder als Professoren angestellt wurden. Das Lokal, welches anfangs für diese Anstalt in Aussicht genommen wurde, war das Colegio de Guadalupe, später jedoch wurde verfügt, die ehemalige Aduana (das Zollhaus) dazu herrichten zu lassen. Es wurden dabei über 100 000 $ verausgabt; als jedoch die Einrichtung vollendet war, begannen Misshelligkeiten zwischen der Regierung und den Herren Ballesteros, infolge deren diesen ihr Kontrakt gekündigt wurde und das ganze Projekt zerfiel. Die Ballesteros scheinen sich dabei nicht schlecht gestanden zu haben, denn sie hatten an Gehalten und für Einrichtungen ihrer Wohnungen mehr als 30 000 $ erhalten. In dem Gebäude wurden später die Gerichtshöfe untergebracht und es führt gegenwärtig den Namen »Palacio de Justicia«.

Die Töchterschulen.

Für die Erziehung der jungen Mädchen ist in Lima verhältnismässig besser gesorgt als für die Knaben. Es bestehen drei grosse Pensionate, welche alle von Chorfrauen verschiedener Schwesterschaften geleitet werden.

Die Mädchenschule von Belen.

Diese Anstalt führt den Namen: Colegio frances de los sagrados corazones, und ist von den dreien die älteste und wohl auch noch die am meisten besuchte. Es wurde bereits erwähnt, dass das ehemalige Mercenarierkloster der strengen Regel auf Grund und Boden einer Señora Paula Pilardo erbaut worden war, welcher ihrem Testamente gemäss nach Aufhebung des Klosters wieder an ihre Erben zurückfiel. Von diesen Erben kauften es die Schwestern der heiligen Herzen Mariae und Jesu zur Errichtung einer Erziehungsanstalt für Mädchen. Die Chorfrauen der Schwesterschaft der heiligen Herzen gehören der Augustinischen Regel an und wurden vom Abbé Condrin und Madame Eymer de la Chevallerie im Jahre 1823 zu Poitiers gestiftet, ihr Haupthaus ist der bekannte Konvent der rue Picpus zu Paris. Sie stehen unter geistlicher Leitung von Chorherren derselben Regel, von

denen sie jedoch in ökonomischer Beziehung unabhängig sind. Die Schwestern der heiligen Herzen kamen ursprünglich mit der Absicht, sich in Chile niederzulassen, sie wendeten sich aber, erschreckt durch die damaligen unruhigen Zeiten dieses Landes, nach Peru (1848). Ihre Anstalt liegt in der Strasse Belen, unweit der Station der Chorrillos-Eisenbahn und des Gartens des Ausstellungsgebäudes in der gesündesten Gegend der Stadt. Sie umfasst drei Kreuzgänge und einen grossen Garten. In den von Bogengängen umgebenen Höfen befinden sich ebenfalls Gartenanlagen, nach welchen zu sich die Klassenzimmer und Schlafsäle im Oberstock öffnen. Die ganze Anstalt bietet einen freundlichen und überaus sauberen Anblick.

Die Zahl der Schülerinnen beträgt 150—180 Interne und 80 Externe. Die Mädchen werden im Alter von 4—12 Jahren aufgenommen, nur ausnahmsweise später. Die Zahl der Schwestern ist 58, wovon die meisten Französinnen, einige wenige Peruanerinnen und Equatorianerinnen sind.

Die Mädchenschule von San Pedro.

Da die Schule von Belen nicht mehr als eine gewisse Anzahl von Pensionärinnen aufzunehmen vermochte, so machte sich das Bedürfnis einer zweiten ähnlichen Anstalt fühlbar, zu deren Leitung unter der Regierungsperiode Manuel Pardos die Schwestern des heiligen Herzens Jesu berufen wurden. Diese Kongregation, welche mit den Schwestern von Picpus in keiner Verbindung steht, verdankte ihren Ursprung der religiösen Begeisterung, welche die Unterdrückung der Kirche während der französichen Revolution in den Herzen vieler gläubiger Christen hervorgerufen hatte. Der Gründer derselben war Joseph Varin d'Ainville, einer der Priester, welche unter dem Namen »Väter des Glaubens« für die Wiederherstellung des Jesuitenordens arbeiteten. Unter dem Einfluss des Vaters Varin vereinigten sich zu Ende des Jahres 1800 vier arme Jungfrauen zu einer Schwesterschaft des heiligen Herzens Jesu. Im darauffolgenden Jahre begannen dieselben ihre Thätigkeit in der bescheidensten Weise durch Gründung einer kleinen Schule in Amiens. Sie nannten sich Dames de l'instruction chrétienne, das Pubublikum nannte sie gewöhnlich nur Dames de la foi. Die jüngste von ihnen, Madeleine Sofie Barat, wurde in ihrem 23. Jahre zur Superiorin gewählt. Dieses junge Mädchen war eine ganz aussergewöhnliche Natur, und unter ihrer 50jährigen Vorsteherschaft verbreitete sich die Gesellschaft, die so klein begonnen hatte, über alle Länder Europas und Amerikas.

In Lima räumte die Regierung den Schwestern des heiligen Herzens

im ehemaligen Jesuitenkloster die drei Haupthöfe oder Kreuzgänge ein, welche die Brüderschaft des heiligen Philipp von Neri bis zu ihrem Erlöschen inne gehabt hatte. Zur besseren Beleuchtung wurden die Mauern der Klausur mit Fenstern auf die Strasse versehen, im übrigen erhielten die Schwestern keine Unterstützung vom Staat, sondern übernahmen im Gegenteil die Verpflichtung, 20 Lehrerinnen (normalistas) auszubilden, welche nach ihrem Austritt aus der Anstalt zur Einrichtung von Schulen in die Provinzen geschickt werden sollten. Als Kost- und Erziehungsgeld wurde den Schwestern für jede dieser Schülerinnen 20 $ monatlich vergütet. Diese Summe wurde später in Papier bezahlt, was nach dem damaligen Kurswert der Noten etwa 4 Mk. ausmachte.

Im Publikum wird die Schule von San Pedro gewöhnlich als Colegio Ingles bezeichnet, da daselbst der englischen Sprache vor der französischen der Vorzug eingeräumt wird. Obgleich die Schwesterschaft in Frankreich gegründet wurde, und sich auch dort in Conflans ihr Haupthaus und Noviziat befindet, so hat sie doch einen vollkommen internationalen oder kosmopolitischen Charakter und die wenigsten der an der Anstalt zu Lima thätigen Schwestern sind Französinnen; die meisten sind aus Nordamerika und Irland, sodann aus Belgien und Italien; auch eine Anzahl von Peruanerinnen sind bei ihnen als Novizen eingetreten. Die Zahl der Chorfrauen ist 30, der Pensionärinnen 100, der Stadtschülerinnen 160.

Obgleich die Kongregation von einem Jesuiten gegründet wurde, und auch hier in Lima unter geistlicher Leitung des Superiors dieses Ordens steht, so sind die Schwestern doch in ihrer Schule und ihren ökonomischen Verhältnissen vollkommen unabhängig, auch haben viele von ihnen nicht Mitglieder der Gesellschaft Jesu zu Beichtvätern, obgleich diese ihre nächsten Nachbarn im Gebäude sind.

Das Erziehungshaus zum guten Hirten.

Hochoben in der Stadt, im Cercado unweit der Portada de Maravillas, befand sich in alten Zeiten eine Kapelle, in welcher ein wunderthätiges Bild unserer lieben Frauen von Copacabana verehrt wurde. Wegen Baufälligkeit des kleinen Bethauses wurde dies Marienbild zuerst nach der Kathedrale, und später nach einer eigens dafür auf dem rechten Ufer des Flusses erbauten Kirche gebracht, dem Beaterio de Copacabana, wo sich dasselbe noch jetzt befindet. Auf den Trümmern der alten Kapelle erbaute später der Bischof von Cusco José Calixto de Orihuela eine neue, die er mit den umliegenden Grundstücken ver-

einigt, zu geistlichen Bussübungen für Männer bestimmte, und welche, da Orihuela dem Augustinerorden angehörte, Casa de ejercicios de San Agustin genannt wurde.

Diese fromme Stiftung wurde im Jahre 1872 auf Antrag des Domherren Roca durch den Erzbischof Sebastian de Goyeneche den Schwestern der Eudisten-Kongregation zur Errichtung eines Erziehungshauses und Asyls für Frauen und Mädchen übergeben. Die Kongregation der regulierten Missionspriester von Jesus und Maria wurden im Jahre 1643 in der Normandie von Jean Eudes gegründet, anfangs nur für Männer, später auch für Frauen zur Anlage von Seminarien und Rettungsanstalten, und steht noch jetzt, sowohl in Europa als auch in Amerika in Ansehen. Die in Lima thätigen Schwestern sind zur Hälfte Canadierinnen, zur Hälfte peruanische Novizen, zusammen 20.

Die Anstalt, welche den Namen Colegio del buen Pastor führt, zerfällt in drei, vollständig von einander getrennte Abteilungen, deren jede einen besonderen Hof oder Kreuzgang inne hat. Es befindet sich daselbst ein Pensionat für junge Mädchen von 4—14 Jahren, ein Asyl für erwachsene junge Mädchen, die ein zurückgezogenes, klösterliches Leben zu führen wünschen, aber keine Gelübde ablegen, wie dies in anderen Beaterien der Fall ist; endlich ein Rettungshaus für Mädchen und Frauen, die ein leichtsinniges Leben geführt haben und sich hier entweder bessern wollen oder sollen, denn in dieser Klasse giebt es freiwillige und gezwungene Gäste. Sie werden Magdalenas arrepentidas, reuige Büsserinnen, genannt, zum Unterschiede von der zweiten Klasse, welche schlechtweg als Magdalenen bezeichnet werden. Sämtliche Bewohnerinnen des Buen Pastor besuchen dieselbe Kirche, sehen sich aber nicht, da auch das Chor in drei Abteilungen geschieden ist, die besondere Eingänge haben und nicht mit einander in Verbindung stehen. Das Pensionat zählt 100 Kinder, der reuigen Schwestern sind 60, der Magdalenen 20.

Die Anstalt steht unter strengerer Klausur als die beiden anderen Mädchenschulen; niemand wird ohne besondere Erlaubnis des Erzbischofs eingelassen. Den Schülerinnen wird nur vier Mal im Jahre gestattet, einen Tag in ihrer Familie zuzubringen. Die reuigen Magdalenen dürfen, so lange sie der Anstalt angehören, dieselbe nie verlassen, und ihr Austritt hängt von ihrer Aufführung und der Zustimmung ihrer Angehörigen ab, der Eltern und Vormünder oder, wenn die Sünderin verheiratet ist, ihres Gemahls.

Neben den drei grossen Pensionaten wird für den Elementarunterricht junger Mädchen noch in einer ziemlichen Anzahl grösserer

oder kleinerer Privatschulen gesorgt, welche, wie die der Knaben, den Namen Colegio führen. Auch wird später bei Beschreibung der Waisenhäuser erwähnt, dass in denselben Klassen für Schülerinnen aus der Stadt eingerichtet sind.

Die Nationalbibliothek.

An die Schulen schliessen sich die Anstalten und Vereine, die zur Verbreitung von Kenntnissen und Pflege der Wissenschaften dienen. Eine der ersten Schöpfungen, welche Peru seiner Unabhängigkeit verdankte, war die Gründung einer öffentlichen Bibliothek. Am 9. Juli 1821 war der General San Martin mit dem chilenischen Heere in Lima eingezogen, am 28. desselben Monats wurde die Unabhängigkeit erklärt und bereits nach einem Monat erliess der Protektor des jungen Staats ein Dekret, welches die Sammlung einer Nationalbibliothek verfügte. Die Räume, welche derselben zur Aufstellung der Bücher und Einrichtung eines Lesesaals zugewiesen wurden, gehörten zu dem ehemaligen Colegio de los Caciques, einem Erziehungshause für die Söhne vornehmer Eingeborenen, welches der Vicekönig Prinz Esquilache gegründet hatte. Die Einweihung und Eröffnung dieses Lokales fand am 17. Dezember des folgenden Jahres im Beisein sämtlicher Staatsbehörden kurz vor der Abreise San Martins statt.

Die Zahl der Bücher, welche dem Publikum zur Verfügung gestellt wurden, betrug 11 256 Bände, von denen 600 Geschenke des Generals S. Martin und seines Ministers Garcia del Rio waren, während die grosse Masse aus der Universität und den Klöstern herrührten. Hierzu kam bald nachher ein Legat von 7000 Bänden, welche der Doktor Fuentes Pacheco der Bibliothek vermachte. Im Jahre 1830 betrug die Zahl der Bücher etwa 30 000. So viel Eifer man aber anfangs für die Bibliothek an den Tag gelegt hatte, so machte in der Folge doch die Vermehrung der Büchersammlung nur langsame Fortschritte. Man hatte zwar für Anstellung eines mehr als genügenden Beamtenstabes gesorgt, welcher aus zwei Bibliothekaren, zwei Unterbeamten, zwei Konservatoren und zwei Gehilfen bestand und für dieselben zusammen 5000 $ für jährliche Gehalte ausgeworfen, aber für Ankauf von neuen Büchern fast garnichts. Auch über die vorhandenen Bücher wurde nie ein vollständiger Katalog ausgearbeitet, obgleich dieselbe lange Zeit die Zahl von 30 000 Bänden nicht überstieg, und man fragt sich, womit diese Beamten ihre Zeit zugebracht haben mögen.

Vom Jahre 1835 an stand die Bibliothek unter Obhut und Leitung

des Dr. Don Francisco de Paula Vijil, welcher die letzten vierzig Jahre seines Lebens daselbst zubrachte. Der Doktor Vijil war ein patriotischer freisinniger Priester, der Patriarch der liberalen Partei, deren Führer er in seiner Jugend gewesen, bekannt in Südamerika als Verteidiger der Kirche und des Staates gegen päpstliche Anmassungen, berühmt und verehrt wegen seiner christlichen Tugenden und seines strengen, selbstverleugnenden Lebenswandels.*) Den Bemühungen des Doktor Vijil

---

*) Franzisco de Paula Gonzalez Vijil wurde am 13. September 1792 in Tacna geboren und starb in Lima am 9. Juni 1875. Sein Vater Joaquin Vijil war ein Spanier. Vom Jahre 1802 an studierte er in Arequipa im Colegio San Jéronimo und wurde 1815 durch die Universität von Cusco zum Doktor der Theologie promoviert. 1826 erwählte ihn die Stadt Tacna zum Abgeordneten für den Kongress. Vijil gehörte damals zu der Minderheit von 23 Mitgliedern, welche gegen die Verfassung Bolivars Verwahrung einlegten, und wurde infolgedessen nach Chile verbannt. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil wurde er 1828 von neuem in den Kongress gewählt. Er wurde darauf Rektor eines Kollegiums in Arequipa, nahm aber 1832 wieder an den Sitzungen des Kongresses teil und feierte damals seinen grössten oratorischen Triumph durch die Rede, in welcher er den Präsidenten Gamarra der Verfassungsverletzung anklagte. Nach der Auflösung des Kongresses durch Bermudez zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und lehnte fortan auch alle Beförderung zu kirchlichen Ämtern ab. Seit 1835 brachte er meist seine Zeit in der Bibliothek zu, mit Sammlung von Materialien für seine Werke beschäftigt. Dort fand ihn einst der General Santa Cruz: »Es freut mich, Sie hier zu sehen«, sagte ihm der damalige Protektor der Konföderation, »hier sind Sie an Ihrem Platze«. Demungeachtet erhielt er damals noch nicht seine förmliche Anstellung als Bibliothekar, welche erst mehrere Jahre später durch Castilla erfolgte.

Vijils Hauptwerke waren: Die Verteidigung der Rechte der Regierungen gegen die Anmassungen der römischen Kurie (Compendio de la defensa de la autoridad de los gobiernos contra las pretensiones de la curia Romana, Lima 1852, und: Verteidigung der Rechte der Bischöfe gegen die Anmassungen der römischen Kurie (Compendio de la defensa de la autoridad de los obispos contra las pretensiones de de la curia Romana Lima 1857). Diese Bücher, welche der Verfasser in einer begeisterten Vorrede der amerikanischen Jugend widmete und zum Studium empfahl, wurden von der Kongregation des Index verboten: eine überflüssige Mühe, denn die angeführten Werke gehören zu denen, die jedermann lobt und ob ihrer Gelehrsamkeit bewundert, die aber nur selten jemand aufschlägt und niemand durchliest. Nebst diesen Hauptwerken veröffentliche Vijil noch ein Buch über die Jesuiten, über Toleranz der verschiedenen Kulte und eine grosse Anzahl von Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften. Er war unermüdlich in der Arbeit, sein Eifer wurzelte in einem enthusiastischen Glauben an die grosse Zukunft Amerikas, und alle seine Schriften waren an die Jugend gerichtet, von welcher er die Verwirklichung seiner patriotischen Hoffnungen und Träume erwartete.

Es braucht hiernach kaum bemerkt zu werden, dass dieser Mann den Pfaffen ein Greuel war. Sie hassten ihn um so unversöhnlicher, als sich in seinem Lebenswandel kein Flecken entdecken liess und ein Versuch der Verleumdung verlacht

verdankt die Bibliothek ihre Überführung nach ihrem gegenwärtigen Lokal. Da die drei Säle im Kollegium der Kaziken sich als ungenügend erwiesen, so wurde die Bibliothek durch Räume des unmittelbar daranstossenden ehemaligen Jesuitenklosters erweitert, und besonders der grosse Saal des Refektoriums zur Aufnahme von Büchersammlungen umgebaut. Dort begannen bessere Zeiten für die Anstalt, die Zahl der Bücher vermehrte sich erheblich, sie wurden in geschmackvoll gearbeiteten Schränken und Regalen aufgestellt und ein geräumiger Lesesaal mit Oberlicht eingerichtet.

Diesen Fortschritten wurde durch den Krieg mit Chile ein jähes Ende gesetzt. Es scheint, die Bibliothek war einer der Gegenstände, welche die Habsucht der Sieger am meisten reizten, vielleicht, weil sie den Wert derselben überschätzten. Die Beutekommissäre erhielten daher bald nach der Besetzung Limas die Weisung, alle Bücher, die des Wegtragens wert wären, nach Chile zu schicken. Obgleich die Chilenen bei ihren Plünderungen gewöhnlich nicht durch Anwandlungen von Schamgefühl belästigt zu werden pflegten, so wurde die Ausräumung der Bibliothek doch im Stillen betrieben. Der Verfasser hatte bis zur Einnahme von Lima öfters dort gearbeitet und durch Vermittlung des deutschen Ministers von den chilenischen Behörden die Erlaubnis erhalten, seine Studien fortsetzen zu dürfen. Trotz des Erlaubnisscheines aber gelang es ihm nicht, Zutritt zu erhalten. Bei seinem dritten Versuch wurde ihm die Ursache klar. Zu beiden Seiten des Haupteinganges waren an den Wänden viele hundert leere Holzkisten aufgebaut, welche zur Verpackung der Bücher bestimmt waren. Als der Verfasser einige Wochen später zufällig vorbeikam, sah er die Thür offen stehen und trat ein, ohne von den umherstehenden Soldaten verhindert zu werden. Der Anblick war traurig. Die sonst so schmucken Säle sahen aus, als hätten die Pflegebefohlenen des göttlichen Eumäus darin gehaust. Schränke und Schichte waren leer und auf dem Boden lagen überall zerstreut wüste Haufen von halbzerrissenen Büchern. Diese wurden von den Soldaten an die Krämer verkauft und wochenlang waren alle Pakete in Blätter aus Kirchenvätern eingewickelt.

So betrübt man auch in Lima über den Verlust der Bibliothek,

---

worden wäre. Als er gestorben war, verweigerten sie ihm eine christliche Bestattung, allein da die Verwaltung des Begräbnisplatzes der Wohlthätigkeitsgesellschaft gehört, so fand dieser Schritt keine Beachtung. Der Senat beschloss, dass der Tag der Bestattung ein Trauertag für die Nation sein sollte. Alle Läden der Stadt blieben geschlossen, alle Behörden, Schulen und Vereine folgten dem Sarg, und sämtliche Freimaurerlogen erschienen zum ersten Male öffentlich mit ihren masonischen Abzeichen.

der astronomischen Instrumente und anderer wissenschaftlicher Sammlungen war, so war das Schicksal derselben doch für niemanden ein unerwartetes. Es war nicht das erste Mal, dass die Chilenen siegreich in die Stadt einzogen, und wenn sie früher als Verbündete wenigstens einer Partei der Peruaner erschienen waren, so kamen sie diesmal als Feinde und brauchten keine Rücksichten mehr zu nehmen. Ein gesegneter Appetit nach fremdem Eigentum galt in Peru von jeher als die Eigenschaft, durch welche sich die Nachbarn im Süden von den übrigen amerikanischen Nationen auszeichneten. Nun haben allerdings die Chilenen den Peruanern gezeigt, das sie auch noch andere Eigenschaften besitzen, indessen haben sie auch wieder hinlänglich dafür gesorgt, dass ihnen ihr alter Ruf nicht verloren ginge.

Im Grunde war der letzte Krieg nur der Ausbruch einer lange genährten neidischen Eifersucht, welchem durch die Unbesonnenheit der peruanischen Politik Vorschub geleistet worden war. Als nun endlich der leichtsinnige, weichliche Nachbar sich die erwartete Blösse gegeben hatte, da ergriff ganz Chile mit Frohlocken die Gelegenheit, sie nach Möglichkeit auszunutzen, die Regierung für den Staat und jeder Einzelne für sich. Die Habsucht und Gier dieser Leute war unersättlich und in der That erstaunlich, denn sie erstreckte sich von der Besitzergreifung ganzer Provinzen und Erhebung grosser Kriegssteuern und Brandschatzungen bis herab zu den geringfügigsten und unwahrscheinlichsten Dingen, wie denn sogar die Bedürfnisanstalten auf dem Platze von Lima die Reise nach Chile antreten mussten. Im ganzen wurde die Mannszucht, wenigstens bei den in Lima stehenden Truppen, ziemlich streng gehandhabt, das Plündern wurde von Obrigkeits wegen betrieben, und zwar mit der Ordnung und Gründlichkeit, die der chilenischen Verwaltung eigen ist. Unter allen Massregeln dieser Art, durch welche die Chilenen ihren wohlverdienten Kriegsruhm befleckten, war die Wegnahme aller wissenschaftlichen Sammlungen die gehässigste, da derselben offenbar die hämische Absicht zu Grunde lag, der besiegten Nation die Bildungsmittel zu entziehen und sie dadurch in geistiger Beziehung ebenso zu erniedrigen wie die äussere Machtstellung derselben durch Waffengewalt vernichtet worden war.

Was die Bibliothek betrifft, so hat sich dieselbe von den über sie hereingebrochenen Drangsalen in der kurzen Zeit, die seit Abschluss des Friedens verflossen ist, auffallend rasch wieder erholt. Die alte Sammlung enthielt 60 000 Bände, welche in 60 Jahren zusammengebracht worden waren, die neue besteht erst zwei Jahre und zählt bereits 30 000. Früher standen in den Schränken viele tausend alte theologische Folianten

in Schweinslederband, die niemanden interessierten und nie aufgeschlagen wurden, während neuere Bücher bei den wenigen zur Verfügung gestellten Mitteln in verhältnismässig geringer Anzahl angeschafft worden waren. Die jetzige Bibliothek dagegen besteht vorzugsweise aus neueren Werken. Die erfreulichen Fortschritte, welche die Anstalt gemacht hat, verdankt sie vorzüglich den Bemühungen ihres neuen Direktors, Don Ricardo Palma, eines im spanischen Amerika beliebten und auch in Europa bekannten Schriftstellers, der sich an alle amerikanischen Bibliotheken um Hilfe bei seinem Werke gewandt hat, und von den namhaftesten südamerikanischen Literaten in seinen Anstrengungen unterstützt worden ist.

Der Eingang zur Bibliothek befindet sich in dem Gebäude des ehemaligen Colegio de los Caciques. Dieses besteht aus einem Hof, der dem Kreuzgang eines Klosters gleicht. Über dem unteren Bogengang befindet sich ein Oberstock mit einer den Hof auf allen vier Seiten umgebenden Halle von kannelierten jonischen Säulen. Vom Hofe aus tritt man in einen Vorsaal, dessen linke Wand von dem grossen Ölgemälde des peruanischen Malers Montero, die Leichenfeier des Königs Atahuallpa vorstellend, fast ganz eingenommen wird. Vom Vorsaale aus tritt man in den Lesesaal, der täglich von 40—50 Personen besucht wird. Die Bücher befinden sich in zwei Sälen in hübsch gearbeiteten Schränken und Regalen von Cedernholz. Der erste grössere Saal war ehemals das Refektorium der Jesuiten. Dieser Saal ist 150 Fuss lang, 60 Fuss breit und 30 Fuss hoch. Er hat noch seine alte Decke mit dem kunstreich geschnitzten Gebälk von dunklem Cedernholz, zu welchem die Farbe der Schränke gut passt. Der zweite kleinere Saal ist ausschliesslich für Werke bestimmt, die über Amerika und amerikanische Angelegenheiten handeln. In einem dritten Saale befindet sich das Archiv der Republik, in einem vierten alte und neue Gemälde, die noch nicht aufgehangen sind, darunter die lebensgrossen Porträts aller Vicekönige und Präsidenten.

Der Oberstock des Hauses enthält Dienstwohnungen. Das Personal der Bibliothek besteht aus einem Direktor, einem Subdirektor und zwei Konservatoren, welche zusammen 4000 $ Gehalt beziehen.

Neue Bücher, besonders grössere Werke, erscheinen in Lima nur wenige, und wenn dergleichen verfasst werden, so lässt man sie gewöhnlich in Paris drucken und verlegen. Es wird in Lima ziemlich viel geschrieben, aber die litterarische Thätigkeit erschöpft sich in Broschüren und in der periodischen Presse.

Die Zahl der hier gedruckten Zeitungen ist im Vergleich zum Leser-

kreis sehr gross. Es erscheinen gegenwärtig sechs grosse Tagesblätter, täglich mit Ausnahme des Sonntags: »El Comercio«, »El Nacional«, »La opinion nacional«, »El Bien público«, »La Epoca«, »El Peru«. Dreimal wöchentlich: »El Deber«, »El Peruano« (das amtliche Regierungsblatt). Einmal wöchentlich: »El Boletin municipal«, »El progreso«, »El Oasis«, »el Colegial«, »La revista social«, »Perlas y Flores«, »La revista católica«, ausserdem eine italienische und eine französische Zeitung. Alle 14 Tage: »La Crónica médica«, »el monitor médico«, »La Gaceta cientifica«, »El Atenéo«, »El Boletin de Minas«, »La Homéopatia«, »La revista masónica«.

In der Regel haben die Zeitungen und Zeitschriften in Peru nur ein kurzes Leben, die meisten gehen bald wieder ein, aber die verschwundenen werden alsbald wieder durch neue ersetzt. Fuentes giebt in seiner Estadistica de Lima eine Liste von 128 Zeitungen, die vom Jahre 1821 bis 1850 erschienen, und von denen die Mehrzahl das zweite Jahr nicht erlebten. Die älteste Zeitung von Lima ist »El Comercio«, welche im Jahre 1839 gegründet wurde, und nächstdem »El Nacional«, welcher seit Ende der 60er Jahre erscheint.

VIII.

Anstalten des öffentlichen Verkehrs.

Die Münze. — Das Papiergeld. — Post. — Telegraphen. — Eisenbahnen. — Pferdebahnen.

Die Münze — La Moneda.

Das Münzgebäude liegt im oberen Teile der Stadt zwischen dem Konstitutionsplatz und dem Platze Santa Ana, in der Strasse, die danach Calle de la Moneda genannt wird. Die erste Münzanstalt wurde in Lima unter der Verwaltung des Lizentiaten Garcia de Castro im Jahre 1565 errichtet. Im Jahre 1572, unter dem Vicekönig Francisco de Toledo, wurde diese nach der Bergstadt Potosi in der Provinz Charcas — dem heutigen Bolivien — verlegt, deren Silberausbeute damals auf ihrem Höhepunkte angelangt war. Dort blieb sie über 100 Jahre, bis im Jahre 1683 der Befehl kam, dass die Ausprägung wieder in Lima stattfinden sollte, aber nicht mehr für die Regierung, sondern unter Leitung und für Rechnung von Privatunternehmern; dies dauerte bis 1753, worauf die Regierung wieder die Prägung übernahm und die jetzigen Gebäude errichten liess.

Nach Einführung der Republik wurden neben der Münze in Lima noch andere Prägestätten in mehreren Orten des Landes errichtet, so durch ein Gesetz vom Jahre 1831 in Arequipa und Trujillo und im folgenden Jahre im Cerro de Pasco; auch in Cusco gab es eine Münze. Diese Einrichtungen, durch welche man die Kosten des Transportes der Silberbarren von den entfernten Provinzen des Landes nach der Hauptstadt ersparen wollte, erwiesen sich als unpraktisch wegen der Mehrausgaben, welche durch Besoldung so vieler Beamten nötig wurden, daher diese Münzstätten seit langer Zeit wieder eingegangen sind, und nur noch die eine in Lima übrig geblieben ist.

In den Jahren 1872—78 ist die Münze einem vollständigen Umbau unterzogen worden, und kann in ihrer jetzigen Gestalt als eines der ansehnlichsten und schönsten Gebäude der Stadt gelten. Man gelangt durch die Eintrittshalle — saguan — in welcher zu beiden Seiten sich die Zimmer der Wache befinden, in einen von Säulen umgebenen Hof, in dessen Mitte der in Lima allenthalben vorhandene Brunnen sprudelt. Dem Eingang gegenüber wird der Hof begrenzt durch das Maschinengebäude und die Prägewerkstatt, welche ganz freistehen und zu welchen der Eingang von der rechten Seite her führt. Es befinden sich daselbst 5 Prägestöcke mit den neuesten Verbesserungen aus der Fabrik von James Watt in London, in welchen die Prägung der Münzen auf beiden Seiten und die Kannelierung des Randes in einem Akt erfolgt; ausserdem Walzmaschinen zur Anfertigung der Metallstreifen, aus denen die Stücke geschlagen werden, Apparate zum Waschen in Salpetersäure und Wägen u. s. w. Alles in einer hohen, wohlgelüfteten, lichtvollen Halle. In daranstossenden Räumen befinden sich chemische Laboratorien und die Ateliers der Graveure.

Die Prägung der Münzen wird durch Privatunternehmer besorgt, indem die Regierung den Kontrakt nach einer öffentlichen Bewerbung demjenigen zuspricht, der ihr die vorteilhaftesten Bedingungen bietet. Der Kontrakt wird immer nur auf fünf Jahre vergeben, worauf eine neue Bewerbung ausgeschrieben wird. Die Regierung führt die Aufsicht über die Arbeiten des Unternehmers, und das hierzu verwendete Personal besteht aus einem Direktor, Kassierer, Geldzähler, Münzinspektor, Unterinspektor, zwei Metallprobierern und einem Graveur.

Der Oberstock des Gebäudes dient zu Beamtenwohnungen. Verpflichtet im Münzgebäude zu wohnen sind der Direktor, Inspektor, Subinspektor, Kassierer, die Metallprobierer, der Graveur und der Unternehmer oder sein Stellvertreter. Die Oberaufsicht über die Arbeiten der Münze und ihre Beamten führt eine Kommission, welche zusammengesetzt ist aus dem Präsidenten des Rechnungshofes, dem Fiscal der Corte Superior, dem Verwalter des Staatsschatzes, dem Ober-Metallprobierer, dem Prior des Konsulats, dem Präsidenten des Bergamts und einem Privat-Metallprobierer. Von jeder Partie Münzen, die im Laufe des Jahres an Privatpersonen für übergebene Silberbarren abgeliefert werden, wird ein Probestück zurückbehalten. Diese Probestücke werden am Ende des Jahres der Kommission eingehändigt, welche sie in ihrer Gegenwart wägen und sodann chemisch analysieren lässt.

Zu Zeiten der Kolonialherrschaft sowohl, als nach Einführung der Republik bis zum Jahre 1844 wurden alle Silberbarren der Münze zur

Prägung übergeben. Aus der von den Eigentümern für Münzkosten erhobenen Abgabe wurden die Beamten bezahlt, die Werkstätten in Stand gehalten und der Überschuss an die Staatskasse abgeführt. In dem erwähnten Jahre wurde zuerst die Ausfuhr einer gewissen Anzahl von Mark Silber in Barren gestattet. Im Jahre 1847 verfügte ein Gesetz des Kongresses, dass von der Mark nur 5 Real Ausfuhrzoll entrichtet werden solle, und 1855 wurde auch dieser aufgehoben, worauf die Ausprägung von Silber im Lande fast ganz aufhörte und die Beamten der Münze von der Departementalkasse bezahlt werden mussten. Die Landesmünzen, die fortwährend ausgeführt wurden, verminderten sich infolgedessen dergestalt, dass zuletzt nur noch nicht vollwertige bolivianische Vierrealstücke in Umlauf waren. Die Unzuträglichkeiten dieses Zustandes führten endlich zu einer Änderung des Münzsystems und zur Umwechslung der bolivianischen leichten Münzen gegen neue vollwertige. Seit jener Zeit hat die Besteuerung der Silberausfuhr vielfache Abänderungen erfahren, die entweder fiskalischen Nutzen vor Augen hatten, oder die Interessen der Bergwerksbesitzer begünstigen, oder die Zurückhaltung des gemünzten Goldes im Lande bewirken sollten. Doch konnte diese letztere Absicht selten erreicht werden, denn wenn die Barren und übrigen Exportartikel zur Begleichung der Verbindlichkeiten der Kaufleute in Europa nicht ausreichten, blieb nichts anderes übrig, als geprägtes Geld auszuführen.

Die ersten von der Republik geprägten Münzen cirkulierten im Jahre 1822, jedoch waren dieselben bloss provisorische Zahlungsmittel. Im Jahre 1825 wurde durch ein Gesetz vom 28. Februar angeordnet, dass die Münzen Perus in Hinsicht auf Wert, Mischung und Gewicht den spanischen gleich sein sollten. Die Einheit derselben war der Peso fuerte im Wert von 4,25 Mark. Dieser war in acht Reale geteilt und wurden demgemäss Stücke von vier Realen oder halbe Pesos, von zwei Realen — pesetas — von einem Real und einem halben Real ausgeprägt. Die Goldmünzen waren Unzen, halbe Unzen, viertel Unzen und Escudos, oder achtel Unzen. Diese Münzen wurden bis zum Jahre 1836 geprägt, in welchem infolge der Errichtung der peru-bolivianischen Konföderation die durch diese angeordneten Stücke geschlagen wurden. Nach dem Falle der Konföderation, 1839, ging man wieder zum früheren Münzsystem über, welches bis zur Einführung des neuen im Jahre 1863 in Geltung blieb.

Zu jener Zeit war die Landesmünze fast ganz aus der Cirkulation verschwunden, und es waren nur noch bolivianische Stücke von vier und zwei Realen im Umlauf, die nicht den vollen Silberwert hatten.

Vom Jahre 1830 hatte man in Bolivien angefangen, die Münzen nicht mehr vollwertig auszuprägen, und zwar hatte sich die Mischung des Metalls allmählich immer mehr verschlechtert. Da nun Peru zur Bezahlung der vom Auslande eingeführten Waren nicht nur Edelmetalle in Barren, sondern auch gemünztes Geld ausführt, so wurde zum Export die Landesmünze, deren Mischung bekannt war und nicht verändert wurde, vorgezogen, wogegen die bolivianischen Münzen, deren Mischung verschieden und ungewiss war, zurückblieben. Die Unannehmlichkeiten, die aus diesem Zustande für Handel und Verkehr hervorgingen, wurden nach und nach so lästig, dass man sich entschloss, das Übel gründlich zu heilen, und bei dieser Gelegenheit auch die Landesmünze einer Reform zu unterwerfen.

Das Münzgesetz vom 14. Februar 1863, welches bis zum heutigen Tage in kraft steht, verfügt folgendes:

Die Münzeinheit wird Sol genannt und in 100 Cents oder Centavos geteilt. Das Stück wiegt 25 Gramm und hat 37 Millimeter im Durchmesser.

Es werden Stücke von $^1/_2$ $^1/_5$ $^1/_{10}$ $^1/_{20}$ ausgeprägt, die Mischung des Metalls ist $^9/_{10}$ fein. Von Goldmünzen werden fünf Klassen geprägt. Die grösste hat den Wert von 20 Sol und heisst Sol de Oro. Sie wiegt 32,258 Gramm und hat 35 Millimeter Durchmesser, die zweite ist 10 Sol wert und wiegt 16,129 Gramm, die dritte zu 5 Sol und 8,064 Gramm, die vierte zu 2 Sol und 3,226 Gramm, und die kleinste zu 1 Sol und 1,613 Gramm. Die Mischung des Goldes der Münzen ist $^9/_{10}$ fein.

Das Gepräge ist für alle Münzen dasselbe. Auf der einen Seite eine sitzende allegorische Figur, die Freiheit vorstellend, die einen Stab mit der Jacobinermütze in der linken Hand hält, mit der rechten einen Schild, auf welchem eine Sonne abgebildet ist; am Rande das Motto der Republik: »Firme y feliz por la union«, und unter der Figur die die Wertangabe. Auf der anderen Seite befindet sich das Wappen der Republik, ein Schild, welches in drei Felder geteilt ist, deren obere beide ein Lama und den Chinabaum enthalten, während das untere ein liegendes Füllhorn zeigt, aus welchem Geldstücke herausströmen. Das Wappen ist mit Lorbeer und Palmenzweigen umgeben und trägt statt der Krone einen Kranz. Die Umschrift lautet: »Republica del Peru, Lima, Nueve decimos fino«, und darunter die Jahreszahl.

Ausser den Gold- und Silbermünzen giebt es noch Kupfermünzen in Stücken von 1 und 2 Centavos, die aber nicht im Lande geprägt, sondern aus den Vereinigten Staaten eingeführt worden sind. Nach

Einführung der Papierwährung liess man für die Bruchteile des entwerteten Papiersols Nickelmünzen kommen.

Bei der Entwertung des Silbers, welche seit Einführung des gegenwärtigen Münzsystems stattgefunden hat, ist der Wert der Goldmünzen, deren Prägung übrigens seit lange eingestellt ist, ein viel höherer geworden. Ein Goldsol wurde später im Handel mit 28—30 Sol Silber bezahlt. Der Silbersol, der anfangs 45 pence Sterling wert war, schwankte lange zwischen 35 und 36 pence beim Ankauf von Wechseln auf London, und ist jetzt weniger als 30 wert.

Bei der Einführung des neuen Münzsystems im Jahre 1863 wurde die Regierung zugleich ermächtigt, das im Umlauf befindliche leichtwertige bolivianische Geld einzuziehen und es dem Publikum zu seinem Nominalwerte gegen vollwertiges Geld umzuwechseln. Die sehr beträchtliche Einbusse, welche dem Staate aus dieser Massregel erwuchs, glaubte man sich damals bei der günstigen Finanzlage der Republik auferlegen zu können, und der Kongress bewilligte der Regierung einen Kredit von zwei Millionen Soles, der aus dem Erlös des Guanoverkaufs gedeckt wurde. Es wurden sodann in den verschiedenen Minendistrikten Banken errichtet, welche alle Barren aufkauften, und aus diesen Vorräten sowie aus dem eingeschmolzenen und entkupferten bolivianischen Gelde die neue Münze hergestellt. Drei Viertel des Nominalwertes der leichten Münzen wurde bar bezahlt, der Rest in binnen kurzer Frist einlösbaren Schuldscheinen.

Ein Nebengeschäft der Münze ist das Ausprägen von Medaillen. Nicht nur lässt der Staat jede öffentliche Begebenheit von einiger Wichtigkeit durch Schlagen von Denkmünzen feiern, sondern diese Sitte hat sich auch auf Ereignisse des bürgerlichen Lebens übertragen. Bei jeder Hochzeit oder Taufe in Kreisen der guten Gesellschaft, oder solchen, die dazu gerechnet werden möchten, werden den Eingeladenen silberne Schaumünzen überreicht, auf denen das Datum des Festes und die Namen der hauptsächlich dabei beteiligten Personen angegeben sind. Diese Münzen werden mit einer kleinen Bandschleife versehen und während der Dauer der Festlichkeit wie Orden am Rocke getragen.

Das Papiergeld.

Die finanzielle Krisis, welche in den Jahren 1874—1875 über Peru hereinbrach, wurde die Veranlassung, dass die Banken von Staatswegen zeitweilig von der Einlösung ihrer Noten gegen bar entbunden wurden. Diese anfangs nur für eine kurze Dauer in Aussicht genommene Mass-

regel, welche damals als das einzige Auskunftsmittel betrachtet wurde, wodurch ein allgemeiner Bankerott abgewendet werden könne, hatte später die verderblichsten Folgen. Denn die Schwierigkeiten mehrten sich, die Banken vermochten die Baarzahlung nicht wieder aufzunehmen, und das Land wurde zur Papierwährung geführt.

Zur Zeit der Umwandlung der Münze, von der wir soeben berichtet haben, gab es in Lima noch keine Banken. Zehn Jahre später, 1873, waren deren schon sechs, nämlich: die Providencia, Banco del Peru, Banco de Lima, Banco Nacional del Peru, Banco Garantizador und Banco de Londres, Méjico y Sudamerica. Alle diese Banken hatten Noten ausgegeben, deren Verhältnis zum eingezahlten Kapital durch kein Gesetz des Staats festgesetzt oder überwacht wurde. Im Jahre 1873 wurde durch ein Dekret Manuel Pardos verfügt, dass die Staatskassen nur die Noten derjenigen Banken annehmen sollten, welche sich folgenden Vorschriften unterworfen hätten, nämlich: Hinterlegung im Münzgebäude von Titeln der inneren Schuld im Betrage von drei Vierteilen des Wertes der ausgegebenen Noten; beständige Bereithaltung in einer besonderen Kasse eines Barvorrats in Gold und Silber im Betrage des letzten Viertels; monatliche Veröffentlichung des Bankausweises; Abstempelung der Bankbillette durch einen Aufsichtsrat. Die Banken Providencia, Peru, Lima und Nacional unterwarfen sich dieser Verordnung, und ihre Noten hiessen fortan: Billette der autorisierten Banken.

Allein schon damals wurde es den Banken schwer, den von der Regierung geforderten Barvorrat zu beschaffen, und diese Schwierigkeit vermehrte sich stätig. Da unter der Verwaltung Baltas die Staatseinkünfte aus dem Guano auf Jahre hinaus ausgegeben waren, so konnte der Handel seine Verbindlichkeiten in Europa nicht wie früher durch Guanowechsel begleichen, man musste also gemünztes Geld ausführen, und da dasselbe durch Ausprägung nur zum Teil ersetzt werden konnte, so wurde zuletzt der Mangel so gross, dass sich die autorisierten Banken an die Regierung wendeten, mit der Bitte, ihnen eine zeitweilige Entbindung von der Verpflichtung der Barzahlung zu gewähren, bis sie sich die nötigen Mittel zur Wiederaufnahme derselben beschafft haben würden. Dies geschah, und durch einen Erlass vom 1. August 1875 wurde die Einstellung der Barzahlung erlaubt, die aber längstens vier Monate, bis zum 1. Dezember desselben Jahres dauern sollte.

Nun war aber die Regierung selbst in grosser Geldverlegenheit, und zwar aus denselben Ursachen, welche die Schwierigkeiten der Banken erzeugt hatten, nämlich die Verschleuderung der Staatsmittel unter Balta, wodurch im Vorhinein verausgabt worden war, was jetzt

hätte der Regierung zur Verfügung stehen sollen. Unter diesen Umständen schloss Manuel Pardo am 10. September desselben Jahres mit den vier vorerwähnten Banken einen Vertrag ab, demzufolge die Banken der Regierung 18 Millionen Soles vorstreckten, dagegen ermächtigt wurden, ihre Gesamtnotenausgabe, die bis jetzt 9 Millionen gewesen war, bis zu 15 Millionen zu vermehren. Die Regierung verpflichtete sich, das Darlehn der Banken durch den Guanoverkauf auf der Insel Mauritius, sowie durch Wechsel auf Europa gegen und aus dem Erlös des Salpeterverkaufs abzutragen. Die Hälfte aller von der Regierung bezahlten Summen sollte von den Banken zur Beschaffung von barem Gelde verwendet werden, bis die Summe 40 pCt. des Wertes der ausgegebenen Noten betrüge, worauf die Barzahlung wieder aufgenommen werden sollte. Allein da diese Bedingungen von der Regierung nicht erfüllt werden konnten, so wurde auch seitens der Banken die Barzahlung nicht wieder aufgenommen, und seit der Zeit datiert im Lande die Papierwährung, wenngleich die Banknoten keinen Zwangskurs hatten. Die Banken übergaben der Regierung die bedungene Summe, die Regierung aber verfügte in der Folge über die den Banken zur Bezahlung in Aussicht gestellten Werte in anderer Weise. Der Wechselkurs auf London, der am 1. August 40 pence für den Sol gewesen war, fiel mit einem Male auf 30.

Der Eisenbahnunternehmer Henry Meiggs, dem bei der Geldnot des Staates gleichfalls die Summen nicht mehr zur Verfügung gestellt werden konnten, die er vertragsmässig zu beanspruchen berechtigt war, suchte sich nun auch durch Ausgabe von Papiergeld Mittel zur Weiterführung seiner Arbeiten zu verschaffen. Die von ihm gegründete Gesellschaft für öffentliche Bauten — compañia de obras públicas — machte 1876 eine beträchtliche Ausgabe von Noten, musste aber schon im nächsten Jahre ihre Zahlungen einstellen. Unter diesen Umständen verfügte die Regierung des General M. Ignacio Prado durch ein Dekret vom 17. August 1877 zur Begleichung der Regierungsschuld an die Banken, dass der Staat fortan die Verantwortlichkeit für die ausgegebenen Banknoten übernehme (15 Millionen) und dass der Rest der Schuld im Betrage von 3 Millionen den Banken in Titeln der inneren Schuld bezahlt und somit das Anlehen von 18 Millionen getilgt werden sollte. Zugleich übernahm der Staat als Abschlagszahlung der Summen, die er dem Eisenbahn-Unternehmer Meiggs schuldete, dessen Noten im Betrage von 5 383 000 $, sodass die Gesamtsumme des bis dahin ausgegebenen Papiergeldes sich auf 20 333 000 $ belief. Der Wechselkurs auf London fiel infolge dieser Massregeln auf 22 Pence.

Der Kongress gab seine Zustimmung zu den Regierungsdekreten durch ein Gesetz vom 26. Januar 1879, worin verfügt wurde, dass alle Privatbanknoten, bei welchen der Staat die Garantie übernommen habe, durch fiskalische ersetzt werden sollten, auf welchen dies ausdrücklich bemerkt wurde. Zugleich wurde jede fernere Ausgabe von Noten durch Privatpersonen untersagt und einem Ausschuss die Aufsicht über das Papiergeld des Staates übertragen. Die neuen Noten sollten vom Staate zum vollen Nominalwerte in barem Gelde bezahlt werden und ein besonderes Gesetz die Zeit und die Art und Weise der Einlösung bestimmen. Allein wenige Monate später brach der Krieg mit Chile aus, sodass an eine Verminderung der Noten vor der Hand nicht zu denken war, im Gegenteil zur Beschaffung der nötigen Mittel eine sofortige Mehrausgabe beschlossen wurde. Man nahm dazu die Billete, welche die Banken und die Gesellschaft für öffentliche Bauten zur Umwechslung ihres schadhaft gewordenen Papiers in Reserve hatten, zusammen etwas über $6^1/_2$ Millionen, sodass die in Umlauf befindlichen Noten sich auf 27 Millionen beliefen und der Wechselkurs auf 18 Pence fiel.

Indessen waren diese Summen bald ausgegeben; der Kongress ermächtigte daher am 28. Oktober 1879 die Regierung, zur Bestreitung der Kriegskosten weitere 32 Millionen auszugeben, und in dem betreffenden Gesetze wurde erklärt, dass die Noten Zwangskurs haben sollten, womit aber nicht gesagt worden war, dass man sie zu ihrem Nominalwert nehmen müsse, sondern nur, dass niemand bei Zahlungen ihre Annahme verweigern dürfe. Als Nachtrag zu diesem Gesetz beschloss der Kongress am 3. November desselben Jahres, dass noch 9 780 000 $ mehr ausgegeben werden sollten zur Einlösung der zu Anfang des Jahres in Kurs gesetzten Banknoten, sowie als Ersatz für die Summe, welche in einer zur Subskribtion aufgelegten Nationalanleihe nicht gezeichnet worden war. Schon auf diese Gesetze des Kongresses hin ging der Wechselkurs weiter bergab und stellte sich auf 14 Pence.

Von den Staatsnoten, die man mittlerweile in New-York hatte anfertigen und nach Peru schicken lassen, waren zum Auswechseln der alten Banknoten und für Kriegskosten etwa 36 000 000 ausgegeben worden, als nach der Abreise des Präsidenten Prado ins Ausland seine Regierung am 24. Dezember 1879 gestürzt wurde und Nicolas de Piérola sich unter dem Titel eines Jefe supremo die unumschränkte Leitung der Republik übertragen liess. Obgleich mitten in einem verhängnisvollen Kriege begann doch der Diktator in grosser Hast eine Reihe von Umgestaltungen in verschiedenen Verwaltungszweigen, deren Erörterung in ruhigen Zeiten vielleicht am Platze gewesen wäre, deren Einführung

unter den obwaltenden Umständen jedoch zwecklos und unpassend war. Eine der ersten Massregeln war die Abänderung des bisherigen Münzwesens. Durch ein Dekret vom 14. Januar 1880 wurde anstatt der bisherigen Silberwährung die Goldwährung eingeführt, und zwar sollte die neue Münzeinheit den Namen »Inca« führen und einen Wert von 48 pence Sterling haben; indessen sollten bis auf weiteres Silber-Incas anstatt Gold-Incas von dem Gewichte und Werte der früheren Soles geprägt werden. Ein anderes Dekret vom selben Datum verfügte, dass der Papiersol bei den öffentlichen Kassen zu 12 Pence oder $^1/_4$ Inca angenommen werden solle, womit also das Gesetz des Kongresses vom 26. Januar 1879, durch welches die Nation zur Bezahlung des vollen Nominalwertes des Papiersols verpflichtet worden war, als ungültig erklärt wurde. Da jedoch die Papiersoles einmal vorhanden waren, so musste man sich ihrer trotz der Münzreform nach wie vor als Zahlungsmittel bedienen. Man reichte damit bis zu Ende August; dann fing man schon wieder an, die alten Banknoten, die früher umgewechselt worden waren, von neuem auszugeben, bis die Herstellung des neuen Papiergeldes, das der Diktator beschlossen hatte, stattgefunden haben würde. Am 28. September befahl ein Dekret die Anfertigung von 5 Millionen Incas in Papier, welche den Wert des Goldes haben sollten. Als zu Anfang des Monats November ihre Ausgabe beginnen sollte, erschien eine Verordnung, welche den Wert des Papier-Inca zu 8 Papiersoles bestimmte, was den Papiersol auf die Hälfte des Wertes herabsetzte, den er zu Anfang der Diktatur gehabt hatte. Als infolgedessen der Wechselkurs rasch noch tiefer sank, verfügte der Diktator am 15. Dezember, der Papier-Inca solle fortan 15 Sol wert sein. Es war nicht abzusehen, wie weit diese Massregeln noch getrieben worden wären, wenn nicht bald darauf durch die Schlachten bei Chorrillos und Miraflores (13.—15. Januar 1881) der ungereimten und abenteuerlichen Wirtschaft ein Ende gemacht hätten.

Folgende sind die Summen, welche die Finanzkommission der Staatskasse unter der Diktatur zur Verfügung stellte, wobei durch den an der Seite bemerkten Wechselkurs die Wirkung ausgedrückt wird, den die Ausgabe auf das Publikum machte.

Dezember	1879	1 007 101	12	pence
Januar	1880	2 092 009	11	»
Februar	1880	3 400 000	10	»
März	1880	5 200 000	9,5	»
April	1880	3 195 000	8	»

Mai	1880	4 298 000	6	pence
Juni	1880	3 690 000	5,5	»
Juli	1880	2 239 000	5	»
August	1880	2 080 000	4,5	»
September	1880	100 000	4,25	»
Oktober	1880	98 000	3,5	»
November	1880	749 525	2,75	»

Zu dieser Summe müssen noch 7 271 633 hinzugerechnet werden, welche die Chilenen im Hafen von Chimbote an Bord eines Dampfschiffs mit Beschlag belegten und ausgaben, sodass die gesamte Ende 1880 in Umlauf befindliche Summe von Soles betrug:

Vor der Diktatur	36 393 950
Vom 24./12. 1879 bis 31./12. 1880	35 262 633
	71 656 583 $

Von den 5 Millionen Incas, deren Herstellung das Dekret vom 28. September 1880 angeordnet hatte, waren am 12. Januar 1881 bereits 3 601 516 ausgegeben. Diese Billette wurden aber gleich, nachdem die diktatorische Regierung aufgehört hatte, vom Handel zurückgewiesen und dadurch ausser Kurs gesetzt. Als später während der chilenischen Besetzung und unter ihrer Mitwirkung im April 1881 die provisorische Regierung des Doktor Garcia Calderon ins Leben trat, glaubte dieser den Inkas als Schuldscheinen, welche zur Landesverteidigung ausgegeben worden waren, gleiches Recht mit dem übrigen Papiergeld zuerkennen zu müssen, daher er beabsichtigte, diese Scheine gegen Papiersoles umzuwechseln im Verhältnis von 8 Soles zu 1 Inca. Er liess zu diesem Ende beiläufig 11 500 000 Soles, welche für Rechnung der Regierung in Panama zurückgehalten worden waren, nach Lima kommen, bezahlte davon 8 000 000 an die Chilenen für die der Stadt auferlegte Kriegssteuer und wechselte für den Rest eine Summe von Incas ein, die sich im Besitz der Munizipalität und der Hospitalverwaltung befanden. Für die Umwechslung der übrigen wurden die erforderlichen Noten in New-York bestellt, jedoch wurde dieselbe durch die Chilenen verhindert und hat auch später nicht stattgefunden. Auch die ausserordentliche Versammlung, die zur Bestätigung des Friedens von Ancon berufen wurde und der im Jahre 1885 zusammengetretene Kongress hat diese Frage unentschieden gelassen.

Die Gesamtausgabe von Sol-Noten durch die Regierung war demnach bis zur Besetzung von Lima durch die Chilenen:

	71 656 094 $
später:	11 571 974 »
	83 228 068 $ *)

Das Unheil und die Verwirrung, welche durch die rasch zunehmende Entwertung des Papiergeldes in allen Besitzverhältnissen angerichtet wurde, lässt sich schwer beschreiben. In den letzten Tagen vor den Schlachten war der Sol auf 2 pence und darunter herabgesunken, und in der Bestürzung glaubten viele, dass die Entwertung vollständig werden würde; allein dies war ja unmöglich, da keine anderen Zahlungsmittel am Platze waren. Hinsichtlich der Incas und ihrer ferneren Gültigkeit war das Misstrauen noch grösser, und mit Recht, wie die ferneren Schicksale dieses Papiers bewiesen haben. Die fast gänzliche Entwertung des Papiers und der Verlust der Hoffnung auf Besserung des Kurses brachte immerhin das Gute, dass man sich gezwungen sah, bei allen Geldgeschäften wieder zu einer festen Grundlage zurückzukehren und alle Berechnungen in Silbermünze zu machen. Das Papier wurde dabei von jetzt an nur als Ware benutzt und die Beträge nach dem Tageskurs berechnet. Die bösen Zeiten waren die, wo die Entwertung des Papiers noch nicht an der äussersten Greuze angekommen war und wo es noch nicht ganz unmöglich schien, dass eine Wendung zum Besseren eintreten könne. Damals wurden Schuldforderungen, Interessen und Kapitale mit einem Sechstel, Achtel, Zehntel ihres wirklichen Wertes abgetragen. Privatpersonen und öffentliche Anstalten, deren Einkommen in Hausmieten und Pacht von Grundbesitz bestand, wurden am schwersten getroffen. Die Klöster, besonders die Nonnen, kamen in grosse Not. Die Beneficencia vermochte für die Hospitäler und Waisenhäuser nicht mehr die nötigen Nahrungsmittel zu schaffen, und sah sich gezwungen, Anlehen aufzunehmen. Einige wenige freilich zogen Vorteil aus diesem Ausnahmezustande. Gutsbesitzer und Hauseigentümer, die Geld auf ihre Grundstücke aufgenommen hatten, benutzten die Gelegenheit, um sich auf wohlfeile Weise ihrer Schulden zu entledigen. Die Pfandbriefe der Hypothekenbanken waren um Spottpreise im Markte käuflich, und die Eigentümer von Zucker-Haciendas, die zur Errichtung ihrer Maschinen die erforderlichen Geldmittel aus diesen Quellen gezogen hatten, konnten ihre Darlehne mit geringen Opfern zurückzahlen.

*) Die hier angegebenen Zahlen sind den zwei Berichten entnommen, welche die Finanzkommission am 13. und 17. April 1885 der konstituierenden Versammlung über die Frage der Umwechslung der Incas gegen Soles erstattete. Die Mitglieder waren darüber verschiedener Meinung und schliesslich überliess der Kongress die Entscheidung der Regierung, welche nichts that.

Die schlimmste Periode war die der Incas, die bei Strafe zu dem von der Regierung festgesetzten Preise angenommen werden mussten.

Aus dieser Verwirrung entstanden zahllose Prozesse, die oft in entgegengesetztem Sinne entschieden wurden, je nachdem die Strömung der Meinung in der einen oder anderen Richtung sich bewegte. Bis zum heutigen Tage (1886) sind viele der daraus entsprungenen Streitfragen noch nicht zum Austrag gekommen, und nur die Zeit wird nach und nach alle noch offenen Wunden zur Verheilung bringen können.

Schon das folgende Jahr, nachdem das Vorstehende geschrieben wurde, brachte die endliche Entscheidung über das Schicksal des Papiergeldes, wenigstens von seiten des Publikums. Zuletzt war dasselbe ausschliesslich auf den Marktverkehr beschränkt worden, da keine anderen kleinen Wertzeichen zur Bezahlung der Lebensmittel und sonstigen Gegenstände des täglichen Verbrauchs vorhanden waren. Im Spätherbst des Jahres 1887 entstand eines Morgens ein Krawall auf dem Markte und die Fleisch- und Fruchthöker weigerten sich, die schmutzigen Papierfetzen, auf denen kaum noch die Angabe des Wertes zu erkennen war, in Zahlung anzunehmen. Bronzene Centavomünzen, von denen grosse Massen ins Innere des Landes geschickt worden waren, kamen in Lima wieder zum Vorschein und mit diesen behalf man sich, bis eine hinreichende Menge kleiner Silbermünzen ausgeprägt war. Das Papiergeld verschwand seitdem gänzlich aus dem Umlauf.

Da nun aber der Staat sich durch Beschlüsse des Kongresses zur Einlösung des Papiergeldes gegen bare Münze wiederholt verpflichtet hatte, so blieben die schliesslichen Inhaber der Noten Gläubiger der Republik, daher man nicht wohl umhinkonnte, deren Rechte wenigstens der Form halber anzuerkennen, und für den Fall zu wahren, dass die wirtschaftliche Lage des Landes einmal wieder eine bessere werden sollte. Der Kongress beschloss daher ein Gesetz, betreffend die Regelung der inneren Schuld (deuda interna), welches zwar vom dermaligen Präsidenten Cáceres beanstandet, aber von dem ausserordentlichen Kongress im Frühjahr 1889 von neuem unverändert angenommen wurde, und dadurch der Verfassung gemäss in Kraft trat. Nach diesem Gesetze wurde für je 15 Sol Papier ein Sol Silber berechnet, und die vom Diktator Piérola ausgegebenen Incas zu 8 Sol Papier. Gegen das an die Staatskasse abgelieferte Papiergeld wurden den Inhabern nach den vorstehenden Wertannahmen berechnete Schuldscheine (bonos de la deuda interna) ausgehändigt, auf welche, wie auf die übrige innere

Schuld, fürs erste 1 pCt. jährliche Zinsen vergütet werden sollten, deren Auszahlung jedoch ebenfalls fürs erste unterblieb.

Nachdem in dieser freilich kläglichen, aber unter den obwaltenden Verhältnissen unvermeidlichen Weise das verhasste Papiergeld endlich aus der Welt geschafft und durch Scheine der inneren Schuld ersetzt worden war, gelang es im Herbste desselben Jahres (29. Oktober 1889) auch mit den ausländischen Gläubigern der Republik ein Abkommen zu treffen. Durch diesen wichtigen, nach langen Unterhandlungen zu Stande gebrachten Akkord, dessen nähere Bestimmungen bereits in der Note auf S. 358 angegeben worden sind, wurde Peru von seiner erdrückenden Schuldenlast befreit, allerdings aber auch durch diese Abmachungen sowie durch die Entwertung des Papiergeldes der vollständigste Bankerott erklärt, der jemals in einem Staate erlebt worden ist.

Die Post.

Das Postgebäude befindet sich in der Nähe des Hauptplatzes in der Strasse, die vom nordwestlichen Winkel desselben thalabwärts läuft und Calle del Correo genannt wird. Wegen unzweckmässiger Einrichtung und Baufälligkeit wurde dasselbe vor mehreren Jahren abgebrochen, um auf demselben Platze ein neues, den jetzigen Anforderungen entsprechendes Gebäude aufzuführen. Die Ausführung wurde der Gesellschaft für öffentliche Bauten übertragen, und war auch bereits in Angriff genommen, als durch den Tod des Direktors der Gesellschaft, Henry Meiggs, und die beginnenden Geldverlegenheiten des Staates die Arbeiten wieder eingestellt wurden. Die angefangenen Mauern blieben Jahre lang liegen, und die Chilenen, die aus allem Nutzen zu ziehen wussten, vermieteten während ihrer Besetzung der Stadt den Baugrund als Kuhstall an eine Milchwirtschaft. Erst vor kurzem sind die Arbeiten wieder aufgenommen worden, schreiten aber nur langsam und mit langen Unterbrechungen fort. Inzwischen ist die Postverwaltung in ein zwei Strassen weiter unten in der Stadt gelegenes Privathaus verlegt, welches der Staat zu diesem Ende gemietet hat.

Dass die Posteinrichtungen nicht so vollkommen sein können, wie in anderen Ländern, liegt in den eigentümlichen Bodenverhältnissen des Landes, die dem Verkehr ungewöhnliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Allerdings sind mehrere Eisenbahnstrecken gebaut worden, allein sie sind vereinzelt geblieben und nicht zu einem System verbunden worden. Auch sind an nicht wenigen Orten die halb vollendeten Arbeiten wieder verfallen, und unter den obwaltenden Umständen ist nicht abzusehen,

wie lange es dauern wird, bis es dem Staate gelingt, die zum Ausbau erforderlichen Geldmittel zu beschaffen.

Gegenwärtig wird der Verkehr zwischen der Hauptstadt und den Provinzen zum grossen Teil durch Anschluss an die Hafenorte bewerkstelligt, welche die Postdampfer an der Küste berühren. Einmal wöchentlich macht ein Dampfschiff die Reise von Callao nach Panama, und zwei Mal in der Woche gehen Schiffe nach Valparaiso ab. Die Schiffe halten ihre Zeit genau ein, und die Postboten aus dem Innern bringen ihre Felleisen mit derselben Regelmässigkeit, und kehren mit der empfangenen Korrespondenz zurück. Die meisten Postillone reiten zu Pferde oder zu Maultier, die Zwischenposten in den Provinzen werden auch vielfach durch Fussgänger getragen, welche auf schwierigen Wegen rascher vorwärts kommen als Tiere, denn die Indianer des Gebirges besitzen eine erstaunliche Ausdauer im Bergsteigen. Fahrstrassen giebt es in Peru fast nirgends.

Ausser den Verbindungen mittels des Seeweges gehen von Lima auch direkte Landposten ins Innere, und zwar in drei Richtungen: nach Cusco, nach dem Cerro de Pasco und nach den Thälern im Norden. Der Bote nach Cusco geht bis Ayacucho, wo der von der alten Hauptstadt entsendete mit ihm zusammentrifft und beide ihre Postsendungen umtauschen. Die Posten werden einmal wöchentlich abgefertigt, und immer abends. Am Tage der Abreise wird auf dem Postgebäude eine Fahne aufgezogen, auf welcher in grossen weissen Buchstaben der Name des Ortes zu lesen ist, wohin der Bote abgeht. Ist die Gegend, durch welche sein Weg führt, unsicher, so erhält er eine militärische Begleitung. Das Porto für den einfachen Brief nach einem Orte der Republik oder des Auslandes ist 10 Centavos (30 Pf.). Die peruanische Regierung hatte mit Deutschland, Frankreich, Belgien, Brasilien, Argentinien, Chile, Ecuador und Bolivia Postverträge abgeschlossen. Am 27. Januar 1876 trat Peru dem allgemeinen Postverein von Berlin bei und liess sich auf dem Postkongress durch seinen bei der französischen Republik beglaubigten Minister vertreten.

Es gehen in Peru zwar selten Postsendungen verloren, aber die Ablieferung der Briefe in den Wohnungen der Adressaten ist langsam und unsicher, denn da die Briefschaften nicht in stetiger Folge, sondern bei Ankunft der Postdampfer immer in grossen Massen zur Verteilung gelangen, so können sie alsdann von den Briefträgern nicht bewältigt werden. Daher schicken alle Handelshäuser und Privatpersonen, die regelmässig Briefe erwarten, ihre Kommis oder gehen selbst zur Post, um ihre Postsendungen abzuholen, welche zu diesem Ende von den Post-

beamten in besonderen Fächern bereit gehalten werden. Wer nicht regelmässig Briefe zu erhalten pflegt, und sich daher nicht die Mühe machen will, zuweilen umsonst zur Post zu gehen, bezahlt einem Briefträger eine gewisse kleine Vergütung für jedes Stück, das er abliefert, und kann dann sicher sein, dass nichts für ihn Bestimmtes auf der Post liegen bleibt. Stadtbriefe, die rasch befördert werden sollen, auf die Post zu geben, ist vergebliche Arbeit. Will jemand im benachbarten Callao eine Nachricht rechtzeitig an ihre Adresse gelangen lassen, so muss er entweder einen Boten schicken, oder den Telegraphen benutzen. Depeschen werden in der Regel ziemlich rasch befördert, aber ganz sicher ist man doch nicht. Es bleiben in Lima immer eine grosse Anzahl von Briefen auf der Post zurück, einzelne aus Nachlässigkeit der Boten, die meisten aber, da sie wegen mangelhafter Wohnungsangabe nicht abgeliefert werden können. Es wird daher zu Anfang jeden Monats eine alphabetisch geordnete Liste der nicht abgeholten Briefe im Postgebäude angeschlagen.

Die Postverwaltung besteht aus einem General-Postamt — direccion general de correos —, einem Rechnungsamt — contaduria general — und 20 Hauptpostverwaltungen, welche den 20 Postdistrikten entsprechen, in welche das Gebiet der Republik geteilt ist. Beinahe die Hälfte aller Briefe und Postsendungen des Landes gehen von Lima aus, und werden daselbst empfangen. Nach einer statistischen Übersicht vom Jahre 1877, der letzten, die veröffentlicht worden ist, wurden in Lima

empfangen:		aufgegeben.	
Briefe	710 940	Briefe	630 693
Eingeschriebene Briefe	8 002	Eingeschriebene Briefe	4 350
Amtl. Schreiben . . .	46 287	Amtl. Schriften . . .	30 877
Pakete	506	Pakete	3 551
Drucksachen	125 251	Drucksachen	321 447
	890 986		990 918.

In der ganzen Republik wurden

empfangen:		aufgegeben:	
Briefe	1 538 828	Briefe	1 440 657
Eingeschr. Briefe . .	14 720	Eingeschr. Briefe . .	13 329
Amtl. Schriften . .	127 581	Amtl. Schriften . .	111 265
Pakete	4 783	Pakete	6 422
Drucksachen . . .	451 635	Drucksachen . . .	545 008
	2 137 547		2 116 681.

In derselben Zeit wurden in der ganzen Republik Postboten oder Staffetten abgefertigt 163 811, empfangen 164 071.

Das Beamtenpersonal in Lima besteht aus einem General-Direktor, einem Verwalter, einem Buchhalter, zwei Sekretären, einem Archivar, Kassierer und drei Kontrolleuren.

Die Gehalte sämtlicher Postbeamten der Republik betragen	130 000 $
Die Ausgaben für Postboten und Staffetten	80 700 »
	210 700 $

Berechnet man für sämtliche aufgegebenen Postsendungen nur 10 centavos, so würde dies auf 2 116 681 211 668 $ ausmachen, also die Ausgaben des Staates durch die Einnahmen ungefähr gedeckt werden.

Die Telegraphen.

Die ersten elektrischen Telegraphen wurden in Peru 1857 hergestellt, in welchem Jahre einem Unternehmer die Bauerlaubnis für zwei Linien erteilt wurde, nämlich vom Hafenort Callao nach Lima, und von hier nach dem Cerro de Pasco. Nur die erstere dieser Linien wurde damals zur Ausführung gebracht. In den Jahren 1866 und 1867 wurden unter der Diktatur Prados mehrere Dekrete erlassen, welche Erlaubnis zur Errichtung telegraphischer Linien in verschiedenen Teilen der Republik erteilten, und infolgedessen bildete sich eine Gesellschaft, welche sich erbot, das gesamte Staatsgebiet mit elektrischen Telegraphen zu versehen, wenn die Regierung ihr dazu 100 000 $ vorschiessen wollte. Dieses Darlehn wurde durch Gesetze des Kongresses vom 14. November 1868 und 25. Januar 1869 gewährt, worauf die Telegraphen hergestellt und von der Gesellschaft bis zum Jahre 1875 verwaltet wurden. Da indes die Gesellschaft nicht alle Linien zu stande gebracht hatte, zu welchen sie kontraktlich verpflichtet war, auch die Zinsen von dem vorgestreckten Kapital nicht zu entrichten vermochte, so übernahm die Regierung die Linien an Zahlungsstatt (27. April 1875) und liess sie fortan für Rechnung des Staates verwalten.

Folgende waren die Telegraphenlinien des Staates im Jahre 1878:

Von Lima nach den nördlichen Departementen	1303	Kilometer
» » » » südlichen »	319	»
» » » » östlichen »	219	»
» » » Callao	11	»

Von Mollenda nach Arequipa	173	Kilometer
» Arequipa nach Puno	350	»
» Ilo nach Moquehua	100	»
» Arica nach Tacna	77	»
	2552	Kilometer

Zu diesen Strecken waren verwendet 3237 Kilometer Draht, 22 423 eiserne Pfosten und 13 900 hölzerne Pfähle. In 53 Stationen waren 65 Apparate in Gebrauch; die Zahl der angestellten Beamten war 120.

Die beförderten Privatdepeschen und ihr Preis war wie folgt:

Im	Jahre	1875	85 304	Depeschen	mit 1 271 465	Worten	45 245	$
»	»	1876	107 678	»	» 2 045 421	»	55 336	$
»	»	1877	108 736	»	» 2 069 259	»	59 955	$

Der Fehlbetrag der Verwaltung zum Nachteile des Staates betrug 1875 18 863 $; 1876 11 794 $, ohne Einrechnung der in dieser Zeit nötig gewordenen Ausbesserungskosten.

Seit dem Kriege mit Chile befinden sich grosse Strecken dieser Linien in unbrauchbarem Zustande, sind an nicht wenigen Orten ganz verschwunden und bis jetzt hat man mit der Wiederherstellung der Leitungen noch nicht wieder angefangen. Auch unter gewöhnlichen Umständen nutzen sich die Drathleitungen, die einige Meilen vom Meere entfernt der Küste entlang laufen, innerhalb von drei bis vier Jahren ab, indem die der Luft beigemengten Salzteilchen den Draht zum Rosten bringen. Im Innern des Landes, besonders in der trockenen Luft des Hochlandes, halten sich die Drähte zehn Jahre und darüber.

Ausser den Landtelegraphen gehen von Lima zwei unterseeische Linien aus, die eine nach Chile, die andere nach Panamà. Im Jahre 1873 kam die India Rubber, Gutta Percha Telegraph Company von London bei der peruanischen Regierung um die Erlaubnis ein, eine unterseeische Linie von einem Punkte der Küste in der Nähe von Lima nach Valparaiso legen, und Stationen auf peruanischem Gebiete in Pisco, Mollendo und Arica errichten zu dürfen. Da die Gesellschaft weder Privilegium noch Garantie beanspruchte, und noch überdies sich erbot, die Linie unter Hinterlegung einer Kaution binnen 18 Monaten in betriebsfähigen Zustand herzustellen, so wurde ihr die nachgesuchte Erlaubnis gern erteilt. Infolgedessen wurde mit dem Legen des Kabels im Juli 1875 begonnen und die Arbeit Ende August desselben Jahres zu Ende geführt. Die Gesellschaft nennt sich: West coast American Telegraph Company.

Die zweite Linie, von Callao nach Panamà, wurde durch dieselbe Kabelfabrik gelegt, aber für eine nordamerikanische Gesellschaft, die Central and South American Telegraph Company, welche die Linie von Panamà an der centralamerikanischen Küste weiter bis Salina Cruz und von da über die Landenge von Tehuantepec nach Vera Cruz und Galveston geführt hat. Diese Linie ist 1881 vollendet worden und vermittelst derselben erhält man jetzt über New-York jeden Abend Nachricht von allen wichtigen Ereignissen, die sich am Morgen in Europa und den Vereinigten Staaten zugetragen haben.

Beide Linien unterhalten in Callao einen eigenen Dampfer, um bei eingetretenen Unterbrechungen die schadhaft gewordenen Stellen der Kabel ohne Verzug ausbessern zu können.

Ein Wort kostet gegenwärtig von Lima nach New-York 2,36 $
nach England, Frankreich oder Deutschland . . . . 2,92 $.

Wegen des Zeitunterschiedes infolge der Umdrehung der Erde erhält man in Lima die Depeschen nicht selten früher als sie in Europa aufgegeben wurden.

Das Amtslokal des Staatstelegraphen befindet sich im Postgebäude. Die unterseeischen Telegraphen haben ihre eigenen Lokale.

Für Telephonleitungen ist zwar eine Bauerlaubnis erteilt, aber die angefangenen Arbeiten sind wieder eingestellt worden.

Die Eisenbahnen.

Es laufen sechs Eisenbahnen von Lima aus, von welchen aber nur eine weiter ins Innere des Landes eindringt, die anderen verbinden naheliegende Küstenorte mit der Hauptstadt, nämlich zwei den Hafen von Callao, drei benachbarte Seebäder. Zwei dieser Bahnen sind Eigentum des Staates und werden für seine Rechnung verwaltet, die übrigen sind Privatunternehmungen. Die älteste der Bahnen und zugleich die erste, die in Südamerika erbaut wurde, ist die sogenannte englische zwischen Lima und Callao.

Bereits im Jahre 1826, einige Monate nachdem infolge der Kapitulation des spanischen Kommandanten der Festung Callao, General Rodil, die letzten spanischen Truppen Peru verlassen hatten, und die Hauptstadt wieder zum Besitz ihres Hafens gelangt war, fasste man den Plan, beide Orte durch einen Schienenweg zu verbinden. Natürlich handelte es sich hierbei nicht um eine Lokomotivbahn, sondern bloss um Legung eines Geleises auf der gewöhnlichen Fahrstrasse zur Er-

leichterung des Verkehrs für die Lastwagen, deren Räder den Schienen angepasst werden sollten. Die amtliche Zeitung »El Peruano« vom 28. Mai 1826 enthält die Konzession, welche drei Bewerbern, D. Francisco Quirós, D. Guillermo Cochrane und D. José Andrès Fletcher zur Herstellung der Linie erteilt wurde. Indessen wurde dies Unternehmen nie angefangen. Die ersten Jahre nach Einführung der Republik waren viel zu unruhig, um eine solche Arbeit zu gestatten. Aus diesem Grunde kam auch eine zweite Konzession, welche der damalige provisorische Präsident Orbegoso im Jahre 1834 einem Engländer Namens Tomas Gill erteilte, nicht zur Ausführung. Gill hatte sich erboten, ein Geleise auf der Fahrstrasse herzustellen, ohne dem Staate irgend welche Kosten zu verursachen. Es sollte von Wagen, Reitern und Lasttieren Wegegeld erhoben und aus den so gewonnenen Mitteln der Schienenweg allmählich gelegt werden. Gill selbst sollte als Handwerker gegen 5 Pesos täglichen Lohn arbeiten, und nach Vollendung der Arbeit eine Vergütung von 25 pCt. des verwendeten Kapitals erhalten. Der General Salaverry, der sich bald darauf der Regierung bemächtigte, hob im Februar 1835 den Kontrakt als unpraktisch und unnütz wieder auf.

Zehn Jahre später wurde durch den General Ramon Castilla, der damals eben zur Regierung gelangt war, die Erbauung einer Lokomotiveisenbahn beschlossen, deren Konzession einer Aktiengesellschaft übertragen werden sollte, und durch ein Dekret vom 15. November 1845 wurde bekannt gemacht, dass alle, die sich bei der ausgeschriebenen Bewerbung beteiligen wollten, ihre Vorschläge binnen sechzig Tagen bei der Regierung einzureichen hätten. Das Anerbieten, welches den Anforderungen des Dekrets am meisten entsprach, rührte von zwei Kapitalisten her, Don Pedro Gonzales Candamo und Don Vicente Oyage, und nachdem diese mit dem Regierungskommissär Don Pedro Salmon die einzelnen Bedingungen des Kontrakts in 29 Paragraphen vereinbart hatten, wurde derselbe nach Zustimmung des Ministerrats und Fiskals des Obertribunals am 6. Dezember 1848 vom Präsidenten angenommen.

Da die Bestimmungen dieses Vertrages allen späteren ähnlichen als Muster gedient haben, so führen wir hier die wichtigsten derselben an.

Die Regierung bewilligt den Unternehmern ein Privilegium von 25 Jahren. Nach Ablauf von 99 Jahren wird die Linie Eigentum des Staats.

Die Regierung tritt den Unternehmern unentgeltlich alles öffentliche Grundeigentum ab, durch welches die Linie gelegt wird und ist ihnen bei zwangsweiser Enteignung von Privatbesitz behilflich.

Der zur Errichtung von Bahnhöfen an beiden Enden der Linie erforderliche Baugrund in den Städten Lima und Callao wird von der Regierung unentgeltlich angewiesen.

Die Regierung gewährt den Unternehmern polizeilichen Schutz beim Bau, stellt ihnen als Arbeiter 200—300 Sträflinge zur Verfügung, gewährt zollfreie Einfuhr von Maschinen, Wagen, Werkzeugen und Kohlen, erklärt die Linie und ihre Gebäude frei von Steuern und die Arbeiter und Beamten ausgenommen vom Militärdienst.

Dagegen verpflichten sich die Unternehmer, die Truppen der Regierung unentgeltlich, die Frachtgüter des Staats zur Hälfte des Tarifs zu befördern; die Linie unter Hinterlegung einer Kaution von 20 000 $ binnen drei Jahren zu bauen und dem Betrieb zu übergeben, und dem Publikum, das sich an dem Unternehmen beteiligen will, Aktien in Stücken von 500 $ während 60 Tagen zur Verfügung zu stellen, worauf es von den Unternehmern abhängen soll, ob sie noch weitere Aktien abgeben wollen oder nicht.

Es scheint, dass nur wenige Personen von diesem Anerbieten Gebrauch machten und die meisten der gezeichneten Aktien wurden später wieder zurückgekauft, sodass die beiden Unternehmer mit ganz wenigen Ausnahmen alleinige Inhaber der Aktien blieben. Bei weitem den grössten Teil derselben besass Don Pedro Candamo, bereits zu jener Zeit der reichste Mann der Republik, dessen Vermögen sich durch den Bau dieser Eisenbahn noch bedeutend vermehrte.

Der Baugrund, welchen die Regierung zur Anlage des Bahnhofs anwies, war das ehemalige Kloster der Johanniter, San Juan de Dios, in welchem sich das Hospital San Diego für Rekonvaleszenten des Hospitals S. Andrès befand. Man liess die Mauern der Klausur bestehen und richtete die vorhandenen Räumlichkeiten zu Schalterzimmern, Wartesälen und Lagerräumen ein. Das Bahnhofsgebäude in Callao befindet sich in der Nähe der Hafenkais und der Docks zur Entlöschung der Schiffe, mit welchen die Güterabfertigung durch Schienenstränge verbunden ist.

Von dem Bahnhof aus umkreist die Linie in weitem Bogen die Festung auf dem freien Raum des ehemaligen Glacis und durchläuft sodann inmitten einer breiten Strasse die Stadt in ihrer ganzen Länge. Sie führt darauf neben der Fahrstrasse hin in gerader Richtung auf die Hauptstadt zu, mit einer gleichmässigen Steigung, welche auf ihre ganze Länge von 11 Kilometern etwas über 500 Fuss beträgt. Unweit Limas trennt sich die Bahn von der Fahrstrasse, tritt durch das ehemalige Thor von Juan Simon in die Stadt und erreicht nach vier Strassenlängen —

cuadras — die Station von San Juan de Dios. Zwischen den Bahnhöfen in Callao und Lima halten die Züge an sechs Stellen, wovon sich drei in Callao, eine in Lima und eine in der Mitte zwischen beiden Orten befinden. Die Stadthaltestellen dienen nur zur Erleichterung des Personenverkehrs; es wird auf denselben kein Gepäck angenommen.

Die Eröffnung dieser Eisenbahn fand im Jahre 1851 statt.

Die zweite Eisenbahn, die von Lima aus gebaut wurde, verbindet die Hauptstadt mit dem beliebten Seebadeort Chorrillos. Durch einen Beschluss des Kongresses vom 23. Dezember 1851 war der Regierung die Ermächtigung erteilt worden, einen Vertrag für den Bau dieser Linie abzuschliessen. Indessen führten die ersten Schritte, die man in dieser Hinsicht that, zu keinem Ergebnis, da die Regierung sich bei dem Kapital der zu bildenden Aktiengesellschaft mit einem Vierteile zu beteiligen wünschte, und es den Privatunternehmern nicht passte, die Regierung als Aktionär unter sich zu haben. Am 2. November 1856 wurde die Bauerlaubnis dem Hause Barreda erteilt. Die allgemeinen Bedingungen des Kontraktes weichen von den mit Candamo und Oyaque für die Callaobahn festgesetzten in einigen Punkten ab. Das Privilegium dauert nur 20 Jahre, aber die Bahn bleibt für immer Privateigentum. Der Unternehmer hatte das Recht, chinesische Arbeiter einzuführen, das Privilegium und der Kontrakt durften auf andere Personen übertragen werden. Das Kapital der zu bildenden Gesellschaft sollte aus 1200 Aktien zu 500 $ bestehen, und verpflichteten sich die Unternehmer, dem Publikum 900 Aktien zur Teilnahme anzubieten, jedoch unter der Bedingung, dass, wenn nach Ablauf von 60 Tagen diese Summe nicht vollständig gezeichnet wäre, auch die gemachten Zeichnungen wieder rückgängig gemacht, und die Verpflichtung des Unternehmers, dem Publikum Aktien anzubieten, als erloschen betrachtet werden sollten. Diese Bedingungen bereiteten vor, was das Haus Barreda wahrscheinlich von Anfang an beabsichtigte, nämlich die Übertragung des Kontraktes. Die 900 Aktien wurden nicht gezeichnet und infolgedessen gar keine ausgegeben. Die Bauerlaubnis wurde hierauf von Barreda an Pedro Candamo abgetreten und von diesem ausgeführt. Bereits ein Jahr, nachdem die Arbeiten, die keinerlei Schwierigkeiten boten, angefangen waren, wurde die Linie befahren, wiewohl die Stationsgebäude noch nicht fertig waren. Zur Anlage des Bahnhofes in Lima wurde dem Unternehmer durch Regierungsdekret ein Teil des Nonnenklosters der Incarnation eingeräumt. Dieser Konvent liegt in unmittelbarer Nachbarschaft des Bahnhofes von San Juan de Dios, bloss durch eine

Strasse von ihm getrennt und durch einen Schienenstrang damit verbunden.

Candamo befand sich also im Besitz von zwei Dritteilen der Callao-Eisenbahn und war alleiniger Eigentümer der Chorrilloslinie. Wieviel der Bau der ersteren Bahn gekostet hatte, ist nicht bekannt geworden; allein, wenn die Bahn nach Chorrillos, die drei Leguas lang ist, für 600 000 $ hergestellt werden konnte, so kann die Callaobahn, die ebenfalls gar keine Schwierigkeiten zu überwinden hatte, und nur zwei Leguas lang ist, kaum so viel, jedenfalls aber nicht mehr gekostet haben. Der alte Candamo behielt seine beiden Bahnen bis zum Jahre 1865 und verkaufte dann seinen Anteil an den englischen Bauspekulanten John Pickering für 400 000 £. Ob Pickering das Geschäft auf eigene Rechnung und Gefahr gemacht hatte, oder als Agent für das Haus Anthony Gibbs & Co. in London, war nicht klar, immerhin trat er kurze Zeit, nachdem der Kaufkontrakt abgeschlossen worden war, denselben an das erwähnte Haus ab. Dieses bildete mit dem Hause Joseph Hegan & Co., dem Käufer des Anteils Vicente Oyagues, eine Aktiengesesellchaft mit einem Kapital von 750 000 £, deren Aktien anfangs in Stücke von 100 £, später von 20 £ geteilt wurden. Die Gesellschaft verteilte in den ersten Jahren 6 pCt., dann 8, 10, 12 und endlich 13,5 pCt. Als die Dividenden auf dem letzten Höhepunkte angekommen waren, wurden die Aktien im Jahre 1871 in London an die Börse gebracht. Obgleich damals am Ablauf des Privilegiums nur noch vier Jahre fehlten und die Strecke der transandinischen Eisenbahn von Callao bis Lima bereits gebaut war, so fanden doch angesichts einer so stetigen Zunahme der Dividenden die Aktien auf dem Geldmarkte willige Aufnahme und wurden anfangs mit 25 pCt. Aufgeld verkauft. Aber diese scheinbar günstige Lage der Lima-Eisenbahnen war nicht von langer Dauer. Schon ehe die neue Linie eröffnet wurde, verminderten sich die Einnahmen, dann mussten diese mit der neuen Linie geteilt werden, später kam das Papiergeld, der Krieg, die Zerstörung von Chorrillos und Miraflores, und es gab eine Zeit, wo die Gesellschaft Mühe hatte, ihre Betriebskosten zu verdienen.

Die oben erwähnte Einnahmebeschränkung erwuchs der Lima- und Callao-Bahn durch die Teilstrecke der Linie, welche für Rechnung des Staates von Callao über die Andeskette gebaut wurde, der transandinischen Centralbahn — ferrocarril central transandino — so genannt zum Unterschied von der anderen transandinischen Linie, welche von Arequipa über die Cordillera nach Puno geführt wurde. Von dieser Eisenbahn, von welcher im zweiten Teile dieses Werkes im Zusammenhang mit den übrigen

Arbeiten des Bauunternehmers Henry Meiggs gehandelt werden wird, erwähnen wir hier nur, was auf Lima Bezug hat. Der Vertrag mit Meiggs wurde am 18. Dezember 1869 abgeschlossen, und von diesem die Arbeiten sofort mit der ihm eigenen Energie in Angriff genommen. Nun konnte der Bau ohne eine grosse Vermehrung der Schwierigkeiten und Kosten nur in der Weise ausgeführt werden, dass man im Hafen begann, und die einzelnen Strecken der Bahn, sobald sie befahrbar waren, zum Transport des zum Weiterbau erforderlichen Materials benutzte. Dabei stiess man jedoch auf Widerspruch seitens der englischen Aktiengesellschaft, deren Privilegium noch bis zum Jahre 1876 dauerte, und welche sich durch die Anlage einer neuen Linie zwischen Callao und Lima in ihren Rechten beeinträchtigt sah. Indessen wurde ihr bei der Regierung eingereichter Protest abgewiesen, da sich das erteilte Privilegium nur auf Beförderung von Personen und Fracht beziehe, aber nicht die Anlage eines neuen Schienenweges ausschliesse; andererseits wurde aber auch Meiggs untersagt, sich zur Weiterschaffung seines Baumaterials der Dampfkraft zu bedienen, ehe er sich in dieser Hinsicht mit der englischen Gesellschaft über eine dieser zu vergütende Entschädigung geeinigt hätte. Dies geschah, und in der Folge wurde die neue Linie Jahre lang nur zur Beförderung von Personen und Gütern benutzt, welche zum Weiterbau der Eisenbahn dienten, dem Publikum aber wurde sie erst nach Ablauf des Privilegiums der englischen Gesellschaft im Jahre 1876 eröffnet.

Der Hauptbahnhof dieser Bahn in Callao liegt unweit des englischen und ist wie dieser mit den Hafendämmen durch Schienenstränge verbunden. Die Bahn verlässt Callao auf der der englischen Linie entgegengesetzten Seite und läuft sodann derselben parallel beständig in der Nähe des Flussbettes, tritt in die Stadt Lima durch die ehemalige Portada de Monserrate, bleibt stets auf der linken Seite des Rimaks, dessen Bett durch Aufschüttung des Fahrdammes und Einfassung desselben mit Ufermauern eingeengt worden ist, wird unter den Bogen der beiden Brücken hindurchgeführt und steigt, nachdem sie die Stadt verlassen hat, im Thale des Rimaks aufwärts dem Gebirge zu. Innerhalb Limas hat die Bahn vier Haltestellen, von denen die hauptsächlichste im Centrum der Stadt, in nächster Nähe der alten Brücke liegt. Dieser Bahnhof wird Desamparados genannt von der alten Kirche der Jesuiten Nuestra Señora de los Desamparados, welche rechts neben dem Zugang zur Brücke steht. Der Güterbahnhof befindet sich in der Station Monserrate am unteren Ende der Stadt. Zwischen den Stationen Monserrate

und Desamparados ist eine Haltestelle, genannt »La Palma«, da wo die hölzerne Brücke über den Fluss führt.

Der Palma gegenüber auf dem rechten Ufer des Rimaks befindet sich der Bahnhof der Eisenbahn, welche nach dem in nördlicher Richtung gelegenen kleinen Hafen und Seebadeort Ancon führt. Dieser Ort hat in der peruanischen Geschichte eine traurige Berühmtheit erlangt, da daselbst am 28. Oktober 1883 der Friedensvertrag mit Chile unterzeichnet wurde.

Unter der ersten Regierungsperiode M. Ignacio Prados wurde durch Dekrete vom 19. August und 3. September 1867 an Don Modesto Basadre die Erlaubnis zum Bau einer Eisenbahn erteilt, welche von Lima nach Ancon und von da nach dem Küstenort Chancay geführt werden sollte, mit der Berechtigung die Linie bis zum Thale von Huacho zu verlängern. Der Erfolg, den Candamo mit seinen Eisenbahnen erzielt hatte, war den Leuten in Lima zu Kopf gestiegen, so dass der Unternehmer der Eisenbahn nach Chancay sich gleichfalls ein Privilegium für 25 Jahre ausbedang, als ob auch in seinem Falle die Gefahr einer Konkurrenzbahn zu fürchten gewesen wäre. Da einige Monate später, zu Anfang des Jahres 1868, die Regierung Prados zu Falle kam, so wurden die Arbeiten nicht begonnen. Indessen wurde die Konzession Basadres, welche dieser mittlerweile an einen Spanier Waldo Graña übertragen hatte, durch das damalige Haupt der Regierung, den zweiten Vicepräsidenten Pedro Canseco, am 21. Juli 1868 bestätigt, wenige Tage vor dem Amtsantritt des neuen Präsidenten José Balta. Die Gesellschaft von Kapitalisten, an deren Spitze Graña stand, glaubte aufrichtig an die Gesundheit des Unternehmens, wiewohl die geringe Einwohnerzahl Ancons und des Thales von Chancay von vornherein grosse Bedenken hinsichtlich der Einträglichkeit der Linie erwecken musste. Allein man war damals in Peru im Anfang der Periode des Eisenbahnfiebers und hielt es für das Wesentliche, vor allem erst Bahnen zu bauen, die Benutzung derselben würde dann nicht ausbleiben, und ihr blosses Vorhandensein würde Verkehr erzeugen.

Obgleich daher die Gesellschaft die besten Hoffnungen für die zukünftige Entwickelung ihres Unternehmens hegte, so hatte sie doch entweder nicht die nötigen Mittel, oder war nicht geneigt, mit eigenem Kapital die Linie zu bauen, und wandte sich daher an die eben ins Amt getretene Regierung des Präsidenten Balta mit einem Gesuch um ein Darlehn, nicht in barem Gelde, sondern in Schuldscheinen der Staatsanleihe vom Jahre 1865, die in Reserve gehalten und bis jetzt noch nicht aus-

gegeben worden waren. Sie baten um 250 000 £ unter Übernahme der Verpflichtung, sowohl die Zinsen und jährliche Tilgung dieser Summe zu bezahlen, als auch den Kursverlust beim Verkauf der Papiere auf dem Geldmarkt zu tragen. Die Regierung gewährte dieses Gesuch, knüpfte aber daran die Bedingung, dass die Gesellschaft den Bau der Eisenbahn bis zum Thale von Huacho fortsetzen sollte, mit einem Kapitale von 3 000 000 $, davon aber nur eine Million für sich behalten, und die beiden anderen dem Publikum zur Beteiligung überlassen sollte. Aus dieser Verfügung ist ersichtlich, dass auch die Regierung das Unternehmen als ein gewinnreiches betrachtete, und daher wünschte, dass möglichst viele an dem in Aussicht stehenden Nutzen Anteil haben möchten.

Nachdem mit diesem Gelde die Strecke der Bahn von Lima nach Ancon — etwa 22 englische Meilen — gebaut worden war, fing man an einzusehen, dass es nicht leicht sein würde, aus den Einnahmen derselben die Zinsen des aufgenommenen Darlehns zu bezahlen, daher die Gesellschaft im März des nächsten Jahres sich mit einem neuen Gesuch an die Regierung wandte. Im Jahre 1864 hatte der Kongress ein Gesetz gegeben, welches die Regierung ermächtigte, allen Eisenbahnlinien, deren Bau für die materielle Entwicklung des Landes als vorteilhaft erkannt worden wäre, eine Zinsgarantie von 7 pCt. für das verausgabte Kapital zu gewähren. Die Gesellschaft erbot sich nun, dem Staate das Darlehn von 250 000 £ zurückzuzahlen, stellte aber unter Berufung auf das eben erwähnte Gesetz die Bitte, die Regierung möge für ihr Kapital zum Betrage von 3 000 000 $ 7 pCt. Zinsen garantieren. In anbetracht, dass eine grosse Strecke der Bahn schon vollendet sei, und dass die dabei verwendeten Geldsummen als verloren betrachtet werden müssten, wenn es nicht gelänge, das Werk zu Ende zu führen, wurde darauf die Gesellschaft am 7. März 1870 zur Ausgabe von Schuldscheinen im Betrage ihres Kapitals ermächtigt, deren Zinsen von der Regierung garantiert und in London zahlbar waren, wogegen sich die Gesellschaft verpflichtete, alle Einnahmen der Eisenbahn an die Finanzagenten der Regierung in London zu übersenden. Die nach Abzug der Einnahmen zur Zinszahlung noch erforderliche Summe sollte beglichen werden aus den Überschüssen des Guanoverkaufes nach Bezahlung der Interessen der Nationalschuld. Die Zinsgarantie der Regierung sollte so lange dauern, als das Privilegium, oder bis die Gesellschaft in zwei aufeinander folgenden Jahren 7 pCt auf das verwendete Kapital eingenommen hätte, und während dieser Zeit mussten die Bücher der Gesellschaft alle halbe Jahre einem Regierungsbeamten zur Einsicht vorgelegt werden.

Die Hauptbedingung, welche die Regierung der Gesellschaft bei Gewährung ihrer Unterstützung gestellt hatte, blieb unerfüllt. Als die Bahn Chancay erreicht hatte, waren die 3 000 000 $ nahezu ausgegeben, und die Strecke nach Huacho konnte nicht gebaut werden. Zwar war ein Teil des erforderlichen Materials bereits angeschafft und bezahlt, allein für die Erdarbeiten war nichts mehr übrig. Nun war es vorzüglich die Verbindung der Hauptstadt mit dem Thale von Huacho gewesen, worauf die Aktionäre ihre Hoffnungen auf Dividenden gegründet hatten, denn Huacho ist ein reiches, fruchtbares Thal und gilt als die Vorratskammer Limas. Da nun die Bahn unvollendet blieb, so war das Unternehmen als ein gewinnbringendes Geschäft vollständig gescheitert.

Die Einnahmen deckten kaum die Betriebskosten, und im Jahre 1873 blieb dem Staat nichts übrig, als die Bahn zu übernehmen und für seine Rechnung verwalten zu lassen. Es scheint nicht, dass die Gesellschaft ausser an getäuschten Hoffnungen auch grosse materielle Einbussen gehabt hat, denn die Aktien waren gezeichnet und genommen, aber fast nichts darauf eingezahlt worden, man hatte die Bahn nur aus dem Erlös der in London verkauften Schuldscheine gebaut. Auch der Regierung hat die Bahn am Ende nicht mehr gekostet als die Zinszahlung der ersten Jahre, denn die von ihr garantierten Obligationen teilten das Schicksal der äusseren Schuld Perus, von der seit 1876 keine Interessen mehr bezahlt worden sind.

Die Reise nach Ancon ist die angenehmste Spazierfahrt, die man von Lima aus machen kann. Die Bahn führt anfangs mehrere Meilen leicht bergab durch eine anmutige vegetationsreiche Gegend, an Zuckerfeldern und von Bäumen umgebenen Weiden vorüber, gelangt dann ins Thal des Flusses Chillon, überschreitet ihn, bricht durch hohe Rohrdickichte, und fängt dann wieder allmählich an zu steigen. Der Pflanzenwuchs hört nun wieder auf, man gelangt auf eine sanftgeneigte, sandige Hochebene zwischen niedrigen Bergen, dann senkt sich die Bahn von neuem in weiten Kurven, bis man fünfviertel Stunden, nachdem man Lima verlassen hat, in der kleinen ruhigen Bucht von Ancon anlangt. Die Weiterreise von Ancon nach Chancay ist zwar auch interessant durch die schöne Aussicht auf das Meer, aber einigermassen unbehaglich, da man sich während der Fahrt beständig in Gefahr wähnt. Die Bahn führt etwa 15 Kilometer am Abhang von Höhen hin, die unmittelbar in die See abfallen. Diese Berge bestehen aus ungeheuren Sandmassen, die über darunterliegende Felsen geweht sind. Es scheint, dass diese Sandanhäufungen vor Zeiten von Seewasser bedeckt gewesen sind, und sich sodann wieder aus dem Meere erhoben

haben, denn in einiger Tiefe sind die Sandteilchen fest zusammengeklebt und salzig, an der Oberfläche aber ist der Sand lose. Aus dieser sandigen Böschung ist der Fahrdamm ausgeschaufelt, auf welchen die Schwellen und Schienen gelegt sind. Der Sand rieselt ohne Unterlass von oben herab auf die Bahn, und von dem Rande derselben rutschen beständig Massen in die See. Wenn man also über diese Strecke fährt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass ebenso gut einmal der ganze Fahrdamm mit samt dem Zuge aus der Höhe von einigen hundert Fuss ins Meer rutschen könnte: eine sehr störende Betrachtung, die mich das erste Mal, als ich die Reise unternahm, gegen den prachtvollen Anblick der See ganz gleichgiltig machte. Bei öfterer Wiederholung der Fahrt wird man dann gegen die Gefahr gleichgültig und freut sich der Aussicht. Nachdem die Bahn die Sandberge verlassen hat, findet sich noch eine andere Stelle, welche reizbare Nerven in Aufregung zu versetzen pflegt, nämlich die Brücke über den Fluss Pasamayo vor Chancay, dessen weites Thal die Bahn auf einem dem Anscheine nach sehr leichtgebauten Balkengerüste überschreitet.

Immerhin aber war es vorzüglich die Strecke an den sandigen Abhängen mit ihren scharfen Kurven hoch über dem Meere, welche diese Bahn beim Publikum in Misskredit brachte, und der Ingenieur der Gesellschaft, Federico Blume, der Sohn eines Deutschen und in Deutschland erzogen, erfuhr wegen seiner Tracierung herben Tadel. Es wurden daher zwei Mal von der Gesellschaft Sachverständige ernannt, um über diesen Punkt zu berichten, wobei es sich herausstellte, dass schlechterdings keine andere Trace möglich war, als die der Küste entlang gelegte, denn ein Ausläufer der Cordillera reicht zwischen der Bucht von Ancon und dem Thale von Chancay bis an die See. Dort biegt die Bahn um die äusserste Spitze desselben, welche ein kleines Vorgebirge bildet, und von diesem Punkte an steigt der Bergrücken stetig, während er sich dem Kamme nähert. Während des Krieges wurde die Strecke zwischen Ancon und Chancay nicht mehr befahren und jetzt ist die Bahn an vielen Stellen ganz versandet oder zerstört.

Die unbedeutendste der Eisenbahnen, die von Lima ausgehen, ist die, welche das kleine, wenig benutzte Seebad Magdalena mit der Hauptstadt verbindet. Sie hat ein engeres Geleise wie unsere Sekundärbahnen und wird mit kleinen Lokomotiven befahren. Die Konzession zu dieser Bahn wurde im Jahre 1867 unter der ersten Regierung Prados an Don Pedro Telmo Larrañaga vergeben mit einem Privilegium für 12 Jahre und der Bedingung, dass die Eisenbahn nach Ablauf von

75 Jahren Eigentum des Staates werden solle. Larrañaga trat seinen Vertrag an eine Gesellschaft ab, von welcher sie der jetzige Besitzer für eine Schuld an Zahlungs Statt übernahm. Man sagt die Bahn koste ihm nur wenig, aber immer noch mehr als sie wirklich wert ist, denn selbst zur Zeit, da durch die Zerstörung von Chorillos und Miraflores Magdalena mehr besucht war als sonst, vermochte die Bahn kaum ihre Betriebskosten zu decken.

Die Pferdebahn — el Tramvia.

Der erste Kontrakt zur Erbauung von Eisenbahnen in den Strassen der Stadt, deren Wagen durch Pferde oder Maultiere gezogen werden sollten, schloss die Munizipalität im Jahre 1861 mit der englischen Firma Plaint & Co. ab; indes kam der Plan nicht zur Ausführung, da der Vertrag zwei Jahre später durch ein Dekret der Regierung aufgehoben wurde. Neun Jahre später nahm die Munizipalität das Projekt wieder auf und liess die Grundbedingungen ausarbeiten, nach welchen die Herstellung der Pferdebahnen von der Stadt an Unternehmer vergeben und der Zuschlag demjenigen erteilt werden sollte, welcher bei einer auszuschreibenden öffentlichen Bewerbung das für die Stadt vorteilhafteste Anerbieten machen würde. Man verlangte, dass im ganzen wenigstens 60 engliche Meilen Schienen in der Stadt und in der Umgebung derselben gelegt werden sollten und zwar je 10 Meilen in den ersten drei Jahren nach Abschluss des Kontrakts, und je 4 in den darauf folgenden Jahren bis zur Erreichung der vorgeschriebenen Zahl. Nach Ablauf von 30 Jahren sollte die Stadt das Recht haben, alle Linien und das sonstige Eigentum des Unternehmers oder der durch denselben gegründeten Gesellschaft mit Abzug von 25 pCt. des taxierten Wertes käuflich zu erwerben. Von dem bei dem Unternehmen zu verwendenden Kapital sollten dem Publikum Aktien im Betrage von 1 200 000 $ zur Verfügung gestellt werden. Das Fahrgeld auf sämtlichen Linien sollte 10 centavos für Wagen erster Klasse und 5 centavos für die zweite Klasse betragen, und der Unternehmer solle der Stadt eine Abgabe von nicht weniger als 50 $ für jede Betriebsmeile entrichten. Die Bewerber wurden eingeladen, ihre Anerbieten unter versiegelten Umschlägen einzureichen und bei Eröffnung derselben fand sich eins von D. Mariano Borda, welcher sich anheischig machte, der Stadt von jeder Betriebsmeile 155 $ zu vergüten, weshalb diesem die Konzession zugeschlagen wurde.

Zur Zeit, in welcher man den Plan der Pferdebahnen wieder

aufnahm, befand sich das Land auf der Höhe des künstlichen und falschen Wohlstandes, welcher durch die Aufnahme der beiden grossen Eisenbahnanleihen von 1870 und 1872 erzeugt worden war. Schon im nächsten Jahre fing der Rückschlag an sich fühlbar zu machen, und es wurde klar, dass der in Aussicht genommene Plan in viel zu grossem Massstab angelegt war. Der Unternehmer Borda schlug daher der Stadt einige Abänderungen seines Kontrakts vor, welche ihm anfangs auch bewilligt wurden; später jedoch nahm die Munizipalität die gegebene Zustimmung wieder zurück und es kam zu einem Prozess, der nach mehrjähriger Dauer im Jahre 1876 durch einen Vergleich beigelegt wurde. Durch denselben wurde die Bahnstrecke, zu deren Herstellung der Unternehmer sich verpflichtete, von 60 Meilen auf 15 herabgesetzt und ihm 26 Monate zu deren Vollendung gestattet; dem Publikum sollte eine Beteiligung am Unternehmen im Betrage von 200 000 $ angeboten werden, und die an die Stadt zu entrichtende Abgabe sollte von 1500 $ halbjährlich allmählich zunehmend bis zu 9300 $ steigen, diese Summe aber in keinem Falle überschritten werden.

Die Arbeiten wurden darauf allen Ernstes in Angriff genommen und die in Aussicht genommenen Strecken in der vertragsmässigen Zeit vollendet. Darauf brach der Krieg aus, die Regierung legte Beschlag auf die Pferde der Gesellschaft, so dass diese ihre Fahrten einstellen musste, und später dieselben nicht wieder aufnehmen konnte, da bei der Entwertung der Noten, in welchen das Fahrgeld bezahlt wurde, die Einnahmen nicht die Ausgaben deckten. Diese Umstände führten zu einer zweiten Abänderung des Kontraktes, welche im August 1884 zu Stande kam. Nach dieser entrichtete die Gesellschaft der Stadt als Abgabe das Doppelte der in der letzten Vereinbarung bedungenen Summe in Papiergeld und erhielt dagegen das Recht, 50 Centavos Papierfahrgeld zu erheben, statt der ursprünglich festgesetzten 10 Centavos Silber. Gegenwärtig (1886) beträgt das Fahrgeld 1 Sol Papier, mithin bei dem jetzigen Wert des Papiergeldes etwas mehr als 4 Centavos.

Als Bahnhof und Lagerraum hat die Munizipalität der Gesellschaft den ehemaligen sogenannten Paseo de Aguas gegen eine entsprechende Miete zur Benutzung überlassen. Dieses Gebäude liegt auf der rechten Seite des Flusses in der Nähe der Alameda de los Descalzos und hat auf diese Weise endlich eine Verwendung gefunden, nachdem es lange Jahre in halb verfallenem Zustande zu nichts gedient hatte. Der Vicekönig Manuel de Amat (1760—1776) liess im Jahre 1776 diesen Bau

beginnen, welcher aus einem grossen mit bedeckten Gängen umgebenen Wasserbecken für Gondelfahrten und Wasserspiele bestehen sollte, aber nach der Abberufung Amats nicht vollendet wurde. Der Unternehmer der Pferdebahn hat dieses Gebäude, welches aus roh verzierten äusseren Mauern bestand, zu einer weiten Halle umwandeln lassen, in welchen sich Stallungen für Pferde, Schuppen für Wagen sowie Werkstätten zur Anfertigung und Ausbesserung derselben befinden. Die Wagen sind nach amerikanischem Muster gebaut, teils offen, teils verschlossen. Gegenwärtig befinden sich 25 in Dienst. Die Pferde werden aus Chile bezogen und ihre Zahl beträgt zur Zeit 250.

Die bis jetzt in Betrieb befindlichen Linien der Pferdebahn bestehen aus zwei Geleisen, welche die Stadt von Süden nach Norden durchziehen, und die auf dem rechten und linken Ufer des Flusses gelegenen Teile derselben mit einander verbinden. Ihre Endpunkte sind der Garten des Ausstellungsgebäudes und die Alameda de los Descalzos. Vier andere Linien durchziehen die Stadt in der Längsrichtung von Osten nach Westen. In die Umgebungen der Stadt sind die Geleise bis jetzt noch nicht verlängert worden. Die Pferdebahn wird sehr viel benutzt, teils aus Bequemlichkeit, teils wegen dem Vergnügen, das in Lima alle Welt im Fahren findet, und welches man sich mittels der Bahn auf sehr billige Weise verschaffen kann. Wenn daher Leute nur einen Weg von wenigen Cuadras zurückzulegen haben, und ein Wagen vorbeifährt, so benutzen sie die Gelegenheit, eine kleine Spazierfahrt zu machen; denn eine solche ist auf den Schienen angenehmer als auf dem schlechten Pflaster.

Der Gebrauch der Fiaker hat seit Einführung der Pferdebahn erheblich abgenommen, obgleich sowohl Wagen wie Pferde meist gut sind und der Fahrpreis verhältnismässig sehr billig ist. Früher betrug derselbe 40 Centavos, jetzt nur 20, während der Wert des Silbers beinahe 25 pCt. gefallen ist. Die Wagen sind alle mit zwei Pferden bespannt, die meisten sind zweisitzige Kupees, darunter viele elegante aus Privatbesitz in den öffentlichen Gebrauch übergegangene.

Die Zahl der Privatkutschen wechselt beständig und nimmt nach dem jeweiligen Wohlstande des Landes ab und zu. Gegen Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre, als nach der Konsolidierung der inneren Schuld viele Leute reich geworden waren, gehörte es zum guten Ton, Wagen und Pferde zu halten. Die meisten dieser eleganten Gefährte waren bereits zum öffentlichen Dienste auf den Strassen herabgesunken, als zu Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre, zu Zeiten

der Kontrakte von Meiggs und Dreifuss eine zweite Flutwelle von Gold sich über die Stadt ergoss, und viele gestrandete Existenzen wieder flott wurden. Die Zahl der Wagen nahm von neuem zu und erreichte eine beträchtliche Ziffer, indessen blieb diese doch weit gegen die Zeiten der Kolonialherrschaft zurück, wo man, wie früher erwähnt wurde, zu Anfang des 17. Jahrhunderts über 200 feine Karossen zählte und Frézier die Zahl der Kaleschen zu Anfang des 18. Jahrhunderts gar auf 4000 angab.

IX.

Der nationale Wohlthätigkeits-Verein

und die unter seiner Verwaltung stehenden Häuser und Anstalten.

Die Beneficencia. — Hospital Dos de Mayo. — Hospital Santa Ana. — Hospital San Bartolomé. — Das Irrenhaus. — Das Siechenhaus. — Über Gesundheitszustand und Krankheiten. — Die Waisenhäuser. — Santa Teresa. — Das Findelhaus. — San Andrès. — Santa Rosa. — Recoleta. — Armenstifte. — Manrique. — Ruiz Dávila. — Der Begräbnisplatz. — La Mar. — Gamarra. — Salaverry. — Castilla. — Vivanco. — Pardo. — Wohlthätigkeitsvereine der fremden Kolonieen. — Santa Sofia.

Die Beneficencia.

Unter dem Guten, das die Unabhängigkeit dem Lande im ganzen und der Stadt Lima im besonderen gebracht hat, ist diese Einrichtung vielleicht das Beste. Im Jahre 1825, bald nachdem durch den Sieg bei Ayacucho die Selbständigkeit des Staates gesichert war, wurde die Verwaltung aller Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt einem Aufsichtsrat übertragen, während bis dahin die einzelnen Häuser unter Genossenschaften und Patronen milder Stiftungen gestanden hatten. Diese »Junta de beneficencia« bestand aus einem Präsidenten, einem bürgerlichen und einem geistlichen Direktor und einem Verwalter. Dazu kam noch ein Kassierer, ein Buchhalter und ein Sekretär, welches letztere Amt dem Presbyter Don Matias Maestro übertragen wurde, einem Manne, der sich um Erbauung des neuen Begräbnisplatzes sehr verdient gemacht hatte, und dessen ganzes Leben der Förderung gemeinnütziger Bestrebungen gewidmet war. Indessen stellte es sich bald

heraus, dass die Junta den vielen an sie herantretenden Anforderungen nicht zu genügen vermochte, daher der damalige Regierungsrat dieselbe schon im darauffolgenden Jahre durch ein Direktorium ersetzte — direccion general de beneficencia. An die Stelle des Direktoriums trat darauf eine Gesellschaft, ins Leben gerufen unter dem Namen »Sociedad nacional de beneficencia«, durch ein Dekret vom 12. Juni 1834, welches der General Don Luis Orbegoso, damals provisorischer Präsident der Republik, erliess.

Die Anzahl der Mitglieder dieser Gesellschaft war anfangs auf 40 festgesetzt, wurde aber nach und nach vermehrt, erst auf 50, dann auf 60, 90, und beträgt gegenwärtig 100. Die Gesellschaft selbst wählt ihre neuen Mitglieder unter den achtbarsten Männern der Stadt, und Ausländer sind dabei nicht ausgeschlossen. Die Mitgliedschaft ist ein freiwilliges Amt, welches unentgeltlich verwaltet und durch kein anderes ausgeschlossen wird. Die Gesellschaft steht unter unmittelbarer Aufsicht des Ministers des Innern, ist von der Munizipalverwaltung unabhängig, und verwaltet die Hospitäler, die Irrenanstalt, die Waisen- und Armenhäuser und den allgemeinen Begräbnisplatz.

Die Beneficencia wird geleitet von einem Direktor, dem zwei Vicedirektoren zur Seite stehen. Jede der unter ihrer Verwaltung stehenden Anstalten hat einen Inspektor und einen Subinspektor. Diese Beamten werden durch die Generalversammlung aus den Mitgliedern auf ein Jahr gewählt und sind zur Annahme der Wahl verpflichtet, können aber nach Ablauf der Jahresfrist die Wiederwahl ablehnen. Behufs der Wahlen finden jährlich zwei Generalversammlungen im Monat Dezember statt. Damit die Versammlung beschlussfähig sei, müssen wenigstens 33 Mitglieder zugegen sein. Die Beschlüsse werden durch einfache Stimmenmehrheit gefasst, ausser bei Wiederwahl der Direktoren und übrigen Beamten, bei welchen die Mehrheit zwei Drittel der Anwesenden betragen muss. Wird der Direktor nicht wiedergewählt, so tritt der erste Vicedirektor an seine Stelle.

Die laufenden Geschäfte der Gesellschaft werden besorgt durch einen Ausschuss — commision permanente — welcher zusammengesetzt ist aus dem Direktor, den beiden Vicedirektoren, dem ausgeschiedenen Direktor, den beiden Fiscalen des Appellationsgerichts — corte superior — den Inspektoren der Anstalten, dem Verwalter der Rechtsangelegenheiten und dem Direktor der Stadtlotterie. Dieser Ausschuss versammelt sich regelmässig zu Anfang und gegen die Mitte jeden Monats, und auserdem, so oft es der Direktor für nötig erachtet. Zur Beschluss-

fähigkeit ist die Anwesenheit von sieben Mitgliedern und des Direktors erforderlich.

Neben den Ehrenämtern der Gesellschaft, welche von den Mitgliedern unentgeltlich übernommen werden, steht unter unmittelbarer Aufsicht des Direktors eine Kanzlei, deren Beamten besoldet sind, aber nicht Mitglieder sein dürfen. Das Personal derselben besteht aus zwei Hauptabteilungen, einem Sekretariat, welches die Briefschaften und die Statistik besorgt und der Buchhalterei und Kasse. Ausserdem giebt es ein Amtslokal für das Archiv, für Prozesse, für Lotteriewesen und für die städtische Sparkasse. Im ganzen beschäftigt die Gesellschaft 40 Beamte.

Die Einnahme der Beneficencia bestehen aus dem Mietzins der ihr zugehörigen Wohnhäuser und sonstigen Gebäude, aus dem Erlös, der sich aus dem Verkauf von Grabnischen auf dem allgemeinen Begräbnisplatz ergiebt, und in dem Überschuss, den die Stadtlotterie abwirft. Der Beneficencia wurde ein Teil der ehemaligen Güter der Inquisition und der Jesuiten überwiesen; Verlassenschaften, für welche keine Erben vorhanden sind, fallen ihr zu, desgleichen Kaplaneien erloschener Familien. Bei den vielfachen Prozessen, die sie zu führen hat, werden ihr keine Gerichtskosten berechnet, und die Fiscale der Gerichtshöfe haben die Verpflichtung, ihre Interessen wahrzunehmen.

Während des Krieges mit Chile hatte die Gesellschaft einen schweren Stand. Alle ihre früher in Silber zahlbaren Renten waren durch die Entwertung des Papiergeldes auf den 15. Teil ihres Nominalwertes herabgesunken, und zu einer Zeit war die Not so gross, dass für die in Kranken- und Siechenhäusern untergebrachten Armen kaum die zur Fristung des Lebens erforderlichen Nahrungsmittel beschafft werden konnten. Gegenwärtig (1885) hat sich die Lage bereits wieder wesentlich gebessert, und ein grosser Teil der Anlehen, zu deren Aufnahme man sich gezwungen sah, hat abgetragen werden können. Die Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft wurden damals noch immer in Papiergeld berechnet, was besonders hinsichtlich der Hausmieten ein grosser Nachteil war. Die Einkünfte im Jahre 1884 betrugen über zwei Millionen Soles, eine dem Anscheine nach stattliche Summe, die aber, in Silber berechnet, auf kaum 125 000 zusammenschmolz.

Nebst den Renten der Hospitäler verwaltet die Beneficencia auch die Einkünfte der religiösen Brüderschaften — cofradias — und die städtische Sparkasse.

Die Amtslokale der Gesellschaft befinden sich in einem ihr zu-

gehörigen Grundstücke, einem bescheidenen Hause an der Ecke der Strasse Valladolid und Pileta de Santo Domingo. Die Versammlungen finden im Oberstock statt und der Saal enthält 60 Sitze. Die Wände sind geschmückt durch Gruppen von Namen in goldenen Buchstaben unter Glas, zum Andenken an Mitglieder, die durch Beisteuern oder Widmung ihrer Zeit und Kräfte am meisten zur Förderung des Wohlthätigkeitsvereins beigetragen haben.

Folgende sind die unter Verwaltung der Beneficencia stehenden Anstalten.

Das Hospital Dos de Mayo.

Wie die Siegessäule auf dem Platz vor dem ehemaligen Callao-Thor, so führt auch dieses Hospital seinen Namen zum Andenken an die siegreiche Zurückweisung des spanischen Angriffs auf den Hafen von Callao im Jahre 1866. Das Hospital wurde 1868 gegründet und 1875 eröffnet, nachdem die Summe von 850 000 Soles auf seinen Bau verwendet worden war. Es verdankt seine Entstehung dem unglücklichen Patrioten Manuel Pardo, der damals Direktor der Beneficencia war und durch die aufopfernde Thätigkeit, mit welcher er dieses Amt verwaltete, den Grund zu seinem späteren politischen Ansehen legte.

Das Gebäude liegt vor dem ehemaligen Thor Cocharcas ganz frei in gesunder und luftiger Gegend. Es umfasst erheblich mehr Raum als ein gewöhnliches Strassengeviert und ist in einer Weise ausgestattet, welche irgend einer europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würde. Das Ganze bildet ein Viereck und ist von einer Mauer umschlossen, die nach aussen keine Fenster, sondern nur blinde Nischen hat. Alle Teile des Gebäudes bestehen nur aus einem Stock. Man tritt zuerst in einen Hof, der nach aussen mit einem hohen eisernen Gitter verschlossen ist. Von diesem Hofe führt eine hohe, auf beiden Seiten durch neun Säulen gestützte Halle in das Oktogon, einen achteckigen mit Säulenhallen umgebenen Platz, der mit Bäumen und Gartenanlagen bedeckt ist und den Mittelraum des Gebäudes bildet. Der Eintrittshalle gegenüber befindet sich die geschmackvolle Front der Kapelle und von den Seiten des Oktogons gehen sternförmig die Krankensäle aus, deren immer je zwei von 50 Betten an einander liegen. Die ringsherum an der Einfassungsmauer gelegenen Räume enthalten Bäder und Waschanstalten mit Wannen und Becken von Marmor; die Kirche ist geräumig und fast zu prachtvoll, mehrere Säle mit Schränken dienen zur Aufbewahrung von Kleidern und Wäsche. Die Apotheke und das Laboratorium haben ihren Platz in der Mitte an der Ecke der Eintrittshalle und des Oktogons. Der diesem entsprechende Raum an der anderen

Seite der Halle ist das Zimmer der Superiorin. Die dreieckigen Räume zwischen den strahlenförmigen Krankensälen und der Ringmauer enthalten Gartenanlagen. Die Kapelle hat einen Altar von weissem Marmor mit drei Statuen von feiner moderner Arbeit, einer Jungfrau in der Mitte und zu ihren Seiten St. Vincent und St. Joseph.

Das Hospital ist nur für männliche Kranke bestimmt und hat Raum für 800 Betten. Gegenwärtig sind nur 400 belegt, darunter 50 mit Kindern. Die Pflege der Kranken wird von 17 Schwestern vom Orden des heiligen Vincenz von Paul besorgt. Diese schlafen in einem gemeinschaftlichen Saal und stehen unter einer Superiorin, einer freundlichen wohlbeleibten Frau, deren wohlwollender Sinn in ihren Gesichtszügen ausgeprägt ist. Die behandelnden Ärzte haben jeder einen oder zwei Säle zu besorgen, wofür ihnen die Beneficencia in ihrer gegenwärtigen bedrängten Lage nur ein sehr geringes Honorar auszuzahlen vermag.

Das Hospital von Santa Ana.

Dieses Hospital liegt an der östlichen Seite des Platzes gleichen Namens in unmittelbarer Nähe der medizinischen Schule. Es wurde gegründet im Jahre 1550 von Fray Geronimo de Loayza, erstem Erzbischof von Lima, welcher sein ganzes Einkommen und seine sonstige Habe dieser frommen Stiftung zuwies, ja sogar die wenigen Kostbarkeiten, die er besass, verkauft haben soll, um den Erlös den Kranken zuzuwenden. Das Hospital war für kranke Indianer beiderlei Geschlechts bestimmt, und es ist in der That rührend zu denken, dass dieser edle Mann nicht nur sein Vermögen, sondern auch seine Zeit und Bequemlichkeit denjenigen seiner Mitmenschen zum Opfer brachte, die von seinen Landsleuten in unmenschlicher Weise behandelt und gemissbraucht wurden. Sein Werk war ein Werk der Sühne, in welchem er unermüdlich beharrte bis zu seinem Tode, und nachdem er während seines Lebens für die armen Eingeborenen gesorgt und sie oft eigenhändig gepflegt hatte, wollte er in ihrer Mitte sterben und hauchte seine edle Seele aus auf einem ärmlichen Lager in der Nische, wo jetzt das Taufbecken steht, unweit des Altars des grossen Kreuzsaales. Auf seinen Wunsch wurde Loayza im Hospital begraben, später jedoch wurden seine Überreste nach der Kathedrale überführt und in der Gruft beigesetzt, wo die übrigen Erzbischöfe ruhen.

Gegenwärtig werden in diesem Hospital ausschliesslich kranke Frauen und Mädchen aufgenommen. Damit verbunden ist eine Entbindungsanstalt, ein Saal für Mütter mit kranken Säuglingen und eine Anstalt für verwaiste Mädchen. Vom Platz Santa Ana her tritt man in

einen freundlichen Hof, dessen Mitte mit Gartenanlagen geschmückt ist. Aus der am Ende desselben befindlichen sehr sauberen Pförtnerei, die als Empfangsraum dient, gelangt man in einen zweiten Hof und von diesem in die Krankensäle.

Der Hauptsaal besteht aus vier Abteilungen, die ein Kreuz bilden und sich in der Mitte unter einer Kuppel vereinigen. Unter dieser befindet sich ein Altar, der mit einem Mahagoni-Geländer umgeben ist und als Hauskapelle für die Kranken dient. Links neben dem Altar erblickt man eine kleine Zelle oder Nische mit einem marmornen Taufbecken zur Taufe der im Hause geborenen Kinder. Diese Nische ist der Alkoven, in welchem der Gründer des Hospitals, der Erzbischof Loayza starb. Das lebensgrosse Portrait des ehrwürdigen Prälaten blickt von der Wand oberhalb der Zelle herab. Dieser ganze Saal bietet einen überaus reinlichen und freundlichen Anblick. Alle Betten sind von Eisen und mit reinen weissen Vorhängen versehen. Der Boden ist asphaltiert. Alle übrigen Säle des Hospitals stehen mit diesem Kreuz in Verbindung und zwar ohne Thüren, die Ventilation ist vortrefflich, nirgends bemerkt man eine Spur von üblem Geruch. Dieselbe Reinlichkeit herrscht in allen Teilen des weitläuftigen Gebäudes. Die Badeanstalt enthält 14 Zellen mit Wannen von Marmor nebst einem asphaltierten grossen Becken zum Vollbad und Schwimmen. Die Küche ist gross, alle Einrichtungen neu und vortrefflich und verbreiten einen Duft von gesunden Speisen. Diese werden auf kleinen, mit Rädern versehenen Wagen an die Betten der Kranken gebracht. Die Waschanstalt enthält grosse Marmortröge und Wannen und in der Wäscheniederlage sieht man hinter Vorhängen die vorrätigen Stücke in allerlei zierlichen Figuren geordnet.

Das Hospital enthält ausser dem kreuzförmigen Saale noch neun andere, wovon im ganzen acht belegt und fünf unbenützt sind. Man kann 500 Kranke aufnehmen, hat aber augenblicklich nur 250, da die zur Verfügung stehenden Mittel für eine grössere Zahl nicht ausreichen.

Das Waisenhaus stösst an das Hospital, ist aber vollständig davon getrennt. Es beherbergt 75 Mädchen von 4—18 Jahren, die in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet werden und von deren Kunstfertigkeit in einem Schranke viele Muster ausgestellt sind.

Das Hospital steht wie alle übrigen in Lima unter der Obhut der französischen barmherzigen Schwestern, von denen gegenwärtig 15 in diesem Hospitale thätig sind, mit Inbegriff der Superiorin. Der bildende Einfluss, den diese Schwesten auf das niedrige Volk, besonders auf den weiblichen Teil desselben, durch ihr Beispiel und die Erziehung

zur Reinlichkeit und Ordnung ausüben, kann nicht hoch genug angeschlagen worden. Ihre Aufgabe ist nicht immer leicht, denn nur zu oft haben sie mit Gleichgiltigkeit, Frechheit und gehässigen Anschuldigungen zu kämpfen. Allein sie wissen allen Hindernissen eine milde ruhige Festigkeit entgegenzusetzen, durch welche sie sofort die Achtung und später meist auch die Liebe und Dankbarkeit der Pflegebefohlenen erwerben.

Das Hospital San Bartolomé.

Auch dieses Krankenhaus liegt im oberen Teile der Stadt, nur etwa eine Cuadra weit von der medizinischen Schule entfernt. Es wurde im Jahre 1646 von einem ehrwürdigen Augustinermönch, dem Vater Bartolomé Vadillo gegründet zur Aufnahme armer kranker Neger beiderlei Geschlechts. Der damalige Erzbischof Pedro de Villagomez, Neffe des heiligen Toribius, war ihm dabei behilflich, nochmehr aber ein menschenfreundlicher Kapitän namens Francisco Tijero de la Huerta, welcher einen Teil seines grossen Vermögens zur Erbauung einer Kirche und der Krankensäle verwendete und den Rest zu Renten für den Unterhalt der Kranken. Die Porträts dieser beiden Gründer, Vadillo und Tijero, befanden sich an den Pfeilern der Kirche, welche schön gebaut und reich verziert gewesen sein soll, aber durch das Erdbeben von 1746 gänzlich zerstört wurde.

Seit der Aufhebung aller Standesunterschiede durch die republikanische Verfassung, infolge deren die Hospitäler allen Rassen in gleicher Weise zugänglich wurden, ist auch die Bestimmung dieser Anstalt eine ganz andere geworden. Die Verwaltung derselben wurde im Jahre 1849 der Beneficencia unterstellt und steht auch noch jetzt unter ihrer Aufsicht, obgleich das Hospital gegenwärtig ausschliesslich für kranke Militärpersonen bestimmt ist, deren Verpflegung von der Regierung vergütet wird.

Man gelangt von der Strasse aus durch das Hauptthor in einen geräumigen Hof, der mit Bogengängen umgeben ist, wie der Kreuzgang eines Klosters. Von hier aus tritt man in den Hauptsaal, der ein Kreuz bildet wie der in Santa Ana. Über dem Vereinigungspunkte der vier Abteilungen erhebt sich eine Kuppel, unter welcher ein Altar steht. Die Säle sind über 30 Fuss hoch. Ausser dem grossen Sale enthält das Gebäude noch sechs kleinere, in welchen zusammen 360 Soldaten und 20 Offiziere verpflegt werden. Das behandelnde Personal besteht aus sechs Ärzten, einem Assistenten und zwölf Praktikanten. Die Krankenpflege und Verwaltung des Hauses wird von 16 Schwestern besorgt. Es war interessant zu sehen, wie willig sich alle diese jungen ungebildeten

Menschen der Leitung der Schwestern unterwarfen. Beim Eintritt der Superiorin in einen Offizierssaal, in welchem sich ein Dutzend junger Leutnants befand, erhoben sich alle mit der grössten Ehrerbietung wie Schulkinder.

Die Schwestern hatten hier anfangs einen schweren Stand, denn vor ihrer Ankunft war das Militärhospital ein Schauplatz der grössten Unordnung und Zügellosigkeit. Durch ihre eigentümliche Sanftmut, die sie mit unerschütterlicher Festigkeit zu paaren wissen, brachten sie in kurzer Zeit eine vollständige Umwandlung zu Stande, und ihr Ansehen ist ebenso gross bei den Offizieren als bei den Soldaten. Die Superiorin von San Bartolomé (Mère Terèse) ist noch eine der 46 Schwestern, welche im Jahre 1858 zuerst nach Peru kamen. Die Schwestern sind alle blass, sehen kränklich aus und leiden an Appetitlosigkeit: eine Folge von langsamen miasmatischen Einwirkungen, denen sie in ihren klösterlichen Wohnungen ausgesetzt sind.

Das Irrenhaus.
(Hospital de Insanos del Cercado.)

Wie schon früher bemerkt, wird der oberste Teil der Stadt der Cercado (das Eingezäunte) genannt, da diese Gegend in früherer Zeit eine von Mauern umgebene Vorstadt bildete, in welcher die indianische Bevölkerung lebte. Der Cercado besteht aus einer Anzahl von engen, schlecht gepflasterten Gassen, die nur von kleinen einstöckigen Häusern gebildet werden, hinter denen grosse Obst- und Blumengärten liegen. In einer dieser Gassen befindet sich der Eingang zu der Irrenanstalt, welche in den Jahren 1857—59 unter der Regierung des Präsidenten Ramon Castilla durch die Beneficencia erbaut wurde. Bis zur Eröffnung dieses Hauses waren die Geisteskranken in einigen Sälen des damaligen Männerhospitals San Andrès untergebracht.

Vor dem Hospital liegt ein freier Platz oder Hof von mässiger Grösse, der nach der Strasse zu durch ein eisernes Gitter verschlossen ist. Auf diesem sieht man zu beiden Seiten der Eintrittshalle Marmorstatuen, welche die Altmeister der Heilkunst, Hippokrates und Galen vorstellen. Die Säle der Männer öffnen sich auf einen breiten Korridor oder Säulengang, der wie der Kreuzgang eines Klosters einen quadratischen Garten umgiebt, von demselben aber durch ein hohes eisernes Gitter geschieden ist. Dieser Korridor wird durch ein Quergitter in zwei Abteilungen geteilt, von denen die kleinere denjenigen Kranken zum Aufenthalt dient, die sich nicht rein halten. Diese Einrichtungen bringen mehrere Unzuträglichkeiten mit sich, die bereits mehrfach von

dem leitenden Arzte zur Sprache gebracht worden sind, sich aber unter den gegenwärtigen Umständen der Beneficencia nicht abstellen lassen. Es fehlt den Irren an Raum zum Spazierengehen und zu sonstigen mechanischen Beschäftigungen. Der Garten wird nicht benutzt und wirkt durch Erzeugung von Fieberluft auf die körperliche Gesundheit der Irren nachteilig. Ferner gestattet der Mangel an Raum nicht, die leichteren Fälle von den schweren zu trennen, und während man in anderen Krankenhäusern die Gleichstellung der Rassen nur billigen kann, so hat hier das gezwungene Zusammensein auf den Gemütszustand mancher Kranken einen niederbeugenden Einfluss. Dazu kommt, dass die Anstalt ursprünglich nur für 150 Kranke berechnet war, während der jetzige Bestand öfters über 300 beträgt. Dies rührt daher, dass die Anstalt, als die einzige ihrer Art in der Republik, Landes-Irrenhaus geworden ist, in welches aus allen Provinzen die fortschaffbaren Geisteskranken geschickt werden.

Der Korridor der Männer ist eine Musterkarte der peruanischen Bevölkerung, in welcher die vier ursprünglichen Rassen, Weisse, Rote, Schwarze und Gelbe in reinen Exemplaren und in sämtlichen Mischungsschattierungen vertreten sind. Nur Mischlinge von Chinesen habe ich nicht bemerkt, obwohl man dieselben unter der jüngeren Bevölkerung der Hospitäler häufig antrifft.

Die Veranlassung zur Geistesstörung ist bei einer grossen Anzahl Unmässigkeit im Genusse geistiger Getränke und bei den Chinesen Missbrauch des Opiums. Die Abteilung der Frauen ist in ihrer Einrichtung derjenigen der Männer ganz ähnlich, indessen hat man hier einen Arbeitssaal, der bei den Männern fehlt. Das behandelnde Personal besteht aus einem Oberarzt, zwei Hilfsärzten und einem Praktikanten. Die Aufsicht über die Kranken führen sechs Schwestern und sechs Wärter.

Das Lazarett.

Dieses Hospital liegt unweit des Irrenhauses, an der früheren Portada de Maravillas, in übelbedeutender Nähe des allgemeinen Begräbnisplatzes. Es ist zur Aufnahme von Kranken bestimmt, die an ansteckenden Übeln leiden, vorzüglich für den Fall von Gelbfieberepidemieen. Es befinden sich dort mehrere kleine und vier sehr grosse Säle, deren jeder über 100 Betten fassen kann. Dieselben liegen nahe am Flusse auf einer hohen Uferbank, welche die Lüftung begünstigt. Im übrigen sind diese Räumlichkeiten nur aus ungehobelten Brettern zusammengeschlagen und mit verrosteten eisernen Bettstellen angefüllt. Gegenwärtig befinden sich im Lazarett nur einige Pockenkranke und wenige

Unheilbare. Eine der barmherzigen Schwestern kommt jeden Morgen, um die Reinhaltung der Krankenzimmer zu überwachen.

Das Siechenhaus.
(Hospital de mendigos inválidos e incurables.)

Dieselbe werkthätige Nächstenliebe, die den Erzbischof Loayza und den Vater Vadillo bewegt hatte, ihre Habe und ihre Kräfte auf die Gründung von Verpflegungsanstalten für arme Indianer und Neger zu verwenden, beseelte auch den Stifter dieses Hospitals, Don Domingo de Cueto. Dieser opferte sein Vermögen zum Besten eines Asyls für Sieche und Unheilbare, dessen Bau im Jahre 1669 begonnen wurde, und welches Cueto nach der Vollendung der Krankensäle mit Zustimmung des Vicekönigs Grafen von Monclova den Brüdern des Bethlehemiterordens zur Verwaltung überwies. Diese frommen Mönche beschränkten sich nicht auf die Pflege der ihnen anvertrauten Kranken, sondern sie wanderten beständig in den entlegensten und ärmsten Quartieren der Stadt umher, um notleidenden und verlassenen Kranken Hilfe zu bringen, und sie auf ihren Schultern in ihre Anstalt zu tragen. Im Jahre 1804, unter der Regierung des Vicekönigs Avilès, wurde durch die Mildthätigkeit einer frommen Dame, Doña Mariana de Querejazù, ein Asyl für Frauen auf einem an das Siechenhaus stossenden Grundstücke gestiftet, und 1822 wurde auch das Hospital für Aussätzige von San Lázaro mit demselben vereinigt. Das Gebäude liegt hoch oben in der Stadt, in der Nähe des Flusses etwas unterhalb des Lazaretts, welches seine Beköstigung aus der Küche des Siechenhauses erhält.

Die Zahl der Verpflegten ist gegenwärtig etwas über 200, von denen mehr als die Hälfte Frauen; es befinden sich unter beiden Geschlechtern viele Idioten. Die Krankensäle liegen um vier Höfe und der Schwestern sind nur fünf. Sie haben harte Arbeit. Ich fragte die Superiorin, ob die Schwestern nicht zuweilen zur Erholung nach anderen Häusern versetzt würden, wo der Dienst leichter wäre; allein das geschieht nicht. Es erheischt gewiss eine besondere Überwindung, Kranke zu pflegen, von Ungeziefer zu säubern und rein zu halten, die für die ihnen zu teil werdenden Wohlthaten gar keinen Sinn und gar kein Verständnis haben, geschweige denn sie dankbar anerkennen.

In einem Winkel eines Saales lag auch ein armer gelähmter Deutscher namens Blankus. Seine Leib- und Bettwäsche war so sauber wie möglich, und er sprach mit Thränen in den Augen von der liebevollen Sorgfalt der Schwestern.

Der Gesundheitszustand Limas und die daselbst am häufigsten vorkommenden Krankheiten.

Im Anschluss an die Beschreibung der Hospitäler reihen wir hier einige Bemerkungen an über den Gesundheitszustand der Stadt im allgemeinen, über die häufigsten Störungen der Gesundheit, sowie über die eigenartigen Krankheiten, die daselbst beobachtet werden. Erst seit kurzer Zeit hat die Munizipalität angefangen, genauere statistische Register anfertigen zu lassen über Eheschliessungen, Geburten und Todesfälle mit Angabe des Alters, Geschlechts und der Rasse der Verstorbenen, sowie der Todesursachen. Die monatliche Veröffentlichung dieser Berichte erzeugte einige Unruhe unter der denkenden Klasse der Bevölkerung, indem in der Mehrzahl der bis jetzt erschienenen die Ziffer der Sterbefälle höher war als die der Geburten. Es lässt sich indes als wahrscheinlich annehmen, dass in Wirklichkeit das Verhältnis nicht so ungünstig ist, wie aus den Registern hervorzugehen scheint. Denn die Todesfälle müssen alle zur Anzeige gebracht werden, da ohne dieselbe keine Beerdigung erfolgen kann; von den Geburten dagegen ist dies gewiss bei vielen nicht der Fall, da die niedere Bevölkerung aus Nachlässigkeit oder Gleichgiltigkeit die Anmeldung versäumt, und bis jetzt keine Strafe die Unterlassung derselben bedroht. Sollte jedoch eine genauere Aufnahme der Register dennoch die bisher erhaltenen Zahlenverhältnisse bestätigen, so liesse sich trotzdem daraus noch nicht ein ungünstiger Schluss auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung im allgemeinen ziehen, oder die Annahme rechtfertigen, dass die Sterblichkeit auf nachteilige klimatische Einwirkungen zurückzuführen sei. Wenn die Zahl der Todesfälle wirklich die der Geburten übersteigt, so rührt dies von der Sterblichkeit unter den Kindern der armen Bevölkerung her, und wie in allen grossen Städten wird dieselbe verursacht durch mangelhafte Pflege und ungenügende oder unpassende Nahrung, wodurch Krankheiten der Luft- und Verdauungswege erzeugt werden. Was der Vernachlässigung noch besonderen Vorschub leistet, ist der allgemein verbreitete Glaube, dass Kinder, die im Alter der Unschuld aus dem Leben scheiden, nicht durch die Strafen des Fegefeuers geläutert zu werden brauchen, sondern gleich als Engelein in den Himmel versetzt werden. Dieser Glaube ist so stark, dass dadurch die Mutterliebe, das stärkste Gefühl, dessen die menschliche Natur fähig ist, gelähmt, oder vielmehr in ihrem Wesen geändert wird, und manche Mutter, die sich bereits darin gefügt hatte, ihr Kind zu verlieren, empfindet bei

seiner unerwarteten Genesung eine seltsame Mischung von Freude und Enttäuschung. In den wohlhabenden Klassen sind die Familien in der Regel zahlreich, und nur selten werden Kinder verloren. Auch ist es natürlich, dass dem so sei, denn manche Krankheiten, welche in gemässigten Klimaten das kindliche Alter am meisten bedrohen, fehlen hier entweder ganz oder treten doch milder auf. Scharlachfieber kommt fast nie zur Beobachtung, Masern verlaufen leicht und ohne Nachkrankheiten, auch Keuchhusten hat selten üble Folgen. Diphteritis fordert allerdings ihre Opfer, aber weit weniger zahlreich als in Europa. Skrophulöse trifft man auch unter dem armen Volk nur wenige und Rachitis ist unbekannt. Gefährliche Feinde des kindlichen Alters sind der Starrkrampf, perniziöse Wechselfieber, miasmatische Diarrhöen und tuberkulöse Hirnhautentzündungen.

Was hier von den Krankheiten der Kinder bemerkt wurde, lässt sich auch auf die Affektionen der Erwachsenen, überhaupt auf den gesamten Krankheitscharakter ausdehnen. Es scheint, dass das eigentümliche Klima der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, sowie es erschlaffend auf Menschen und Tiere im gesunden Zustand wirkt, auch die Erkrankungen in milderer Form auftreten lässt. Dies gilt besonders von Entzündungen der Lunge und ihrer Höhlen, des Gehirns, des Herzens, der rheumatischen Fieber und des Typhus. Nierenkrankheiten, besonders die Brightsche, sind ganz selten, ziemlich häufig dagegen Entzündungen der Leber mit Abscessbildung. Die häufigste Todesursache liefert, wie überall so auch hier, die Tuberkulose. Die heftigen Formen derselben befallen vorzugsweise junge Leute, die im Hochland geboren und an die Küste versetzt worden sind. Im Winter sind diese weniger gefährdet, aber in der Sommerhitze führt die Krankheit rasch zum Tode.

Bei weitem die Mehrzahl aller Erkrankungen sind miasmatischer Natur. Aber auch das Wechselfieber tritt in Lima unter eigentümlicher Form auf. Einfache Fälle mit heftigem Frost, trockener Hitze und nachfolgendem Schweiss, wie sie im Herbst in den Thälern vorkommen, beobachtet man in der Stadt selten mehr, seit die unterirdische Kanalisation eingeführt, und das Bett des Flusses eingeengt und gemauert worden ist. Dafür tritt das Fieber in larvierter Weise unter zahllosen Formen auf, und das erfolgreiche Eingreifen des praktischen Arztes hängt zum grossen Teil davon ab, dass er die verborgene miasmatische Natur der Krankheiten zu erkennen und recht zu beurteilen versteht. Auch in Krankheiten, die in ihrem Ursprung rein entzündlicher Natur waren, schleicht sich im weiteren Verlauf das miasmatische Gift ein

und die Symptome nehmen einen intermittierenden Charakter an. Am dunkelsten sind zuweilen die Erkrankungen, bei welchen gar kein Fieber besteht, wo die Leiden sich nur durch allgemeine Störungen der Thätigkeit der Organe äussern: Schmerzen des Magens, der Eingeweide, der Leber, Palpitationen des Herzens, die eine organische Erkrankung vermuten lassen, Blasenzwang, zeitweilig auftretendes Krampfgefühl des Afters mit oder ohne blutige Stühle.

Das hauptsächlichste Vorbeugungsmittel gegen die Einwirkung der Fieberluft ist die Wahl einer trockenen Wohnung, und nur bei solchen, die im Oberstock der Häuser liegen, ist man sicher, dass Wände und Fussboden keine Feuchtigkeit enthalten. Alle Gegenden der Ebene, auf welcher die Stadt erbaut ist, haben im Laufe der Zeit dem Flusse als Bett gedient, und bestehen daher abwechselnd aus Lagen von Geröll und Streifen von angeschwemmtem Lehm. Die auf Kies und steinigem Grund erbauten Häuser sind im allgemeinen trocken, die Lehmbänke dagegen, welche die Feuchtigkeit lange bewahren, teilen sie den Häusern mit. Nun kann man aber von aussen den Häusern nicht ansehen, wie ihr Baugrund beschaffen sei, und auch aus kiesigen Boden ziehen die ungebrannten Backsteine der Wände oft Flüssigkeit an, wenn die steinernen Grundmauern nicht bis über die Oberfläche des Bodens geführt sind. Im allgemeinen kann man annehmen, dass das Erdgeschoss aller zweistöckigen Häuser feucht ist. Oft sind Häuser vollkommen trocken gewesen, so lange sie bloss aus einem Stockwerk bestanden; allein kaum setzte man einen Oberstock darauf, so wurden die unteren Räume dumpfig. Leute, die in solchen Wohnungen leben, besonders Ausländer, fühlen deren schädliche Einwirkung früher oder später, je nach der Widerstandsfähigkeit ihrer Konstitution. Ihre Gesundheit wird allmählich untergraben, nach einiger Zeit werden sie entweder von einem Wechselfieber mit klar ausgeprägtem Charakter befallen, oder, was häufiger der Fall ist, das Fieber ist schleichend mit undeutlichen und unregelmässigen Anwandlungen von Übelbefinden und zeitweiliger Besserung. In beiden Fällen bleibt nach Behebung der Krankheit Monate lang Neigung zu Rückfällen, auch wenn die ungesunde Wohnung gegen eine bessere vertauscht worden ist.

Beim Wechsel der Jahreszeiten im Oktober und November, sowie im April und Mai sind Katarrhe der Luftwege häufig, aber selten von ernstlicher Natur. Verlängert sich die Dauer derselben über die gewöhnliche Zeit von vierzehn Tagen bis drei Wochen, so beobachtet man nicht selten eine periodische Verschlimmerung, zuweilen regelmässig wiederkehrende Anfälle von Husten oder Niesen, welche nicht durch

antikatarrhalische Mittel, wohl aber alsbald durch einige Gaben von Chinin behoben werden.

Von den intermittierenden Krankheitsformen müssen die remittierenden getrennt werden. Diese entstehen ohne Zweifel durch eine verwandte, aber doch anders wirkende Ursache, wie sich im Verlauf der Krankheit bald herausstellt. Zuweilen und besonders im Anfang treten sie unter ähnlichen und sich scheinbar regelmässig wiederholenden Symptomen auf, wie gewöhnliche Wechselfieber, doch belehrt die erfolglose Anwendung des Chinins den Beobachter nach wenigen Tagen über die verschiedene Natur derselben. Diese Fieber dauern unter täglich eintretendem Steigen und Fallen der Körperwärme drei bis vier Wochen, mit mehr oder weniger ausgesprochenen gastrischen und biliösen Symptomen. Eine eigentümliche und zwar die schlimmste Form derselben ist das sogenannte vierzigtägige Fieber. Dieses beginnt gewöhnlich wie ein remittierendes von leichter Form. Allmählich werden die Remissionen weniger deutlich, das Fieber wird kontinuierlich, die Abendtemperaturen höher, es entwickelt sich ein typhöser Zustand, zuweilen mit profusen Diarrhöen, trockener Zunge und Delirien und die Prognose wird bedenklich. Unter diesen Umständen tritt meist gegen den 11. bis 13. Tag eine Reaktion ein und unter reichlichem Schweisse fällt die Temperatur auf das normale Mass, und bisweilen unter dasselbe herab. Der Kranke fühlt sich zwar schwach, aber ausserordentlich erleichtert, seine Angehörigen wünschen ihm und sich selbst Glück, und glauben, es sei alle Gefahr vorüber, und auch der Arzt, wenn die Erfahrung ihn noch nicht über den trügerischen Charakter dieser Fieber belehrt hat, teilt ihre Hoffnungen. Allein schon nach wenigen Stunden fängt das erfreuliche Bild der Genesung an, sich wieder zu trüben. Der schwache Puls füllt sich wieder und schlägt rascher, der Schweiss verdunstet; die Haut wird wieder trocken und heiss, das Fieber wächst von neuem und bleibt einige Tage hoch, worauf unter ähnlichen Erscheinungen wie das erste Mal eine zweite Remission eintritt. Immerhin ist diese zweite Fieberwoge weder so lang noch so hoch gewesen als die erste. Allein auch nach diesem Fallen der Temperatur geht die Krankheit noch nicht in Genesung über, es folgen noch mehrere Fieberwellen, die aber immer niedriger werden, bis endlich nach 40 bis 45 Tagen das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Der trügerische Verlauf dieser Krankheit und ihre lange Dauer stellt die Geduld des Patienten und seiner Umgebung auf eine harte Probe und macht sie zu einem Kreuz für den behandelnden Arzt; allein so gross auch die Gefahr für das Leben des Kranken auf der Höhe des Fiebers zu sein

scheint, so führt dieses doch im jugendlichen Alter und in den Blütejahren nur selten zum Tode.

Eine eigentümliche Hautkrankheit, die in Lima nicht selten zur Beobachtung kommt, obgleich sie in den tiefliegenden Gegenden der Küste nie entsteht, sondern stets aus dem Hochlande mitgebracht wird, ist die Warzensucht, hier zu Lande Verrugas genannt. Die Ursache dieser Krankheit ist noch nicht aufgeklärt, nur soviel lässt sich als wahrscheinlich annehmen, dass der eigenartige Giftstoff, der sie erzeugt — wahrscheinlich ein Bacillus — im Boden enthalten ist, und durch die Verdauungswege, nicht durch die Lunge, in den Körper gelangt. Die Eingeborenen im Innern schreiben ihre Entstehung dem Genusse des Wassers von Flüssen und Quellen an bestimmten Orten zu, besonders gewisser Thäler und Schluchten; und da die vergiftende Wirkung solcher Gewässer in anderen Abschnitten ihres Laufes nicht bemerkt wird, so lässt sich hieraus schliessen, dass an manchen Orten das Gift aus der Erde aufgenommen und später wieder ausgeschieden oder zerstört wird.

Die Ortschaft Matucana, eine Station der transandinischen Eisenbahn, etwa 7800 Fuss über dem Meere im Thale des Rimaks gelegen, ist fürs Gewöhnliche von der Warzenkrankheit frei. Im Sommer des Jahres 1878 entstand infolge heftiger Regengüsse einige Kilometer oberhalb des Ortes ein Bergrutsch, durch welchen das enge Thal von loser Erde und Geröll bis zu einer Höhe von 25—30 Fuss verschüttet und durch Abdämmung des Flusses ein kleiner See gebildet wurde. In kurzer Zeit bahnte sich das Wasser einen Weg über den Damm, überschwemmte das Dorf Matucana und spülte in den darauf folgenden Wochen beständig Teile des Schuttes fort, bis der Fluss wieder auf seinem früheren Bett angekommen war. Einige Zeit nach diesem Ereignis erkrankten in Matucana viele Personen, besonders Ausländer, an Warzen. Es giebt in diesem Orte kein anderes Trinkwasser, als das dem Flusse entnommene, und wiewohl dasselbe durch poröse Steine filtriert wurde und ganz klar und wohlschmeckend war, so schrieben die Befallenen doch ihre Erkrankung dem Genusse dieses Wassers zu. Einige Meilen unterhalb Matucana führt die Eisenbahn auf einer hohen Brücke über eine Schlucht, die den Namen Verrugas führt, da die Krankheit in dieser Gegend besonders häufig vorkommt.

Die Einführung des Giftes in den Körper ist nicht sofort von krankhaften Erscheinungen gefolgt. Die Inkubation dauert stets Wochen, oft viel länger, in einzelnen Fällen bis zu acht Monaten und darüber. Die Kranken fangen an zu fiebern, leiden an heftigen Schmerzen in den Gliedern und im Kopf, die zuweilen nachlassen, um aber bald

wiederzukehren. Die Symptome sind oft rätselhaft, lassen an rheumatische, remittierende oder typhöse Fieber, auch wohl an Gehirnentzündung denken, bis endlich der Ausbruch der Warzen erfolgt, und alle bisherigen Erscheinungen als Vorläufer derselben erkannt werden. Die Haut bedeckt sich mit Auswüchsen des Papillarkörpers, die anfangs rote Punkte darstellen auf denen stecknadelkopfgrosse Erhebungen entstehen. Diese wachsen allmählich bis zur Grösse einer Erbse, manche werden grösser, andere bleiben kleiner. Alle sind hochrot, zart und bluten leicht. Nicht alle erscheinen auf einmal, es kommen zu verschiedenen Zeiten Nachschübe, denen wieder heftigeres Fieber und Schmerzen im Körper vorhergehen. Auf diese Weise bedeckt sich zuweilen die ganze Körperoberfläche mit einer mehr oder weniger dichten Eruption; andere Male beschränkt sich dieselbe auf wenige Stellen, oder auch nur auf eine, wo sich dann enorme Warzen bis zur Grösse eines Taubeneies bilden. Auch die Schleimhäute werden befallen, besonders der Mund, selten der Darmkanal und die Blase. Ist das Gift nur in geringer Menge in den Körper aufgenommen worden, so sind Schmerzen und Fieber unbedeutend, auch die Eruption beschränkt sich auf kleine vereinzelte Wärzchen.

Nachdem die Warzen eine Zeit lang gewachsen sind, bleiben sie stationär, dann fangen sie an zu welcken, schliesslich vertrockenen sie zu einer Schuppe und fallen ab, ohne eine dauernde Narbe zu hinterlassen. Je nach der Heftigkeit der Erkrankung dauert dieser Prozess Monate lang, und man kennt bis jetzt kein Mittel, um ihn zu beschleunigen. Trägt man die Warzen ab, so bluten sie stark und wachsen wieder, daher man auch nur im Notfall, zum Beispiel bei Sitz derselben im Halse, zu einem chirurgischen Eingriff schreitet. Überhaupt hat man durch aktive Behandlung der Krankheit bis jetzt keine günstigen Resultate erzielt. Da das Fieber meist einen intermittierenden Charakter zeigt, so giebt man gewöhnlich Chinin und später tonische Mittel, allein der Lauf der Krankheit wird dadurch nicht abgekürzt oder wesentlich beeinflusst.

So sehr auch zuweilen die Kranken von den Warzen zu leiden haben, und so gross bei längerer Dauer ihre Entkräftung wird, so kommt es doch nur ausnahmsweise vor, dass sie derselben erliegen. Weit gefährlicher sind die Fälle, wo entweder gar keine Eruption erfolgt, oder wo die auf der Haut erschienenen Warzen nicht wachsen, sondern alsbald wieder verschwinden. Diese Fälle verlaufen unter dem Bilde eines schweren remittierenden Fiebers mit langen Wellen und führen fast immer nach einer Dauer von vier bis sechs Wochen bei

Fehlen lokaler Erscheinungen durch Erschöpfung zum Tode. Beim Bau der transandinischen Eisenbahn wurden viele Arbeiter durch diese Krankheit hingerafft, und da diese Bahn nach ihrem Endpunkt auch die Oroya-Bahn genannt wird, so bezeichnet man in Lima gewöhnlich die Warzenkrankheit mit fehlender Eruption als Oroya-Fieber. Dass dieses Fieber wirklich mit der Warzenkrankheit identisch sei, wurde im Jahre 1886 durch das Experiment eines jungen Studenten der Medizin, namens Daniel Carrion bewiesen, welcher sich Blut von der Warze eines Kranken in einem der Hospitäler zu Lima einimpfte, kurze Zeit darauf vom remittierenden Oroyafieber befallen wurde und demselben nach einigen Wochen zum Opfer fiel.

Von epidemischen Krankheiten ist Lima nur selten heimgesucht worden. Der Typhus tritt stets nur in vereinzelten Fällen auf, Scharlachfieber ist nur dem Namen nach bekannt, die Cholera ist bis jetzt (1886) noch nicht an die Westküste vorgedrungen, Fälle von Blattern kommen unter der armen Bevölkerung jedes Jahr vor, werden aber nie so zahlreich, dass man sie als eine Seuche bezeichnen könnte, Dyptheritis hatte einmal in den 50er Jahren grössere Verbreitung, allein wirkliche Epidemieen hat nur die Einschleppung des gelben Fiebers erzeugt. Die erste Epidemie fiel in das Jahr 1853. Die Zahl der Erkrankungen war damals eine sehr grosse, aber die Sterblichkeit verhältnismässig gering. Zum zweiten Male erschien das Fieber im Hochsommer des Jahres 1868 und dauerte bis Mitte Juli. Es hatte sich langsam von Panama aus an der Küste herauf verbreitet, brach in Callao im Februar aus, und wurde im März durch die von dort Flüchtenden nach Lima gebracht. Der Sommer war ungewöhnlich heiss, allein abgesehen von dem Unbehagen, welches die Schwüle erzeugte, hatte man damals ein ein eigentümliches Gefühl von Druck auf dem Kopf, das zuweilen Schwindel verursachte. Dieses Druckgefühl bemerkte man in Callao schon im Monat Februar, aber in Lima erst im März und April, daher es nahe lag, dasselbe von der fiebererzeugenden Ursache herzuleiten.

Das Fieber wechselte im Verlauf seiner viermonatlichen Dauer mehrmals seinen Charakter. Anfangs herrschte grosse Neigung zu Blutungen vor, die tötlich verlaufenden Fälle endigten alle in der in Westindien gewöhnlichen Weise mit schwarzem Erbrechen. Auf der Höhe der Epidemie waren heftige Kongestionen zum Gehirn häufig, der Tod trat oft schon in der Fieberperiode vor der Remission ein, nicht selten unter Konvulsionen. Gegen Ende wurden die Fälle dem Anscheine nach milder, allein die Sterblichkeit war im Verhältnis zur Zahl der Erkrankungen am grössten, infolge von Nierenentzündung und

Unterdrückung der Harnsekretion. Die Kranken fühlten sich nach dem Nachlass des Fiebers wohl und verlangten aufzustehen, allein bald wurden sie müde und verfielen allmählich in einen schlafsüchtigen Zustand, aus dem sie nicht wieder erwachten.

Es sollen in der Epidemie von 1868 mehr Menschen gestorben sein als im Jahre 1853, allein im Vergleich zu anderen Orten Perus, die von der Seuche heimgesucht wurden, war die Sterblichkeit doch nicht sehr gross. Die Zahl der Beerdigten betrug nach amtlichen Registern in den vier Fiebermonaten für Lima und Callao noch nicht 6000 auf eine Bevölkerung von zusammen 130 000 Seelen. Andere Orte an der Küste wie Arica und Tacna wurden weit härter getroffen, vor allem aber Islay, der damalige Hafen von Arequipa. Diese kleine Stadt liegt auf einem wasserlosen, felsigen Bergabhang und erfreute sich stets eines so günstigen Gesundheitszustandes, dass kein Arzt daselbst seinen Lebensunterhalt zu verdienen vermochte. Dort wurde über ein Drittel der Einwohner hingerafft und alle, die es ermöglichen konnten, verliessen den verpesteten Ort. Die Epidemie von 1868 erstreckte sich bis nach Iquique und Cobija, welche beiden Plätze im Jahre 1853 verschont geblieben waren.

Seit 1868 ist kaum ein Jahr vergangen, ohne dass im Spätsommer manche Fälle von Fiebern zur Beobachtung gekommen wären, die nach ihrem Gesamtbilde und einzelnen Symptomen als Gelbfieber bezeichnet werden mussten, allein es fehlte ihnen das spezifische ansteckende Element, und sie zogen keine anderweitigen Erkrankungen nach sich. Es scheint, dass das Klima in Lima und auch in Callao nicht heiss genug ist zur selbständigen Erzeugung des Gelbfiebers. Im Sommer 1883 war das Fieber vom Norden her in Callao eingeschleppt worden, und die zahlreich vorkommenden Fälle zeigten einen sehr bösartigen Charakter. Gegen Ende des Monats April erkrankten auch in Lima einige Fremde, allein das bald darauf eintretende kühle und sehr feuchte Wetter liess die Epidemie nicht zum Ausbruch kommen. Immerhin aber waren die Keime des Übels eingeschleppt und man erwartete allgemein, dass mit Wiedereintritt der warmen Jahreszeit auch das Fieber wieder erscheinen würde. In der That war der Sommer des darauffolgenden Jahres 1884 ungewöhnlich heiss, heisser als 1868, allein das Fieber kam nicht; überhaupt war der ganze Sommer trotz seiner ausserordentlich hohen Temperatur zugleich ausserordentlich gesund: einer von den vielen Belegen für den Erfahrungssatz, dass in diesem wunderlichen Lande nie das geschieht, was alle Welt erwartet.

Die Waisenhäuser.

Santa Teresa.

Das ehemalige Nonnenkloster dieses Namens wurde im Jahre 1696 durch den Inquisitor Don Juan Cantera gegründet und aus Geldmitteln erbaut, welche ein Privatmann Juan Suarez zur Verfügung stellte. Es wurde von Karmeliterinnen bewohnt, und da es weiter unten in der Stadt lag als das andere Kloster dieses Ordens, Carmen bajo (der untere Karmel) genannt. Nach Aufhebung des Klosters wurden die wenigen noch daselbst lebenden Nonnen im Carmen alto untergebracht, welches noch besteht. Die Gebäude von Santa Teresa wurden darauf den barmherzigen Schwestern des Sant Vincenz von Paul zur Verfügung gestellt, welche dort ihr Centralhaus für Lima errichteten und damit ein Waiseninstitut für Mädchen, sowie eine Kleinkinderschule verbanden.

Zur Zeit meines Besuches (1885) betrug die Zahl der Waisen 83, im Alter von 7—18 Jahren. Sie werden mit grosser Sorgfalt in weiblichen Arbeiten unterrichtet, und viele der Mädchen, darunter einige noch sehr junge, zeigten ausserordentliche Geschicklichkeit. Hinter den Kreuzgängen ist ein grosser Garten, in welchem die Kinder sich ergehen können. Mit der Pförtnerei verbunden ist eine Apotheke, wo die Schwestern für Arme unentgeltlich Medizinen verabreichen, die sie selbst nach ärztlichen Rezepten bereiten.

Im Saale der Elementarschule waren etwa 100 Kinder von vier bis sechs Jahren beisammen, unter denen, wie in allen öffentlichen Schulen, sich die verschiedensten Rassenschattierungen vertreten fanden. Die Kinder standen unter der Obhut einer noch jungen Schwester und es herrschte die grösste Ordnung. Die Lehrerin liess alle gemeinsamen Bewegungen nach dem Takte einer Kastaniette ausführen, die sie in der linken Hand hielt, und die kleine Schar gehorchte dem Klappen des Instrumentes mit sichtlichem Vergnügen. Sie reihten sich erst um niedrige Tische und marschierten auf eine Art von Amphitheater oder Treppe mit einem Gang in der Mitte, auf dessen einer Seite sich die Knaben setzten, auf der anderen die Mädchen. Auf den obersten Stufen dem Gange zunächst sass ein Knabe und ein Mädchen mit roter Schärpe, Kinder, die sich durch ihr gutes Betragen ausgezeichnet hatten und deshalb zu Monitoren ernannt worden waren, obwohl beide erst sechs Jahre alt sein mochten. Der Unterricht beschäftigte sich mit Zahlen und Buchstaben. Die Lehrerin gab alle Erklärungen zwar mit

französischem Accent, aber in klarem und gutem Spanisch. Ich hörte von der Superiorin, die mich begleitete, dass diese Schwester erst ein Jahr in der Anstalt sei und sich früher nie mit der spanischen Sprache beschäftigt habe. Als ich dieser daher meine Verwunderung ausdrückte über die Gewandtheit, mit der sie nach so kurzer Zeit bereits die Sprache zu handhaben wisse, lehnte sie das Lob bescheiden ab. Es sei nötig gewesen, sagte sie, und Gott habe ihr gestattet, rasche Fortschritte zu machen. Man sah, dass sie erst vor kurzem angekommen war, denn ihre Gesichtsfarbe war noch frisch und rosig. Die Schwestern, die eine Zeit lang in Peru gelebt haben, sehen alle blass und leidend aus.

Das Findelhaus.
(Hospicio de huérfanos lactantes.)

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts lebte in Lima ein frommer und mildthätiger Mann namens Luis de Ojeda, welcher als Beweis seiner Demut oder Reue seinen Namen ablegte und sich nur Juan el Pecador, Johann der Sünder, nannte. Dieser Mann machte es sich zur Aufgabe, die Kinder, welche gewissenlose Mütter vor ihre Thüren oder auf die Strassen legten, in seinen Schutz zu nehmen, und in einem Saale unterzubringen, den eine gleichgesinnte Frau, Doña Maria de Esquirel, zu seiner Verfügung gestellt hatte. Im Jahre 1603 gründete darauf Juan el Pecador eine Brüderschaft: hermandad de los niños perdidos, huérfanos y desamparados de Nuestra Señora de Atocha, und dieser verdankt das gegenwärtige Institut seinen Ursprung. Durch die freiwilligen Beiträge, die demselben alsbald in reichem Masse zuflossen, wurde es möglich, ein Hospital zu bauen, welches im Jahre 1659 eingeweiht werden konnte. Allein durch das Erdbeben von 1687 wurde nicht bloss dieses Gebäude gänzlich zerstört, sondern auch zum grossen Teil die Häuser, aus deren Vermietung die Anstalt ihre Renten bezog. Kaum hatte sich das Hospital von diesem Schlage erholt, so wurde es von neuem durch die Katastrophe von 1746 in Trümmer gelegt, und es dauerte manches Jahr, ehe die zur Wiederherstellung erforderlichen Mittel zusammengebracht werden konnten. Im Jahre 1836 wurde die Anstalt der Beneficencia übergeben, unter deren Verwaltung sie fortan geblieben ist.

Das Findelhaus liegt an der Strasse, die nach ihm genannt wird — Calle de los huérfanos — im südlichen Teile der Stadt, unweit des Klosters Santa Teresa. Die Räumlichkeiten desselben liegen um vier kleine Höfe. Der Boden scheint etwas feucht und nicht alle Säle sind gut gelüftet. Die Anstalt besteht aus zwei Abteilungen, deren eine, welche

die hellsten und best ventilierten Räume enthält, für die Säuglinge bestimmt ist. Die Kinder, die der Anstalt von ihren Müttern, oder sonstigen Angehörigen übergeben werden, legt man in eine neben der Thür befindliche Drehlade, worauf man die Pförtnerin durch Ziehen einer Glocke von der Ankunft eines neuen Zöglings benachrichtigt. Die Zahl der in der Anstalt verpflegten Säuglinge schwankt zwischen 30 und 40. Je 2 Kinder haben eine Wärterin, man ernährt sie mit Milch von Eselinnen und Ziegen. In der anderen Abteilung befinden sich 30 schon herangewachsene Waisenmädchen von 12—20 Jahren. Diese tragen durch ihre Arbeit zum Unterhalt der Anstalt wesentlich bei. Sie waschen, nähen, sticken und verfertigen Strümpfe mit Strickmaschinen. Die Mädchen bleiben in der Anstalt, bis man sie entweder verheiraten oder auf andere Weise anständig versorgen kann. Beide Abteilungen stehen unter sechs Schwestern.

Das Hospital San Andrès.

Dieses ehemalige Krankenhaus, welches in unmittelbarer Nähe des Platzes Santa Ana und der medizinischen Schule liegt, war eines der ältesten der Stadt. Es wurde auf den Vorschlag und dank der Bemühungen eines Geistlichen namens Francisco Molina durch den Vicekönig Andrès Hurtado de Mendoza im Jahre 1557 gegründet, und zwar ausschliesslich für kranke Spanier. Die ersten Bewohner des Hospitals waren die Kranken, die Molina bis dahin in seinem Hause gepflegt hatte, und fuhr dieser fromme Priester fort, auch in der neuen Anstalt sein Leben bis zu seinem Tode der Pflege der Kranken zu widmen.

Nach der Einführung der Republik wurden die Säle des Hospitals Kranken von allen Rassen und Farben geöffnet, doch blieb es immer ein Männerhospital. Nachdem das Hospital Dos de Mayo vollendet worden und die männlichen Kranken dorthin gebracht worden waren, verlegte man die Entbindungs-Anstalt nach San Andrès. Gegenwärtig dienen zwei Drittel der Räumlichkeiten als Kaserne und die übrigen zur Aufnahme von 65 Waisenmädchen, welche von 7—18 Jahre alt sind. Diese Anstalt steht wie alle anderen Hospize unter der Verwaltung der Beneficencia, indes trägt diese augenblicklich nichts zum Unterhalt derselben bei, und die Anstalt erhält sich lediglich durch die Arbeit der Kinder und einige milde Beiträge. Die Kinder waschen, nähen, sticken und stricken, und, wie die Superiorin unter Thränen sagte, Gott macht es möglich, dass die Kinder nie hungrig zu Bette gehen.

Die einzige Sehenswürdigkeit des Hauses ist eine kunstreich aus Holzschnitzereien zusammengesetzte Kuppel über dem Vorsaal der Kapelle.

Das Hospiz Santa Rosa.

Diese Anstalt wurde aus einem Vermächtnis errichtet, welches Don Pedro Gonzalez de Candamo, seiner Zeit der reichste Mann in Peru, zu einem Asyl für verwaiste Mädchen oder Töchter verarmter Familien hinterlassen hatte. Die ausgesetzte Summe reichte kaum zum Bau des Hauses hin und eine Schenkung zum Unterhalt der Anstalt war von dem Erblasser vergessen worden. Diese hat also keine eigenen Renten, sondern die daselbst lebenden Waisenkinder werden von der Beneficencia unterhalten. Als während des Krieges mit Chile die Einnahmen des Wohlthätigkeits-Vereins nahezu versiegten, wurde das Fortbestehen des Hauses (nach der Mitteilung der Superiorin) nur durch die Unterstützungen möglich, die der Sohn des Stifters, Don Carlos Candamo, und sein Schwiegersohn, ein Deutscher namens Arthur Heeren, den Schwestern zur Verfügung stellten.

Die Anstalt liegt am südlichen Ende der Stadt und stösst an das Kloster Santa Teresa, ohne indes mit diesem Waisenhause in Verbindung zu stehen. Man wundert sich, dass zwei Häuser, die demselben Zwecke dienen und unmittelbar nebeneinander liegen, nicht vereinigt werden. Das einzige, was einer gemeinschaftlichen Verwaltung beider Anstalten entgegenzustehen scheint, ist der Umstand, dass die Stiftung Candamos für Waisen und Töchter der besseren Klasse bestimmt war, daher man keine Kinder aufnimmt, die zu braun sind, oder krauses Haar haben, d. h. bei denen die Beimischung von schwarzem Blute zu sichtbar ist. Allein die Grenze ist in Peru schwer zu ziehen, wie denn auch bei den jungen Mädchen in Santa Rosa nicht wenige waren, bei denen ein geübtes Auge über ihre afrikanische Verwandtschaft nicht in Zweifel sein konnte.

Die Zahl der Mädchen ist 88, im Alter von 7—18 Jahren. Es sind nur vier Schwestern im Hause, keine Dienstboten, nur ein paar Knechte und Lastträger. Alle Dienstleistungen, das Reinigen der Zimmer, die Wäsche, die Küche und die Anfertigung der Kleider wird von den Kindern selbst besorgt.

Das Hospiz der Recoleta.

Die ehemalige Recoleccion Dominica, deren früher erwähnt wurde, war bereits seit längerer Zeit aufgehoben worden und hatte verschiedenen Zwecken gedient, bis sie im Jahre 1872 zu einem Waisenhaus für Knaben eingerichtet wurde. Es ist die einzige Anstalt dieser Art, während für Mädchen mit Einbegriff der Waisenabteilung des Hospitals Santa Ana, fünf vorhanden sind. Gegenwärtig befinden sich

in diesem Hause nur 60 Knaben unter sechs Schwestern. Das Kloster hat Raum für eine weit grössere Zahl, denn man verfügt über drei grosse Kreuzgänge und drei kleinere Höfe. Der erste Hof, in welchen man vom Platze der Recoleta eintritt, bietet einen überaus freundlichen Anblick. In seinem mittleren Teile befindet sich ein kleiner Garten, in welchem in einer Laube von üppigen Schlingpflanzen eine Marmorstatue der heiligen Rosa steht. Bemerkenswert ist auch die alte Klosterkapelle mit zwei Altären, deren Verzierungen kunstvoll aus braunem Holze geschnitten sind. Die ehemalige Klosterkirche ist von dem Waisenhause getrennt. Sie brannte vor zwei Jahren nieder und ist seitdem der Brüderschaft der Lazaristen übergeben und von diesen aus eigenen Mitteln wieder aufgebaut worden.

Armenstifte.

Ausser dem Asyl für kranke Bettler und Unheilbare giebt es in der Stadt noch eine Anzahl von Stiftungen, in welchen arme oder arbeitsunfähige Frauen freie Wohnung erhalten, sich aber selbst beköstigen müssen. Diese Häuser haben keine Klausur, werden aber schon um 9 Uhr abends geschlossen. Unter diesen verdienen zwei besonderer Erwähnung.

Das Hospiz Manrique

ist ein ansehnliches Gebäude, welches am Platze der Recoleta neben dem Waisenhause liegt und nach seinem Stifter benannt ist. D. Bartolomé Manrique war ein reicher unverheirateter Mann, der in den 60er Jahren in seiner Wohnung in der Strasse General La Fuente ermordet gefunden wurde. Die Thäter wurden zwar nicht ergriffen und bestraft, indessen bezeichnete die öffentliche Meinung den damaligen Minister der V. S. General H. und einen Amerikaner namens F. als des Mordes dringend verdächtig. Die Untersuchung wurde von der Regierung niedergeschlagen.

Das Haus hat einen Oberstock und verschiedene durch Korridore von ein einander getrennte Hintergebäude, in denen sich 46 Wohnungen befinden. Diese werden an unbescholtene Frauen vergeben oder auch an Witwen, welche dort mit ihren Kindern leben. Knaben dürfen nur bis zum 10. Jahre im Asyl bleiben. Gegenwärtig wohnen 102 Personen im Hause.

Das Hospiz Ruiz Dávila

Ein Spanier dieses Namens kaufte von den Franziskanern einen Kreuzgang oder Hof ihres Klosters, der etwas oberhalb des Kollegium

Santo Toribio liegt. Er liess einen Oberstock auf die Bogen des Hofes setzen, die Zellen und sonstigen Räumlichkeiten zu Wohnungen ausbauen, eine Thür nach der Strasse öffnen und vergab die Zimmer an arme Witwen von Kaufleuten. Nach seinem Tode wurde die Verwaltung dieses Stiftes der Beneficencia übergeben, welche das Gebäude in Stand hält, sonst aber zum Unterhalt der Witwen nichts beiträgt. Die Zahl der Wohnungen ist 68, in welchen 83 Personen lebten.

Ausser diesen beiden grösseren Stiftungen giebt es noch fünf kleinere, die nur wenige Wohnungen enthalten, die aber ebenfalls, wie die ersteren, an arme oder kränkliche Frauen vergeben werden, nämlich die Hospize Navarrete (gegründet 1858), Guadalupe (1855), Herdoiza, Ayala (1868), Jesus Nazareno (1851).

Der allgemeine Begräbnisplatz.
(Cementerio general.)

Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden die Toten der oberen Klassen in den Kirchen, und die übrigen in der unmittelbaren Umgebung derselben begraben. Alle Kirchen sind mit einer gewöhnlich durch ein Gitter abgeschlossenen Freiheit umgeben, welche noch jetzt Cementerio genannt wird, da sie ehedem als Begräbnisplatz diente. Die Nachteile, welche aus dieser Unsitte für die öffentliche Gesundheit erwuchsen, waren offenbar und wurden allmählich immer fühlbarer. Endlich mehrten sich die Klagen dergestalt, dass ein königliches Dekret vom 9. Dezember 1786 die Anlegung von zwei Begräbnisplätzen ausserhalb der Stadt anempfahl. Diese Verordnung wurde bis zum Jahre 1804 in vier königlichen Cédulas wiederholt, allein trotzdem unterblieb die Ausführung wegen des heftigen Widerstandes, den Aberglaube, Eitelkeit und Eigennutz einer Änderung in der bisherigen Beerdigungsweise entgegensetzten. Die Vornehmen und Reichen, welche eigene Grabkapellen besassen, wünschten ihre Standesvorrechte auch im Tode noch beizubehalten, das Volk wähnte, ein Grab in der Kirche sei eine Thür zum Himmel, und die Mönche, die sich die Grabstätten in ihren Klöstern teuer bezahlen liessen, bestärkten die Leute in diesem Glauben, den sie übrigens selbst teilten.

Die Sachen blieben also beim Alten bis zur Ankunft des Vicekönigs Don Fernando de Abascal y Souza (1806—1816) eines der thatkräftigsten und wohlmeinendsten Regenten, welche Peru gehabt hat; der aber leider zu spät kam und seine Kräfte und die Hilfsquellen des Landes vergeuden musste, in dem vergeblichen Bemühen, die beginnenden Frei-

heitsbestrebungen in den übrigen spanisch-amerikanischen Provinzen niederzuhalten. Trotz der unruhigen Zeiten beschloss Abascal, die königliche Verordnung zum allgemeinen Besten ohne Verzug zu vollziehen, und zwar ohne Belastung des Schatzes und ohne Besteuerung der Stadt. Er wählte einen passenden Platz oberhalb der Stadt, liess nach seinen Angaben einen Plan anfertigen und übergab die Ausführung desselben dem um seine Vaterstadt sehr verdienten Presbyter und Architekten Don Matias Maestro. Die Arbeiten begannen im Jahre 1807 mit dem Erträgnis von vier auf dem Hauptplatz abgehaltenen Stiergefechten, welche 17 000 Pesos eingebracht hatten. Freiwillige Beiträge und der Verkauf von Grabnischen brachten 7—8000 Pesos, und der Rest der zum Bau erforderlichen Summe wurde durch Aufnahme einer Hypothek auf das Grundstück beschafft. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 107 000 Pesos und binnen Jahresfrist war das ganze Werk zu Ende geführt.

Am 31. Mai 1808 fand die feierliche Einsegnung des neuen Friedhofes durch den Erzbischof Bartolomé de las Heras statt, und unmittelbar nach Beendigung dieser Ceremonie die erste Bestattung. Zu diesem Ende waren die Überreste des letzten, vor drei Jahren verstorbenen Erzbischofs Juan Domingo de la Reguera aus seiner Gruft im Gewölbe der Kathedrale genommen worden und der Sarg wurde jetzt, von sechs Priestern getragen, unter Begleitung der gesamten weltlichen und Ordensgeistlichkeit zu seiner neuen Ruhestätte an der Seite der Kapelle des Begräbnisplatzes überführt. Um das Vorurteil des Volkes noch wirksamer zu bekämpfen, erschien ein Hirtenbrief des Erzbischofs Las Heras, in welchem unter Hinweisung auf die Gebräuche der Patriarchen und der ersten Zeiten des Christentums die Pfarrer ermahnt wurden, ihre Beichtkinder über die Heilsamkeit der neuen Begräbnisordnung aufzuklären. Nach derselben wurden alle Beerdigungen in den Kirchen und Klöstern untersagt, auch für die Leichen von Geistlichen und Mönchen. Den weltlichen Priestern und Mitgliedern religiöser Orden wurden unentgeltlich eine genügende Anzahl von Grabnischen zugewiesen, welche sich in der Nähe der Kapelle befinden.

Der Begräbnisplatz liegt etwas oberhalb der Stadt, lehnt sich mit seiner Rückseite an den Fluss an, und befindet sich in geringer Entfernung vom Fusse der Berge von San Bartolomé, welche das Thal nach Osten zu abschliessen. Die gesamte Anlage und die vielen schönen Denkmale machen den Friedhof zur interessantesten Sehenswürdigkeit Limas. Der Weg dahin führt am Hospital der Unheilbaren und am Lazarett vorüber durch das ehemalige Thor von Maravillas,

von wo aus die Entfernung noch einen halben Kilometer beträgt. Vor dem Eingang erweitert sich die Strasse zu einem halbkreisförmigen Platz, in dessen Mitte auf einer kurzen Säule die Statue eines Totenengels steht, der auf die gegenüberliegende Pforte hinweist. Die ganze Vorderseite des Begräbnisplatzes, in welchen wir jetzt eintreten, ist von der Strasse durch ein eisernes Gitter abgeschlossen, durch dessen Stäbe man in einen wohlgepflegten Garten blickt, der die dem Eingangsthor nahe liegende Kapelle umgiebt. Aus Gebüsch und Blumenbeeten oder im Schatten hoher Bäume, erheben sich dort die Grabmonumente, grosse und kleine, Kapellen, Statuen und Büsten, fast alle von weissem Marmor, und viele von künstlerischem Wert.

Hier haben alle die rastlosen Geister, die im Leben von ungezügeltem Ehrgeiz getrieben, ihr Vaterland in endlose Bürgerkriege stürzten, endlich ihre Ruhestätte gefunden, und die einst erbitterten Gegner liegen jetzt in friedlicher Nachbarschaft neben einander. Die Nation hat ihnen grossmütig die Fehler verziehen, die so viel Leid über das Land brachten, sie erinnert sich nur der guten Eigenschaften, und eingedenk der patriotischen Absichten, die viele für den Fortschritt und das Wohl der Republik hegten, hat sie ihnen auf öffentliche Kosten Denkmäler setzen lassen. Um den kleinen freien Platz vor der Kapelle, der von zwei laubreichen Fikusbäumen beschattet wird, liest man die Namen vieler Männer, die sich im Unabhängigkeitskrieg verdient gemacht, bei der Errichtung der Republik mitgewirkt und in dem jungen Staate eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Gleich rechts vom Eingang steht das Denkmal des Grossmarschalls La Mar, des ersten verfassungsmässigen Präsidenten der Republik, nachdem Peru sich von Bolivar losgesagt hatte. La Mar war kein geborener Peruaner und dieser Umstand wurde als Vorwand benutzt, um ihn nach kurzer Regierung zu stürzen. Er wurde seines Amtes entsetzt und starb in der Verbannung; aber ein späteres Geschlecht liess in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste im Unabhängigkeitskampf seine Gebeine nach Peru zurückbringen und ehrenvoll bestatten.

José de la Mar wurde im Jahre 1778 in Cuenca in der heutigen Republik Ecuador geboren, wo sein Vater ein höherer königlicher Beamter war; auch seine Mutter stammte aus einer angesehenen spanischen Familie. La Mar wurde in Spanien erzogen, trat in die Armee, diente mit Auszeichnung im Kriege gegen die Franzosen und war zur Zeit des Pariser Friedens zum Rang eines Obersten befördert worden. Im Jahre 1815 wurde er als Brigade-General nach Peru geschickt und zugleich zum Kommandanten der Festung Callao ernannt. An der



El Cementerio general, der allgemeine Begräbnisplatz.

(S. 516.)

Militär-Revolution, welche den Vicekönig Joaquin de la Pezuela seines Amtes entsetzte, war er nicht beteiligt, ordnete sich aber dem Nachfolger desselben, dem General Laserna, unter. Seit seiner Ankunft in Amerika war er im Herzen ein Anhänger der Befreiungsbestrebungen seines Geburtslandes, indes hielt er es mit seiner Pflicht und militärischen Ehre nicht vereinbar, seine Gesinnungen zu erkennen zu geben. Er blieb auf seinem Posten als Kommandant von Callao, während die Stadt vom Patriotenheere belagert wurde, bis Mangel an Nahrungsmitteln ihn zur Kapitulation zwang, die er unter ehrenvollen Bedingungen abschloss. Darauf erklärte er dem Vicekönig seinen Austritt aus dem Dienste der Krone, unter Zurücksendung seiner Diplome und Orden, und trat als Divisionsgeneral unter dem Oberbefehl San Martins in das Heer der Patrioten (26. Oktober 1821).

La Mar begab sich sodann nach seinem Heimatlande, welches sich der Sache der Unabhängigkeit angeschlossen hatte und wurde von der Junta zu Guayaquil zum Generalkommandanten der Provinz ernannt, kehrte aber in den ersten Monaten des nächsten Jahres wieder nach Lima zurück. Als der General San Martin infolge der Zusammenkunft, die er in Guayaquil mit Bolivar gehabt hatte, das Protektorat über Peru vor dem zusammengerufenen Kongresse niederlegte und das Land verliess (21. September 1822), wurde die vollziehende Gewalt einem Regierungsrat von drei Mitgliedern übertragen und La Mar zum Vorsitzenden desselben ernannt. Allein die Streitmacht von 4000 Mann, welche der Regierungsrat ausrüstete und zur Bekämpfung der königlichen Truppen nach dem Süden schickte, war nicht glücklich; die Fehler der dort kommandierenden Offiziere wurden den Leitern in Lima zur Last gelegt, der Regierungsrat fiel beim Volke in Misskredit, und das Heer, unter dem Vortritt des Generals Santa Cruz, nötigte den Kongress zur Ernennung eines Präsidenten in der Person des Obersten Don José de la Riva Aguero (28. Februar 1823).

Unter diesen Umständen war es natürlich, dass La Mar an dem zweiten Feldzuge nach dem Süden unter dem Oberbefehl der Generale Santa Cruz und Gamarra sich nicht beteiligte, und überhaupt von Riva-Aguero kein Kommando annahm. Nachdem Bolivar in Peru angekommen war, und als Diktator die Leitung des Krieges übernommen hatte, trat auch La Mar wieder in aktiven Dienst, organisierte in Trujillo die peruanische Division und kommandierte sie in der Schlacht bei Ayacucho. Bolivar ernannte ihn hierauf zum Präsidenten des Regierungsrats, den er für die Zeit seiner Abwesenheit im Süden eingesetzt hatte, doch legte La Mar, der liberal gesinnt war und Bolivars diktatorischen Plänen

nicht dienen mochte, seine Stelle bald wieder nieder und wurde durch Santa Cruz ersetzt. Bolivar kehrte am 3. September 1826 nach Columbia zurück, und am 9. Dezember, dem Jahrestag der Schlacht bei Ayacucho, wurde die Verfassung beschworen, die ihn zum Präsidenten auf Lebenszeit ernannte, doch blieb dieselbe nur ein paar Monate in kraft. Schon im Januar des folgenden Jahres empörte sich die columbianische Besatzung, die in Lima zurückgeblieben war und wurde auf ihr Verlangen nach Guayaquil eingeschifft. Kaum sah sich so Peru von Bolivars Truppen befreit, als die eben erst beschworene Verfassung wieder aufgehoben und ein neuer Kongress berufen wurde. Dieser wählte zum Präsidenten den Marschall La Mar, damals den beliebtesten Mann in Peru, der sich durch seine Tapferkeit, Uneigennützigkeit, Leutseligkeit und Bescheidenheit die allgemeinste Anerkennung erworben hatte.

Der Kongress arbeitete eine neue Verfassung nach demokratischen Grundsätzen aus und unter der Präsidentschaft La Mars begannen die republikanischen Regierungsformen sich im Lande einzubürgern und zu befestigen. Die vernachlässigten höheren Unterrichtsanstalten in Lima und in anderen grösseren Städten erhielten neues Leben, der Ackerbau hob sich, die verlassenen Bergwerke wurden wieder bearbeitet, der Handel erweiterte sich, Ausländer kamen ins Land und gründeten neue Geschäfte. Eine solche erfreuliche Entwickelung des Landes wurde unterbrochen durch die Zerwürfnisse mit Columbia. Bolivars Zorn war gross und erklärlich genug, denn er sah sein Lieblingswerk zerstört, als es kaum erst vollendet worden war. Dazu kam, dass die Regierungshandlungen La Mars weit entfernt waren, seinen Groll zu besänftigen; denn nicht zufrieden mit der Abschaffung der bolivianischen Verfassung in Peru, half er auch den Bewohnern der neuen Nachbarrepublik, welche Bolivars Namen führte, den Stellvertreter ihres Gründers zu vertreiben, und dieser Stellvertreter Bolivars war der Grossmarschall von Ayacucho, Antonio de Sucre, der Sieger in der Schlacht, welcher Peru seine Unabhängigkeit verdankte. Besorgnis vor den ehrgeizigen Plänen Bolivars bestimmte La Mar zu dieser Handlungsweise, zugleich aber auch eine eifersüchtige Gereiztheit, die er gegen die columbianischen Generale und ihren Chef seit dem Feldzuge von Ayacucho bewahrt hatte. Auch konnte er die Vereinigung der Provinz Guayaquil mit dem columbianischen Bundesstaat nicht verschmerzen, da diese ihn in Peru zum Ausländer machte. Der Krieg, der infolgedessen mit Columbia ausbrach, wurde in Peru als ein öffentliches Unglück betrachtet, La Mar zur Last gelegt und die Ursache seines Falles. La Mar verliess im September 1828 Lima, schiffte sich nach Guayaquil ein und besetzte die Stadt.

Er blieb daselbst, bis der General Gamarra, der sich mit einer peruanischen Heeresabteilung in Bolivien befand, nach dem Abschlusse des Vertrages von Piquiza, zurückkehrte und seine Truppen mit dem übrigen peruanischen Heere in Guayaquil vereinigte. Sie zogen darauf gegen die Columbianer zu Felde, wurden aber von diesen unter dem Marschall Sucre bei Portete de Tarqui geschlagen (27. Februar 1829). Diese Niederlage führte zum Vertrag von Jiron, durch welchen die Grenzen zwischen Peru und Columbia nach der politischen Teilung der Provinzen vom Jahre 1809 festgesetzt und Guayaquil an Columbia zurückgegeben werden sollte.

La Mar, der diesen Vertrag nur notgedrungen unterzeichnet hatte und nicht auszuführen beabsichtigte, ging auf peruanisches Gebiet zurück und schlug sein Hauptquartier in Piura auf. Anfang Juni brach darauf zu gleicher Zeit im Lager und in Lima ein Militäraufstand aus, durch welchen La Mar als Ausländer und wegen bewiesener Unfähigkeit seines Amtes entsetzt, in Paita an Bord eines kleinen Schiffes gebracht und nach Centro-Amerika geschickt wurde. Er überlebte seinen Fall nicht lange. Schon nach Verlauf eines Jahres erlag seine schon früher geschwächte Körperkraft dem Einflusse des Klimas und dem Kummer über sein Schicksal. Er starb am 11. Oktober 1830 und wurde in Cartago begraben.

Am 14. Februar 1834 stellte der provisorische Präsident und General Don Luis Orbegoso im Kongress den Antrag, dass die Asche des gerechten, tugendhaften und tapferen Generals La Mar nach Peru überführt würde, und am 19. sprach die Versammlung ihre Zustimmung aus. Doch wurde dieser Beschluss nicht sogleich zur Ausführung gebracht, und eine ehrwürdige Matrone von Piura liess im Jahre 1842 auf ihre eigenen Kosten den Sarg La Mars in Cartago ausgraben und auf peruanisches Gebiet bringen. Erst unter der Regierung Ramon Castillas wurden die Überreste La Mars 1847 von Piura nach Callao gebracht, worauf am 3. März der Sarg zuerst in der Kirche der Merced aufgebahrt, dann nach der Kathedrale gebracht und nach einem feierlichen Totenamt nach dem Begräbnisplatz überführt wurde.

Neben dem Denkmal La Mars steht das seines Vicepräsidenten Manuel Salazar y Baquijano, eines Patrioten, der einem alten Geschlechte des Kolonialadels entsprossen war, und unter der spanischen Herrschaft den Titel eines Grafen von Vista Florida führte.

Unweit von diesen beiden liest man den Namen des Grossmarschalls Gamarra, des ehemaligen Waffengefährten La Mars, seines späteren politischen Gegners und Nachfolgers. Gamarra war ein tapferer Soldat, und dabei ein verschlagener ränkevoller Politiker, äusserst ehrgeizig und

herrschsüchtig, aber in der Verwaltung öffentlicher Gelder rechtlich und unbescholten. Er hatte sich bereits im Befreiungskriege ausgezeichnet und war in den ersten 20 Jahren der Unabhängigkeit die hervorragendste Persönlichkeit der Republik.

Agustin Gamarra, geboren in Cusco am 27. August 1785, war ein Mestize von vorwiegend indianischer Abstammung. In seinem 24. Jahre begann er seine militärische Laufbahn, und zwar als gemeiner Soldat. Er stieg im spanischen Dienst allmählich bis zum Range eines Oberstlieutenants, wurde wiederholt als des Einverständnisses mit den Patrioten verdächtig vom Kommando enthoben, aber wegen seiner militärischen Tüchtigkeit von neuem wieder angestellt. Nach der Landung San Martins in Peru erklärte er sich endlich offen für die Sache der Unabhängigkeit und begab sich ins Hauptquartier zu Huaura (24. Januar 1821).

Unter dem Protektorate San Martins fand Gamarra wenig Beschäftigung, dagegen wurde er vom Präsidenten Riva Aguero zum General erhoben, und ihm zusammen mit Santa Cruz der Oberbefehl über die peruanischen Truppen bei dem Feldzuge nach dem Süden übertragen. Dieser war zwar anfangs erfolgreich, das verbündete Heer überschritt die Andes, in La Paz wurde die Unabhängigkeit erklärt, Gamarra drang bis Cachabamba vor und der spanische General Valdèz wurde bei Zepita am Titicaca-See zurückgedrängt. Demungeachtet jedoch trat Santa Cruz, um sich mit den colombianischen Hilfstruppen unter dem General Sucre zu vereinigen, einen Rückzug an, der durch die dabei erlittenen Verluste das Fehlschlagen der ganzen Unternehmung zur Folge hatte. Die Königlichen holten das Patriotenheer bei Sica-Sica ein und brachten ihm eine Niederlage bei (12. September 1823), und als die Brücke über den Desaguadero durch Verrat in die Hände der Spanier gefallen war, lösten sich die Truppen vollends auf und flohen in verschiedenen Richtungen.

Die Niedergeschlagenheit über diese Unglücksfälle war gross, allein Bolivar, der damals bereits in Lima angekommen war, gab den Ereignissen eine neue und entscheidende Wendung. Das Vertrauen zu ihm hob den gesunkenen Mut der Patrioten und verlieh ihnen Kraft zu neuen Anstrengungen. Gamarra erhielt damals ein Kommando in der peruanischen Division, welche La Mar in Trujillo gebildet hatte und in der Schlacht bei Ayacucho war er dessen Stabschef. Während der Diktatur Bolivars findet man den Namen Gamarra nicht genannt. Als La Mar Präsident geworden war, erhielt Gamarra den Auftrag, mit einem peruanischen Truppenkorps zur Vertreibung der noch in Bolivia befindlichen colombianischen Truppen mitzuwirken, darauf einen neuen Kongress zu

berufen und an Sucres Stelle eine provisorische Regierung einzusetzen. Dies wurde durch den Vertrag von Piquiza erreicht (6. Juni 1828), abgeschlossen zwischen Gamarra und dem bolivianischen Bevollmächtigten José Maria Perez de Urdiminea. Dieser Vertrag verfügte, dass alle fremden Truppen binnen 14 Tagen das Land verlassen sollten, dass der Kongress in Chuquisaca zusammentrete, um die Abdankung Sucres anzunehmen, und darauf durch einen Nationalkonvent die bisherige Verfassung (Bolivars) abgeändert werden solle. Von diesem Vertrag erhielt Gamarra von La Mar den Titel: Grossmarschall von Piquiza.

Die Feindseligkeiten zwischen Peru und Colombia hatten mittlerweile ihren Anfang genommen; La Mar befand sich bereits in Guayaquil, daher Gamarra nach seiner Rückkehr nach Peru sich eben dahin begab und von La Mar zum Obergeneral des Heeres ernannt wurde. Als solcher kommandierte er in der Schlacht am Portete de Tarqui die Vorhut des peruanischen Heeres.

In der Folge benahm sich Gamarra gegen La Mar falsch und undankbar. Er war der Haupturheber des Militäraufstandes, durch welchen dieser entsetzt und verbannt wurde, obgleich er die Akte selbst nicht mit unterzeichnete. Durch diese wurde der mit Gamarra verbündete General La Fuente, der sich in Lima befand, provisorisch zur Leitung des Staates aufgefordert (6. Juni), worauf der am 31. August zusammengetretene Kongress den Marschall Gamarra zum Präsidenten und La Fuente zum Vicepräsidenten erwählte. Diese provisorischen Ernennungen wurden darauf unter dem Druck der neuen Machthaber durch die Wahlkollegien bestätigt.

Obgleich das Staatsleben in Peru mehr durch Rücksichten auf persönliche Interessen als durch politische Grundsätze geleitet wird, und bei der grossen Mehrzahl des Volkes Neigung oder Sympathie für einen oder den anderen Führer den Ausschlag giebt, so hatten sich doch unter den Gebildeten seit der Erlangung der Unabhängigkeit, und schon vor derselben, zwei Parteien gebildet, deren eine für das Land monarchische Einrichtungen, oder doch ein persönliches militärisches Regiment wünschten, während die andere eine Republik mit demokratischer Verfassung verlangte. Bolivar war ein Vertreter der ersteren Richtung. Nach seiner Entfernung gewannen die Liberalen die Oberhand und wählten ihren Gesinnungsgenossen, den General La Mar. Gamarra war der Leiter der Militärpartei, und mit ihm kamen die Konservativen wieder ans Ruder. Durch die gewaltsame Weise, in welcher sich Gamarra der Herrschaft bemächtigte, hatte er von vornherein und während seiner ganzen Regierung die öffentliche Meinung gegen sich. Seine

Verwaltung war die unruhigste Zeit, welche die Republik erlebt hat, nicht weniger als vierzehn Versuche wurden gemacht, um ihn zu stürzen, allein trotzdem hielt er sich bis zum Ende seiner gesetzlichen Periode.

Bei seiner Unbeliebtheit wagte es Gamarra nicht, seine Präsidentschaft über ihre gesetzliche Dauer zu verlängern und sich unter Beiseitesetzung der Verfassung zum Diktator zu erklären. Um jedoch seine bisherige Macht nicht aus der Hand zu geben, beabsichtigte er, einen ihm ergebenen Mann zur Präsidentenwürde zu erheben, und sich selbst den Oberbefehl über das Heer vorzubehalten. Als der Kongress daher dem beliebten Kandidaten General Luis Orbegoso den Vorzug gab, so legte Gamarra zwar sein Amt nieder (19. Dezember 1833), liess aber vierzehn Tage später die Nationalversammlung durch Soldaten auseinander treiben, und seinen Kandidaten, den bisherigen Kriegsminister General Pedro Bermudez, zum Präsidenten erklären. Der General Orbegoso zog sich in die Festung von Callao zurück und wurde daselbst von den Truppen Gamarras belagert. Das Volk aber ergriff Partei für den rechtmässigen Präsidenten, fing an sich zu bewaffnen und bald wurde die Haltung der Unzufriedenen so drohend, dass Gamarra, trotzdem er über das Heer verfügte, sich in Lima nicht mehr sicher fühlte und beschloss, sich ins Hochland zurückzuziehen. Seine Räumung der Hauptstadt wurde zur Flucht, die er unter Verwünschungen und Steinwürfen des Volkes bewerkstelligte, begleitet von seiner Frau, einer Amazone namens Francisca Zubiaga, welche zu Pferde und bewaffnet wie ein Mann, bei seinen Besuchen in den Kasernen und auf Märschen ihm zur Seite zu sein pflegte (28. Januar 1834).

Nach und nach erklärten sich alle Provinzen des Landes zu Gunsten Orbegosos, Gamarra flüchtete sich nach Bolivien, der vertriebene Kongress versammelte sich wieder in Lima und gegen Ende des Jahres befand sich Orbegoso im unbestrittenen Besitz seines Amtes. Indes war er bis jetzt nur provisorisch ernannt, und um seine endgiltige Wahl zu betreiben, verliess er die Hauptstadt und begab sich nach dem Süden. Orbegoso war ein Mann ohne irgend welche hervorragende persönliche Eigenschaften und verdankte seinen Anhang nur dem Hasse, den die Mehrzahl des Volkes damals gegen Gamarra hegte. Seine Abwesenheit von der Hauptstadt benutzte der junge General Felipe Santiago Salaverry, um sich der Herrschaft zu bemächtigen und sich zum Diktator aufzuwerfen (23. Februar 1835), und es gelang ihm, binnen kurzer Zeit seine Regierung fast im ganzen Lande zur Anerkennung zu bringen.

Unter diesen Umständen wendete sich sowohl Orbegoso als Gamarra an den damaligen Präsidenten von Bolivia, General Santa Cruz,

mit dem Gesuch, durch eine bewaffnete Einmischung die Ruhe und Ordnung in Peru wieder herzustellen. Santa Cruz, welcher schon früher für Bolivar Peru regiert hatte, sah den Augenblick gekommen, durch Errichtung eines Bundesstaates den Gedanken des Befreiers in kleinem Massstabe zur Ausführung zu bringen. Er schloss daher mit Orbegoso einen Vertrag ab, in welchem die Grundlagen einer künftigen Konföderation vereinbart waren. Gamarra jedoch wünschte zwar eine bewäffnete Vermittlung zu seinen Gunsten, wollte aber keineswegs durch dieselbe in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Santa Cruz treten. Auf die Nachricht von dem Vertrage mit Orbegoso trat er daher wieder in Verbindung mit Salaverry und erklärte sich gegen Santa Cruz, wurde aber von diesem unweit Cusco bei Yanacocha geschlagen (13. August 1835). Sechs Monate später wurde auch Salaverry bei Socobaya in der Nähe von Arequipa besiegt und kriegsrechtlich erschossen, worauf Peru mit Bolivia in einen Bundesstaat vereinigt wurde, an dessen Spitze Santa Cruz mit dem Titel eines Protektors trat.

Gamarra begab sich nach Chile und arbeitete von dort aus mit den übrigen peruanischen Verbannten gegen die neue Ordnung der Dinge. Die erste chilenische Unternehmung gegen Santa Cruz schlug fehl. Im folgenden Jahre (Anfang August 1838) erschien ein zweites Geschwader an der peruanischen Küste, ein chilenisches Heer unter Manuel Bulnes mit den peruanischen Verbannten unter Führung Gamarras landeten in Ancon und Lima wurde genommen. Während Orbegoso, der Präsident von Nord-Peru unter dem Protektorate, in der Festung von Callao Schutz suchte, trat eine Versammlung von Notablen in Lima zusammen, und übertrug dem General Gamarra die provisorische Leitung der Republik. In der Schlacht bei Yungay (20. Januar 1839) wurde Santa Cruz von dem verbündeten Heere der Chilenen und Peruaner geschlagen, musste ausser Landes flüchten und die Konföderation blieb aufgelöst. Ein Kongress wurde nach Huancayo, einer Stadt im Hochlande, berufen, welcher eine neue Verfassung für die Republik entwarf und den Führer der siegreichen Partei in seiner bisher innegehabten Würde bestätigte, und so wurde Gamarra nochmals gesetzmässiger Präsident von Peru.

Während seiner zweiten Verwaltung stiess Gamarra auf noch grösseren Widerstand als in seiner ersten; denn zu seinen Gegnern von der liberalen Partei waren noch die Anhänger der gestürzten Konföderation gekommen. Auch waren der Ursachen zur Unzufriedenheit nur allzuviele. Auf die Ordnung, die unter Santa Cruz in allen Zweigen der Verwaltung geherrscht hatte, folgten wieder die alten Missbräuche,

Nichtachtung der Gesetze, planloses Schalten, militärische Willkür und Zerrüttung der Finanzen. Die ernstlichste Erhebung gegen seine Herrschaft erfolgte im Süden unter dem damaligen Obersten Manuel Ignacio Vivanco zu Anfang des Jahres 1840. Die Unternehmungen dieser Partei, die sich die Regeneration nannte, waren anfangs erfolgreich, aber noch im selben Jahre wurde Vivanco von Gamarras Lieutenant, dem General Ramon Castilla bei Cuevillos besiegt. Auch Santa Cruz machte von Guayaquil aus einen Versuch, sich wieder der Herrschaft zu bemächtigen. Zwar wurde dieser ohne Schwierigkeiten zurückgewiesen, doch hatte der gefallene Protektor immer noch viele Anhänger in Bolivien. Um diese zu vernichten, und zugleich, um seine Stellung durch Kriegsruhm zu befestigen, unternahm Gamarra einen Feldzug gegen die Nachbarrepublik. Er rückte in Bolivien ein und die Vorhut des feindlichen Heeres wurde in Marcapata zurückgeschlagen, allein wenige Tage später (19. November 1841) kam es bei Ingavi am Titicaca-See zu einem zweiten entscheidenden Treffen. In diesem wurde Gamarra durch einen Schuss getötet und das peruanische Heer gänzlich geschlagen.

Nach Gamarras Tode verfiel Peru in Anarchie und erst nachdem Ramon Castilla zur Regierung gelangt war, kam die Republik zur Ruhe.

Gamarra hatte während der langen Zeit, in welcher er eine leitende Rolle spielte, dem Lande weit mehr geschadet als genützt. Er war nie etwas anderes gewesen, als ein militärischer Machthaber, und hatte auch nie versucht, eine geordnete, planmässige Verwaltung zu begründen, wozu es ihm ausser an Neigung, bei seinem Mangel an Erziehung auch an Fähigkeit und Kenntnissen fehlte. Bei alledem beschloss der Kongress unter der ersten Verwaltung Castillas im Jahre 1849, nachdem die Asche seines ehemaligen Gegners La Mar nach Lima gebracht worden war, auch ihm ein Denkmal errichten zu lassen, unter welchem jetzt seine Gebeine ruhen.

Gleich links vom Eingang des Begräbnisplatzes steht die Grabsäule, welche die Nation dem General Felipe Santiago Salaverry hat setzen lassen. Salaverry war ein verwegener, äusserst begabter Offizier, der sich, kaum 29 Jahre alt, zur Herrschaft über die Republik aufschwang. Als 14jähriger Knabe hatte er heimlich das Haus seiner Eltern verlassen, um sich in das Hauptquartier San Martins zu Huaura zu begeben, und machte darauf alle Feldzüge des Patriotenheeres bis zur Schlacht bei Ayacucho mit. Im 28. Jahre erhielt er von Gamarra den Rang eines Generals. Wie bereits erzählt wurde, begab sich der provisorische Präsident Orbegoso im November 1834 nach dem Süden der Republik und überliess für die Zeit seiner Abwesenheit von der Haupt-

stadt die Regierung dem Vicepräsidenten Salazar. Wenige Tage nach seiner Abreise versuchte ein Unteroffizier namens Becerra einen Aufstand zu Gunsten des Generals La Fuente, desselben, der unter Gamarra Vicepräsident gewesen war, und bemächtigte sich der Festung von Callao. Salaverry, welcher damals unter dem Oberbefehl des liberalen Generals Nieto stand, nahm das Fort durch Erstürmung, liess Becerra nebst mehreren seiner Mitverschworenen erschiessen und unterdrückte den Aufstand. Darauf jedoch erhob er sich selbst gegen den Vicepräsidenten Salazar (23. Februar 1835), zog mit 300 Mann nach Lima und bemächtigte sich der Regierung. Die 800 Mann, die ihm Salazar entgegenstellte, zerstreuten sich und der Vicepräsident mit einigen Generälen verliess die Stadt.

Durch seine ausserordentlichen persönlichen Eigenschaften gelang es Salaverry, sich in kurzer Zeit eine Partei zu schaffen. Viele der fähigsten jungen Leute schlossen sich ihm an. Um die Reformen, deren die Republik dringend bedurfte, möglichst rasch einzuführen, berief er zunächst keinen Kongress, sondern behielt sich vor, seine Massregeln später der Volksvertretung zur Billigung vorzulegen.

Gegen Salaverry wurde, wie schon erwähnt, Santa Cruz von Orbegoso und Gamarra zu Hilfe gerufen. Zwar trat der letztere, als er die ehrgeizigen Pläne des bolivianischen Präsidenten erfuhr, wieder mit Salaverry in Verbindung und ordnete sich ihm unter, wurde jedoch von Santa Cruz bei Yanacocha besiegt, worauf dieser bis Jauja vorrückte. Salaverry dagegen zog von Ica aus nach Ayacucho, um die Bolivianer von ihrer Operationsbasis abzuschneiden, und zwang sie durch diese Bewegung nach dem Süden zurückzugehen. Er folgte ihnen nach Arequipa, erfocht anfangs einige Vorteile, wurde aber schliesslich auf dem Alto de Lima bei Socobaya unweit Arequipa geschlagen, nachdem er den Sieg im Treffen zuerst auf seiner Seite hatte und ein Teil des bolivianischen Heeres fast vernichtet worden war (7. Februar 1836). Auf der Flucht nach dem Hafen von Islay fiel er in Gefangenschaft und wurde, da er selbst einen Krieg ohne Gnade erklärt hatte, infolge eines kriegsgerichtlichen Urteils mit acht seiner höheren Offiziere auf dem grossen Platz von Arequipa erschossen.

Noch jetzt hört man alte Leute, die Salaverry kannten, mit Enthusiasmus von ihm reden und bedauern, dass durch ein jähes Geschick dem Lande ein solches Talent so früh entrissen worden sei. Ob Salaverry, wenn er länger gelebt hätte, die grossen Erwartungen erfüllt haben würde, die seine Freunde von ihm hegten, ist eine Frage, die oft und lebhaft erörtert worden ist, deren Beantwortung sich aber natür-

lich nur in Vermutungen ergehen kann. Es ist möglich, dass Salaverry mit zunehmenden Jahren ruhiger und gereifter geworden wäre, allein zur Zeit, da er als Hauptperson handelnd in die Geschicke seines Landes eingriff, war er trotz seiner grossen Begabung zu leidenschaftlich, zu unstät in seinem Denken und Wollen, um gut, gerecht und erfolgreich regieren zu können.

Neben diesen Berühmtheiten sieht man die Denkmale vieler anderen Militärs, deren Laufbahn mehr oder minder ruhmvoll war, wie Necochea, Nieto, Taramona, Layseca. Nicht weit entfernt sind auch die Grabstätten der tragikomischen Helden der Schlacht bei Agua Santa. An den Ufern dieses Flüsschens zwischen Pisco und Chincha stritten nach dem Tode Gamarras am 13. Oktober 1842 der General Torico mit dem General Vidal und den mit ihm verbündeten La Fuente um die Herrschaft. Die drei Hauptleiter der streitenden Heere ergriffen die Flucht, Torico nach Callao, Vidal nach Ica, La Fuente verschwand, niemand wusste wohin. Das Schlachtfeld behauptete der Oberst Fermin Castillo, und da dieser zur Partei Vidals gehörte, so blieb Vidal Sieger. Vidal, der bei dieser Gelegenheit das Unglück hatte, eine lächerliche Rolle zu spielen, stand in seiner Jugend im Rufe eines tapferen Offiziers. Er begleitete Lord Cochrane bei dessen Unternehmung gegen Valdivia im Jahre 1820. Beim Sturm des Forts schleuderte der junge Vidal seine Mütze über den Wall, indem er rief: »wo sie hinfällt, da hole ich sie«, und erstieg die Mauer. Auch in dem blutigen Gefecht bei der Garita de Moche bewies Vidal gegen den ungestümen Salaverry die grösste Tapferkeit und Ausdauer.*)

Übrigens war die Schlacht bei Agua Santa in Peru nicht der einzige Fall dieser Art. Als nach der ersten Periode Gamarras der General Orbegoso zu dessen Nachfolger erwählt worden war, Gamarra aber den Kongress auseinandergetrieben und den General Bermudez zum Präsidenten eingesetzt hatte, kam es zu Anfang 1834 bei Cangallo in der Nähe von Arequipa zwischen den Truppen Orbegosos und Bermudez zu einem Gefecht. Für den ersteren kommandierte der General Nieto, für Bermudez und Gamarra der nachmalige Marschall und Präsident San Roman. Der Sieg, der sich anfangs auf die Seite Nietos geneigt hatte, entschied sich schliesslich unerwartet für San Roman; allein dieser General war nirgends zu finden. Als die Haltung seiner Truppen anfing, unsicher zu werden, hielt er es für geraten, den Ausgang des Kampfes nicht abzuwarten, sondern das Weite zu suchen, und da er

*) S. im zweiten Band die Schlacht bei der Garita.

ein gutes Pferd hatte, so konnte man ihn erst zwei Tage später in Puno einholen, um ihm zu melden, dass er gesiegt habe.

San Roman wurde 1862 von Ramon Castilla zu seinem Nachfolger in der Präsidentschaft eingesetzt, starb aber schon nach einem halben Jahre. Castilla, welcher bei Cangallo unter Nieto gegen San Roman gefochten hatte, pflegte seinen ehemaligen Gegner und späteren Freund und Waffengefährten zuweilen mit seinem Siege bei Cangallo zu necken. San Roman war ein einfacher Mann mit kaum mehr Schulbildung als Castilla und wusste vermutlich wenig von der Geschichte anderer Länder, sonst hätte er zu seiner Entschuldigung das Beispiel des grossen Friedrich anführen können, der auch in seiner ersten Schlacht bei Mollwitz verschwand und erst nach einigen Tagen zu seinem siegreichen Heere zurückkehrte.

San Roman, Nieto, Vidal und La Fuente sind in dem Cementerio begraben; Torico starb in Paris.

Zwischen den Grabstätten dieser Militärs, die mehr oder minder ruhmvoll in Bürgerkriegen gestritten hatten, erhebt sich das Denkmal eines Mannes, der sein Leben in der Verteidigung seines Vaterlandes gegen den Angriff äusserer Feinde verlor, des Obersten Pedro Galvez, eines eben so begabten als patriotisch gesinnten Mannes, der bei der Beschiessung des Hafens von Callao am zweiten Mai 1866 durch das Auffliegen einer Batterie getötet wurde. Dieses schöne Monument besteht aus einer runden Grabkapelle von weissem Marmor, die als Unterbau dient für die überlebensgrosse Statue des gefeierten Toten. Dieser ist mit entblösstem etwas geneigten Haupte dargestellt, in der sinnenden Haltung, die ihm im Leben eigen war.

Der Weg zum inneren Teile des Friedhofes führt durch die Kapelle, die in geringer Entfernung vom Eingang diesem gerade gegenüber steht. In der Mitte derselben befindet sich unter einem von acht hohen Säulen getragenen Kuppelbau eine fein gearbeitete liegende Marmorfigur unter Glas, den toten Erlöser darstellend. Aus der Kapelle tritt man in einen weiten Laubengang, von dessen Ende aus man die Anordnung des ganzen Innern überblickt. Die Gräber befinden sich alle über der Erde in Wandnischen, die an die alten Columbarien erinnern. An jeder Wand zählt man vier Reihen von Nischen übereinander. Die Wände umschliessen drei- oder vierseitige Abteilungen oder Inseln, oder sie bilden Strassen, die sternförmig auseinanderlaufen. Auf den freien Plätzen zwischen den Nischengruppen und zu beiden Seiten des Hauptweges, der von der Kapelle aus das Ganze in zwei Hälften scheidet, befinden sich Denkmale einzelner Personen oder

Familiengrüfte, zu deren Gewölben man auf offenen Treppen hinabsteigt. Einige der Monumente sind höchst stattlich und von feiner Arbeit, so das Denkmal der Familie Figari, Pardo y Alliaga, Carrillo y Albornoz und manche andere.

In der Mitte des Ganzen erhebt sich das grosse Denkmal, welches die Nation dem Marschall D. Ramon Castilla hat setzen lassen. Der Platz desselben ist der hervorragenden Rolle, die dieser Mann in der Geschichte Perus gespielt hat, angemessen. Das Monument selbst jedoch ist mehr auffallend und anspruchsvoll, als schön und ansprechend: ein viereckiger Sockel, an den Ecken vorspringende Plattformen mit liegenden Löwen, ein achteckiger kurzer Säulenschaft, um welchen vier überlebensgrosse weibliche Figuren stehen, und auf der Spitze der Säule ein marsähnlicher, nackter antiker Krieger, der in der rechten Hand ein gesenktes Schwert, in der erhobenen Linken einen Lorbeerkranz hält. Auf der Vorderseite des Unterbaues befindet sich in Medaillonform das Brustbild Castillas in einem Relief von weissem Marmor.

Von allen Machthabern Perus hat Castilla die Leitung seines Vaterlandes am längsten in seiner Hand gehabt. Er bemächtigte sich zwei Mal gewaltsam der Regierung, legte sie aber beide Male am Ende der gesetzlichen Frist freiwillig wieder nieder. Seine Hauptverdienste waren die Abschaffung der Sklaverei der Neger und der Tributpflichtigkeit der Indianer, die Abschaffung der Todesstrafe für politische Vergehen, die Pressfreiheit und Ordnung in der Verwaltung. Er war von bescheidener Herkunft, fast ohne Schulbildung, aber von scharfem Verstande, und wegen seiner sprichwörtlichen Tapferkeit und seinem originellen, wenn auch barschen Wesen, der populärste Mann, den Peru gehabt hat.

Ramon Castilla wurde am 30. August 1799 in Tarapacà geboren. Sein Vater war Pedro Pablo Castilla, ein Argentinier von Buenos Ayres, seine Mutter Francisca Marquesada, Tochter eines Genuesen. Sein Grossvater väterlicherseits war ein Spanier aus Galicien. Ramon Castilla war also vorwiegend europäischer Abstammung, und nicht, wie man zuweilen gesagt hat, ein halber Indianer, wiewohl seine Gesichtsbildung an die der einheimischen Peruaner erinnerte. Die Vermögensverhältnisse der Familie Castilla scheinen dürftig gewesen zu sein. Der Vater arbeitete in den Salpetergruben und der junge Ramon ging ihm dabei zur Hand. Als Knabe von elf Jahren kam er mit seinem älteren Bruder Leandro nach Lima, blieb aber daselbst nur kurze Zeit und begleitete sodann seinen Bruder nach Concepcion in Chile, wo die beiden Castilla



Mittelgang des Begräbnisplatzes.

(S. 528.)

mit Unterstützung eines gewissen Matias de la Fuente ein kleines Viktualiengeschäft eröffneten.

Ein Jahr mochte so verflossen sein, als im Jahre 1812 in Concepcion eine Volksbewegung zu Gunsten der Unabhängigkeit ausbrach, zu deren Unterdrückung der spanische General Pareja von Chiloe herbeikam. Der junge, damals dreizehnjährige Ramon Castilla, dem bei seinem unruhigen und heftigen Wesen seine bisherigen Beschäftigungen zuwider waren, benutzte diese Gelegenheit, um eine Laufbahn zu beginnen, die seinen Neigungen mehr zusagte. Er meldete sich beim Befehlshaber der königlichen Truppen zum Eintritt in den Militärdienst und wurde als Kadett dem Regiment der Grenzdragoner zugeteilt. Als solcher focht er 1816 auf Seiten der Spanier gegen San Martin, fiel nach der Schlacht bei Chacabuco mit dem General Marcò del Pont in die Gefangenschaft der Patrioten und wurde nach Buenos Ayres geschickt. Er entkam jedoch aus seiner Haft, begab sich nach Rio de Janeiro und von hier mit dem spanischen General Cacho durch das Innere des Landes über Matto grosso nach Hochperu, und darauf etwas später nach Lima, woselbst er am 17. August 1818 anlangte, nachdem er in etwa vier Monaten zweitausend Leguas zurückgelegt hatte. In seinem Alter liebte es Castilla, sich dieser Wanderungen seiner Jugendzeit zu erinnern.

Von Lima begab er sich nach Arequipa, wo er sich beim königlichen Kommandanten meldete und als Fähnrich in das Regiment der peruanischen Dragoner trat. Von seinem Vorgesetzten mit der Verproviantierung seines Korps beauftragt, liess er sich Unregelmässigkeiten zu Schulden kommen; man beschuldigte ihn, einen Teil der Regimentskasse im Spiele verloren zu haben, und liess ihn verhaften. Dies wurde die Veranlassung, dass er seine bereits früher gehegte Absicht, sich den Patrioten anzuschliessen, jetzt zur Ausführung brachte. Er entzog sich der ihm drohenden Untersuchung durch die Flucht und begab sich nach Lima, wo damals (1821) durch San Martin die Unabhängigkeit erklärt worden war.

Castilla soll als Husarenlieutenant an dem Feldzug teil genommen haben, welchen der Präsident Riva-Aguero (1823) unter den Generalen Santa Cruz und Gamarra nach Hochperu unternehmen liess, und welcher ein für Peru so unglückliches Ende hatte. Allein dies scheint nicht wahrscheinlich, denn wir finden ihn noch während der Präsidentschaft Riva-Agueros unter dem Oberbefehl des General La Fuente im Norden der Republik mit der Aushebung und Einübung einer Reiterabteilung be-

schäftigt. Bolivar war damals in Lima angekommen und vom Kongress mit diktatorischer Gewalt bekleidet worden, und der eben genannte La Fuente nahm bald darauf seinen Chef Riva-Aguero gefangen und schickte ihn ausser Landes. Castilla behielt unter der neuen Regierung dieselbe Stellung, die ihm von der früheren übertragen worden war, benahm sich aber dabei seinem Charakter gemäss höchst willkürlich und eigenmächtig, so dass er von seinem Vorgesetzten Santa Cruz, der sich in Piura befand, einen scharfen Verweis erhielt. Castilla aber kehrte sich nicht an die erhaltenen Befehle, weshalb sein Ungehorsam Bolivar gemeldet wurde. Dieser befahl, ihn in Handfesseln nach dem Hauptquartier zu schicken, das sich damals in Caraz befand. Er blieb ein Gefangener bis nach der Schlacht bei Junin. Es wird erzählt, er habe an Bolivar ein Gesuch gerichtet, in welchem er bat, man möge ihn lieber erschiessen lassen, als länger eine so unwürdige Behandlung über ihn verhängen. So lernte ihn Bolivar kennen und würdigte alsbald seinen Wert. Er trat in das Regiment der Husaren von Junin, war mit Majorsrang in der Schlacht bei Ayacucho und erhielt dort einen Lanzenstoss und eine Schusswunde ins Bein.

Nach Beendung des Feldzuges wurde Castilla von Bolivar zum Intendanten seiner Heimatsprovinz Tarapacà ernannt und blieb in dieser Stellung, auch nachdem Bolivar Peru verlassen hatte, bis zum Jahre 1828, worauf er als Intendant nach Tacna und später nach Arequipa versetzt wurde. 1830 wurde er Adjutant des Präsidenten Gamarra und bald darauf Chef des Generalstabs der Heeresabteilung, welche in der Provinz Puno stand. Doch verlor er schon nach kurzer Zeit das Wohlwollen des Präsidenten wegen seiner schroff ausgedrückten Abneigung gegen die fremden Offiziere, die seit dem Befreiungskriege im peruanischen Heere dienten. 1831 liess ihn der argwöhnische Gamarra gefangen nehmem und in die Kasematten von Callao bringen.*) Doch gelang es Castilla nach einjährigem Gefängnis zu entkommen und sich nach Chile zu flüchten, wo er bis zum Ende der Verwaltungsperiode Gamarras verweilte.

Zu Anfang des Jahres 1834 kehrte er nach Peru zurück, und da Gamarra und sein Schützling Bermudez sich damals gegen den recht-

*) Es scheint sicher, dass Castilla, der damals bereits zum Obersten aufgerückt war, allerdings in eine der vielen Verschwörungen verwickelt war, die den Sturz des unbeliebten Gamarra bezweckten, allein er zog sich wieder zurück; und als er in seiner Gefangenschaft von dem bevorstehenden Ausbruch der Bewegung benachrichtigt wurde, so hielt er den Brief für eine Fälschung, um ihn zu kompromittieren und brachte ihn zur Anzeige.

mässigen Präsidenten Orbegoso erhoben hatten und ein Bürgerkrieg entbrannt war, so trat Castilla, wie natürlich, auf Seite des letzteren. Er begab sich nach Arequipa und trat unter den Befehl des General Nieto, der dort für Orbegoso kommandierte. Beide wurden in der Nähe der Stadt bei Cangallo durch die gamarristischen Truppen unter San Roman geschlagen, Castilla aber, der die Kavallerie befehligt hatte, bewerkstelligte einen sehr geschickten Rückzug nach Tacna und begründete dadurch seinen militärischen Ruf. Er behielt fortan den Oberbefehl über die Kavallerie und brachte es binnen kurzem durch die mit Nieto vereinbarten Manöver dahin, dass Gamarra sich gezwungen sah, nach Bolivien zu flüchten. Orbegoso ernannte darauf Castilla für die seiner Sache geleisteten Dienste zum General.

Als Salaverry sich der Regierung in Lima bemächtigte, befand sich Castilla als Präfekt in Puno. Der grösste Teil des Landes erklärte sich nach und nach für den jungen Diktator und Orbegoso sah sich am Ende nur auf das Departement von Arequipa beschränkt. Auch Puno erhob sich und Castilla musste nach Arequipa zurückkehren, wurde dort von Orbegoso zu seinem Generalsekretär ernannt, und nahm den Posten trotz der verzweifelten Lage seines Chefs an. Orbegoso hatte sich bereits an Santa Cruz gewandt, und ihn um Hilfe, sowohl gegen Salaverry als gegen Gamarra ersucht. Santa Cruz indessen, welcher den Plan verfolgte, der nun bald zur Ausführung kommen sollte, willigte nicht in die Sendung eines Hilfskorps, begünstigte vielmehr Gamarra, bis der General Quiroz für Orbegoso den Vertrag vom 15. Juni 1835 abschloss, durch welchen die peru-bolivianische Konföderation begründet wurde. Castilla, welcher wohl bereit war, bolivianische Hilfe anzunehmen, dieselbe aber, sowenig wie Gamarra, durch Verzichtleistung auf die nationale Unabhängigkeit bezahlen wollte, empörte sich infolgedessen in Paucarpata, wurde aber vom General Cerdeña gefangen genommen und nach Tacna geschickt. Santa Cruz hatte bei seinem Einrücken in Peru seinem Vertrauensmann, dem deutschen General Braun, strenge Befehle hinsichtlich Castillas erteilt. Castilla hielt sich daher eine Zeit lang verborgen und entkam dann nach Callao, von wo aus er sich zum zweiten Male nach Chile ins Exil begab. Er veröffentlichte dort eine Erklärung, in welchem er sich gegen jedwede Teilhaberschaft an der bolivianischen Einmischung verwahrte. Da Castilla und Gamarra fortan gemeinschaftliche Ziele verfolgten, so versöhnten sie sich, und blieben Parteigenossen bis zu Gamarras Tod.

Teils auf Antrieb der peruanischen Verbannten, vorzüglich aber aus Besorgnis vor der wachsenden Macht des Protektors erklärte Chile

der Konföderation den Krieg. Im Jahre 1837 fand unter dem General Blanco Encalada die erste chilenische Unternehmung gegen Peru statt, welche jedoch fehl schlug und mit dem Vertrag von Paucarpata endigte. Castilla hatte sich an derselben beteiligt, war eine Zeit lang Präfekt von Arequipa gewesen und kehrte mit dem chilenischen Heere wieder in die Verbannung zurück. Der Vertrag von Paucarpata wurde von der chilenischen Regierung nicht anerkannt, und im nächsten Jahre erschien eine neue Streitmacht unter dem General Manuel Bulnes an der peruanischen Küste, welche in Ancon landete und Lima nahm. Orbegoso, der Präsident von Nord-Peru unter Santa Cruz, zog sich in die Festung von Callao zurück, Gamarra wurde zum provisorischen Präsidenten ernannt, und Castilla zum Kriegsminister; später wurde er Generalsekretär und Stellvertreter Gamarras. Als solcher entwickelte er eine rastlose Thätigkeit, um mit den geringen Mitteln, die damals dem Lande zu Gebote standen, das peruanische Heer zum Kampfe gegen Santa Cruz zu rüsten. Das verbündete chileno-peruanische Heer gab die Hauptstadt wieder auf, und zog sich in das nördlich von Lima gelegene Thal von Huaraz, wohin ihm Santa Cruz folgte. Das Heer des Protektors war an Zahl den Verbündeten zwar nicht sehr überlegen, aber weit besser ausgerüstet und einexerziert. Trotz der Ungleichheit der Streitkräfte sah sich das verbündete Heer genötigt eine baldige Entscheidung herbeizuführen, da die Lebensmittel anfingen zu fehlen und die Zahl der Kranken sich in ihrem Lager täglich mehrte. Bei Yungay am Santaflusse kam es am 20. Januar 1839 zur Schlacht, die sich gegen Mittag zu Gunsten von Santa Cruz neigte. Der chilenische General Bulnes, der den Oberbefehl führte, hatte bereits den Befehl zum Rückzug gegeben, als Castilla mit ihm zusammentraf. »Kamerad, wir sind geschlagen,« rief Bulnes, »lass uns nach San Miguel zurückgehen und uns dort festsetzen.«*) »Nein, Kamerad,« antwortete Castilla, »ehe wir dort ankommen, werden wir vernichtet, hier bleibt nichts übrig, als aus unserem Blute ein Bad anzurichten, und die Konföderation darin zu ertränken.« Darauf eilte Castilla zu Gamarra, traf mit ihm neue Verabredungen, der Kampf wurde auf der ganzen Linie mit frischem Eifer wieder aufgenommen, und endete um 2 Uhr nachmittags mit einem vollständigen Siege, welcher die Auflösung der Konföderation und den Sturz des Protektors auch in Bolivien zur Folge hatte.

*) San Miguel war ein Maierhof, eine Stunde thalabwärts vom Schlachtfeld und von diesem durch eine Thalenge getrennt. Dort befand sich das befestigte Hauptquartier der Verbündeten. Siehe die Beschreibung der Schlacht von Yungai im dritten Band.

Ein Kongress wurde darauf nach Huancayo berufen, welcher eine neue Verfassung ausarbeitete. Gamarra wurde zum zweiten Male Präsident, und ernannte seinen Waffengefährten Castilla zum Divisions-General und Finanzminister. Der innere Frieden war allerdings durch die Schlacht bei Yungay hergestellt worden, allein das Verhältnis zu Bolivien blieb ein gespanntes, und führte endlich zu dem unglücklichen Feldzug gegen diese Republik, in welchem Gamarra bei Ingavi am Titicaca-See eine Schlacht und sein Leben verlor (18. November 1841). Castilla wurde gefangen genommen, gröblich beschimpft und misshandelt. Er wurde nach Oruro geführt und erhielt erst im nächsten Jahre durch den Vertrag von Acora die Erlaubnis, nach Peru zurückzukehren.

Nach dem Tode Gamarras verfiel das Land in ebenso grosse Wirren, als nach Ablauf seiner ersten Verwaltungsperiode. Die eben erst in Kraft getretene Verfassung von 1839 verfügte, dass im Falle des Ablebens des Präsidenten der Republik der Präsident des Staatsrats an seiner Statt die Regierung bis zu dem gesetzlichen Ende der Amtsdauer weiter führen sollte. Infolgedessen trat Don Manuel Menendez, der dieses Amt inne hatte, an die Spitze der Verwaltung, blieb aber nicht lange im Besitze seiner neuen Würde. Im Norden der Republik war der General Juan Crisóstomo Torrico mit Ausrüstung eines Heeres beschäftigt, während in den südlichen Provinzen der General La Fuente die dortigen Streitkräfte zusammenzog. Beide Truppenabteilungen sollten sich vereinigen, um einen neuen Feldzug gegen Bolivien zu unternehmen und die bei Ingavi erlittene Niederlage zu rächen. Statt dessen jedoch empörten sich beide Heerführer beinahe zur selben Zeit gegen die Regierung in Lima. Torrico setzte den Präsidenten Menendez ab und nahm den Oberbefehl für sich selbst in Anspruch; La Fuente dagegen erklärte sich für den General Francisco Vidal, den Vicepräsidenten des Staatsrates, der sich damals in Cusco befand.

Als Castilla unter diesen Umständen aus seiner Gefangenschaft zurückkehrte, wollte er aus Verdruss und Widerwillen die Beteiligung an diesen Streitereien vermeiden. Bei seiner Ankunft in Tacna jedoch wurde er von seinen Freunden zurückgehalten und trat auf die Seite Torricos. Er führte die vorhandenen Truppen gegen die benachbarte Stadt Moquehua, welche Truppen des General La Fuente für Vidal besetzt hatten. Castilla nahm die Stadt, wurde aber darauf, als er sich eben zum Essen setzen wollte, von neu angekommenen Truppen und bewaffneten Bürgern überrascht. Er machte sich sogleich auf, um sich zu seinen Mannschaften zu begeben, fand den Hauptplatz bereits be-

setzt, überschritt ihn aber dennoch fast ohne alle Begleitung in einem Regen von Kugeln, die von allen Seiten auf ihn gerichtet wurden. Seine Kleider wurden durchlöchert, ein Epaulett von der Achsel gerissen, seine Mütze durchschossen, und seine Degenscheide zerbrochen, allein er entkam wie durch ein Wunder nur mit einer leichten Verwundung an der Schulter.

Der Streit zwischen Torrico und Vidal wurde durch die Schlacht bei Agua Santa entschieden, deren bereits Erwähnung geschah, und bei welcher Castilla nicht zugegen war. Infolge derselben wurde der General Vidal Präsident (1842), hielt sich aber nur kurze Zeit, denn schon zu Anfang des nächsten Jahres fand in Arequipa eine Schilderhebung statt, welche in pomphafter Weise eine politische Wiedergeburt des Vaterlandes ankündigte, und an deren Spitze der General Manuel Ignacio de Vivanco stand. In der That waren die Mängel und Übelstände der bisherigen Verwaltung gross, und das Bedürfnis gründlicher Reformen so dringend und allgemein, dass die öffentliche Meinung des Landes sich binnen kurzem zu Gunsten des Mannes erklärte, der dieselben in Aussicht stellte. Angesichts der ausgesprochenen Sympathieen Limas für die Partei der Regeneration verzichtete der General Vidal auf die Präsidentenwürde, und übergab den Oberbefehl dem Vicepräsidenten des Staatsrates Don Justo Figuerola. Dieser berief, um sich in seiner Stellung zu befestigen, den General Castilla zu seinem Kriegsminister, allein das Heer erklärte sich für Vivanco, die Beseitigung der alten Regierung erfolgte ohne Blutvergiessen, und der neue Chef zog in Lima ein.

Der General Vivanco führte den Oberbefehl unter dem Titel eines Direktors in diktatorischer Weise und ohne Berufung eines Kongresses, angeblich, um die Reformen, deren die Verwaltung bedürfe, um so rascher und gründlicher durchführen zu können. Allein die grossen Erwartungen, die man von der neuen Regierung gehegt hatte, gingen nicht in Erfüllung, und der warme Beifall, mit dem das Volk den neuen Befehlshaber begrüsst hatte, war bald wieder erkaltet. Eine der Neuerungen, die Vivanco einführte, war die Forderung eines Eides, durch den alle Offiziere und Beamten der Republik ihm ihren Gehorsam zusichern sollten. Zu denen, welche die Ablegung des Eides verweigerten, gehörte der General Castilla. Während von Bolivien aus die Generäle Torrico und San Roman sich gegen den Direktor erklärten, erhob sich in Tacna Nieto und Castilla in Tarapacà. Es wurde ein Regierungsrat gebildet, dessen Vorsitz anfangs der General Nieto, als der Ältere führte. Nach dessen bald darauf erfolgtem Tode jedoch

trat Castilla an die Spitze der Bewegung, welche die Herstellung der Verfassung und die Wiedereinsetzung der gesetzlichen Behörden als ihr Ziel erklärten.

Diese Schilderhebung, welche zuerst unbedeutend erschien, nahm binnen kurzem eine so ernstliche Gestalt an, dass Vivanco sich genötigt sah, persönlich gegen die Aufständischen zu Felde zu ziehen. Von Anfang an nahmen die Ereignisse eine für den Direktor ungünstige Wendung. Statt die Empörung alsbald zu unterdrücken, wie er seinen Anhägern in Aussicht gestellt hatte, musste er sich aus dem Innern nach Arequipa zurückziehen, die Verfassungs-Partei fand immer mehr Anhang, und in Lima fiel Don Domingo Elias, dem Vivanco während seiner Abwesenheit als seinen Vertrauensmann die Obhut der Hauptstadt anvertraut hatte, von ihm ab, und erklärte sich selbst zum provisorischen Oberhaupte der Republik. In der Nähe von Arequipa standen sich die Heere der Konstitutionellen und Direktorialen bei Uchumayo 17 Tage lang beobachtend gegenüber, bis endlich Castilla angriff und am 21. Juli 1844 beim Carmen alto seine Gegner vollständig schlug. Da er Vivanco als Verteidiger der Verfassung bekämpft hatte, so benutzte er seinen Sieg mit weiser und patriotischer Mässigung und blieb seinem Programme treu. Er setzte Menendez in seine Würde als gesetzmässiges Staatsoberhaupt wieder ein, worauf dieser die Wahlkollegien zusammenberief und Ramon Castilla zum konstitutionellen Präsidenten erwählt wurde (20. April 1845).

Der Regierungsantritt Castillas und die Weise, wie derselbe erfolgte, war in dem wüsten Treiben, aus welchem bisher die peruanische Geschichte bestanden hatte, der erste Anfang einer Wendung zum Bessern, und zwar wird dies noch mehr anerkannt werden, wenn einmal das Land bei geordneten staatlichen Zuständen angelangt sein wird. Zwar hatte auch Castilla sich den Weg zu seiner Erhebung mit den Waffen bahnen müssen, allein er wollte sich der Herrschaft nicht durch einen rohen Gewaltstreich bemächtigen wie seine Vorgänger, sondern das oberste Amt nur mit Zustimmung und durch den Willen des Volks verwalten.

Die erste Verwaltungsperiode Castillas (1845—51) war die glücklichste Zeit, die Peru seit Errichtung der Republik erlebt hat. Zum ersten Male atmete das Land auf im Genusse des Friedens. Castilla fühlte sich stark genug, um sich über die Parteien zu erheben und suchte für seine Regierung die fähigsten Leute des Landes heranzuziehen. Der Presse liess er unbeschränkte Freiheit, obwohl dieselbe nicht selten zu scharfen und beissenden Kritiken gegen ihn selbst ge-

missbraucht wurde. Die Ausgaben des Staates wurden geordnet, und die Verwertung des Guanos, welche zu jener Zeit begann, erlaubte auch durch die Regelung der Staatsschuld den Kredit des Landes wieder herzustellen.

Sein Nachfolger im Amte war sein Kriegsminister, der General D. Rufino Echenique, dessen Kandidatur Castilla selbst unterstützt hatte. Unter der Verwaltung Echeniques begannen die Einnahmen des Staates aus dem Verkauf des Guanos reichlicher und regelmässiger zu fliessen, und der günstige Zustand der Finanzen veranlasste die Regierung zur sogenannten Konsolidierung der inneren Schuld zu schreiten, zu welcher sie bereits unter Castilla durch ein Gesetz des Kongresses ermächtigt worden war. Durch dieses wurde allen denjenigen, welche während der Befreiungskämpfe und später durch die Bürgerkriege in ihrem Eigentum geschädigt worden waren, ein ihren Verlusten entsprechender Ersatz zuerkannt. Bei dieser Entschädigung fielen so schamlose Unterschleife und Betrügereien vor, dass sich allmählich eine allgemeine Entrüstung im Lande verbreitete. Da die Majorität des Kongresses in das Interesse der Regierung gezogen war und den Verschleuderungen derselben nicht entgegentrat, so erhob sich im Süden der Republik ein Aufstand und Castilla trat an die Spitze der Unzufriedenen. Er begab sich nach Arequipa und von da ins Hochland, während San Roman eine Reservearmee in den Küstenprovinzen bildete. Echenique, im Besitz des besten Heeres, das man je in Peru gesehen hatte, zog ihm in die Sierra entgegen, wich aber gegen Ende des Jahres 1854 wieder nach der Hauptstadt zurück, vor deren Thoren er am 5. Januar 1855 in der Schlacht bei der Palma von Castilla geschlagen wurde.

Eine konstituierende Versammlung wurde berufen und Castilla zum provisorischen Präsidenten erklärt. An die Stelle der konservativen Verfassung von 1839 wurde eine neue liberale beraten und 1856 eingeführt, worauf Castilla nach dem Wahlmodus derselben im Jahre 1858 zum gesetzmässigen Präsidenten auf vier Jahre erwählt wurde. Die wichtigsten Massregeln seiner Regierung waren die Aufhebung der Sklaverei und der Tributpflichtigkeit der Indianer. Wiewohl er durch eine solche Befreiung von altem Druck die Mehrzahl des niederen Volkes für sich gewonnen hatte, so war doch diese zweite Verwaltungsperiode Castillas weit weniger ruhig und friedlich als die erste. Schon im Jahre 1856 erhob sich in den südlichen Provinzen, wo er immer am meisten Anhänger gehabt hatte, sein alter Gegner Vivanco. Der dort entbrannte Bürgerkrieg dauerte zwei Jahre und wurde erst durch die Eroberung von Arequipa beendigt, welches Castilla mit Sturm nahm



Ramon Castilla,

Grossmarschall und Präsident der Republik von 1845—51 und 1856—62.

(S. 536.)

und dabei die Hälfte seiner Mannschaften verlor (1858). Die Nationalversammlung, welche seit beinahe drei Jahren tagte und ihre Sitzungen über Gebühr verlängert hatte, musste endlich unfreiwillig auseinandergehen, und da die von ihr gegebene Verfassung die vollziehende Gewalt ausserordentlich beschränkte, so nahm Castilla bei seinen Regierungsakten nur wenig Rücksicht auf dieselbe, und liess durch den Kongress von 1860 Änderungen vornehmen und ihr die Form geben, die noch bis heute in Kraft steht.

Zwei Mal wurde dem Präsidenten nach dem Leben getrachtet; das eine Mal wurde er verwundet und entging dem Tode nur, da die an seinen Kopf gehaltene Pistole des Mörders versagte. Eines Tages, als Castilla vor seinem Hause vom Pferde stieg, griff ihn ein ehemaliger Oberst namens Villamar mit einem Dolche an. Castilla wich dem Stosse aus und nahm darauf seinen Angreifer gegen die Wache in Schutz, welche ihn niedermachen wollte. »Warum wollten Sie mich denn umbringen?« fragte der Präsident. »Weil ich meinen Posten verloren habe und hungern muss«, antwortete der Oberst. Castilla gab dem Manne zwölf Unzen, das Geld, was er bei sich hatte, und liess ihn gehen. Eines Abends im Jahre darauf befand sich Castilla zu Fuss in einer Strasse nahe beim Palast, als ein verhüllter Reiter auf ihn zukam und mit einer Doppelpistole auf ihn feuerte. Eine Kugel durchbohrte den Arm, worauf der Mörder ihm den zweiten Lauf gerade vor das Gesicht hielt, allein beim Abdrücken ging der Schuss nicht los. Der Reiter entfernte sich im Galopp, und bis heute hat man über den Thäter wohl Vermutungen, aber keine Gewissheit. Man hatte Castilla vorher benachrichtigt, dass ein Mordanfall gegen ihn vorbereitet würde, allein er legte der Anzeige keinen Wert bei.

Abgesehen von diesen vereinzelten Fällen, aus welchen sich am Ende noch kein Schluss auf eine Änderung der öffentlichen Meinung ziehen lässt, hatte im allgemeinen die einst so grosse Popularität Castillas gegen das Ende seiner zweiten Verwaltung sehr abgenommen. Durch langes Befehlen verwöhnt, traten die ohnehin herben Seiten seines Wesens immer schärfer und schroffer hervor, er war herrisch, ungeduldig und launisch geworden: man fürchtete ihn und fing an seiner überdrüssig zu werden.

Durch die Wahlen vom Jahre 1862 wurde der Marschall Miguel San Roman zu seinem Nachfolger ernannt. San Roman war kein Soldat von glänzenden Eigenschaften wie Castilla, aber ein ruhiger, wohlmeinender Mann, von dessen Regierung man sich bereits viel Gutes versprach, als er schon vor Ablauf eines Jahres einer Krankheit erlag,

worauf der Verfassung gemäss der Vicepräsident und General Iuan Antonio Pezet an seine Stelle trat. Castilla lebte zurückgezogen in Chorrillos. Er begann zu altern und zu kränkeln, die Strapazen eines vierzigjährigen Soldatenlebens und die darauf folgende unfreiwillige Ruhe hatten seine eiserne Konstitution rostig gemacht; allein seine geistige Lebhaftigkeit und die Heftigkeit seines Charakters waren dieselben geblieben. Seit langen Jahren gewohnt, der Erste im Staate zu sein, fand er im Privatleben keine Befriedigung, und obgleich der leiblichen Ruhe bedürftig, verlangte sein ungestümer Sinn nach Aufregung und Herrschaft.

Die spanische Regierung erneuerte damals in mehr drängender Weise, als bisher geschehen war, ihre Ansprüche auf Schadenersatz für die Verluste, welche spanische Unterthanen während des Unabhängigkeitskrieges erlitten hatten. Ein spanisches Geschwader unter dem Admiral Pinzon erschien an der Westküste, angeblich im Interesse wissenschaftlicher Forschungen, und nebstbei ein königlicher Bevollmächtigter, um mit der peruanischen Regierung über die spanischen Forderungen zu verhandeln. Als diese nicht zu dem gewünschten Ergebnis führten, reiste der Bevollmächtigte ab und Pinzon besetzte ohne vorläufige Anzeige die Chincha-Inseln, auf denen sich die wertvollsten Guanolager befanden (14. April 1864). Der General Pezet bewies dem anmassenden Benehmen der Spanier gegenüber nicht die Festigkeit und Würde, die das Volk erwartete und verlangte, und liess nach langen Verhandlungen durch den General Vivanco mit dem Chef des spanischen Geschwaders, José Manuel Pareja, einen Vertrag abschliessen, demzufolge die Spanier allerdings die Inseln räumten, aber die peruanische Regierung sich zur Zahlung von drei Millionen Pesos als Schadenersatz für die Kosten der spanischen Besetzung verpflichtete (27. Januar 1865). Wenige Tage darauf kam es in Callao zwischen Matrosen der spanischen Kriegsschiffe und dem Volke zu einer blutigen Schlägerei, und eine Versammlung auf der Plaza zu Lima, in welcher man diese Vorfälle in aufgeregter Weise besprach, wurde auf Befehl der Regierung durch einen Kavallerieangriff zerstreut.

Unter diesen Umständen hielt sich Castilla als damaliger Präsident des Senats für berufen, dem verletzten Nationalgefühl Ausdruck zu geben. Er erschien im Palast, forderte eine Audienz und warf dem Präsidenten im Kreise seiner um ihn versammelten Minister in herben, verachtungsvollen Worten die Erbärmlichkeit seiner Politik vor. Pezet vergass in der Erbitterung über die erfahrene Beschämung, dass er Castilla alles zu verdanken hatte, was er war. Er liess seinen früheren

Vorgesetzten und Beschützer ins Gefängnis führen, wo man diesen unhöflich und ohne Rücksicht auf seinen Rang behandelte. Nach einer solchen Beleidigung getraute sich Pezet aus Furcht vor Castillas Ansehen und Charakter nicht, ihn wieder auf freien Fuss zu setzen. Man brachte den Gefangenen an Bord des Kriegsschiffes »Guisse«, aber da auch diese Haft noch nicht sicher genug schien, so liess die Regierung ein Kauffahrteischiff kaufen und auf demselben den Expräsidenten nach Spanien führen, wo man ihn in Gibraltar ans Land setzte.

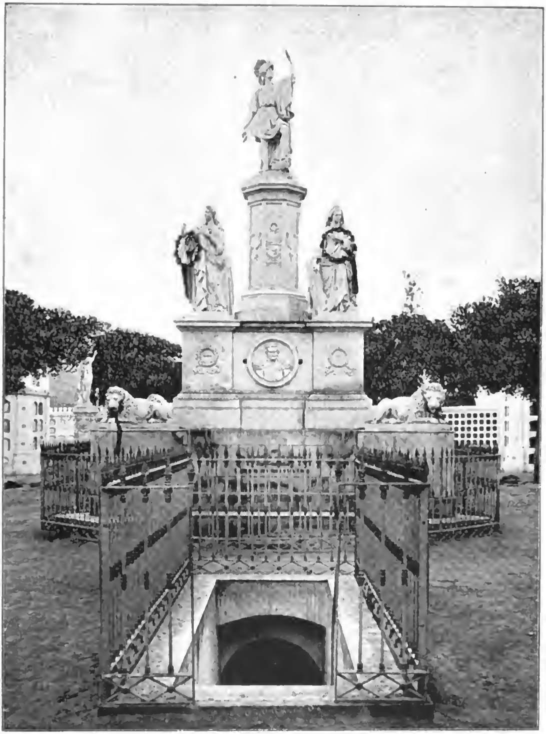
Während Castillas Abwesenheit brach der Aufstand Mariano Ignacio Prados in Arequipa aus, und zwar infolge derselben patriotischen Entrüstung, welche den alten Soldaten in Harnisch gebracht hatte. Gegen Ende des Jahres (5. November 1865) wurde Pezet gestürzt und Castilla beeilte sich nach Peru zurückzukehren, wo er im Mai des nächsten Jahres ankam. Allein hier wartete seiner ein neuer Verdruss und eine neue Demütigung. Der Diktator Prado hielt sich ebenfalls in seiner Stellung nicht für sicher, so lange Castilla im Lande wäre, und erlaubte daher dem Zurückgekehrten nicht, den heimatlichen Boden zu betreten. Castilla sah sich daher nochmals genötigt, in Chile seinen Aufenthalt zu nehmen, wo er schon so oft im Exil gelebt hatte.

Von hier aus machte der alte Krieger, verbittert durch den Undank und die erlittenen Kränkungen, körperlich leidend, aber ungebeugt in seiner Willenskraft, den letzten Versuch, sich nochmals der Herrschaft zu bemächtigen. Am 12. Mai 1867 schiffte er sich in Caldera ein, ging in Iquique ans Land und begab sich von dort zu Pferde durch die Wüste nach seiner Heimatstadt Tarapacà. Am 18. angelangt, begann er sogleich, die wenigen Streitkräfte zu sammeln, die ihn dort erwarteten. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft stürzte er vom Pferde, blieb mit dem linken Fuss im Steigbügel hängen und erlitt dabei eine innere Verletzung in der Seite. Trotzdem machte er einen langen Ritt durch das Gebirge, aber die Hitze bei Tage, die Kälte der Nacht und die Überanstrengung zogen ihm ein Fieber zu, und zwangen ihn, zwei Tage zu ruhen. Eine neue Strapaze, wobei er durch Hin- und Widerreiten beinahe 30 Leguas zurücklegte, erschöpften ihn so, dass er drei Tage zu Bett liegen musste. Auf die Nachricht, dass man ihn in Arica erwarte, raffte er sich noch einmal auf und trat am 29. seinen Marsch durch die Wüste an. Er sass den ganzen Tag und die Nacht zu Pferde, und gönnte sich nur zwei Stunden Ruhe. Am nächsten Tage war er so schwach, dass er sich kaum auf dem Pferde zu halten vermochte; Adjutanten, die ihm zur Seite ritten, mussten ihn stützen, sein Atem war mühsam und keuchend und seine Leiden gross, aber er klagte

nicht; seine Begleiter erkannten seinen Zustand nur aus dem schmerzlichen Verziehen seiner Züge. Nachdem fünf Leguas zurückgelegt waren, liess er sich aus dem Sattel gleiten und verlangte etwas Wasser. Nach einiger Ruhe befahl er, ihn wieder auf das Pferd zu heben, allein schon nach einer Viertelstunde verliessen ihn die Kräfte und er fühlte, dass sein Ende gekommen sei. Man brachte ihn nach der nahe am Wege gelegenen Hacienda Tibiliche, wo er nach kurzer Zeit in den Armen seines Adjutanten den Geist aufgab (30. Mai 1867).

Die revolutionäre Bewegung, die Castilla angefangen hatte, endigte nicht mit seinem Tode. Einige Monate später wurde sie vom General Pedro Diez Canseco, dem zweiten Vicepräsidenten Sans Romans, fortgesetzt, und führte noch vor Ablauf des Jahres zum Sturze Prados. Ein Dekret Cansecos, welches später durch einen Beschluss des Kongresses bestätigt wurde, verfügte, dass in Anbetracht der Verdienste des Grossmarschalls Ramon Castilla um das Vaterland seine Überreste mit den Ehren eines Präsidenten der Republik in Lima bestattet werden sollten. Ein Grabmal sollte ihm auf dem Begräbnisplatz, ein Reiterstandbild auf der Alameda de los Descalzos errichtet und sein Bild im Sitzungssaal des Kongresses aufgestellt werden. Ein Jahr nach dem Tode Castillas wurde dieser Beschluss zur Ausführung gebracht. Die Panzerschiffe »Independencia« und »Huascar« wurden mit einem aus sieben Mitgliedern des Kongresses bestehenden Ausschuss nach Arica gesandt, um die Leiche des Marschalls, welche dahin gebracht worden war, nach Lima zu überführen. Am 19. Juni 1868 langten die Schiffe in Callao an, von wo am nächsten Tage der Sarg in die Kapelle des Sagrario gebracht wurde. Am 21. fand die Leichenfeier im Dom statt, im Beisein sämtlicher Würdenträger und Behörden des Staates, der Mitglieder des Kongresses, der hohen Offiziere, der Universität und der Geistlichkeit. Darauf wurde die Leiche nach dem Begräbnisplatz geführt und dort in der Grabkapelle beigesetzt, über welcher man später das oben beschriebene Monument errichtete.

In einem bescheidenen Winkel, rechts von dem Laubengang, der aus der Kapelle führt, befindet sich das Grabmal des Generals Manuel Ignacio Vivanco, des langjährigen Gegners und Nebenbuhlers Castillas. Das Denkmal besteht aus einer kleinen Säule, die als Postament für eine Marmorbüste dient, welche die Gesichtszüge des Verstorbenen in seinen letzten Lebensjahren sehr treu wiedergiebt. Vivanco stand Castilla dreimal gegenüber, und wurde dreimal von ihm besiegt. Das erste Mal im Jahre 1840, als sich Vivanco, damals noch Oberst, gegen Gamarra erhoben hatte. Vivanco hatte zuerst den Gamarristen unter



Grabdenkmal Castillas.

(S. 540.)

Castilla auf den Höhen von Cachamarca eine Niederlage beigebracht, wusste aber seinen Sieg nicht zu benutzen. Die Besiegten sammelten und ordneten sich alsbald wieder, und eine Woche später schlug Castilla seinen Sieger bei Cuevillos. Vier Jahre später stürzte Castilla das Direktorium Vivancos durch die Schlacht bei Carmen Alto, und als dieser im Jahre 1856 versuchte, ihm die Herrschaft streitig zu machen, so eroberte Castilla die Stadt Arequipa, den Hauptstützpunkt der Partei Vivancos, wodurch die politische Laufbahn dieses Mannes zum Abschluss gebracht wurde.

Vivanco hatte seiner Zeit viele begeisterte Verehrer. Seine Freunde waren ihm um so leidenschaftlicher ergeben, je weniger es ihm gelang sich zur Geltung zu bringen, und waren bemüht, durch ihre Anhänglichkeit ihm für die Ungerechtigkeit des Geschickes Ersatz zu bieten. Er besass ein nobles Äussere, feine Umgangsformen und in seltenem Grade die Gabe der Rede; nicht sowohl bei öffentlichen Gelegenheiten, als im Salon, im Kreise gebildeter Gesellschaft. Die Männer lauschten mit Bewunderung, ohne Neid und ohne Ermüdung den Phrasen, die mit ungezwungener Leichtigkeit und Eleganz in wohllautender Stimme von seinen Lippen flossen, die Frauen waren von ihm bezaubert. In der That konnte man kaum zwei grössere Gegensätze finden, als Vivanco und Castilla, der erstere eine feine aristokratische Figur, dessen Rede geistreich und anmutig war, wie seine Erscheinung, der andere ein im Lager aufgewachsener rauher Soldat, der sich stets nur in kurzem, befehlenden, oft sarkastischem Tone äusserte. Vivanco war ein Meister des Wortes, Castilla aber ein Mann der That.

Dem grössten Patrioten, den Peru gehabt hat, Manuel Pardo, hat man bis jetzt noch kein Denkmal gesetzt. Pardo war der einzige, dem die oberste Würde des Staates ohne äusseren Druck, durch freie Wahl der Bürger übertragen worden war, der einzige Bürger unter lauter Soldaten, der Verteidiger des Gesetzes gegen die Willkür, der einzige, der das Wohl seines Landes über sein persönliches Interesse setzte. Dieser edle Mann fiel seiner Gesinnung zum Opfer und wurde auf Anstiften seiner Feinde meuchlings ermordet. Zwar beschloss der Senat schon wenige Tage nach seinem Tode, dass ihm in Anerkennung seiner Verdienste ein Mausoleum auf dem Begräbnisplatze errichtet und seine Statue im Sitzungssaale des Kongresses aufgestellt werden sollte. Allein der schon im nächsten Jahre ausbrechende Krieg mit der Republik Chile, der für Peru unglückliche Ausgang desselben, und die darauffolgende Finanznot, liessen diese Dekrete nicht zur Ausführung kommen. Seine Überreste ruhen daher noch in der Gruft seiner Familie.

Aber auch ohne Denkmal erhält sich das Andenken Pardos frisch im Herzen aller derjenigen, deren Streben auf das Wohl und den Fortschritt ihres Landes gerichtet ist. Sein Beispiel bleibt ein Vorbild für künftige Zeiten, und wird dem kommenden Geschlecht nicht umsonst vorleuchten. Pardo gehört zu den historischen Persönlichkeiten, deren Figur mit der Zeit wächst, im Masse als sich die Würdigung ihrer Verdienste vom Einflusse leidenschaftlicher Auffassungen befreit, welche bei ihren Lebzeiten eine ruhige Beurteilung derselben trübte, und denen erst die Nachwelt volle Gerechtigkeit widerfahren lässt.

Manuel Pardo wurde am 9. August 1834 in Lima geboren und stammte aus einer angesehenen Familie, die durch Heiraten mit dem ältesten Kolonialadel verbunden war. Sein Vater war Felipe Pardo y Alliaga, ein geistvoller Schriftsteller, welcher auch in Spanien grosse Anerkennung fand, dabei ein gewandter Staatsmann, der als Minister und Gesandter seinem Lande mit Auszeichnung gedient hatte; seine Mutter war Petronila de Lavalle, eine der achtbarsten Frauen in Lima. Felipe Pardo war ein Anhänger Salaverrys und wurde von diesem gegen Ende des Jahres 1835 als bevollmächtigter Minister nach Chile gesandt, um mit der dortigen Regierung über ein Bündnis gegen Santa Cruz zu verhandeln. Seine Gattin begleitete ihn mit ihrem einjährigen Söhnchen. Nach dem Tode Salaverrys blieb Felipe Pardo als Verbannter in Chile und kehrte erst nach der Auflösung der Konföderation im Jahre 1839 mit seiner Familie nach Peru zurück. 1843—1844 war er Minister des Äusseren unter Vivanco und wendete sich nach dessen Falle wieder nach Chile. Castilla, welcher das Verdienst auch bei seinen politischen Gegnern anzuerkennen wusste, ernannte ihn 1846 von neuem zum Minister in Chile und der zwölfjährige Manuel besuchte damals die Handelsschule in Valparaiso und später das Institut von Santiago.

Als der Vater darauf nach Lima zurückberufen wurde, um das Ministerium des Äussern zu übernehmen, kehrte auch sein Sohn nach Peru zurück und trat als Schüler in das Kollegium San Carlos. Doch blieb er daselbst nicht lange, denn zu Anfang 1850 begab sich die Familie Pardo nach Europa und der junge Manuel wurde nach Barcelona gesandt, um unter der Obhut seines Onkels, des Obersten Don Juan Pardo seine Studien auf der dortigen Universität fortzusetzen. Nachdem er sich daselbst den akademischen Grad eines Baccalaureus der schönen Wissenschaften erworben hatte, begab er sich zu seinem Vater nach Paris und hörte im Collége de France Vorlesungen über politische Ökonomie und Litteratur, worauf er im Jahre 1853 nach Peru zurückkehrte.

Manuel Pardo fühlte keine Neigung für die militärische Laufbahn, und ebenso wenig mochte er Advokat werden. Er war eine durchaus praktische Natur, und alle seine Studien waren mit Rücksicht auf praktische Zwecke unternommen worden. Er trat für kurze Zeit als Beamter in die statistische Abteilung des Ministeriums des Innern, gab die Stelle aber bald wieder auf, um mit einem Freunde die Bearbeitung der Hacienda Villa bei Chorrillos zu übernehmen. Doch konnte er auch hier nicht lange bleiben, denn ein Brustleiden zwang ihn, im Hochlande die Kräftigung seiner damals zarten Konstitution zu suchen. Während seines Aufenthaltes in Jauja, der über ein Jahr dauerte, lernte er mit Verwunderung den Reichtum dieses Thales kennen und wirkte seitdem für den Plan, diese Gegend mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn zu verbinden. Nach Lima zurückgekehrt beteiligte er sich an kaufmännischen Geschäften, wurde Direktor der Guanokonsignation in England und Aufsichtsrat der Bank von Peru. Im Jahre 1860 verheiratete er sich mit Doña Mariana Barreda y Osma, der Tochter eines reichen Kaufmannes. Diese Verbindung war eine glückliche, und er wurde mit der Zeit Vater einer zahlreichen Familie.

Die Veranlassung zum Eintritt Manuel Pardos ins öffentliche Leben wurden die spanischen Entschädigungsansprüche. Da man infolge derselben eines Krieges gewärtig sein musste, so beschloss die Regierung des Generals Pezet, in London eine Anleihe aufzunehmen, und Pardo, welcher trotz seiner Jugend sich schon einen Ruf als Finanzmann erworben hatte, wurde als einer der Bevollmächtigten nach England geschickt. Indessen war es ihm nicht vergönnt, die Verhandlungen zum gewünschten Ende zu führen, denn das frühere Brustleiden befiel ihn von neuem und nötigte ihn nach Peru zurückzukehren, und dort wieder im Hochland Genesung zu suchen. Er lebte in Huancayo, einer Stadt im Thale von Jauja, bis revolutionäre Unruhen in der Gegend ihn bestimmten, die Sierra zu verlassen und nach Lima zu gehen, wo er kurz vor dem Einzuge Mariano Ignacio Prados eintraf.

Prado, dessen Regierung nach zwei Jahren ein so klägliches Ende nahm, und dessen zweite Verwaltung 13 Jahre später einen noch schmählicheren Ausgang hatte, war damals der populärste Mann und die Hoffnung des ganzen Landes. Bis vor kurzem noch ein junger unbekannter Oberst, hatte er sich zur Wahrung der Nationalehre gegen die spanischen Anmassungen erhoben, die Regierung des Generals Pezet gestürzt und wurde durch den Beifall und die Sympathie des besten Teiles des Volkes getragen. Um die dringend nötigen Reformen und Vorbereitungen zum bevorstehenden Kriege möglichst rasch durch-

zuführen, berief er zunächst keinen Kongress, sondern regierte als Diktator, und umgab sich mit einem Ministerium von jungen, begabten und energischen Leuten. Sein Kriegssekretär war Don Pedro Galvez, dessen Monument bereits beschrieben wurde; das Ministerium der Finanzen liess er dem damals 31jährigen Manuel Pardo antragen, welcher sich zur Annahme bereit erklärte.

Die Reformen, welche Pardo damals als Minister einführte, oder einzuführen sich bemühte, waren im wesentlichen dieselben, die er während seiner Präsidentschaft, und später insbesondere noch in einer grossen, am Tage vor seinem Tode gehaltenen Rede hervorhob. Unter Hinweisung auf die Beschlagnahme des Guanos durch die Spanier zeigte er die Unsicherheit der zufälligen Einnahmequellen des Staates, bestand auf einer allgemeinen Besteuerung als der einzig verlässlichen Basis für die Finanzen und zugleich die einzige Garantie für die gewissenhafte Verwendung derselben; denn die Einnahmen des Staates, zu denen niemand beigesteuert habe, und die niemanden etwas kosteten, seien die Ursache aller Unordnung und Vergeudung gewesen. Zugleich suchte er Ersparnisse in der Verwaltung einzuführen und die Zahl überflüssiger Beamten zu beschränken. Er stimmte im Ministerrat mit Entschiedenheit für die Kriegserklärung an Spanien, und begleitete den Diktator nach Callao am Tage der Beschiessung des Hafens durch das feindliche Geschwader (2. Mai 1866). Als sodann die konstituierende Versammlung zusammengetreten war, legte er derselben eine Denkschrift über seine Amtsführung vor, reichte dann gleich den übrigen Mitgliedern des Ministeriums seine Entlassung ein, und hielt sich in der nächsten Zeit von Politik fern.

Im nächsten Jahre begann der alte Castilla seinen Feldzug gegen Prado, welcher nach seinem Tode durch den General Pedro Canseco fortgesetzt wurde, während sich im Einvernehmen mit ihm der Oberst José Balta in den nördlichen Provinzen der Republik zur Verteidigung der Verfassung erhoben hatte. Zwar zog Prado gegen Arequipa aus und erklärte, er werde die Stadt mit Gewalt nehmen, wie neun Jahre zuvor Castilla gethan, allein er zeigte sich dem Unternehmen nicht gewachsen. Die Herbeischaffung schwerer Belagerungsgeschütze, womit er die Aufständischen einzuschüchtern meinte, machte nicht den erwarteten Eindruck. Einige Kanonen platzten nach Abfeuern weniger Schüsse, und der Dreihundertpfündener, dessen Transport unsägliche Mühe gekostet hatte, wurde von einer Streifpartie der Belagerten vernagelt, ehe man ihn hatte in Position bringen können. Als sich Prado endlich zum Angriff der Stadt entschloss (27. Dezember 1867) wurde er

mit Verlust zurückgeschlagen. Schon am nächsten Morgen begann er darauf seinen Rückzug nach der Küste, und zwar in solcher Eile, dass er einer Flucht glich, und die Ordnung unter den Soldaten nur mit Mühe aufrecht erhalten werden konnte. Am 4. Januar langte Prado in Callao an, und der Rest seiner Truppen folgte auf Transportschiffen. Bei seiner Ankunft in Lima wurde er vom Strassenpöbel mit Gelächter und Pfeifen empfangen, und der Mann, der noch vor einem Jahre der gefeierte Held des 2. Mai gewesen war, fiel ohne Kampf durch allgemeine Verachtung. Callao erhob sich zuerst, dann verliessen ihn die Truppen in Lima, und eine Volksversammlung erklärte alle seine Regierungsakte für ungesetzlich und nichtig; doch wurde er nicht verfolgt und entkam ungefährdet nach Chile. Die Leiter der Bewegung übertrugen die Regierung den Generalen Echenique, La Puerta und Francisco Canseco (7. Januar 1868) bis zur Ankunft der zuständigen Behörden, worauf der General Pedro Canseco in Arequipa, sowie der Oberst Balta im Norden von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt wurden. — Manuel Pardo hatte während dieser ganzen Zeit als Privatmann gelebt und wurde von den Siegern nicht belästigt.

Der Marschall San Roman war, wie bereits früher erzählt wurde, im Jahre 1862 nach der zweiten Verwaltungsperiode Castillas in gesetzmässiger Weise zum Präsidenten erwählt worden, und würde, wenn er am Leben geblieben wäre, bis zu Ende Juli 1868 regiert haben. Da nun der erste Vicepräsident Pezet nach seiner Vertreibung durch Prado sich nach Europa begeben hatte, so war der General Pedro Diez Canseco, als zweiter Vicepräsident San Romans, dessen rechtmässiger Vertreter und Nachfolger als Haupt der vollziehenden Gewalt. Man gab sich daher den Anschein, als betrachte man die ganze Regierung Prados als eine ungesetzliche Einschaltung und als nicht vorgefallen, und schrieb die neuen Wahlen zur üblichen Zeit aus, damit der erwählte Präsident am gesetzlichen Tage (2. August 1868) sein Amt antreten könne. In der Zwischenzeit regierte der General Canseco.

Während der sechsmonatlichen Dauer seiner Verwaltung begannen die grossen Bestechungen, Unterschleife und Vergeudungen öffentlichen Eigentums, die unter seinem Nachfolger in noch grösserem Massstabe fortgesetzt wurden. Wenn irgend etwas nachträglicher Weise den ungesetzlichen und gewaltsamen Ursprung von Prados Regierung rechtfertigen konnte, so war es die schamlose Wirtschaft der gesetzmässigen Machthaber; denn dass Prados erste Verwaltung durchaus uneigennützig gewesen war, wurde auch von seinen Feinden nicht bezweifelt. Man liess den nordamerikanischen Bauunternehmer Henry Meiggs von Chile

kommen und übertrug ihm den Bau der Eisenbahn von der Küste nach Arequipa. Zu diesem Ende wurde eine weit grössere Summe bewilligt, als die Kosten der Bahn erheischten, mit dem geheimen Übereinkommen, dass Meiggs bestimmte Beträge an bestimmte Personen abzutreten habe. 1 800 000 Pesos wurden auf diese Weise verausgabt, und vom Präsidenten bis zu den Thürhütern des Palastes erhielt jeder sein Teil.

Zum Präsidenten für die nächste Verwaltungsperiode (1868—1872) wurde der Oberst Don José Balta gewählt, ein tapferer, ehrlicher und wohlmeinender Mann, aber ausserordentlich beschränkt und dabei heftig und jähzornig. Balta fiel in die Hände eines Kreises von Leuten, welche die Eigenschaften seines Charakters und seinen Mangel an Urteil zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten suchten, und denen dies zum Unglück des Landes nur allzusehr gelang. Da die Unternehmen, die in diese Zeit fallen, im zweiten Bande dieses Werkes ausführlich besprochen werden, so führen wir hier nur so viel davon an, als nötig ist, um die finanzielle Lage des Landes zu erklären, welche Manuel Pardo bei Antritt seiner Regierung vorfand. Henry Meiggs hatte sich durch seine Freigebigkeit binnen kurzem den Beifall und das Vertrauen des ganzen Landes zu erwerben gewusst. Der Bau fast aller vom Kongresse beschlossenen Eisenbahnen wurde ihm unter den liberalsten Bedingungen übertragen. Um die dazu erforderlichen Geldmittel zu beschaffen, mussten grosse Anlehen aufgenommen werden, und das Haus Dreyfus, mit welchem der neue Guanokontrakt abgeschlossen worden war, lieh dazu die Hand. Im Jahre 1870 wurde eine Anleihe von 11 Millionen Pfund Sterling an den Markt gebracht, und 1872 eine zweite von $21^1/_2$ Millionen Pfund. Zur Sicherstellung der Zinszahlung wurde der Erlös des Guanoverkaufs verpfändet, und in dieser Weise über die gesamten ausserordentlichen Einnahmen des Staates auf lange Zeit im voraus verfügt. Der Finanzminister Baltas, unter dessen Einfluss diese Massregeln ins Werk gesetzt wurden, war Nicolas Piérola, ein Mann, der von jener Zeit an der fressende Schaden geworden ist, an dem die Republik gelitten hat und bis auf den heutigen Tag leidet.

Manuel Pardo hielt sich von diesem Treiben ganz fern. Doch waren die Wohlgesinnten des Landes seit seinem Ministerium unter der Diktatur Prados auf ihn aufmerksam geworden, und im Jahre 1868 erwählte man ihn zum Direktor des Wohlthätigkeits-Vereins. In demselben Jahre wurde Lima von einer Gelbfieber-Epidemie heimgesucht, und die Aufopferung und Furchtlosigkeit, mit welcher Pardo während dieser schweren Zeit in den Hospitälern die Pflichten seines Amtes erfüllte, erwarb ihm die Hochachtung und dankbare Bewunderung seiner Mit-

bürger. Schon im nächsten Jahre erhielt er ein erstes Zeichen der öffentlichen Anerkennung. Die Munizipalverwaltung befand sich infolge der politischen Zerwürfnisse des Landes in einem Zustande gänzlicher Zerrüttung und Auflösung. Die Regierung berief daher 1869 eine Versammlung von Notabeln, welchen die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten übertragen wurde. Die 100 Mitglieder derselben erwählten Pardo zu ihrem Bürgermeister (Alcalden). In kurzer Zeit schuf er Ordnung in der Verwirrung, stellte den Kredit der Stadt wieder her, nahm ein Anlehen zu günstigen Bedingungen auf, brachte den Gedanken einer nationalen Industrie-Ausstellung in Anregung und führte ihn mit Erfolg aus, richtete eine Anzahl Munizipalschulen ein, und vollendete die Kanalisation der Stadt, welche 1866 angefangen und ins Stocken geraten war. Dies alles war das Werk nur einen Jahres, denn schon 1870 wurde infolge politischer Anfeindung die Versammlung der Notabeln wieder aufgelöst. Allein das eine Jahr hatte genügt, um zu zeigen was Pardo zu leisten vermochte, und was man von ihm erwarten konnte. Angesichts des wüsten Treibens der Regierungskreise und der allgemeinen Verderbnis richteten sich die Blicke aller derer, denen das Wohl Perus nicht gleichgültig war, auf den jungen Patrioten, der berufen schien, das Land aus der moralischen Versumpfung zu retten. Die besten Elemente der Bevölkerung scharten sich freiwillig um ihn, und es bildete sich eine grosse Partei, die es sich zur Aufgabe machte, die Republik von der Willkürherrschaft der Soldatenhäuptlinge zu befreien, und das Land zu geordneten staatlichen Verhältnissen, zur Achtung vor Gesetz und Verfassung überzuführen. Diese Partei nannte sich die Civilpartei, und als Haupt derselben trat der Bürger Manuel Pardo im folgenden Jahre vor die Wähler als Kandidat für die Präsidentenwürde in der nächsten Verwaltungsperiode (1872—1876).

Bedenkt man, wie sehr das Ergebnis der Wahlen in Peru — wie überhaupt in allen südamerikanischen Republiken — vom Einfluss der bestehenden Regierung abhängt, so ist allerdings bewunderswert und zeugt für die ausserordentliche Beliebtheit Pardos, dass dieser seine Wahl trotz der eifrigsten Gegenbemühungen der Regierung durchsetzte. Es darf indessen nicht verschwiegen werden, dass er bei seiner Wahl auch durch die Partei Prados unterstützt wurde, und dass er diesem für die damals geleistete Hilfe Zusagen für spätere Zeiten machte, die er vielleicht nachher bereut hat.

Die militärische Umgebung Baltas sah mit unverhohlenem Grimm die Zeit herankommen, wo es mit ihrem Einflusse vorbei sein würde. Sobald daher über den Sieg Pardos kein Zweifel mehr obwalten konnte,

suchte man den Präsidenten zu bestimmen, nach Ablauf seiner Verwaltungszeit sein Amt nicht niederzulegen, sondern sich zum Diktator zu erklären. Balta schenkte anfangs diesen Einflüsterungen Gehör, später jedoch, als er nicht umhinkonnte, zu bemerken, dass die grosse Mehrzahl des Volkes für Manuel Pardo war, wurde er wieder schwankend. In dieser Ungewissheit liess er etwa drei Wochen vor Ablauf seiner Regierung eines Tages Pardo zu sich entbieten, um sich über gewisse Klagepunkte mit ihm auszusprechen. Pardo folgte der Aufforderung, steckte aber eingedenk des aufbrausenden Charakters Baltas zur Vorsicht einen Revolver zu sich. Er traf beim Präsidenten seine bittersten Feinde. Die Unterhaltung war von Anfang an gereizt, und nahm im weiteren Verlauf bei Baltas Begleitern einen drohenden Ton an, bis Pardo sich mit einer lebhaften Bewegung von seinem Sessel erhob. Dabei fiel sein Revolver, welcher beim Sitzen aus der Rocktasche geglitten war, vor ihm auf den Teppich. Der plötzliche Anblick der Waffe wirkte wie ein Dämpfer auf die erregten Gemüter, und es entstand ein verlegenes Schweigen. Pardo aber nahm ruhig seinen Revolver vom Boden auf und benutzte den Augenblick der allgemeinen Verblüffung, um den Salon zu verlassen.

Indessen rückte der Tag immer näher, an welchem Balta der Verfassung gemäss sein Amt niederlegen musste, und als er sich schliesslich entschieden weigerte, die Verantwortlichkeit eines Staatsstreiches auf sich zu nehmen, so beschlossen die Leiter der Militärpartei, die Sache auf eigene Faust auszuführen. Die verwegensten und gefährlichsten dieser Sippschaft waren die vier Brüder Gutierrez: Tomas, Silvestro, Marcelino und Marceliano. Tomas Gutierrez war Kriegsminister und das Haupt der Verschwörung. Pardo wusste, dass ein unheimlicher Sturm gegen ihn heraufzog, und dass sein Leben in dringender Gefahr schwebte. Unter den Militärs konnte er auf keine Gnade hoffen, allein der Verfassungstreue der Marine war er sicher.

Am 22. Juli kam nachmittags ein ihm unbekannter junger Mann in grösster Eile in sein Haus, um ihm zu melden, dass soeben die Wachen von den Thüren der Sitzungslokale des Kongresses abkommandiert worden seien. Auf diese Nachricht, deren Tragweite Pardo im Augenblick verstand, flüchtete er sich ohne Verzug in das Haus des brasilianischen Ministers Leal, und von da in der Nacht über die Dächer zu einem Freunde. Am nächsten Tage nachmittags um 4 Uhr entkam er aus Lima in einer Bluse, als Karrenführer verkleidet, und gelangte, ohne erkannt zu werden, zu einem benachbarten Landhaus, wo ihn zwei Freunde mit Pferden erwarteten. In der Nacht ritten sie nach

der Bucht von Chilca, 18 Leguas von Lima entfernt. Da die peruanischen Kriegsschiffe, die man dort zu finden hoffte, nicht in Sicht waren, so zwangen die Begleiter Pardos einen Fischer, sie ins Meer hinauszurudern, wo sie auch noch denselben Tag das Glück hatten, von dem Panzerschiff »Independencia« gesehen und an Bord genommen zu werden. Am 26. Juli ging Pardo in Pisco ans Land und erhielt noch am selben Tage eine Depesche von Lima, welche ihm den Sturz der Brüder Gutierrez meldete.

Während Pardos nächtlichen Irrfahrten hatten die Städte Lima und Callao aufgeregte Zeiten gehabt und Scenen gesehen, wie man sie bis dahin noch nicht erlebt hatte. Am 22. Juli sollte sich eine Tochter des Präsidenten Balta verheiraten, und diesen Tag hatte der Kriegsminister Tomas Gutierrez zum Ausbruch seiner Verschwörung gewählt. Die Gäste Baltas waren geladen und ein Bankett für 300 Personen vorbereitet, als Tomas den Präsidenten im Palast gefangen nehmen und den Hauptplatz mit Truppen besetzen liess, worauf er sich in einer Proklamation »vom Volke berufen« erklärte, die Leitung der Republik zu übernehmen. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen vereinigten sich die beiden Häuser des Kongresses, die damals gerade zu ihren Sitzungen zusammengetreten waren, zu einem Beschluss, in welchem die Störer der öffentlichen Ordnung als des Hochverrats schuldig ausser dem Gesetze erklärt, und zugleich das Volk und der verfassungstreue Teil der Truppen aufgefordert wurden, die Friedensstörer zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Zum ersten Male erhob sich das sonst so träge und gleichgültige Volk von Lima, aufgerüttelt durch die Entrüstung über die Frechheit des begangenen Verbrechens. Man errichtete Barrikaden und der Diktator Tomas Gutierrez sah sich bald mit seinen Anhängern auf das Fort von Santa Catalina und ein paar Kasernen beschränkt. In Callao kommandierte sein Bruder, der Oberst Silvestre Gutierrez. Da beim Kampfe gegen das Volk viele von seinen Truppen übergegangen waren, so begab er sich am nächsten Tage nach Lima, um vom Diktator Verstärkungen zu verlangen. Allein, als er aus dem Stationsgebäude trat, wurde er durch einen Schuss getötet. Jemand in der Menge rief, der Schuss sei von einem Sohne Baltas abgefeuert worden, worauf Marcelino Gutierrez, der dritte der Brüder, nach der Kaserne im Kloster San Francisco eilte, wo der Präsident Balta gefangen gehalten wurde, und den unglücklichen Mann in seinem Bette erschiessen liess. Marcelino kehrte darauf nach Callao zurück und übernahm an Silvestres Statt den Oberbefehl. Er war in eine Art blutdürstiger Raserei geraten, und

liess von der Festung mit Kleingewehren und Kanonen auf die Stadt feuern, bis er selbst auf der Plattform des einen Turmes durch einen Schuss tötlich getroffen wurde. Das Fort wurde darauf ohne ferneren Widerstand der Truppen vom Volke besetzt.

An demselben Abend, an welchem Marcelino auf dem Fort von Callao seinen Tod fand, empfing auch Tomas, der Urheber der Verschwörung in Lima den Lohn seiner Missethaten. Der Diktator hatte nachts das Fort Santa Catalina verlassen, um sich womöglich durch die Flucht zu retten, wurde aber auf der Strasse von einem Offizier erkannt und gab sich gefangen. Der Offizier wollte ihn dem Vicepräsidenten Canseco übergeben, allein unterwegs begegneten sie einem Volkshaufen, welcher darauf bestand, den Gefangenen auf der Stelle umzubringen. Um ihn zu retten, liess man ihn in eine Apotheke nahe beim Kloster der Merced schlüpfen, aber das Volk erbrach den Eingang, man entdeckte den Diktator zitternd in einer leeren Badewanne und erschoss ihn sofort. Dann wurde der Tote auf die Strasse geschleift, wo die wütende Menge, um ihre Rache zu kühlen, noch eine Zeit lang fortfuhr, mit Musketen und Revolvern auf den Leichnam zu schiessen. Sodann schleppte man ihn weiter nach dem Hauptplatz, und hing ihn an einen Laternenpfahl. Am nächsten Morgen befestigte man einen Balken im Schallfenster des einen Turmes der Kathedrale, so dass er nach dem Platze zu hinausragte, hisste die Leiche hinauf und liess sie dort hängen. An dem anderen Turm wurde in gleicher Weise der Leichnam Silvestres aufgehängt. Am Nachmittag desselben Tages wurde auch die Leiche Marcelinos, die bereits beerdigt worden war, wieder ausgegraben, nach Lima gebracht und auf den Platz geschleift. Dann stürzte man die anderen beiden Leichen von den Türmen herab, zündete vor dem Haupteingang der Kirche einen Scheiterhaufen an und verbrannte alle drei. Der vierte der Brüder Gutierrez, Marceliano entkam, und hiess von der Zeit an nur noch »der Übriggebliebene«. Der Präsident Balta wurde mit den seinem Range gebührenden Ehren bestattet. Seine Ermordung wurde zwar von jedermann als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen verdammt, er selbst jedoch wenig betrauert.

Manuel Pardo kehrte am 27. Juli auf einem Kriegsschiffe nach Callao zurück und begab sich sogleich nach Lima, wo er mit den Zeichen der lebhaftesten Sympathie begrüsst wurde. Dass er der ihm drohenden Gefahr unversehrt entronnen, wurde als ein glückliches Ereignis für das ganze Land gefeiert. Am 2. August, dem durch die Verfassung bestimmten Tage, begab er sich, begleitet von den be-



Manuel Pardo, Präsident der Republik von 1872—76.

(S. 550.)

geisterten Zurufen des Volkes, zum Sitzungssaale des Kongresses, woselbst er in ungewöhnlich feierlicher Weise mit der obersten Magistratur der Republik bekleidet wurde und den üblichen Schwur leistete, dem er während seiner Verwaltung treu blieb.

Die Reformen, welche Pardo während seiner Regierung durchführte oder doch anbahnte, waren in kurzem folgende:

Möglichste Reinigung des Heeres von unlauteren Elementen und Beschränkung der Präsenzzahl auf 2000 Mann;

Errichtung einer Unteroffizierschule zur Befestigung der Disziplin und Hebung des Nationalgefühls unter den gemeinen Soldaten;

Errichtung einer Schiffsjungenschule zu demselben Zweck;

Reform der Militärschule und Seeakademie;

Gesetz über Aushebung von Rekruten und Abschaffen des Rekrutierens durch Pressen;

Einrichtung von Nationalgarden als Ersatz für das stehende Heer;

Einführung der neuen Munizipalverfassung für das ganze Land;

Umgestaltung der öffentlichen Ämter und Beschleunigung der Geschäftsordnung;

Gründung einer Fakultät für Nationalökonomie und politische Wissenschaften an der Universität;

Gründung einer Bergakademie und Ingenieurschule;

Gründung einer vorbereitenden und mehrerer Normalschulen.

Die grösste Schwierigkeit, mit der Pardo zu kämpfen hatte, war die bedrängte Finanzlage des Landes. Die Ursache derselben ist bereits angedeutet worden, und näheres über ihre Folgen für den Handel wurde früher in dem Kapitel angegeben, welches von dem Papiergeld handelt. Wir führen daher hier nur noch die Massregel an, wodurch die Salpeterausfuhr zu einem Monopol der Regierung umgewandelt wurde. Da die Einnahmen aus dem Erlös des Guano fortan zur Entrichtung der Zinsen der äusseren Schuld verwendet werden mussten, so suchte Pardo dem Staate durch eine von der bisherigen verschiedene Ausbeutung des Salpeters der Provinz Tarapacà einen Ersatz zu verschaffen, und zu diesem Ende hielt er es für das Zweckmässigste, diese ganze Industrie auf Kosten und für Rechnung des Staates zu übernehmen. Durch ein Gesetz des Kongresses vom 28. Mai 1875 wurde die Regierung ermächtigt, die Salpeterwerke der Provinz Tarapacà käuflich zu erwerben und Kontrakte über Fabrikation und Verkauf des Salpeters abzuschliessen. Ein Anlehen von 7 000 000 Pfund Sterling sollte in Europa unter Verpfändung des gesamten Salpetereigentums des Staates aufgenommen werden, wovon 4 000 000 zur Bezahlung der angekauften Minen und

3 000 000 zur Vollendung der im Bau begriffenen Eisenbahnen verwendet werden sollten. Die Salpetererzeugung sollte auf ein festes Mass beschränkt und auf diese Weise der Preis im Markte auf einer gewissen Höhe erhalten werden. Diese Massregel wurde von vielen sachverständigen Leuten als ein Missgriff betrachtet. Es wurde dagegen geltend gemacht, dass Peru, als nicht der alleinige Salpetererzeuger, diese Ware nicht habe monopolisieren können; sodann dass die Enteignung der Salpeterwerke in der von jeher gewohnten Weise zu Betrügereien und Unterschleifen Veranlassung gegeben habe, und endlich, dass sich für den Staat ganz derselbe Nutzen, oder noch mehr, durch die Erhebung eines einfachen Ausfuhrzolles habe erreichen lassen, wie allerdings das Ergebnis der chilenischen Massregeln in der Folge bewiesen hat.

Der wichtigste politische Akt Pardos war der Abschluss eines Schutzbündnisses mit Bolivia (6. Januar 1873), durch welches beide Republiken einander ihren Länderbesitz gewährleisteten und sich im Falle eines feindlichen Angriffs zu gegenseitigem Beistand verbanden. Da man hoffte, auch andere südamerikanische Staaten, besonders die argentinische Republik, zum Beitritt zu diesem Vertrage zu bewegen, so kam man in einem Zusatzartikel überein, dies Bündnis fürs erste geheim zu halten. Leider hatte dasselbe gerade die entgegengesetzte Folge von der, die sich Pardo davon versprochen hatte, und es brachte unter seinem Nachfolger schweres Unglück über das Land. Pardo selbst wurde die Enttäuschung und der Kummer darüber erspart, denn er verlor sein Leben, noch ehe der bolivianische Zwist mit Chile begann, durch welchen Peru in einen unheilvollen Krieg verwickelt wurde.

Obgleich Pardo bei all seinen Unternehmungen durch die Zustimmung der öffentlichen Meinung gestützt und getragen wurde, so blieb seine Verwaltung doch keineswegs frei von Ruhestörungen und Aufständen. Der ernstlichste war die Schilderhebung Nicolas de Piérolas, des Finanzministers unter Balta (1873). Pardo, wiewohl nicht Soldat, zog selbst mit gegen ihn zu Feld und bewies bei dieser Gelegenheit ebenso viel persönlichen Mut als natürliche Befähigung in der Leitung und Ausführung militärischer Entwürfe. Die Empörung wurde zwar niedergeworfen, kostete aber dem Staate grosse Summen, welche ohne diesen Zwischenfall zur Vermehrung der Verteidigungsmittel des Landes, besonders zur Verstärkung der Marine, hätten benutzt werden können.

Als Manuel Pardo am 2. August 1876 sein Amt als Präsident der Republik niedergelegt hatte und den Sitzungssaal des Kongresses verliess, gaben ihm über 2000 Menschen das Ehrengeleit bis zu seinem

Hause, darunter alle achtbarsten Männer der Stadt. Einige Tage später wurde ihm zu Ehren ein grosses Bankett in den Sälen des Ausstellungsgebäudes veranstaltet, an welchem sich 600 Personen beteiligten. Er wurde in vielen erregten Ansprachen gefeiert, und es schien, als werde auch nach seinem Rücktritt ins Privatleben sein Beispiel und sein Geist fortfahren, auf die Leitung der Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluss auszuüben. Allein dies sollte nicht der Fall sein.

Wer gelesen hat, in wie schimpflicher Art die Herrschaft Ignacio Prados zu Ende ging, der darf sich billigerweise wundern, dass dieser Mann nach Verlauf von acht Jahren nochmals zur Präsidentenwürde erhoben wurde, und dass die Civilpartei und Pardo selbst seine Wahl begünstigten. Um dies begreiflich zu finden, muss man sich erinnern, dass Manuel Pardo unter Prado seine politische Laufbahn begonnen hatte, dass dieser damals mit seinem Minister in den wichtigsten Fragen übereinstimmte, und dass seine Verwaltung eine ehrliche und rechtliche gewesen war. Beide Männer waren befreundet geblieben, Prado hatte Manuel Pardo mit dem Parteieinfluss, den er immer noch besass, bei dessen Wahl unterstützt, und dabei von diesem die Zusicherung erhalten, dass, wenn er selbst sich nochmals um die erste Magistratur bewerben würde, er von Manuel Pardo einen gleichen Gegendienst erwarten könne. Man glaubte daher allgemein, Prado werde mit Manuel Pardos Partei und in seinem Sinne weiter regieren. Allein es scheint, dass sich seine Eigenliebe gegen die Befolgung einer solchen Politik sträubte; er glaubte seine Selbständigkeit zeigen zu müssen, und entschloss sich, seinen eigenen Weg zu gehen, in welchem Vorsatz er natürlich durch Schmeichler und heimliche Feinde seines Vorgängers bestärkt wurde. Gleich die Bildung seines ersten Ministeriums liess diese Absicht deutlich durchblicken, und die Wahl der Männer, mit denen sich der neue Präsident umgab, führte zwischen ihm und seinem Vorgänger im Amt eine gewisse Kälte herbei. Die Feinde Pardos, welche, so lange er die Zügel der Regierung in der Hand hatte, nicht wagten, ihre Unzufriedenheit öffentlich zu zeigen, machten sich alsbald die neue Lage der Dinge zu nutze, und kaum waren einige Wochen seit der Niederlegung seines Amtes verflossen, als die verhaltene Wut ausbrach. Haufen von bezahltem Gesindel machten einen Angriff auf sein Haus, und nur durch rechtzeitiges Schliessen des Gitters entging seine Wohnung der Plünderung und er selbst dem Tode. Das laue Auftreten der Regierung bei dieser Gelegenheit machte den Bruch mit Prado vollständig.

Die ablehnende, kalte Haltung gegenüber der Partei, die ihm zu

seinem Amte verholfen hatte, blieb nicht der einzige Punkt, in welchem Mariano Ignacio Prado die von ihm gehegten Erwartungen täuschte. Während sich seine erste Verwaltung durch Rechtlichkeit und Reinheit ausgezeichnet hatte, schien er jetzt vielmehr darauf bedacht, das früher Versäumte nachzuholen und seine Stelle zu seinem Vorteil möglichst auszunutzen. Auch fehlte es ihm dazu nicht an willkommenen Gelegenheiten, deren günstigste sich beim Ankauf der Salpeterminen von Tarapacà darbot, und später bei der Übernahme des von dem Eisenbahnunternehmer Henry Meiggs ausgegebenen Papiergeldes durch den Staat. Die Unzufriedenheit mehrte sich rasch, und da Prado nun auch den Ruf der Uneigennützigkeit eingebüsst hatte, so begann man auf seine pomphafte Unbedeutenheit mit derselben Geringschätzung zu blicken, wie damals, als er unverrichteter Sache von Arequipa zurückgekehrt war.

Diese allgemeine Missstimmung suchte Nicolas Piérola, ein Unruhestifter und Verschwörer von Beruf, zu seinem Vorteil auszubeuten. Seine Anhänger hatten durch Meuterei den Monitor »Huascar«, das stärkste Panzerschiff der peruanischen Seemacht, in ihre Gewalt gebracht (6. Mai 1877), worauf sich Piérola an Bord begab und sich zum Chef einer unabhängigen Regierung erklärte. Prado wendete sich in seiner Ratlosigkeit an den englischen Admiral mit dem Gesuch, ihm zur Unterwerfung des aufrührerischen Schiffes mit seinem Geschwader behilflich zu sein. Infolgedessen wurde der Huascar von dem englischen Panzerschiff »Shah« und der Korvette »Amethyst« an der Küste in der Nähe von Pacocha angegriffen (29. Mai), entkam aber durch den Hereinbruch der Nacht und begab sich in den Hafen von Iquique. Dort erklärte sich Piérola bereit, den Huascar und sich selbst den verfassungsmässigen Behörden auszuliefern, richtete aber zugleich an die Kommandanten der übrigen im Hafen von Iquique befindlichen peruanischen Kriegsschiffe die Aufforderung, sich mit ihm zu vereinigen und gegen die englischen Schiffe auszulaufen, um sich an ihnen ob der Verletzung der Nationalehre zu rächen. Diese lehnten ein solches Ansinnen natürlich ab, allein im ganzen Lande herrschte die grösste Entrüstung gegen die Engländer und gegen den Präsidenten Prado, der sie zu Hilfe gerufen oder doch ihre Einmischung gebilligt hatte.

Der Anschlag Piérolas war allerdings gescheitert, allein es war vorauszusehen, dass er den Versuch bei der nächsten Gelegenheit erneuern werde. In der Besorgnis, dass es diesem gefährlichen Abenteurer einmal gelingen möchte, durch einen Handstreich die Herrschaft an sich zu reissen, fassten die Häupter der Civilpartei den Plan, durch ein allgemeines Misstrauensvotum des Heeres und Volkes den Präsidenten

Prado in unblutiger Weise zur Abdankung zu nötigen, und darauf Manuel Pardo zu ersuchen, die Regierung wieder zu übernehmen. Indessen missglückte dieser Plan infolge einer vorzeitigen Bewegung zweier ungeduldiger Offiziere — des Obersten Antonio Bazo und des Kapitäns Aurelio Garcia — in Lima und Callao (6. Juni 1877). Obwohl Manuel Pardo dabei nicht beteiligt gewesen war, so wurde doch infolge dieser Ereignisse seine Stellung in Lima so unangenehm, dass er vorzog in freiwillige Verbannung nach Chile zu gehen (Ende Juni 1877). Er verweilte dort über ein Jahr, doch verfolgte er die Angelegenheiten seines Vaterlandes mit aufmerksamem Interesse und gab aus der Ferne seinen Freunden die Ratschläge, die er für das öffentliche Beste für erspriesslich hielt. Dabei beschäftigte er sich mit dem Studium der staatlichen Einrichtungen in Chile und mit litterarischen Arbeiten.

In seiner Abwesenheit wurde er trotz des Widerstandes der Regierung für das Departement Junin zum Senator erwählt und nach Zusammentritt des Kongresses vom Senat zu dessen Vorsitzenden. Aber angesichts des unruhigen Zustandes der Hauptstadt und der Drohungen, welche in anonymen Flugblättern gegen Pardo verbreitet worden waren, hielten es seine Freunde für ratsam, dass er seine Rückkehr bis zu Ende des Monats August aufschöbe. Er selbst verliess endlich Chile mit Widerstreben und gegen den Wunsch seiner Gattin, allein er hielt seine Abreise für die Erfüllung einer Pflicht, der er sich im Interesse des allgemeinen Besten nicht entziehen dürfe. Als er in Lima ankam, begab er sich nach Begrüssung seiner Familie sogleich zum Präsidenten Prado, um vor allem gleich von Anfang an dessen Misstrauen in seine Absichten zu beseitigen. Er hatte mit ihm eine lange Unterredung über die Lage des Landes, die zu einer vollständigen Verständigung und Aussöhnung führte.

Pardo beteiligte sich darauf mit unermüdlichem Eifer an der Bearbeitung der wichtigen Fragen, die damals im Kongresse verhandelt wurden. Am 14. November verliess er den Präsidentenstuhl und bestieg selbst die Rednerbühne. Er entwickelte in einem glänzenden Vortrag, welcher den Rest dieser Sitzung und die ganze Sitzung des folgenden Tages in Anspruch nahm, seine Ansichten über die Lage des Landes und die zu ergreifenden Massregeln. Es war zum ersten Male, dass er im Senate das Wort ergriff, und obgleich als gewandter politischer Redner bekannt, waren seine Zuhörer doch erstaunt über die Leistung. Die Versammlung und das Publikum befanden sich noch unter dem Eindruck, den seine Worte hervorgebracht hatten, als ihn Tags darauf sein Schicksal ereilte.

Als Präsidenten des Senats wurden ihm bei seiner Ankunft im Versammlungsgebäude militärische Ehren erwiesen, die Wache trat an und präsentierte das Gewehr. Am 16 November nachmittags war er im Begriff, sich in Begleitung seines Sekretärs in den Sitzungssaal zu begeben, und war an der Wache vorbeigegangen, als der Unteroffizier Melchor Montoya vortrat und sein Gewehr von hinten auf ihn abschoss. Die Kugel drang in den Rücken und durchbohrte die Brust. Der tötlich getroffene Patriot gelangte noch, von seinem Begleiter halb getragen, nach dem inneren Hofe und sank dort, umringt von den herbeieilenden Senatoren, auf den Marmorfliesen nieder. Er lebte noch eine Stunde. Zwischen Anfällen von Ohnmacht kehrte sein Bewusstsein nochmals wieder, allein seine Leiden waren so gross, dass er nur abgebrochene Worte zu äussern vermochte: »Meine Familie — empfehle ich — dem Kongress — Ich schulde viel — Was ich schulde — soll man bezahlen — Ein Priester — Wer ist mein Mörder? — der Arme — Ich verzeihe Allen — auch meinem Mörder — Richtet mich auf — Setzt mich — ich ersticke.« Kurz vor seinem Tode erschien der Präsident, der Kreis der Umstehenden öffnete sich für ihn, und er blickte auf den Sterbenden mit sprachlosem Entsetzen. Um 3 Uhr erfolgte der Tod. Um 9 Uhr wurde die Leiche, nachdem die Einbalsamierung beendet war, auf den Schultern seiner nächsten Freunde und begleitet von einem grossen Trauergeleit nach dem Hause Pardos getragen.

Wer der eigentliche Urheber dieses Verbrechens war, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt worden; nur war von Anfang an für jedermann offenbar, dass der Mörder, ein zwanzigjähriger Soldat, welcher Pardo kaum kannte, bloss ein Werkzeug in den Händen anderer gewesen sei. Was die eingeleitete Untersuchung zu Tage förderte, beschränkte sich auf folgendes: Vier Soldaten vom Bataillon Pichincha hatten sich verschworen, Pardo zu ermorden, angeblich weil dieser im Senate beantragt habe, dass Soldaten und Unteroffiziere, die eines gewissen Bildungsgrades entbehrten, nicht zu Offizieren befördert werden sollten. Sie losten unter sich, wer die That ausführen sollte, und das Los fiel auf den Sergeanten Montoya. Die Verschworenen hielten Zusammenkünfte bei einem Schneider Poytia, einem Onkel Montoyas, welcher sie zur Ausführung ihres Planes aufmunterte. Hinter Poytia stand ein übelberüchtigter Advokat namens Ampuero. Diese beiden jedoch nannten keine anderen Mitwisser: Eine Mitschuld Piérolas oder seiner Parteigenossen wurde von vielen vermutet, konnte aber nicht erwiesen werden. Montoya wurde zum Tode verurteilt und unter Piérolas Diktatur erschossen, nachdem seine Hinrichtung lange Zeit verschoben worden.

Man liess den Verurteilten bis zum letzten Augenblick hoffen, er werde begnadigt werden. Poytia erhielt fünfzehn Jahre Zuchthaus. Am Tage, an welchem der General Cáceres Lima angriff, um die Regierung des Generals Iglesias zu stürzen, wurde er im Gefängnis von einer verirrten Kugel in die Brust getroffen und getötet. Der Advokat Ampuero wurde auch zu Gefängnis verurteilt, ist aber gegenwärtig wieder in Freiheit gesetzt.

Dass Pardo als Neuerer und Verbesserer alter Übelstände viele Feinde hatte, konnte nicht ausbleiben. Bis zu seiner Regierung hatte sich Peru in wirtschaftlicher Hinsicht in einer Ausnahmestellung befunden. Während in anderen Staaten die Kosten des Staatshaushalts durch Beiträge des Volkes bestritten werden müssen, lebte in Peru ein grosser Teil der Bevölkerung direkt oder indirekt von der Regierung. Mehr als zwanzig Jahre wurden keine Steuern bezahlt, der Erlös des Guanos genügte für alles. Bei einer geordneten Verwaltung hätte diese günstige Finanzlage viele Jahre dauern können, aber da man in Peru nie verstand, die Ausgaben nach den Einnahmen zu bemessen, so befand man sich immer in Vorschuss. Die Einkünfte der Republik vermehrten sich stetig, aber die Schulden wuchsen noch mehr, bis endlich durch die grossen Anlehen unter Pardos Vorgänger Balta über den ganzen Rest des Guanos auf einmal verfügt wurde, indem nach Abzug der zur Vergütung der Zinsen und Amortisation erforderlichen Summe für andere Staatszwecke nichts mehr übrig blieb. Pardo erkannte die Lage des Landes klar und hatte den Mut, sie offen darzulegen, was ihm von allen, die sich möglichst lange in der Täuschung zu erhalten wünschten, schwer verdacht wurde. Er wollte, dass, was von ausserordentlichen Einnahmen aus Guano und Salpeter noch übrig wäre, zur Bestreitung ausserordentlicher Ausgaben verwendet werden sollte, nämlich zur Vollendung der Eisenbahnen und anderer öffentlicher Bauten, und dass die ordentlichen Ausgaben des Staates wie in anderen Ländern aus dem Ertrag der Zölle und durch Steuern gedeckt würden. Da dies aber für das dermalige Budget nicht möglich war, so bemühte er sich durch Ersparnisse die Ausgaben so viel als möglich zu beschränken, besonders durch Verminderung des stehenden Heeres, wodurch zugleich den Ruhestörungen vorgebeugt wurde, die dem Lande durch die beständigen Militäraufstände bereitet worden waren.

Durch solche Bestrebungen wurden natürlich mancherlei Interessen empfindlich verletzt. Alle die, welche von den alten Missbräuchen Nutzen gezogen hatten, waren Pardos Widersacher. Die Scharen von Offizieren, die dem Lande wenig oder gar nicht gedient, die unnützen

und überflüssigen Beamten, deren ganze Arbeit darin bestand, die Hand auszustrecken, um den Gehalt in Empfang zu nehmen, waren seine erbitterten Gegner, der Geistlichkeit war er als Freisinniger verhasst. Dazu kam, dass seine Regierungszeit auf eine Periode unerhörter Verschwendung folgte, unter ihm begannen die finanziellen Schwierigkeiten, und kurzsichtige Leute warfen ihm vor, was sein Vorgänger verbrochen hatte. Die grössten Anfeindungen zog ihm endlich der Umstand zu, dass er bei seinen Reformbestrebungen sich vorzüglich auf den gebildeten Teil der Bevölkerung, also auf die Weissen, stützen musste. Dies wurde von seinen Gegnern benutzt, um bei dem niederen Volk, den schwarzen und braunen Mischlingen, ihn und seine Freunde als Aristokraten darzustellen, als einen geschlossenen Ring (argolla) von Leuten, die nur darauf bedacht seien, den Staat mit Ausschliessung aller andern zu ihrem Vorteil auszubeuten. Gehässige Verleumder gingen so weit, unter Hinweisung auf die Leere des Staatsschatzes zu verstehen zu geben, er selbst habe sich durch Veruntreuung öffentlichen Eigentums bereichert, während es doch eine bekannte Thatsache war, dass während seiner Amtsführung das bedeutende Privatvermögen Pardos sich so verminderte, dass er sich genötigt sah, bedeutende Summen von seinen Freunden aufzunehmen, und noch in den letzten Augenblicken seines Lebens die Erinnerung an seine Verbindlichkeiten ihm drückend war.

Der Tod Pardos war für Peru ein unersetzlicher Verlust, und zwar sah sich das Land seines besten Bürgers gerade zu einer Zeit beraubt, wo es ihn am wenigsten entbehren konnte. Der Hass seiner Feinde hat ihn noch über das Ende seines Lebens hinaus verfolgt, hat ihm die Schuld des Krieges mit Chile und die Verantwortlichkeit für die erlittenen Unfälle aufbürden wollen. Von solchem Vorwurf wird jeder billig Denkende sein Andenken freisprechen. Wiewohl es müssig ist, sich in Vermutungen zu ergehen über das, was unter gewissen Voraussetzungen hätte geschehen können, so kann man doch nicht umhin, sich vorzustellen, wie anders die jüngste Geschichtsperiode sich für Peru gestaltet haben würde, wenn Pardo noch am Leben gewesen wäre. Es ist wahr, dass er das Salpetermonopol geschaffen und das geheime Bündnis mit Bolivien abgeschlossen hatte, welches die Veranlassung zum Kriege wurde. Über die Zweckdienlichkeit und Klugheit dieser Massregeln mögen die Meinungen geteilt sein, doch berechtigt Pardos ganze politische Laufbahn zu der Annahme, dass, wenn die Leitung Perus in seinen Händen gewesen wäre, oder er auch nur gelebt hätte, der Krieg nicht ausgebrochen sein würde; hätte er sich aber dennoch

als unvermeidlich erwiesen, so würde er in anderer Weise geführt worden sein. Unter Pardos Leitung hätte das Volk Vertrauen zu sich gehabt und sich besser geschlagen, und wäre er trotzdem besiegt worden, so würde er ehrenvoller unterlegen sein. Die Schmach, die sein Nachfolger über sich und sein Land brachte, wäre Peru erspart worden, denn in früheren Bürgerkriegen hatte es sich wohl ereignet, dass Generäle von den Schlachtfeldern weggelaufen waren, auf denen ihre Truppen gesiegt hatten, aber dass ein Staatsoberhaupt bei Gefahr des Vaterlandes den Präsidentenstuhl im Stich gelassen, um sich ins Ausland zu flüchten, war bisher in Peru noch nicht erlebt worden.

Pardo war ein Manne von ausgebreiteten, vielseitigen Kenntnissen. Wiewohl seine Schulbildung an verschiedenen Orten erworben und wiederholt unterbrochen worden war, so wusste er diesen Nachteil durch seine rasche Auffassung, sein glückliches Gedächtnis und seinen Fleiss auszugleichen. Er war in der spanischen und englischen Litteratur wohl bewandert, fühlte sich dagegen von der französischen weniger angesprochen. Im geselligen Umgang war er einfach und anspruchslos; seine Unterhaltung war interessant, reich an eigenen Gedanken. Er zog lehrreiche Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände vor, erging sich aber auch zuweilen im vertrauten Verkehr in witzigen anekdotenreichen Plaudereien. Er war von mittlerer Grösse, robust und ging mit etwas vorgebeugter Haltung. Sein gewöhnlicher Gesichtsausdruck war ernst, und der Ausdruck seines Blickes hatte bei der geneigten Haltung des Kopfes etwas Düsteres, was jedoch alsbald verschwand, wenn er anfing zu reden. Das Gepräge seiner Züge in der Ruhe war der Wiederspiegel seines Charakters, der unbeugsamen Beharrlichkeit, die den Kern seines Wesens bildete. Ein starker Wille ist eine seltene Eigenschaft an den Ufern des Rimaks, und Pardo verdankte denselben nächst seiner galizischen Abstammung ohne Zweifel auch dem Umstand, dass er seine Jugend grossenteils in Ländern der gemässigten Zone zugebracht hatte. Seine Fehler hatten ihren Ursprung in seinen Tugenden und Vorzügen. Seine Festigkeit wurde oft zum Starrsinn, das Bewusstsein, dass er das Beste des Landes wolle, gab ihm die Überzeugung, dass seine Ansichten auch die zweckmässigsten zur Erreichung desselben seien. Es wurde ihm schwer, sich fremde Ideen zu eigen zu machen und mit anderen zusammen zu arbeiten. Allein von solchen Fehlern waren wenige Reformatoren frei, und ohne festen Glauben an sich selbst kann niemand ein grosses Werk vollenden.

Das Leichenbegängnis Manuel Pardos war das feierlichste, das in Lima je gesehen worden ist. Am 20. November, vier Tage nach seinem

Tode, wurden seine Überreste nach der Kirche des Klosters Santo Domingo gebracht, woselbst der Sarg auf einem Katafalk in einer schwarz ausgeschlagenen Kapelle ausgestellt und während des Tages von vielen Tausenden von Menschen besucht wurde. Am nächsten Tage war die Leichenfeier. Um 10 Uhr stand das ganze in Lima anwesende Heer in Parade auf dem Hauptplatz. Eine Stunde später versammelte sich das Trauergeleite in der Kirche von Santo Domingo, und der Zug ordnete sich, um den Sarg nach der Kathedrale zu bringen, wo das Totenamt stattfinden sollte. Wir lassen hier die vollständige Aufzählung des Zuges folgen, da dadurch dem Leser ein Überblick über die gesamte Gesellschaft der peruanischen Hauptstadt geboten wird.

Vorauf ritt ein General, dem das Kommando der bei der Ceremonie verwendeten Truppen übertragen war mit seinen Adjutanten. Darauf folgten:

Die Offiziere des Generalstabes.
Die Leibwache des Präsidenten zu Pferd.
Die Mitglieder der religiösen Orden.
Der Erzbischof, das Domkapitel und die Geistlichkeit.
Die Verwandten Pardos.

Dann kam der Sarg, von sechs Senatoren und sechs Deputierten getragen; die Bänder hielten der älteste General, die Präsidenten der Kammern und des Obertribunals und zwei Staatsminister. Zur Seite des Sarges schritten die Zöglinge der Militärschule als Ehrenwache. Hinter dem Sarge folgten:

Der Präsident der Republik.
Die Adjutanten des Präsidenten.
Die Staatsminister.
Die Ausschüsse der Kammern.
Die Mitglieder des Kongresses.
Das diplomatische Korps.
Der Juristen-Kongress.
Die Richter des Obertribunals.
Die Generale und Admirale.
Die Räte des Appellationsgerichts.
Die Munizipalität.
Die hohen Beamten der Ministerien.
Die Räte des Rechnungshofes.
Die Professoren der Universität.
Die Richter erster Instanz.
Das Ingenieurkorps.

Die Seeakademie.
Die Veteranen aus dem Unabhängigkeitskriege.
Die Marine-Offiziere.
Der städtische Wohlthätigkeits-Verein.
Der litterarische Klub.
Die Gesellschaft der schönen Künste.
Die medizinische Gesellschaft.
Der Union-Klub.
Der National-Klub.
Die Gesellschaft der Freunde des Wissens.
Die Gesellschaft für Verbesserung des Unterrichts.
Der Fortschritts-Klub.
Die kosmopolitische Gesellschaft.

Nachdem der Zug vier Mal vor Altären gehalten hatte, die auf dem Platz errichtet worden waren, gelangte er in die Kathedrale, wo der Sarg vor dem Katafalk niedergelassen wurde, welcher sich vor dem Hochaltar erhob. Das ganze Mittelschiff war von den Kapitälen der Pfeiler bis herab zum Boden mit schwarzen silberbestreuten Vorhängen bekleidet. Der Erzbischof feierte die Totenmesse unter Beistand der Domherren. Ein Orchester von 60 Musikern und eben so viele Sänger führten ein Requiem auf, einer der Herren vom Kapitel hielt die Trauerrede, der päpstliche Legat sprach den Segen, und während der Erzbischof und die Geistlichkeit in der Kirche zurückblieb, ordnete sich sodann der Zug von neuem, um die Überreste des gefeierten Toten unter Trauergeläut aller Glocken zu ihrer Ruhestätte zu geleiten.

Eine zahllose Menge von Privatpersonen aller Klassen schloss sich dem Zuge an, zu dessen beiden Seiten die Mitglieder der Feuerwehr und der Rettungsgesellschaften als Ehrenwache marschierten. Der mit Kränzen, Blumen und Palmenzweigen bedeckte Sarg wurde von der Kathedrale bis zum Friedhof getragen, eine Strecke von zwei Kilometern, auf welcher die Träger 15 Mal durch neue ersetzt wurden, die sich herandrängten, um durch Erweisung dieses letzten Dienstes ihre Verehrung für den Toten zu bezeugen. Auf den ersten Strecken waren die Träger Senatoren, Deputierte, höhere Offiziere, angesehene Privatleute, Vertreter der Presse und Litteraten. Alle Läden waren geschlossen und die Zuschauer, die den Zug an sich vorüberziehen liessen, waren in Trauer gekleidet.

Nach 5 Uhr kam der Zug auf dem Begräbnisplatze an, wo am Eingange die Mitglieder des Wohlthätigkeits-Vereins ihn erwarteten. Man liess den Sarg auf den Stufen des Vorplatzes der Kapelle nieder, die Versammlung bildete einen Halbkreis, in welchem nach einander die

Redner vortraten, um ihre Ansprachen vorzutragen. Gedächtnisreden wurden gehalten im Namen des Senates, der Abgeordnetenkammer, der Beneficencia, der Universität und der Presse, worauf der Sarg dem Direktor des Wohlthätigkeitsvereins übergeben und in der Familiengruft der Pardos beigesetzt wurde.

Es war inzwischen Nacht geworden, und die Teilnehmer am Trauerzuge wurden durch vier lange Extrazüge der transandinischen Bahn nach der Stadt zurückgebracht.

Die Verwaltung des allgemeinen Begräbnisplatzes steht nicht unter Aufsicht der Munizipalität, sondern unter der Beneficencia und der Verkauf der Grabnischen ist eine wichtige Einnahmequelle derselben. Die Grabnischen werden entweder für immer, oder nur auf eine gewisse Anzahl von Jahren vergeben. Der Preis einer Nische war ursprünglich 12 Pesos. Vor 20 Jahren war der Preis für den dauernden Besitz einer Nische auf 200 $ gestiegen, wurde aber nach dem Kriege auf 50 $ herabgesetzt. Für die dreijährige Benutzung einer Nische werden gegenwärtig 4 $ entrichtet, sodass also für diesen geringen Preis jede Familie ihren Mitgliedern ein anständiges Begräbnis verschaffen kann. Auch kann der Sarg nach Ablauf der Frist gegen Erneuerung der Gebühr weitere drei Jahre an seinem Orte belassen werden, und so fort, so lange es den Verwandten des Toten beliebt. Ist eine Leiche in einer Grabzelle beigesetzt worden, so wird die Öffnung derselben alsbald mit hydraulischem Kalk luftdicht verschlossen und später mit einer Marmorplatte oder Inschrift unter Glas versehen. Die aus den zeitweilig überlassenen Zellen entfernten Gebeine werden in Gewölben gesammelt.

Die Leichen des ärmeren Volkes werden auf einem, an den Begräbnisplatz anstossenden Totenfeld in der gewöhnlichen Weise begraben, jedoch nicht jede Leiche in einem besonderen Grabe, sondern in einer gemeinsamen 12—15 Fuss tiefen Grube, in welcher die Körper entweder in Särgen, oder nur vom Sterbekleid umhüllt, beigesetzt werden. Die Bestattung geschieht immer früh morgens. Die in das gemeinschaftliche Grab gelegten Leichen werden sogleich mit einer Lage von Kalk und Erde bedeckt. Am nächsten Tage wird in derselben Weise fortgefahren, bis die Grube keinen Körper mehr aufzunehmen vermag. Das für diese Gräber bestimmte Feld ist mit einer hohen Mauer umgeben, an welcher der Weg zum Haupteingang entlang führt.

Die mittlere Zahl der auf dem Begräbnisplatze in den 13 Jahren von der Eröffnung im Jahre 1808 bis zu Ende 1820 begraben wurden, war 3885, nämlich 1308 Männer, 920 Weiber und 1562 kleine Kinder. Die

Einwohnerzahl der Stadt betrug damals 64 000. In den Jahren 1879 bis 1883, als die Bevölkerung etwas über 100 000 Seelen war, ergaben die amtlichen Berichte folgende Zahlen für die Beerdigungen:

	Männer	Weiber	kleine Kinder	zusammen
1879:	1803	1453	3825	7081
1880:	2563	1504	2224	6291
1881:	3621	1700	1959	7280
1882:	1786	1213	1738	4297
1883:	1394	1161	1248	3803

Die aussergewöhnlich grosse Zahl der Todesfälle unter den Männern in den Jahren 1880 und 1881 wurde durch den Krieg mit Chile verursacht, indem damals eine grosse Anzahl Verwundeter in den Hospitälern starben und auf dem Begräbnisplatz beerdigt wurden.

Wohlthätigkeits-Vereine der fremden Kolonieen in Lima.

Zwar gewährt die Verwaltung der peruanischen Beneficencia ihre Hilfsleistungen ohne Unterschied der Nationalität, und ausländische Kranke finden in ihren Anstalten eben so bereitwillige Aufnahme als einheimische, indessen haben doch die hier ansässigen Fremden fast aller in der Bevölkerung von Lima vertretenen Nationen noch besondere Vereine zur Unterstützung ihrer Kranken und hilfsbedürftigen Angehörigen gegründet.

Zur ersten derartigen Gesellschaft vereinigten sich die Spanier und gründeten im Jahre 1857 ihre Sociedad de beneficencia Española mit 143 Mitgliedern, welche sich verpflichteten, monatlich einen Peso beizusteuern, um kranken Landsleuten Beköstigung, Pflege und im Falle des Ablebens anständiges Begräbnis zu sichern.

Im Jahre 1860 entstand die Société de bienfaisance Française, auf Anregung des damaligen französischen Ministers Edouard de Lesseps, Bruder des berühmten Erbauers des Suez-Kanals. Die Absicht dieser Gesellschaft war von vornherein auf die Gründung eines Hospitals gerichtet. Anfangs betrug jedoch der Stiftungsfonds nur 4508 $, und erst nachdem durch Vermächtnisse und Schenkungen das Kapital der Gesellschaft auf 35 000 $ angewachsen war, konnte man zur Ausführung dieses Planes schreiten. Man kaufte ein Grundstück am südlichen Ende der Stadt und dort wurde im Jahre 1867 der Grundstein zu der jetzigen Maison de Santé gelegt. Obgleich nun das Gebäude schon im nächsten Jahr vollendet war, so konnte es doch nicht sogleich eröffnet werden, da die barmherzigen Schwestern des St. Vincenz von Paul es ablehnten,

die Krankenpflege zu übernehmen, indem ihre Regel ihnen nur erlaubt, in Hospitälern zu wirken, wo die Kranken unentgeltlich aufgenommen werden. Man trat daher mit den Schwestern des heiligen Joseph von Cluny in Unterhandlung, im Juli 1870 kamen die ersten vier Schwestern an und das Hospital wurde eröffnet.

Durch die Gründung dieser Anstalt, welche erheblich mehr Geldmittel erfordert hatte, als der Kostenanschlag erwarten liess, geriet die Gesellschaft in wirtschaftliche Schwierigkeiten, welche Jahre lang dauerten, ungeachtet verschiedener Schenkungen und ausserordentlichen Sammlungen. Um den Fehlbetrag zu decken, gab man daher 230 Schuldscheine aus, die von Mitgliedern gezeichnet wurden. Obgleich nun der Krieg zwischen Peru und Chile anfangs die Lage der Gesellschaft ausserordentlich erschwerte, so erwuchs ihr doch schliesslich daraus ein grosser Nutzen, indem 1882 alle nicht getilgten Aktien oder Schuldscheine in entwertetem Papiergeld abgetragen werden konnten. Seit der Zeit ist die Lage des Hospitals gesichert. Der Staat hat der Gesellschaft die an das Gebäude anstossende Kirche von Guadalupe zur Verfügung gestellt, und diese ist den Schwestern von Cluny übergeben worden.

Das Hospital ist vortrefflich eingerichtet, die Krankenzimmer liegen um einen freundlichen Garten, und die Pflege ist ausgezeichnet; denn wiewohl das Haus nur 40 Kranke aufnehmen kann, wird der Dienst von 16 Schwestern versehen — das Hospital Dos de Mayo hat für seine 350 Kranken nur dieselbe Anzahl. Alle in die Maison de Santé aufgenommenen Kranken haben einen täglichen Beitrag zu entrichten, auch die Mitglieder der Gesellschaft, wiewohl für diese eine Ermässigung des Preises eintritt. Man hat besondere Zimmer mit einem Bett zu 4 $, mit zwei Betten zu 2 $, und zu vier Betten zu 1,25 $. Das ärztliche Personal besteht aus zwei Ärzten und zwei Praktikanten.

Zwei Jahre später als die Franzosen (1862) bildeten auch die in Lima ansässigen Italiener einen Verein zur Unterstützung kranker Landsleute: società di beneficenza Italiana. Wie die italienische Kolonie die zahlreichste in Lima ist, so zählt auch ihr Verein mehr Mitglieder als die der übrigen Fremden; es sind ihrer über 1300. Als nach Besetzung Limas durch die Chilenen die besten Hospitäler der Stadt von den Siegern für ihre Verwundeten in Anspruch genommen wurden und Kranke aus der Stadt, besonders Ausländer, nur mit Schwierigkeiten in den öffentlichen Anstalten Aufnahme fanden, beschloss der italienische Verein auf Antrag seines damaligen Vorstandes, ein eigenes Hospital

zu errichten. Man mietete zu diesem Zwecke von der peruanischen Beneficencia ein Gebäude, in welchem sich früher eine Schule der Brüderschaft des O befunden hatte, und zwar auf zehn Jahre gegen einen Mietszins von 200 $ Papier monatlich — etwa 12 $ Silber. Dieses Hospital enthält in zehn grösseren und kleineren Zimmern 40 Betten. Die unbemittelten Italiener werden daselbst unentgeltlich verpflegt. Vermögenden wird je nach Beschaffenheit der Zimmer und Bequemlichkeiten 1—4 $ pro Tag berechnet. Das medizinische Personal besteht aus vier Ärzten und zwei Praktikanten. Die Krankenpflege wird durch Wärter besorgt. Man vermisst sogleich beim Eintritt die ordnende Hand der Schwestern. Das Hospital ist weit weniger reinlich gehalten als die übrigen Krankenhäuser.

Der italienische Verein beabsichtigt gegenwärtig ein neues grösseres Hospital auf eigenem Grund und Boden zu errichten. Ein grosses Grundstück ist bereits an einem der Boulevards in der Nähe des Ausstellungsgebäudes erworben und der Grundstein gelegt. Mit dem weiteren Bau geht es langsam, denn das ganze bare Vermögen der Gesellschaft, das vor dem Kriege 30 000 $ betrug, ist zu Papier geworden.

Der Hilfsverein der Deutschen besteht seit dem Jahre 1859. Im Jahre 1885 zählte der Verein 225 Mitglieder und besass ein Vermögen von 1700 Pfund Sterling. Die ordentlichen Einnahmen aus den entrichteten Beiträgen betrugen 1300 $, wozu noch die Zinsen des Kapitals mit 1000 $ kamen, und etwa eben so viel durch Konzerte erzielt wird, welche zu diesem Ende alljährlich veranstaltet werden. Aus den Einnahmen wird Schulgeld für 37 arme Kinder bezahlt und der Rest zu Unterstützungen verwendet. In dürftigen Umständen verstorbene Landsleute lässt der Verein begraben.

Ein englischer Unterstützungs-Verein — The English benevolent society — besteht bereits seit langer Zeit, doch hat sich gegenwärtig die Zahl seiner Mitglieder gegen früher erheblich vermindert. Eine englische Schule, welche der Verein unterhielt, ist daher seit einigen Jahren eingegangen.

Auch die Chinesen haben unter sich einen Verein zur Unterstützung arbeitsunfähiger Landsleute gestiftet. Augenleiden sind unter den Arbeitern auf den Haciendas ausserordentlich häufig, und früher waren die Strassen voll von blinden Bettlern. Diese sind jetzt nach einem Asyl bei Bellavista unweit Callao gebracht worden, welches von der chinesischen Kolonie verwaltet wird.

Santa Sofia.

Im Anschluss an die Wohlthätigkeits-Anstalten der fremden Kolonieen lassen wir die Notiz über ein Gebäude folgen, welches zu einem ähnlichen Zwecke bestimmt war, bis jetzt aber demselben noch nicht dient. Der Grund zu diesem Gebäude wurde durch eine Aktiengesellschaft gelegt, welche sich im Jahre 1872 unter dem Vorsitz Manuel Pardos gebildet hatte, mit der Absicht, in demselben eine Musterschule zu errichten. Da es sich jedoch sehr bald herausstellte, dass die Vollendung des Gebäudes nach dem vorliegenden Entwurf die Mittel der Gesellschaft bedeutend übersteigen würde, so unterbrach man den Bau, die Gesellschaft löste sich auf, und in der Liquidation wurde das Grundstück nebst den Grundmauern an den Geschäftsinhaber des durch seinen Guano-Kontrakt bekannten Hauses Dreyfus verkauft. Augusto Dreyfus liess darauf das Haus nach seinem ursprünglichen Plane weiterbauen, hatte aber die Absicht, demselben eine andere Bestimmung zu geben. Er wollte das Gebäude nach seiner Vollendung der Beneficencia von Lima zu Hospitalzwecken anbieten und nannte es zum Andenken an seine verstorbene Gattin Sofia Bergmann de Dreyfus »Santa Sofia«.

Der Bau war bereits unter Dach und es fehlte nur noch die innere Ausstattung, als die auch in Europa bekannten und viel besprochenen Streitigkeiten des Hauses Dreyfus mit der peruanischen Regierung begannen. Dreyfus beanspruchte von Peru eine Summe von 21 Millionen Soles, welche ihm die Republik nach Abwicklung des Guanogeschäfts schuldig sei. Die peruanische Regierung dagegen bestritt nicht nur, dass sie Dreyfus etwas schulde, sondern beanspruchte im Gegenteil von diesem die Zurückerstattung von 8 Millionen Soles, so dass die Differenz der gegenseitigen Abrechnungen nicht weniger als 29 Millionen betrug. Als zu Ende des Jahres 1879 Nicolas Piérola nach der Flucht des Präsidenten Prado sich der Regierung bemächtigt hatte, erklärte sich Dreyfus bereit, die streitigen Punkte seinem schiedsrichterlichen Urteil zu unterwerfen. Piérola war als Finanzminister Baltas Dreyfus bei Erwerbung seines Guanokontrakts behilflich gewesen, und war seit der Zeit stets mit dem Hause in intimen Beziehungen geblieben. Sein Spruch lautete dahin, dass die Republik an Dreyfus 12 Millionen Soles schulde, und dass dieser das Recht haben sollte, aus den Guanolagern Perus so viele Ladungen auszuführen, als erforderlich sein würden, die besagte Summe zu decken. Allein diese für Dreyfus günstige Entscheidung brachte diesem nur geringen Nutzen. Denn kaum hatte er einige Tausend Tonnen Guano von geringer Qualität von den Lobos-

Inseln ausführen lassen, so wurden diese von den Chilenen in Beschlag genommen, und nach dem Frieden mit Chile wurde das Urteil Piérolas vom Kongresse für ungültig erklärt.*)

Unter diesen Umständen ist bis jetzt die von Dreyfus beabsichtigte Schenkung unterblieben. Der Bau wurde nicht vollendet, und die Räume des Gebäudes, die während des Krieges von den Chilenen als Hospital verwendet wurden, haben einigermassen gelitten. Das Haus steht leer und wird in keiner Weise benutzt.

Wiewohl vernachlässigt und bestaubt, ist Santa Sofia nächst dem Palaste der Ausstellung das stattlichste und schönste Gebäude der Stadt. Es liegt an dem grossen Boulevard, dem botanischen Garten schräg gegenüber, oberhalb und unweit des Ausstellungsgartens. Es besteht aus einem monumentalen Vorderbau mit einem dahinterliegenden Hof, der mit Bogengängen umgeben ist und auf den sich die Säle öffnen. Nur der Mittelbau hat einen Oberstock, welcher einen sehr grossen und zwei kleinere Säle enthält. Nach dem Hofe zu zieht sich vor diesen Räumen eine Säulenhalle hin, von welcher aus man eine weite Rundsicht auf das Thal von Lima, die umgebenden Höhen und die Bucht von Callao und Chorrillos geniesst.

Die Sehenswürdigkeit des Hauses ist das Mausoleum, welches sich in der Mitte des Hofes erhebt. Es besteht aus einem vierseitigen Unterbau von Granit, an dessen Ecken vorspringende Plattformen vier überlebensgrosse Bronzefiguren tragen. Sie wenden den Rücken einem Piedestal von weissem Marmor zu, auf welchem ein offener Sarkophag von Granit ruht, und auf diesem eine liegende weibliche Figur von weissem Marmor. Darunter liest man die Inschrift: Sofia Bergmann de Dreyfus, murió en Paris joven, 10 de Octubre 1871, fué angel y martir. An der hinteren Seite befindet sich der Eingang zu einer Grabkapelle oder Zelle, die aber leer ist. Das ganze Denkmal hat schöne und edle Verhältnisse, die Bronzefiguren und das Marmorbild sind von feiner Ausführung. Der beste Ort für die Betrachtung, besonders der liegenden Figur, ist die Säulenhalle des Oberstocks.

*) Nähere Angaben über diese Angelegenheit finden sich im zweiten Bande dieses Werkes in dem Kapitel über den Guano.

X.

Gebäude und Anstalten,

die unter städtischer Verwaltung oder Aufsicht stehen.

Das Rathaus. — Die Markthallen. — Das Schlachthaus. — Die Wasserleitung. — Die Löschanstalten. — Die Beleuchtungsanstalten.

Das Rathaus — La Municipalidad.

Das Rathaus der Stadt, früher Cabildo, jetzt Munizipalität genannt, steht an der unteren oder westlichen Seite des Hauptplatzes, an der dem Regierungsgebäude zunächst liegenden Ecke, dem erzbischöflichen Palaste gegenüber. Das Erdgeschoss unterscheidet sich nicht von den übrigen Häusern dieser Seite, es besteht aus Läden, die sich in die Arkaden des Portals de los Escribanos öffnen. Im Oberstock befindet sich nach der Plaza zu eine geräumige, von zwölf Bogen getragene Halle, vor welcher an der ganzen Front entlang ein offener Balkon läuft. Über den Bogen erhebt sich als zweiter Stock ein monumentaler Aufsatz, der aber keine Zimmer, sondern nur eine Uhr enthält, deren Zifferblatt nachts erleuchtet ist, und nach welcher die Uhren der Eisenbahnstationen reguliert werden. Der Oberbau endigt mit einem flachen dreiseitigen Giebel, welcher einen hohen Flaggenstock trägt. Die ganze Fassade bietet einen zugleich stattlichen und freundlichen Anblick.

Das Rathaus steht auf dem Bauplatz, welchen bei Gründung der Stadt Francisco Pizarro für seinen Bruder Fernando bestimmt hatte, den dieser aber nicht benutzen konnte, da er nie wieder nach Peru zurückkehrte. Die äussere Gestalt des Gebäudes scheint sich trotz der vielen Erdbeben nicht wesentlich geändert zu haben, denn der Pater Cobo erwähnt bereits die Bogen und die Halle des Oberstockes. Im Archiv



La Municipalidad, das städtische Verwaltungs-Gebäude.

(S. 568.)

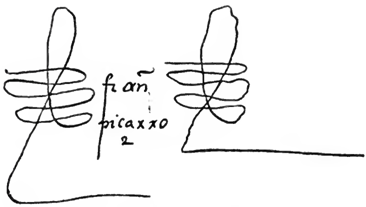
wird noch die von Pizarro und drei Zeugen unterzeichnete Urkunde der Gründung der Stadt aufbewahrt, sowie auch das königliche Dekret — cédula — in welchem der Stadt das Vorrecht erteilt wird, ein Wappen zu führen. Es ist etwas umständlich, diese Urkunden zu sehen zu bekommen, denn sie befinden sich nicht im Archiv bei den übrigen Papieren, sondern in einem besonderen eisernen Kasten, zu dessen Öffnung drei Schlüssel erforderlich sind. Den einen derselben hat der Alkalde, die anderen beiden sind dem Syndikus und dem Kassierer der Munizipalität zur Verwahrung übergeben. Solche ausserordentliche Vorsichtsmassregeln sind getroffen worden, seit vor etwa vier Jahren der erste Band der Urkunden des alten Cabildo unerwarteterweise wieder in den Besitz der Munizipalität gelangte, nachdem er 40 Jahre lang gefehlt hatte. Zur Zeit, als der General Vivanco unter dem Titel eines Direktors an der Spitze der Republik stand (1843—1844), kam eines Abends im Palast das Gespräch auf Francisco Pizarro, und die Anwesenden waren geteilter Meinung darüber, ob der Eroberer Perus die Kunst des Schreibens besessen habe oder nicht. Um sich über diesen Punkt Gewissheit zu verschaffen, liess man den erwähnten ersten Band der Dokumente aus dem nahegelegenen Rathause holen, in welchem sich die Unterschrift Pizarros sehr oft vorfindet. Nachdem man sich die gewünschte Aufklärung verschafft hatte, bekümmerte sich niemand weiter um das Buch, und am nächsten Morgen war dasselbe verschwunden, ohne dass irgend jemand über dessen Verbleib hätte Aufschluss geben können. Vor einigen Jahren wurde dasselbe endlich einem Geistlichen im Beichtstuhl übergeben, nicht durch den Entwender, der nicht mehr lebte, sondern durch eine andere Person.

Nachdem der Verfasser sich viermal vergebens auf das Rathaus begeben hatte, indem immer der eine oder der andere Schlüssel fehlte, waren endlich eines Tages alle drei zur Hand, und das so wohl verwahrte Buch wurde hervorgeholt. Der Einband war einigermassen verschimmelt, aber die Blätter hatten nur wenig vom Holzwurm gelitten, und auch die Tinte war nur selten verblasst oder gelblich geworden. Trotzdem würde es ihm nur schwer und unter grossem Zeitverlust möglich geworden sein, die Handschrift des ersten Stadtschreibers Domingo de la Presa zu entziffern, dessen sonderbare Schnörkel mehr arabischen Buchstaben ähnlich sahen als lateinischen.*) Diese Schwierigkeit muss

*) Alle aus dem 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herstammenden Urkunden im ersten Bande des Cabildo sind in ähnlich verschnörkelter Weise geschrieben mit vielfachen Zusammenziehungen und Abkürzungen der Worte. Diese Art zu schreiben scheint auch sonst in Spanien gebräuchlich gewesen zu sein, denn

aber schon vor längerer Zeit als störend empfunden worden sein, daher die wichtigsten Urkunden in nicht moderner, aber sehr klarer Schrift kopiert und die Blätter in das Buch mit eingeheftet sind.

Was den streitigen Punkt betrifft, der die Veranlassung zur Entwendung des Buches wurde, ob nämlich Pizarro habe schreiben können oder nicht, so muss derselbe nach den vorhandenen Beweisstücken verneinend entschieden werden. Pizarro machte nur zwei durch einen zollbreiten Zwischenraum getrennte einander ähnliche Schnörkel, zwischen welchen bei wichtigen Schriften sein Privatsekretär Antonio Picado seinen Namen schrieb, wie dies in dem nachstehenden Facsimile zu ersehen



Francisco Pizarros Unterschrift.

ist. Pizarros Schnörkel kehren in der Urkundensammlung sehr oft wieder und nur an wenigen Stellen ist sein Name hinzugefügt. Der Gebrauch, mit einem Namenszug oder Schnörkel zu unterschreiben, statt mit dem vollen Namen oder dessen Anfangsbuchstaben, ist von jeher in Spanien herkömmlich gewesen, und stammt ohne Zweifel aus der Zeit, wo die Kunst des Schreibens noch wenig verbreitet war. Sie hat sich bis in unsere Zeiten erhalten, wie denn zum Beispiel in Peru der Präsident ein gewöhnliches Dekret nicht mit seinem Namen unterzeichnet, sondern mit seinem Schnörkel, rúbrica de su Excelencia genannt. Im bürgerlichen Leben wird keine Unterschrift für vollständig gehalten, wenn der Schnörkel oder die Rubrika fehlt. Die Könige von Spanien unterzeichneten nie ihren Namen, sondern nur »Yo el rey«, und dahinter den Schnörkel, den jeder Monarch als seinen eigentümlichen Namenszug angenommen hatte.

---

in Trujillo zeigte mir der Escribano Ortega ein Buch, welches unter Anführung einer grossen Anzahl facsimilarischer Beispiele die Entzifferung alter Handschriften behandelte: Escuela paleográfica o de leer letras antiguas desde la entrada de los godos en España por el P. Andrès Merino de Jesu Cristo, Madrid 1780.

Die Räumlichkeiten des Rathauses bieten nichts Bemerkenswertes. Sie enthalten ein Polizeibureau, Verwaltungs- und Kassenlokale, das Archiv und den Sitzungssaal für die Mitglieder der Munizipalität oder Stadträte, für welche eine grosse Anzahl roter Plüschsessel in zwei Reihen geordnet an den Wänden aufgestellt sind. An einer der Wände hängt ein Bild in einfachem Rahmen, die Stadt vor dem Erdbeben von 1746 aus der Vogelperspektive darstellend. An der gegenüberstehenden befindet sich ein Gemälde mit dem Wappen, welches der Kaiser Karl V. der Stadt verlieh: drei goldene Kronen in blauem Felde, darüber ein Stern, dessen drei Strahlen auf die Kronen fallen, neben der unteren Krone die Buchstaben K und J zur Erinnerung an den Namen des Kaisers und seiner Mutter Johanna, welche in Spanien an seiner Statt die Regierung führte. Das Schild befindet sich auf der Brust eines zweiköpfigen schwarzen Adlers in rotem Felde, zu beiden Seiten desselben zwei Säulen mit der Devise: Plus ultra; um das Ganze die Inschrift: La muy noble, insigne y muy leal ciudad de los Reyes del Peru. — Auf dem Vorplatz befindet sich ein staubbedecktes Ölgemälde, den Befreier Perus, Simon Bolivar, lebensgross in Generalsuniform darstellend.

In allen spanischen Kolonialstädten wurden, sobald die Einwohnerzahl es erlaubte, aus den Kolonisten gewählte städtische Behörden eingesetzt, denen die Verwaltung der Gemeindeinteressen oblag und die eine wichtige Rolle spielten. In Lima bestand nach der Erklärung der Unabhängigkeit die alte Einrichtung fort, erlitt aber unter den verschiedenen Verfassungen mancherlei Abänderungen. Die Konstitution von 1839 unterdrückte die Versammlung der Stadträte und behielt nur den Bürgermeister — alcalde — und zwei Beiräte — sindicos —. Die Verfassungen von 1856 und 1860 führte die Stadtverordneten wieder ein unter dem Namen der Munizipalität.

Nach der Munizipalordnung vom Jahre 1861 hat jede Departementshauptstadt einen Stadtrat von 12 Mitgliedern, jede Provinzialhauptstadt einen solchen von 6 Beisitzern, jeder Distrikt eine Munizipalagentur von 3 Personen. Jeder Stadtrat — municipalidad — erwählt aus seinen Mitgliedern einen Bürgermeister — alcalde — und zwei Beisitzer — sindicos. Die übrigen Räte heissen wie zu Zeiten der Kolonialherrschaft regidores. Neben den Räten steht eine gleiche Anzahl von Stellvertretern. Die Munizipalitäten und ihre Stellvertretung werden durch die Wahlkollegien gewählt wie die Mitglieder des Kongresses und der Präsident der Republik. Die Annahme der Wahl ist obligatorisch und das Amt wird unentgeltlich verwaltet. Bloss bei Wiederwahl ist es gestattet die Wahl abzulehnen. Die Dauer eines Munizipalamtes ist zwei

Jahre; alle zwei Jahre scheidet die Hälfte der Mitglieder aus, welche entweder durch Neuwahlen ersetzt oder wiedergewählt werden. Der Alcalde oder Bürgermeister wird alljährlich neu gewählt.

Die Renten der Munizipalität werden durch einen Schatzmeister verwaltet, welcher durch Stimmenmehrheit gewählt wird und Kaution leisten muss. Derselbe bezieht als Gehalt $^{1}/_{2}$ pCt. der durch seine Hände gehenden Geldsummen. Alle sechs Monate übergiebt der Schatzmeister seine Rechnungsablage den Sindicos, durch welche sie der Versammlung vorgelegt wird.

Die Obliegenheiten der Munizipalitäten sind: Sorge für Gesundheitspflege durch Reinhaltung der Strassen, Märkte, Schlachthäuser und Privatwohnungen; Aufsicht über die Wasserleitungen, das Bauwesen, die Strassenpflasterung, über öffentliche Plätze und Spaziergänge, Jahrmärkte, Theater und sonstige öffentliche Vergnügungen, Impfanstalten, Elementarschulen, Statistik und Lokalchronik.

Unter der Verwaltung Manuel Pardos (1872—1876) traten an die Stelle der Munizipalitäten Departemental- und Provinzialräte. Die Ratsversammlung der Stadt Lima wurde auf 100 Mitglieder vermehrt. Diese Einrichtung bestand bis zu Ende des Jahres 1879, worauf sie unter der Diktatur Piérolas wieder abgeschafft wurde. Während der darauf folgenden dreijährigen Besetzung Limas durch die Chilenen stand die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten unter einem Beamten, welcher den Titel Jefe politico führte. Nach dem Friedensvertrag zu Ancon endlich wurde unter der Regierung des von den Chilenen eingesetzten provisorischen Präsidenten Iglesias die alte Munizipalordnung wieder hergestellt, aber die 12 Räte oder Regidores nebst dem Bürgermeister oder Alcalde und den Sindicos wurden nicht wie sonst durch die Wahlkollegien erwählt, sondern durch die Regierung ernannt. Die getroffenen Wahlen waren auf lauter achtbare Männer gefallen, welche das Vertrauen des Publikums besassen und sich der Ordnung der während der Kriegsjahre vernachlässigten städtischen Interessen mit Eifer widmeten. Was ihre Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nahm, war der Zustand der Strassen. Dieser war allmählich derart geworden, dass manche der am meisten benutzten kaum mehr mit Wagen befahren werden konnten. Man hatte vor ungefähr 10 Jahren angefangen, das alte Pflaster zu entfernen und durch eine Art Macadamisierung zu ersetzen. Es wurde dazu eine besondere Steinart verwendet, ein Thonschiefer, Ripio genannt, welchen man an der transandinischen Bahn gefunden hatte, und der, mit Wasser befeuchtet und gestampft, einen festen glatten Fahrdamm bildete. Allein es zeigte sich bald, dass die gerühmten

Vorteile dieser Schossierung nur von kurzer Dauer waren. Die Strassen wurden im Winter unangenehm kotig und im Sommer so staubig, dass die Sprenganstalten sich als ungenügend erwiesen. Dabei entstanden allenthalben tiefe Löcher, welche das Fahren unerträglich machten, und deren Auffüllung das Übel nur vorübergehend verbesserte. Die neue Munizipalität beschloss daher das frühere Pflaster mit zweckmässigen Verbesserungen wieder herzustellen, und diese wichtige Arbeit ist bereits beendigt worden.

Die nächste Sorge des Stadtrats galt der Gesundheitspflege. Bereits im Jahre 1873 war bei Gelegenheit der Reform der Munizipalität eine sanitätspolizeiliche Verordnung erlassen worden, welche durch Zusätze vom Juli 1879 erweitert und vervollständigt wurde. Durch diese wurde die Oberaufsicht über die hygienischen Massregeln einem Gesundheitsrat — junta de salubridad pública — übertragen, welcher gebildet wurde aus einem Vorsitzenden, zwei Stadträten, dem Dekan der medizinischen Fakultät und den Professoren der Hygiene, der Chemie und der gerichtlichen Medizin, einem Ingenieur und einem Architekten. Das diesem Rate unterstellte gesundheitspolizeiliche Personal bestand aus fünf Polizeiärzten, deren je einer jedem der fünf Polizeidistrikte der Stadt zugeteilt war, und drei sachverständigen Chemikern. Die Obliegenheiten der Ärzte bestanden im Nachtdienst, Konstatierung der Sterbefälle, Überwachung des Gesundheitszustandes ihres Bezirkes, Aufsicht über öffentliche Anstalten, industrielle Anlagen, Impfung und monatliche Berichterstattung an den Gesundheitsrat. Die Chemiker führten die Aufsicht über Nahrungsmittel und Getränke, zu welchem Ende sie Märkte, Gasthäuser, Bäckereien, Fleischereien, Destillationen, Weinlager und Brauereien zu besuchen und die nötigen Analysen vorzunehmen hatten.

Diese Verordnung, welche durch den bald nach ihrem Erlass erfolgten Ausbruch des Krieges mit Chile nur teilweise zur Ausführung kam, wurde nach Abschluss des Friedens und Wiedereinsetung der nationalen Behörden mit geringen Abänderungen wieder in Kraft gesetzt. Der jetzige Gesundheitsrat — junta de sanidad municipal — besteht aus demselben Personal wie der frühere mit Hinzuziehung von drei Sanitätsärzten und fünf Chemikern. Ausserdem wurde die Einrichtung eines meteorologischen Observatoriums und eines chemischen Laboratoriums verfügt, welche beiden Anstalten seit dem Monat Juli 1885 eröffnet wurden und ihre Arbeiten begannen. Die meteorologischen Beobachtungen sowie die gewöhnlichen und epidemischen Krankheiten werden tabellarisch zusammengestellt und am Ende jedes Monats veröffentlicht.

Die wirtschaftliche Lage der Munizipalität ist trotz der schweren Leiden, die der Krieg über Land und Stadt gebracht hat, eine günstige, und wenn den städtischen Behörden nur immer die freie Verfügung über ihre Einnahmen belassen würde, so könnten sie viel für Verbesserungen thun, allein die Regierung hat ihr wiederholt, und letzthin besonders die des Generals Iglesias, einen grossen Teil ihres Einkommens entzogen, so dass bis vor kurzem die Stadt nicht einmal imstande war, die Zinsen ihrer Schuld zu entrichten. Die hauptsächlichsten Einnahmen bezieht die Stadtkasse aus der Verpachtung des Schlachthauses, der Märkte, der Accise, der Steuer auf geistige Getränke, der Vermietung ihrer Grundstücke und aus der Abgabe für Strassenbeleuchtung und nächtlichen Wachtdienst. Im ganzen betrugen die Einnahmen für das Jahr 1885 nach amtlichen Quellen 485 300 $.

Die Schulden der Stadt sind im Verhältnis zu ihren Einnahmen unbedeutend. Ein Teil derselben rührt noch aus den Zeiten der spanischen Herrschaft her und besteht aus Darlehen, welche der königlichen Regierung von Privatpersonen vorgestreckt und von dem Stadtrat garantiert worden waren. Nach der Einführung der Republik erkannte die Nationalregierung diese Schulden an und befahl die Vergütung der Zinsen. Allein während der Zeit, in welcher die Munizipalität unterdrückt war, während der bolivianischen Konföderation und während der Gültigkeit der Verfassung von 1839, von diesem Jahre bis zu Ende 1856, flossen die Einnahmen der Stadt in die Staatskasse, aber die Regierung unterliess die Zinszahlung. Nach Wiederherstellung der Munizipalität durch die Verfassung von 1856 wurden die Zinsen bis 1881 wieder regelmässig entrichtet. Dieselben sind niedrig und betragen nur 3 bis 6 pCt.

Eine zweite Schuld wurde zur Verbesserung der Fahrstrasse nach Callao — carretera — unter der Verwaltung Baltas im Jahre 1871 aufgenommen im Betrage von 305 000 $. Davon sind bis jetzt noch ungetilgt 160 000 $, welche 8 pCt. Zinsen geniessen und mit 5 pCt. jährlich getilgt werden.

Die dritte Schuld von 800 000 $ wurde zu verschiedenen Zeiten und in ungleichen Partieen aufgenommen, die meisten, als bereits Papierwährung bestand und die Noten schon erheblich entwertet waren.

Eine vierte Schuld von 500 000 $ wurde während der kurzen Regierungsdauer des von den Chilenen eingesetzten Doktor Garcia Calderon unterzubringen gesucht, als der Papiersol nur noch 2,5—3 Pence wert war. 185 000 $ derselben gelangten gar nicht zur Ausgabe.

Die Gesamtschuld der Stadt beträgt, nachdem die Summen, die zur

Zeit der Papierwährung ausgegeben wurden, auf ihren Silberwert berechnet und die fälligen Amortisationen in Abzug gebracht worden sind:

Alte spanische Schuld:	374 738 $	mit Zinsen pro Jahr	17 487 $
Strasse nach Callao:	160 000 »	Zinsen u. Amortisation	24 300 »
Anleihe von 800 000 $	370 890 »	» » »	50 471 »
» » 500 000 »	23 850 »	» » »	2 962 »
Kapital	929 478 $	Zins. u. Amortis. p. Jahr	95 220 $

Die Munizipalität hatte in ihrem Kostenvoranschlag für das Jahr 1884 die Summe von 60 000 $ ausgeworfen, wovon die Zinsen der Schuld bezahlt, die Amortisation jedoch noch nicht wieder aufgenommen werden sollte, wiewohl dies durch die sich am Ende des Jahres ergebende Mehreinnahme ebenfalls möglich gewesen wäre. Allein die Regierung untersagte die Einlösung der fälligen Zinskupons und liess die dazu bestimmten Gelder der Staatskasse zuweisen. Ausserdem wurde der Stadt noch eine Beisteuer zur Besoldung der Richter aufgebürdet, auch nach dem Brande des Regierungsgebäudes im Dezember 1884 die Kosten der Wiederherstellung aus städtischen Mitteln gedeckt. Trotz dieser widerrechtlichen und eigenmächtigen Eingriffe, durch welche die Regierung über mehr als ein Drittel der städtischen Einnahmen verfügt hatte, ermöglichte die Munizipalität doch verschiedene ausserordentliche Ausgaben. So wurde das Inventar der während der chilenischen Besetzung ausgeraubten Munizipalschulen wieder ersetzt, der Druck des biographischen Lexikons des Generals Mendiburu übernommen und dem um Peru hochverdienten Naturforscher Antonio Raimondi eine Unterstützung zur Fortsetzung seiner Studien gewährt, da diesem Gelehrten sein Gehalt seit Jahren nicht ausgezahlt worden war.

Die Markthalle — Mercado de la Concepcion.

In alten Zeiten befand sich der Markt, auf welchem die Lebensmittel feilgeboten wurden, auf dem Hauptplatz in der Gegend, die unmittelbar vor den Thüren der Kathedrale liegt. Man nannte diesen Markt »el gato«, welches Wort aber nicht nach seiner Bedeutung in der spanischen Sprache mit »Kater« zu übersetzen ist, denn es ist eine verdorbene Aussprache des Kechuawortes 'Katu, welches Tauschhandel und einen zum Kauf und Verkauf bestimmten Ort bedeutet. Der Pater Cobo in seiner Geschichte von Lima spricht von der Menschenmenge von brauner und schwarzer Farbe, die sich beständig dort lärmend umhertummelte, und bemerkt, dass an Sonn- und Festtagen für die Verkäufer, die ihren

Posten nicht verlassen konnten, von einem Balkon der Kathedrale aus eine Messe gelesen worden sei. Zu jener Zeit existierten bereits die kleinen Läden vor der Front des Palastes, cajones (Kasten) genannt, die man erst in unseren Tagen nach dem letzten Brande (1884) abgebrochen hat. Der Kirche gegenüber, vor den Hallen des Rathauses, befanden sich Buden, wo alte Kleider und Hausgerät versteigert zu werden pflegten.

In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts wurde der Markt auf den Platz vor dem Kloster San Francisco verlegt, später auf den Platz der Inquisition, zuletzt in den 40er Jahren in den Kreuzgang des ehemaligen Dominikaner-Kollegiums Santo Tomas, wobei die Buden und Verkaufsstände bis in die benachbarten Strassen standen und den Verkehr in denselben erschwerten. Dieser häufige Ortswechsel beweist, wie gross die Unzuträglichkeiten waren, welche das Abhalten des Marktes an den angegebenen Orten mit sich brachte, und diese wuchsen mit der Zunahme der Bevölkerung immer mehr. Um daher einem allgemein gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, beschloss die Regierung im Jahre 1849 während der ersten Verwaltungsperiode Castillas, eine Markthalle im Mittelpunkt der Stadt erbauen zu lassen, und zu diesem Ende einen Teil des Nonnenklosters der unbefleckten Empfängnis durch Enteignung zu erwerben. Wie früher bemerkt wurde, war dieses Kloster eines der reichsten der Stadt, und seine Klausur umfasste zwei ganze Strassengevierte. Die Zahl der Schwestern, die früher gross gewesen war, hatte neuerdings bedeutend abgenommen, sodass ein grosser Teil ihres Klosters unbenutzt lag und sie durch Abtretung eines Teiles ihres Raumes keineswegs beengt wurden. Dieser Umstand mochte die Zwangsmassregel der Regierung entschuldigen, zu welcher diese im allgemeinen Interesse bei Fehlen eines anderen Auskunftsmittels genötigt wurde. Zwar sträubten sich die Nonnen sehr, auch der Erzbischof Luna Pizarro nahm sich ihrer aufs eifrigste an, allein die Regierung beharrte bei ihrem Entschluss. Die obere Hälfte des Klosterraumes wurde abgetrennt, amtlich taxiert und den Nonnen ein dem Schätzungswerte entsprechender jährlicher Zins vergütet. Auf dem so gewonnenen Platz errichtete der Staat die Markthalle, welche sodann (1859) der Munizipalität übergeben wurde, und zum Andenken an den Ort, auf dem sie steht, nach dem Namen des Klosters »Mercado de la Concepcion« genannt wird.

Es war die Absicht des Präsidenten Castilla, ein monumentales Gebäude errichten zu lassen, das der Stadt zur Zierde gereichen sollte. Die Pläne dazu waren bereits entworfen und die Kosten auf 500 000 $ veranschlagt. Allein ehe mit der Ausführung derselben begonnen werden

konnte, ging Castillas Amtsperiode zu Ende und sein Nachfolger, General Echenique, unter dessen Verwaltung später so grosse Vergeudungen stattfanden, verwarf die Ausführung des Baues als zu kostspielig. Es wurde darauf ein neuer Plan vorgelegt und gebilligt, im Jahre 1852 in Kontrakt gegeben und 1854 vollendet. Derselbe war allerdings weit wohlfeiler als der frühere, die Hauptarbeiten hatten nur 209 000 $, und mit späteren Verbesserungen im ganzen 250 000 $ gekostet, allein dafür war das Gebäude auch ohne irgend welchen architektonischen Schmuck geblieben.

Der einstöckige Bau nimmt den ganzen Raum eines gewöhnlichen Strassengevierts ein und besteht aus Reihen von Läden oder Verkaufslokalen, welche einen weiten überdachten Hof auf allen vier Seiten umschliessen. Die Reihen der Läden sind doppelt, die Thüren der äusseren öffnen sich auf die Strasse, die der inneren nach der Halle. Viele stehen mit einander in Verbindung, sodass man aus der Halle durch die Läden auf die Strasse gelangt. Von jeder das Gebäude begrenzenden vier Strassen führen drei Thore oder Zugänge ins Innere, welche bei Anbruch der Nacht geschlossen werden. Der Raum der Halle enthält 15 Gassen oder Gänge, welche in der Mitte durch einen breiteren Weg kreuzförmig geschnitten werden. Da der mittlere Gang ebenfalls breiter ist als die übrigen, so wird durch die Kreuzung der beiden Hauptwege der ganze Raum in vier Viertel geteilt, was die Orientierung erleichtert. Zu beiden Seiten der Gänge stehen die Tische und Stände der Verkäufer, und in den verschiedenen Gegenden werden gleichartige Waren feilgeboten. Ein Viertel haben die Fleisch- und Fischhändler inne, einige Gänge enthalten Wurzeln und Gemüse, andere Eier, Käse und Fettwaren, die meisten jedoch Früchte. Die den Ausgängen zunächst gelegenen Gegenden haben Läden mit allen Arten von Schnittwaren, fertigen Kleidern, Fusszeug, sowie Kurzwaren und Porzellan.

Die Mehrzahl der Nahrungsmittel, die gegenwärtig in Peru der Bevölkerung zum Lebensunterhalt dienen, sind nicht ursprünglich in diesem Lande heimisch gewesen, sondern erst durch die Europäer eingeführt worden. Das Leben des Volkes vor der Ankunft der Spanier war frugal, und die Nahrung der vornehmen Klasse unterschied sich nur wenig von derjenigen der niederen, wir sagen nicht der Armen, denn im Inkareiche gab es deren nicht. Sie kannten kein anderes Fleisch als das des Llamas, und ausnahmsweise das von Huanacus und Vicuñas, welche bei den grossen Treibjagden gefangen oder erlegt wurden. Die gewöhnliche Nahrung bestand in Mais, Kartoffeln und einigen anderen Wurzelknollen. Gegenwärtig dagegen ist der Markt der Nahrungsmittel aufs reichhaltigste und mannigfaltigste versehen; denn zu dem, was

dem Lande eigentümlich war, sind noch alle Früchte und Gemüse gekommen, die aus Europa hierher verpflanzt und akklimatisiert worden sind. Der hiesige Markt bietet also mehr Auswahl als der einer grossen Stadt Europas, allein die Qualität der Ware steht im allgemeinen gegen die europäischen zurück.

Dies gilt vor allem vom Fleische. Das Ochsenfleisch ist von sehr ungleicher Güte, und sein Geschmack in der Regel weniger kräftig. Kalbfleisch ist selten zu haben und noch seltener gut, Schaffleisch von Tieren aus dem Gebirge hat einen unangenehm penetranten Geruch und ist zähe, dagegen ist es ausnehmend zart und schmackhaft bei Tieren aus gewissen Thälern der Küste. Schweinefleisch wird nur selten als Braten genossen, da die Tiere zu stark gemästet werden und zu fett sind. Man zieht sie zur Gewinnung von Schmalz und macht aus dem Fleisch Würste. Das zarteste Fleisch auf dem Markte zu Lima sind Ziegenlämmer, die man in Europa nur selten gebraten zu sehen bekommt. Von kleinen vierfüssigen Haustieren werden noch Kaninchen und Meerschweinchen gegessen, von Geflügel Truthühner, Hühner, Enten und Tauben; Gänse sind selten und schmecken fade. Wild ist gewöhnlich selten, zuweilen kommen Rehe und Berghasen (biscachas) zum Verkauf; von Geflügel wilde Tauben, Rebhühner, Schnepfen, Bekassinen und Enten.

Der Fischmarkt bietet über zwanzig verschiedene Arten, fast alle Seefische, darunter einige von vorzüglicher Güte.

Obenan steht der Pámpano, ein ziemlich kleiner, etwas über einen Fuss langer Fisch, breit und flach, von ausserordentlich feinem Fleisch. Er kommt zuweilen in grossen Partieen zu Markt, andere Male fehlt er längere Zeit gänzlich.

Die Corvina ist der am häufigsten genossene Fisch, sehr wohlschmeckend und zart, wenn nicht zu alt, und immer zu haben.

Der Roválo ist eine grosse Art der Corvina, wiegt 25—30 Pfund und hat weisses, aber etwas grobes und trockenes Fleisch.

Die Lisa, ein feiner, der Corvina ähnlicher Fisch, wird von vielen dieser vorgezogen, da sein Fleisch ebenso weiss und weicher ist.

Der Lenguado ist unserer Seezunge ganz ähnlich.

Die Raya, unser Rochen, wird nur selten gefangen.

Der Peje rey, der Königsfisch, ein forellenartiger fusslanger Seefisch, schlank, von graugrüner Farbe und sehr wohlschmeckend.

Der Peje rey de agua dulce, der Süsswasserkönigsfisch, gleicht äusserlich ganz unserer Forelle, kommt ihr aber nicht an Wohlgeschmack gleich.

Der Bonito, der hübsche, so genannt wegen seines schönen blauen Schillers, ein ordinärer Fisch von unrein aussehendem, trockenem Fleisch.

Der Ayanque, kleiner Fisch, dem Pámpano ähnlich, aber weit weniger zart.

Fische, die seltener zum Verkaufe kommen, sind:

Die Chita, ein kleiner Fisch, der nur gebraten genossen wird.

Der Machete, das Messer, so genannt wegen seiner flachen, scharfen Form, ein ordinärer Fisch mit vielen feinen Gräten.

Die Aguja, die Nadel, eine Art Sprotte.

Die Cojinora, Fisch mit schwarzen Flecken, sein Fleisch gleicht dem der Corvina, ist aber gröber.

Die Cabrilla, hübscher kleiner Fisch mit roten Flecken.

Der Peje gallo, Hahnfisch, so genannt wegen seiner kammartigen Rückenflosse.

Der Gason, eine Art Aal.

Grössere und kleinere Sardinen und Anchovis, und manche andere mehr.

Von Seemuscheln kommen mehrere Arten zum Verkauf, aber keine Austern. Die Süsswasserkrebse (camarones) sind vorzüglich. Hummer und Krabben sind selten, Schildkröten werden häufiger gebracht.

Eier und Käse kommen meist aus dem Hochland. Als die Kolonisten von Jauja an Pizarro das Gesuch richteten, die Niederlassung an die Küste zu verlegen, war einer der dafür angeführten Gründe, dass das Hochland sich nicht zur Hühnerzucht eigne, und jetzt werden die meisten der in Lima verzehrten Eier eben dort gelegt. Der in den Vieh-Haciendas des Gebirges bereitete Rahmkäse — queso mantecoso — ist vorzüglich; zuweilen wird derselbe auch geräuchert — queso curado. Auch die Butter, die im Hochland bereitet wird, ist im frischen Zustand wohlschmeckend, wegen der schlechten Verpackung in Blasen jedoch hält sie sich nicht lange und nimmt einen üblen Beigeschmack an. Erst in neuerer Zeit hat der Genuss der Butter bei der einheimischen Bevölkerung Eingang gefunden. Bei der Bereitung der Speisen wird noch allgemein Schmalz der Butter vorgezogen.

Die dem Pflanzenreiche entnommenen, in Peru einheimischen Nahrungsmittel sind zum grossen Teil Wurzeln und Knollen. Das peruanische Hochland ist die Heimat der Kartoffel; trotzdem aber werden auf dem hiesigen Markte nicht so viele Arten zum Verkauf ausgeboten als in Europa. Sie zerfallen in zwei Klassen, je nachdem sie an der Küste oder in der Sierra gezogen werden — papas costeñas

y serranas. Die ersteren sind gross aber wässerig, die letzteren kleiner, rund und mehlig, entweder weiss, violett oder gelb. Die letztere Sorte — papa amarilla — ist die feinste. Eine eigene Art, die in der Sierra gebaut wird, ist die Holoquita, klein, rundlich und härter als die gewöhnliche Kartoffel, und vorzüglich zur Bereitung von pikanten Gerichten benutzt.

Die Oka ist eine gelbe, mehlige kartoffelähnliche Wurzel der Sierra.

Die Racacha ist weniger mehlig als die Kartoffel, in Farbe und Geschmack dem gekochten Sellerie ähnlich.

An der Küste werden zwei Wurzeln gezogen, die bei Arm und Reich gleich beliebt sind. Die süsse Kartoffel — camote — variiert in ihrer Grösse zwischen einem Gänseei und einer kindskopfgrossen Masse. Sie wird gekocht, geröstet und gebacken genossen; ihr Fleisch ist gewöhnlich gelblich, je nach der Bereitungsweise schliffig oder trocken, von süssem, etwas aromatischem Geschmack, daher sie sich nicht zum täglichen Gebrauch eignet. Die Staude dieser Wurzel ist eine Kriechpflanze aus der Familie der Convolvulaceen, batata edulis, die wegen ihrer zierlichen Ranken mit den rotbraun beränderten herzförmigen Blättern oft in Zimmern aus den Knollen gezogen wird. Die zweite Wurzel der Küste ist die Yuca, lange Stücke von holzigem Aussehen, mit 1—2 zolldicken spindelartigen Anschwellungen, deren weisses Fleisch mit einer rauhen schwarzgrauen Rinde umgeben ist. Die Yuca wird gekocht und ist an sich fast geschmacklos, daher sie sich für mancherlei Gerichte eignet, und zu den Nahrungsmitteln gehört, deren man auch bei täglichem Genuss nicht überdrüssig wird. In Lima findet man sie auf jedem Frühstückstisch in Fleischbrühe gekocht. Die Yuca wird in der Umgebung von Lima viel gebaut und ein Yucafeld bietet einen überaus zierlichen Anblick. Die Pflanze — Manihot Aipi — gehört zu den Euphorbiaceen. Sie bildet eine laubreiche Staude, deren jede aus zwei bis vier aus einer Wurzelmasse entsprossenen Stengeln besteht, welche zur Zeit der Blüte acht bis neun Fuss hoch werden. Die Blätter der Yuca sind tief eingeschnitten oder lanzettförmig gelappt, und bilden Sterne von sieben Strahlen, die auf roten Stengeln sitzen und von roten Adern durchzogen sind.

Nächst den Wurzeln bieten gewisse Kürbisarten — zapallos — ein zwar weniger wohlschmeckendes, dafür aber um so wohlfeileres Nahrungsmittel für das Volk. Man sieht sie auf dem Markte in den verschiedensten Formen, zuweilen so gross wie kleine Fässer; ihr Fleisch ist gelb und mehlig. Andere zu derselben Familie gehörende Pflanzen bilden eine kleine, grüne und hohle Frucht, Caigua genannt, welche mit Fleisch-

masse gefüllt als Gemüse genossen wird. Eines der angenehmsten einheimischen Gemüse ist der unreife Maiskolben — chocllo — welcher in Wasser oder in der Suppe gekocht gegessen wird. Das allgemein beliebte Gewürz in Peru ist der Aji oder spanische Pfeffer, Früchte von mehreren Capsicumarten. Man hat grüne, rote und gelbe Schoten, welche 1/2 bis 3 Zoll lang und mit hunderten von kleinen Samenkörnern gefüllt sind. Die Samen sind ausserordentlich scharf und werden gewöhnlich vermieden. Auf dem Markte sieht man diese Früchte in grossen Massen. Auch werden die von ihren Körnern befreiten Schoten oft zerstampft, und die Masse in Wecke geformt zum Verkauf angeboten und in dieser Form zur Bereitung von Saucen und gestobten Gerichten benutzt.

Von europäischen Gemüsen findet man auf dem Markte die Kohlarten, als Kopfkohl, Blumenkohl, Rosenkohl, Spinat, Sauerampfer, Cichorien, Kresse, Petersilie, Sellerie, Artischokken, Tomaten, Spargel (schlecht), Rettiche, Radieschen, Kopf- und Endiviensalat, Knoblauch und Zwiebeln, Erbsen und Bohnen, Schwarzwurzeln, weisse und rote Rüben und andere mehr. Die Gemüsebauer sind meist Italiener, welche in der nächsten Umgegend der Stadt Gärten gemietet haben und ihre Erzeugnisse in Karren zur Stadt bringen, und teils in Häusern verteilen, teils auf dem Markte feil bieten.

Einen grossen Teil der Markthalle haben die Fruchthändler inne. Die Masse der zum Verkauf ausgebotenen Früchte ist zu allen Jahreszeiten gross, allein trotz der Menge sind doch die Preise verhältnismässig hoch, und die Verkäufer lassen ihre Ware lieber verderben als dass sie ihre Forderungen ermässigen. Man sieht daher überall grosse Haufen halb verfaulter Früchte aller Art.

Unter den Früchten des Landes gebührt der erste Rang der Chirimoya. Diese Frucht ist eine bis zwei Faust gross und darüber, hat eine grüne lederartige Schale, welche das weiche Fleisch bedeckt und fest damit verwachsen ist, so dass sie sich nicht abziehen lässt. Die Pulpe der Frucht hat einen strahligen Bau, aber keine Fasern, und enthält in der Mitte eine Anzahl schwarzer Kerne. Geschmack und Geruch haben ein eigentümliches Aroma, welches besonders fein ist, wenn man die Frucht auf dem Baume reifen lässt, und nicht, wie häufig geschieht, zu früh abpflückt. Die Frucht wird in den Gärten der Umgebung Limas gezogen, aber die besten kommen aus den Thälern. Auf dem Markte in Lima kommen zwei Sorten von Chirimoyas zum Verkauf, die sich indessen nur durch ihre äussere Form, nicht durch ihren Geschmack unterscheiden. Die häufigste Art hat auf ihrer Schale flache muschel-

artige Vertiefungen und heisst daher »aconchada«, die Muschelchirimoya; die andere Art hat im Gegenteil niedrige Höcker, in welchen das Volk eine Ähnlichkeit mit den Klümpchen des verfilzten Negerhaares gefunden hat und sie daher cabecitas de negrito, Negerköpfchen nennt. Die Chirimoya ist die Frucht eines Baumes (Anona cherimolia), welcher 20 bis 30 Fuss hoch wird und sperrige, nicht zu dicht belaubte Äste hat. Die Blüten bestehen aus drei zolllangen dreikantigen fleischigen Läppchen, die sich mit den entsprechenden Seiten zusammenlegen lassen und so einen kleinen Cylinder von der Dicke einer Rabenfeder bilden. Die Blüten haben einen angenehmen feinen Geruch, der an das Aroma der Frucht erinnert.

Eine andere, sehr geschätzte Frucht ist die Granadilla, die Samenkapsel einer Schlingpflanze, der Passiflora ligularis. Sie ist oval von der Grösse eines Gänseeis und hat eine glatte, anfangs grüne, später gelbliche oder bräunliche Farbe. Das Innere der Frucht enthält in drei zarten Abteilungen oder Fächern eine Menge kleiner Samenkörner, welche in einer zellartigen graugrünlichen Substanz eingebettet sind, deren Aussehen und Geschmack unserer grossen Gartenstachelbeere ähnlich ist. Diese Frucht ist ausnehmend erfrischend und angenehm und erzeugt nie das unbehagliche Gefühl von Kälte im Magen, das manche nach dem Genusse der Chirimoya empfinden.

Die Lúcuma (Korruption des Kechuawortes rucma) ist eine Frucht von der Grösse und Form einer Apfelsine, mit grüner lederartiger Schale, die beim Reifen rissig wird und aufspringt. Das dabei zum Vorschein kommende Fleisch ist gelb, etwas mehlig und süss von eigentümlichem angenehmen Geruch und Geschmack und umhüllt einen dunklen Kern, so gross wie eine Kastanie. Die Frucht wächst auf schönen 40—50 Fuss hohen Bäumen (Lúcuma obovata aus der Familie der Sapoteen) mit laubreicher Krone von grossen glänzenden ovalen Blättern, die eine Zierde der Gärten sind.

Die Guayave, Frucht eines zur Familie der Myrtaceen gehörenden Baumes, Psidium pyriferum, mit stumpfovalen gerieften Blättern, die auf viereckigen Stielen sitzen. Die Blüte des Baumes ist rosenrot, die Frucht eiförmig, von der Grösse eines Klapperapfels, mit gelbgrüner Schale, süsslichem Fleisch von fadem Geruch und Geschmack, in welchem die zahlreichen Samenkörner eingebettet sind. Die Guayave wird vorzugsweise mit Zucker eingemacht, oder zu Mus gekocht, wozu sie sich besser eignet als zum Genuss in frischem Zustande.

Die Pacae oder Pacay ist eine 1,5—2 Fuss lange grüne Schote, welche in einer weichen wolligen, süssen Masse bohnenartige Kerne

enthält. Bloss diese weiche, die Kerne umhüllende Substanz wird gegessen. Die Frucht wächst auf hohen Bäumen — Inga reticulata aus der Mimosenfamilie — die auf weitausgebreiteten Ästen dichtbelaubte Kronen tragen.

Eine Frucht, die ihrem Geschmack nach an unsere Weichselkirschen erinnert, und an Gestalt einer kleinen gelben Pflaume gleicht, ist die Ciruela. Sie ist gewöhnlich hellgelb, wird aber bei vollständiger Reife auf dem Baum rötlich, ist sehr saftig, zugleich säuerlich und süss und hat einen dicken, festen, aber nicht harten Kern. Diese Frucht wächst auf Bäumen von geringer Höhe, mit dicken Stämmen und dichten Zweigen, die grossgefiederte Blätter tragen — Spondias purpurea, von den Terebinthinaceen. Man hört oft vor dem Genuss dieser Frucht warnen, weil sie Wechselfieber erzeuge. Da sie unter Blättern in feuchten Obstgärten reift und weder von Wind noch Tau berührt wird, so mag es sich nicht selten ereignen, dass sich Fieberkeime auf ihre Schale niederschlagen. Durch Abwaschen werden solche aber leicht abgespült, und im übrigen ist die Frucht sehr angenehm und bei heissem Wetter erfrischend.

Als Cereza wird eine Frucht bezeichnet, die mit unseren Kirschen keine Ähnlichkeit hat, obwohl sie deren Namen führt; sie gleicht vielmehr in ihrem Aussehen sowie in ihrem Geschmack unseren Paradiesäpfeln.

Pepinos nennt man in Spanien Gurken; in Peru hat man diesen Namen einer apfelgrossen melonenähnlichen Frucht gegeben, deren gelblich weisses Fleisch von einer feinen weisslichen hie und da violettgestreiften Schale bedeckt ist. Die Frucht wird vielfach in der Umgegend von Lima gezogen und wächst auf Feldern und an Geländen in niedrigen Stauden.

Der Mango ist eine gelbe Frucht, die einer sehr grossen Eierpflaume gleicht. Das Fleisch ist saftig und süss, aber etwas faserig und hat einen unangenehmen Nebengeschmack nach Terpentin. Der Mangobaum — mangifera indica — gehört zu der Familie der Terebinthinaceen. Er wächst in den Thälern in der Nähe von Lima, allein das Klima in Mittelperu ist für das Gedeihen des Baumes etwas zu kühl und die meisten Mangofrüchte werden von Piura und Guayaquil eingeführt.

Auch die Ananas — piña genannt — wird hier nicht ordentlich reif. Die in Lima zu Markte gebrachten kommen aus Ecuador und Panama.

Von Bananen — plátanos — sind vier Arten auf dem Markte vertreten: Plátanos de la Isla, ursprünglich auf den Inseln der Südsee

zu Hause, werden am meisten genossen; plátanos largos, die ordinärste Sorte, werden gewöhnlich gebraten zum Frühstück gegessen; die rotbraune Banane, plátano morado, ist sehr süss und aromatisch, eignet sich daher nicht zum täglichen Genuss; die Seidenbanane, plátano de Seda, ist klein, nicht zu weich und von sehr feinem Geschmack.

Auch eine Kaktusart — Opuntia tuna — liefert eine essbare Frucht, die Tuna. Sie hat eine dicke grüne Rinde, die mit kleinen stechenden Härchen besetzt ist. Hat man diese abgeschält, so kommt das Herz der Frucht zu Tage, welches aus einer grossen Menge kleiner harter Samenkörner besteht, die von einer grünen sehr saftigen und süssen Substanz umgeben sind.

Ein besonderer Platz unter den Früchten gebührt der Palta, die in Westindien Aguacate genannt wird. Diese Frucht ist ausnehmend schmackhaft, aber nicht süss, und man könnte sie daher gewissermassen zu den Gemüsen zählen. Sie hat die Gestalt einer grossen Birne. Die grüne, zuweilen bräunliche und runzelige Schale ist lederartig und umgiebt ein graugrünes Fleisch, dessen Festigkeit der Butter gleicht, und in dessen Mitte sich ein lose liegender Kern von der Grösse einer Rosskastanie befindet. Die Palta gedeiht im Thale des Rimaks, so wie auch in anderen nahe gelegenen Thälern. Die besten Früchte kommen von Piura. Es scheint, dass der Name des Hafens dieser Stadt, Paita, eine Korruption nes Wortes Palta ist. Der Baum der Palta ist von mässiger Höhe — persea gratissima — und gehört zur Familie der Lauraceen.

Neben diesen mit Recht geschätzten Früchten lassen sich noch manche andere nennen, die zugleich weniger schmackhaft sind und seltener zum Verkauf angeboten werden als: Huanábanas (eine Art ordinärer Chirimoya), Pitajayas (wilde Granadille), Achiras, Nisperos, Yacones, Papayas, Palillos, Mitos, Moras, ciruelas de Fraile und andere mehr.

Ausser diesen in Peru, oder doch in Südamerika einheimischen Früchten trifft man auf dem Markte noch eine grosse Anzahl aus Europa und anderen Ländern hierher verpflanze, die sich mehr oder weniger gut akklimatisiert haben: Apfelsinen und Citronen verschiedener Sorten, Quitten, Granatäpfel, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Melonen, vorzügliche Weintrauben, auch neuerdings sehr gute Wald- und Gartenerdbeeren; Äpfel in grossen Massen, aber keine feinen Arten, die Birnen sind noch weniger gut, Kirschen fehlen. Die Kornfrüchte des Marktes werden in den Verkaufslokalen feilgeboten, die die Halle umgeben. Die im Lande gebauten sind Mais, Quinua, Reis, Mani, Erbsen, Garbanzen,

mancherlei Bohnen, darunter die sehr beliebten grossen weissen, pallares genannt; Rosinen und Datteln von Ica, Kaffee aus der Montaña; Weizen, Gerste, Wall- und Haselnüsse, Kastanien, getrocknetes Kernobst kommen von Chile, Cacao von Guayaquil, Kokosnüsse von Westindien.

Viele der um die Halle liegenden Lokale enthalten Kaffee- und Speisewirtschaften, die meisten nicht sehr einladend, einzelne aber auch ganz reinlich und appetitlich. Die südliche Seite des Marktes und die daran hinführende Strasse ist das Hauptquartier der Chinesen. Überall sieht man ihre seltsamen, geschnörkelten Schriftzeichen in Gold, schwarz oder blau auf breiten Streifen von rotem Papier an Thürpfosten und Wänden. Zwischen eleganten Läden in asiatischem Geschmack blickt man in enge schmierige Spelunken, in welchen zwischen allerhand ekelhaften Esswaren fahle abgemagerte Menschen kauern, und ein widriger Geruch von Opiumrauch erfüllt die ganze Gegend. Die Garküchen auf dieser Seite des Marktes werden nur von Chinesen gehalten und alle Speisen sind nach den Regeln der chinesischen Küche bereitet und werden ebenso aufgetragen. Zur Frühstückszeit sind diese kleinen Lokale überfüllt von Gästen, die um kleine viereckige Tische auf engen Bänkchen hocken und unter lärmendem Geplapper ihre Mahlzeiten verzehren. Alle Gerichte werden in kleine Näpfchen und Schüsselchen verabreicht, der Reis in mancherlei Formen spielt die Hauptrolle; Fleisch und Fisch werden klein geschnitten in Häufchen serviert. Messer und Gabeln werden nie benutzt, alles Essbare wird mit den bekannten schwarzen Stäbchen in den Mund gebracht, für Flüssigkeiten haben sie Löffel oder vielmehr kleine Schöpfkellen von bemaltem Porzellan.

Neben dieser Haupt-Markthalle giebt es für die entlegeneren Teile der Stadt noch einige kleinere, ebenfalls bedeckte Marktplätze, auf welchen Fleisch, Fisch, Gemüse und Obst zu haben sind. Alle Artikel sind daselbst von geringerer Qualität und daher wohlfeiler. Einer dieser Märkte liegt unweit der steinernen Brücke auf der rechten Seite des Flusses, Plaza del baratillo oder Trödelmarkt genannt, ein anderer befindet sich auf dem Platz vor der Kirche der Recoleta, der kleinste, aber reinlichste; ein dritter ist in einem Garten eingerichtet worden, der früher die Aurora hiess und dessen Eigentümer einen Teil desselben gegen einen geringen Zins der Munizipalität überlassen hat. Dieser Garten enthält zwei Merkwürdigkeiten des Pflanzenreiches, nämlich: eine Norfolktanne von grosser Höhe und Schönheit, eine der ersten, die in Peru gepflanzt wurden und die gegenwärtig etwa 60 Jahre alt

sein mag, und zweitens eine Bougainvillia, eine Schlingpflanze, welche den Eingang und die benachbarten Häuser überwuchert hat und durch ihren prachtvollen roten Blütenschmuck schon von weitem die Aufmerksamkeit erregt.

Das Schlachthaus — el Matadero.

In den ersten Jahren nach der Eroberung und Kolonisation Perus, ehe sich die aus Europa eingeführten Haustiere einigermassen vermehrt hatten, mussten sich die spanischen Ansiedler bei ihren Mahlzeiten mit dem Fleische der Lamas begnügen, des einzigen Haustieres, das die alten Peruaner besassen. Im Jahre 1548 fing man an europäisches Vieh zu schlachten und gegen Ende dieses Jahres wies der Stadtrat einen Platz am Ufer des Flusses in der Nähe des Klosters von San Francisco für die Fleischerei an, und verordnete, dass zweimal wöchentlich, am Dienstag und Sonnabend, Fleischmarkt gehalten werden sollte, auf welchem sowohl Fleisch von einheimischen als von castillianischen Tieren verkauft wurde.*) Nachdem die Brücke erbaut worden war, verlegte man den Fleischmarkt auf das rechte Ufer des Rimaks, wo er sich zu Zeiten des Pater Cobo noch befand, auf den Platz, wo heute sich der Markt des Baratillo befindet; auf dem früheren Markt in der Nähe von San Francisco wurde nur noch Rindfleisch verkauft. Neben diesen beiden Fleischmärkten errichtete man im Jahre 1622 noch einen dritten vor der Kirche Santa Ana. Nach Angaben des Pater Cobo wurde zu seiner Zeit (1630) in den Fleischereien zusammen täglich über 600 Hammel geschlachtet und im Jahre 2700 Stück Rindvieh, und war der Preis eines Hammels 10 Reale, während 5—6 Reale für eine Arroba (24 Pfund) Rindfleisch bezahlt wurden. Gemästete Schweine, welche aus dem Thale von Chancay kamen, wurden jährlich 12000 geschlachtet, und oft 20 Pesos aus einem Stück gelöst. Ein Huhn kostete 5—8 Reale, ein Zicklein 4 Reale.

Bis zum Jahre 1855 fand das Schlachten der zum Unterhalt der Bevölkerung bestimmten Tiere an verschiedenen Orten statt, die zum Teil im Innern der Stadt lagen. Die durch die Unreinlichkeit derselben erzeugten üblen Gerüche und die Schwierigkeit der polizeilichen Überwachung veranlassten die Regierung unter der zweiten Verwaltung Castillas mit dem Inhaber eines englischen Handelshauses, Don Pedro Conroy,

*) Dieser Fleischmarkt hiess rastro, daher noch jetzt die Strasse, die vom Platz des Klosters San Francisco zur Brücke führt, rastro de San Francisco heisst.

einen Kontrakt zur Erbauung eines allgemeinen Schlachthauses abzuschliessen (25. Juni 1855). Als das Gebäude fertig war, löste die Regierung den Kontrakt mit Conroy und kaufte ihm dasselbe für die Summe von 320 000 $ ab, um es der Munizipalität zu übergeben (1858); diese Abtretung geschah, um die städtische Verwaltung in Stand zu setzen, aus dem Erlös der Schlachtgebühren die Zinsen der Stadtschuld zu bezahlen. Wie früher erwähnt wurde, waren die Munizipalitäten durch die Verfassung von 1839 aufgehoben worden, und so lange diese in Kraft war, also von 1839 bis 1855, war das städtische Vermögen vom Staate verwaltet worden, dass heisst, die Regierung verfügte über die Einnahmen der Stadt, unterliess aber, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Das Schlachthaus, gewöhnlich Camal genannt,*) liegt am unteren Ende der Stadt, ausserhalb des ehemaligen Thores von Monserrate und der früheren Wälle, nach deren Abtragung das Gebäude von den letzten Häusern der Stadt durch einen freien Platz getrennt ist. Der einstöckige Bau bildet ein Rechteck von 112 Metern Front und 90 Metern Tiefe. In der Mitte befindet sich das Hauptthor, an der hinteren Seite zwei Eingänge zum Eintreiben des Viehes. Zu beiden Seiten des Haupteinganges liegen Beamtenwohnungen, und rings an der Einfassungsmauer einstöckige Lagerräume. Durch die Mitte des von denselben umschlossenen Hofes führt eine Strasse, auf deren beiden Seiten sich die Schlachthallen befinden. In den der Strasse zunächst gelegenen werden die Rinder geschlachtet. In der Mitte der Hallen fliesst ein Wasserlauf in einem gemauerten Kanal, welcher bedeckt werden kann, und nur zur Zeit des Schlachtens offen ist. Der mit grossen Steinplatten belegte Boden ist beiderseits nach dem Kanale zu leicht geneigt, wodurch das Abfliessen des Blutes und der Unreinigkeiten erleichtert wird. Zu beiden Seiten des Kanals sind am Boden acht starke eiserne Ringe eingelassen zum Befestigen der Tiere; dahinter liegen die Ställe, aus welchen vier Thüren in die Hallen führen. Die Schlachtzeit ist kurz nach 12 Uhr mittags, und es wird dazu mit einem Horne ein Zeichen gegeben. Die Tiere werden sodann aus den Ställen herausgezogen, ihre Köpfe an den eisernen Ringen je zwei oder drei auf einmal niedergezogen, und sie darauf durch einen Stich ins Genick getötet. Das dazu gebrauchte Instrument heisst die Puntilla, ein andalusischer

*) Camal ist ein castillianisches Wort, wird aber in Spanien nicht in diesem Sinne gebraucht. Es bedeutet eine Halfter, besonders eine starke Halfter von Stricken, an welcher ein Tier gezerrt werden kann, wie dies beim Schlachten der Fall ist.

Provinzialausdruck für Cachetero, eine Art Dolch mit breiter dreieckiger Spitze. Den niedergestürzten Tieren werden dann die Halsadern geöffnet, das Blut wird nicht aufgefangen, sondern läuft in den Kanal.

Nach aussen von den Schlachthallen und Ställen der Rinder sind kleinere Hallen, in welchen auf der einen Seite Schafe und Ziegen, auf der anderen die Kälber abgethan werden. Schweine werden nicht im Camal geschlachtet, sondern in den Fettsiedereien (Mantequerias) in der Stadt.

Das Schlachthaus wird alle Jahre durch die Munizipalität an den Meistbietenden verpachtet, und muss der Pächter, dem der Kontrakt zugeschlagen wird, Kaution erlegen. Mit Ausnahme der Schweine muss alles Schlachtvieh im Camal getötet werden, und zwar durch einen der Schlachter — camalero — die ein Patent gelöst haben. Für jedes Rind wird 1,10 $ Schlachtgebühr und 40 Centavos Accise bezahlt; für jedes Kalb, Schaf oder Ziege 40 Centavos Gebühr und 20 Centavos Accise. Das Schlachthaus unterhält eine Anzahl von Fleischkarren und hat das Recht, gegen eine festgesetzte Vergütung das Fleisch auf den Markt oder in die Verkaufslokale der Stadt zu führen. Ehe das Fleisch verladen werden darf, muss es von Fleischbeschauern besichtigt worden sein, sowie auch alles Vieh beim Eintritt ins Schlachthaus von den Tierärzten der Munizipalität untersucht wird.

Das Wasser, das aus den Schlachthallen abfliesst, wird in den nahen Fluss geleitet. Dort ist jetzt der gewöhnliche Aufenthalt der Schwärme von Gallinazos, der schwarzen widrigen Raubvögel, welche früher, als noch offene Gossen in der Mitte der Strassen liefen, ihre Nahrung in der Stadt suchten und fanden. Sie waten zu vielen Hunderten im blutigen Wasser umher und fischen nach kleinen Fleischabfällen.

Die Zahl der täglich geschlachteten Tiere beträgt 100—120 Haupt Rindvieh, 180—200 Hammel und Ziegen. Im Jahre 1884 wurden im im ganzen geschlachtet:

Ochsen und Stiere . . .	27 044
Kühe	16 301
Kälber	1 045
	44 390
Hammel	29 223
Schafe	16 132
Ziegen	572
	45 927.

Das Fleisch wird im Schlachthause nach Kilo verkauft, Ochsen- und Stierfleisch zu 4,60 $ Papier, was nach dem augenblicklichen Silberpreis (1885) von 19 $ Papier auf 1 $ Silber etwa 85 Pfennige beträgt. Kuhfleisch ist etwas teurer und wird zu 5,30 $ Papier = 110 Pfennigen verkauft. Auf dem Markte dagegen wird das Fleisch nach hergebrachter Weise nach Pfunden berechnet, das Pfund zu 3,50 bis 4 $, woraus zu ersehen ist, dass hier die Fleischer noch grössere Profite zu machen wissen als bei uns daheim.

Das Schlachtvieh wird aus verschiedenen Gegenden des Landes nach der Hauptstadt gebracht, das meiste kommt aus den nördlichen Provinzen, von Piura und anderen nahegelegenen Thälern; in friedlichen Zeiten auch aus dem Departement von Arequipa. Ausser diesem Vieh, das zur See transportiert werden muss, werden auch aus dem Gebirge Partieen zu Land angetrieben. In beiden Fällen langen die Tiere erschöpft und abgemagert in Lima an, die einen durch die Seekrankheit, die anderen von dem langen beschwerlichen Marsche. Man lässt sie daher 14 Tage bis 3 Wochen in der Nähe der Stadt auf den Kleeweiden sich erholen, wofür die Landeigentümer den Viehhändlern 2—3 Sol Papier (40—60 Pfennige) auf den Tag berechnen.

Die Wasserleitung.

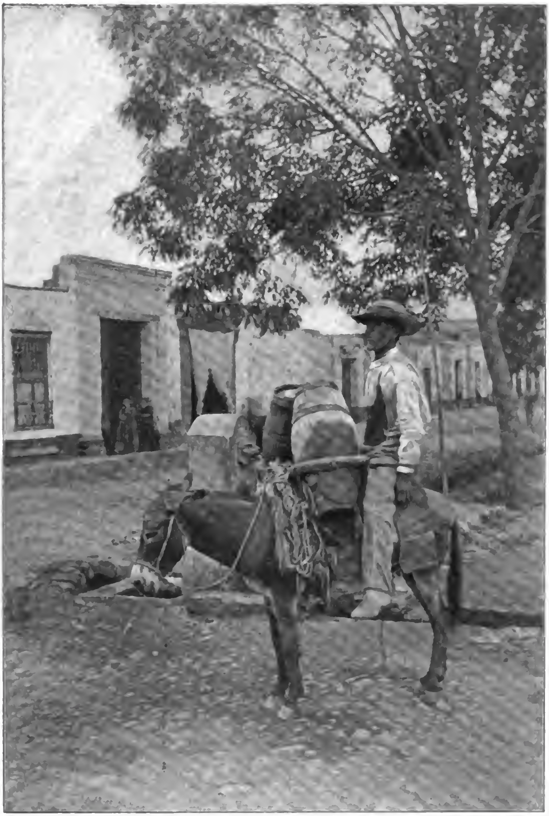
In den ersten vierzig Jahren nach der Gründung Limas hatten die Einwohner kein anderes Trinkwasser als das aus dem Rimak geschöpfte. Auch war das Wasser des Flusses ursprünglich rein und wohlschmeckend, allein bei der raschen Vergrösserung der Stadt konnte es nicht ausbleiben, dass der Fluss durch die Auswurfstoffe mehr und mehr verunreinigt wurde, sodass man viele Erkrankungen wahrscheinlich nicht mit Unrecht dem Genusse des Wassers zuschrieb. Der Stadtrat beschloss daher im Interesse der Gesundheitspflege sowie zur Bequemlichkeit der Bewohner und zum Schmuck der öffentlichen Plätze Brunnen von fliessendem Wasser anzulegen. Zu diesem Ende liess man in der Umgegend der Stadt nach Quellen suchen und entdeckte eine Legua thalaufwärts die, aus welcher Lima noch heute mit sehr reichlichem und gutem Trinkwasser versorgt wird.

Die Stadt begann aus eigenen Mitteln den Bau einer gewölbten Leitung und liess zu diesem Zwecke zwei Ziegel- und eine Kalkbrennerei errichten. Das Werk war schon bis nahe an die Stadt vorgerückt, als das Geld anfing knapp zu werden; denn man hatte bereits über 20 000 Pesos verausgabt, eine für die damalige Zeit und für eine so junge

Kolonie bedeutende Summe. Um den Bau nicht zu unterbrechen und dadurch wieder verfallen zu lassen, wurden die nötigen Gelder durch eine Besteuerung des Fleisches beschafft, welche die erste Accise war, die der Magistrat einführte. Die Erlaubnis dazu wurde durch ein Dekret des Präsidenten der Audienz und interimistischen Statthalters Lope Garcia de Castro am 25. August 1575 erteilt, und die Wasserleitung nach zehnjähriger Arbeit unter dem Vicekönig Francisco de Toledo vollendet. Der Tag, an welchem zum ersten Male das Wasser aus dem Brunnen des Hauptplatzes hervorsprudelte, war ein grosses Fest, welches mit einem Stiergefecht am selben Ort gefeiert wurde. Der Chronist bemerkt dabei, dass das Volk sich mehr über das Wasser freute als über die Stiere.

Für die Festigkeit dieses Baues zeugt der Umstand, dass die Wasserleitung nun schon über 300 Jahre alt ist, und noch immer ihren Zweck erfüllt; denn wenn auch an den Quellen viele neue Arbeiten unternommen worden sind, und in der Stadt an den Leitungen des Wassers Änderungen stattgefunden haben, so ist doch der gewölbte Kanal derselbe geblieben. Die Verteilung des Wassers in der Stadt geschah früher vermittelst thönerner Röhren, welche von zwei Hauptbehältern — cajas — ausgingen, deren einer sich beim Kloster Santa Clara, der andere in Santo Tomas befand. Aus diesen wurden die öffentlichen Brunnen gespeist, die auf den Plätzen der Stadt, in allen Höfen der Staatsgebäude, im Innern der Klöster und der Hospitäler angebracht waren und noch jetzt vorhanden sind. Auch genossen eine Anzahl von Privathäusern — über 60 — deren Besitzer von Adel oder sonst bevorzugt waren, das Vorrecht einer eigenen Wasserleitung. Das übrige Publikum musste seinen Wasserbedarf von den öffentlichen Brunnen holen lassen. Dieses Geschäft wurde von der Gilde der Wasserträger besorgt, welche das Wasser in kleinen Fässern auf Eseln in die Wohnungen brachten. Die Wasserträger — aguadores — waren meist freie Neger, und durch ihre Unzuverlässigkeit und Unverschämtheit eine grosse Plage.

Die Abhängigkeit von den Aguadores und die Kostspieligkeit einer reichlichen Wasserversorgung waren aber nicht die einzigen Nachteile der früheren Wasserleitung; das brüchige Material der Röhren liess an vielen Orten Wasser austreten, wodurch die Feuchtigkeit des Bodens vermehrt wurde, sowie andererseits der Inhalt der Leitungen durch die in ihrer Nähe fliessenden ungemauerten Gossen der Stadt verunreinigt wurde. Diesem Übelstande wurde im Jahre 1856 dadurch abgeholfen, dass man an die Stelle der thönernen eine eiserne Röhrenleitung treten



El Aguador, Wasserverkäufer.

(S. 590.)

liess. Im Oktober 1855 erteilte die Regierung einem Engländer namens Tomas Wheelock zu diesem Ende eine Konzession, welche später auf einen Peruaner Don Manuel Mariano Basagoitia und von diesem auf eine Aktiengesellschaft überging, welche den Namen »Empresa del Agua« führt. Mit dieser schloss im Jahre 1873 der Magistrat im Namen der Stadt als Eigentümerin der Quellen, deren Wasser benutzt wird, den Kontrakt ab, der noch jetzt in Kraft ist. Nach demselben vergütet die Gesellschaft der Munizipalität monatlich 100 $ für Benutzung der Quellen, unterhält alle Brunnen auf öffentlichen Plätzen und die Wasserleitungen in Privathäusern, die vor dem Jahre 1856 vorhanden waren, trifft an allen vom Magistrate bezeichneten Orten Einrichtungen, durch welche die Sprengkarren der Stadt und bei Feuersgefahr die Spritzen versehen werden, und unterwirft sich den Anordnungen der städtischen Behörden in allen Punkten, die nicht mit ihrem Kontrakte in Widerspruch stehen. Dagegen hat sie das Recht, allen Privathäusern, welche sie durch ihre Leitungen mit Wasser versorgt, je nach der Zahl der in denselben enthaltenen Wohnungen 1,20 bis 4,80 $ monatlich zu berechnen. Hotels und gewerbliche Anstalten sind von dieser Bestimmung ausgeschlossen und vergüten ihren Wasserverbrauch nach besonders abzuschliessenden Vereinbarungen. Denjenigen Verbrauchern, die sich nicht einer monatlichen Abgabe unterwerfen wollen, wird das Wasser nach Mass berechnet zu 1 $ für je 1000 Gallonen.

Nach der von der Regierung an Basagoitio erteilten Konzession, welche auf die jetzige Wasserkompagnie übertragen wurde, hatte diese ein Privilegium auf 50 Jahre, welche vom 30. Oktober 1865 an gerechnet werden. Nach Ablauf dieser Zeit geht sämtliches Eigentum der Gesellschaft in den Besitz des Staates über, welcher die Wasserwerke durch die Munizipalität verwalten lässt. Das Kapital der Gesellschaft beträgt 1320000 $ in 3300 Aktien zu 400 $. Die wirtschaftliche Lage der Wasserkompagnie war bis zum Anfang des Krieges mit Chile eine günstige, wiewohl sie nicht so hohe Dividenden verteilte als die Gasanstalt. Die Entwertung des Papiergeldes legte auch ihr schwere Opfer auf, doch hatte sie weniger zu leiden als die letztere, da ihre Verwaltung einen geringeren Gebrauch von ausländischen Artikeln erfordert. Nach der Wideraufnahme der Silberzahlung musste sie sich zu einer bedeutenden Herabsetzung ihrer Preise bequemen, indem ihr gegenwärtig von den Privatverbrauchern nur die Hälfte des früheren Tarifes zu erheben gestattet ist. Dafür ist ihr von der Munizipalität die monatlich zu entrichtende Abgabe von 100 $ auf 70 herabgesetzt worden.

Seit Einführung der eisernen Röhrenleitung hat der Verbrauch von

Wasser in Lima ausserordentlich zugenommen. Alle grösseren Wohnungen und auch sehr viel kleinere Häuser haben Anschluss an die Wasserleitung, besonders seit durch die Kanalisierung der Strassen die Entwässerung überall leicht geworden ist. Die Lebensgewohnheiten der Bevölkerung haben sich infolgedessen geändert. Die Scheu vor dem Bade in süssem Wasser, die beim Volke im Innern allgemein ist und auch in Lima sehr verbreitet war, ist ins Gegenteil umgeschlagen. Viele Tausende von Personen aller Stände nehmen jetzt Sommer und Winter alle Tage morgens ein kaltes Bad. Arme Leute, die sich den Luxus einer Wanne nicht gestatten können, richten die Blechkisten, in welchen die Seidenwaren ankommen, für sich zu Bädern ein. Durch den Geschmack am Baden hat sich der Sinn für Reinlichkeit im allgemeinen vermehrt, sodass man sagen kann, die neue Wasserleitung habe einen kulturbefördernden Einfluss auf die ganze Bevölkerung ausgeübt.

Die Quellen, aus welchen die Stadt mit Wasser versorgt wird, treten etwa sechs Kilometer oberhalb der steinernen Brücke zu Tage, und ihr Besuch ist ein angenehmer und lohnender Morgenspaziergang. Man wandert auf den Schienen der transandinischen Bahn leicht steigend am Flusse entlang durch Rohrdickichte und bebautes Land, bis man an die Berge kommt, welche inselförmig im Thale des Rimaks liegen, und dasselbe von unten aus gesehen, abzuschliessen scheinen. Diese Berge bestehen aus einer grösseren Gruppe oder Masse, dem San Bartolomé, und zwei kleineren felsigen Hügeln, welche unter sich durch Streifen von Vegetation getrennt sind. Die Bahn führt durch einen Einschnitt zwischen dem San Bartolomé und dem mittleren Hügel und hinter diesem auf einem Grundstück, welches zur Hacienda Quirós gehört, liegen die Quellen. Die Hauptquelle ist von einer vierseitigen gemauerten Fassung umgeben, welche aus alter Zeit stammt und daher etwas verfallen aussieht. Einige hundert Schritte weiter thalabwärts, mehr am Abhang des Hügels, sammelte sich früher ein zweiter Quellbach aus einem sumpfigen mit Wasserpflanzen überwachsenen Orte, der sich mit der Hauptquelle zum Kanale der Wasserleitung vereinigte. Diese Quellen, wie alle anderen im Thale des Rimaks, werden durch das Wasser gebildet, was weiter oben im Thale zur Bewässerung des Landes dem Flusse entzogen wird, und dann durch das Geröll des Bodens abwärts sickert, bis es hie und da durch felsige Ausläufer der Seitenberge sich staut, und an der Oberfläche erscheint. An den meisten Orten sind die Felsen, welche die Stauung bewirken, vom Boden bedeckt, hier jedoch erheben sie sich über die Thalsohle in Form der ebenerwähnten inselförmigen Hügel.

Die Menge des Wassers, welches die Quellen lieferten, wurde in den Jahren 1856—1858 gemessen und betrug nach dem Berichte des damit beauftragten Ingenieurs durchschnittlich 906 766 Gallonen täglich. Schon vor dem Jahre 1856 genügte diese Wassermenge nicht mehr für den Gebrauch der Stadt, daher man neben dem Wasser der Quellen noch ein gewisses Quantum aus einem Arme des Rimaks benutzte.*) Der auf diese Weise gewonnene Zuschuss betrug 1 318 024 Gallonen täglich, allein je nach dem grösseren oder geringeren Wasserreichtum des Flusses war diese Menge erheblichen Schwankungen unterworfen. Es war daher das Bestreben der Kompagnie, sich von dem Wasser des Flusses unabhängig zu machen, was nur durch Vermehrung des Quellwassers geschehen konnte. Man liess zu diesem Ende auf dem sumpfigen Grundstück, von welchem die zweite Quelle entsprang, ein 30 Meter weites und 10 Meter tiefes rundes Becken ausgraben bis auf den festen Thalboden, und von diesem aus Stollen durch das Geröll treiben, welche von Strecke zu Strecke durch Schachte mit der Oberfläche und der frischen Luft in Verbindung gesetzt wurden. Infolgedessen trocknete der Sumpf aus und alles Wasser der ganzen Umgegend sammelte sich in den Stollen und wird durch diese in das Becken geleitet, welches in seinem unteren Abschnitt mit hydraulischem Kalk ausgemauert ist. Von hier fliesst das Wasser zu dem Behälter, aus welchem der Kanal ausläuft und zu welchem auch der aus der ersten Quelle entspringende Bach geleitet wird. Der Lauf dieses letzteren liegt 20 Fuss höher als der Ausfluss aus dem Becken, und stürzt aus dieser Höhe in den Sammelbehälter. Diese sehr bedeutende Wasserkraft wird zur Bewegung einer Turbine benutzt, welche eine mächtige Pumpe in Thätigkeit setzt. Der Boden des Behälters nämlich liegt erheblich tiefer als der Ausfluss des Kanals; wenn daher im Winter die Wassermenge des Flusses und der Quellen sich sehr vermindert, so erhebt sie sich im Becken nicht zur Höhe des Ausflusses, und wird dann durch die Turbine in den Sammelbehälter gepumpt.

Diese Arbeiten wurden im Jahre 1882 vollendet, und infolge der dadurch erzielten Vermehrung beträgt die tägliche Menge des Quellwassers über fünf Millionen Gallonen oder 23 Millionen Liter. Trotzdem ist dies noch nicht genügend, und es müssen noch gegen zwei

*) Dieses Quantum bestand in vier sogenannten Riegos aus dem Flusse von Surco. Der »Rio de Surco« ist ein Arm des Rimaks, ein grosser Bewässerungskanal, der etwa eine Legua oberhalb der Ouellen von der linken Seite des Hauptstromes abgezweigt wird, zur Versorgung des südlich vom San Bartolomé gelegenen Teile des Thales bis nach dem Orte Surco bei Chorrillos bestimmt ist, und

Millionen aus den vier Riegos zu Hilfe genommen werden, so dass die Gesamtmasse des der Stadt täglich zugeführten Wassers sieben Millionen Gallonen beträgt. Nach dem letzten Census im Jahre 1876 betrug die Einwohnerzahl etwas mehr als 100 000 Seelen. Nimmt man nun an, sie habe sich seitdem um 20 000 vermehrt (was nicht wahrscheinlich ist) so würde auf jeden Kopf täglich 59 Gallonen Wasser kommen, und es möchte wohl wenige Städte geben, die so reichlich mit gutem Wasser versorgt sind als Lima. Es ist dabei zu bemerken, dass dieser grosse Wasserverbrauch sich ohne Nachteil für das Publikum erheblich beschränken liesse, und dass die fünf Millionen Gallonen Quellwasser wahrscheinlich ausreichen würden, wenn man weniger verschwenderisch mit dem Wasser umginge. Abgesehen davon, dass viele Badewannen beständig gefüllt erhalten werden, auch wenn man sie nicht benutzt, ist es allgemeine Gewohnheit, die Hähne offen zu lassen, teils um die Abzugrohre der Klosets zu spülen, meistens aber nur aus Nachlässigkeit. Die Wassermesser, die der Kontrakt der Kompagnie erwähnt, sind bis jetzt noch nirgends angebracht worden, und niemand hat ein Interesse daran, Wasser zu sparen.

Von den Quellen ab führt die gemauerte Wasserleitung durch Gärten und Felder bis in die Nähe von Lima, wo sie eine Strecke unmittelbar an dem Teile des allgemeinen Begräbnisplatzes hinläuft, in welchem die Armen in gemeinsamen Gräbern beerdigt werden. Es wurde daher die Besorgnis laut, die den Kanal umgebende, mit Fäulnisprodukten durchtränkte Erde möge das Wasser verunreinigen, indes eine wiederholte chemische Untersuchung desselben hat diese Befürchtung als ungegründet erwiesen. Etwas unterhalb des Haupteinganges des Begräbnisplatzes läuft der Kanal quer über den Weg und gelangt zu den Sammelbehältern im Hof der Meierei der Hacienda Ansieta. Diese Behälter bestehen aus vier mit hydraulischem Kalk ausgemauerten quadratischen Abteilungen, und dienen dazu, den Strom des Wassers zu unterbrechen, um hierauf die Verteilung in den verschiedenen Richtungen bewerkstelligen zu können.

Über die Güte des Wassers ist zu verschiedenen Zeiten verschieden geurteilt worden. Im Jahre 1759 veröffentlichte der Doktor

---

von diesem seinen Namen erhält. Ein Riego wird die Wassermenge genannt, welche zur Tränkung von vier Fanegadas Land erforderlich ist. Fanegada heisst ein Stück Land von 288 Varas oder Ellen Länge und 141 Breite, das heisst nahezu 2,9 Hektar. Das dazu gebrauchte Quantum Wasser ist ein Strom, der durch eine 36 Quadratzoll weite Öffnung mit einer Geschwindigkeit von 14 Varas oder 42 spanischen Fuss in der Minute ausfliesst.



Quellenfassung der Wasserleitung.

(S. 594.)

Cosme Bueno in den damals in Lima erscheinenden Ephemeriden eine Abhandlung, worin er das Wasser von Lima beschuldigte, es sei hart, unverdaulich und sei Schuld an den mannigfachen Magenbeschwerden, an denen man in Lima leide. Der gelehrte Arzt Hipólito Unánue dagegen ist der Meinung, dass die besagten Erkrankungen des Magens mehr von zu reichlichen Mahlzeiten und geschlechtlichen Ausschweifungen herzuleiten seien als von der schlechten Beschaffenheit des Wassers.*) In seinem Buche über das Klima von Lima hebt er hervor, dass die Betrachtung des Ursprunges des Quellwassers, das felsige Flussbett des Rimaks, die Beschaffenheit des Bodens, durch welchen das Flusswasser filtriert wird, ehe es als Quelle erscheint, den Beobachter zu der Ansicht führen, dass, wenn das Wasser in Lima schädliche Eigenschaften besitze, es dieselben nicht aus den Quellen mitbringe, sondern vielmehr im Laufe der Röhrenleitung durch die Stadt, durch schmutzige Strassen, in der Nähe von Begräbnisplätzen und schlammigen Gossen in sich aufnehme.

Durch den Ersatz der thönernen Röhrenleitung durch eine eiserne ist das Wasser der Stadt gegen solche Verunreinigungen geschützt worden und genügt gegenwärtig allen Anforderungen, die man an gesundes Trinkwasser stellt. Es ist farblos, klar, geruchlos, von angenehmem Geschmack und neun Monate im Jahre kühl. Die mit der Begutachtung des Wassers beauftragten Sachverständigen der Munizipalität, welche den Inhalt der Röhrenleitung an verschiedenen Orten chemisch und mikroskopisch untersuchten, haben dies neuerdings bestätigt. Der Professor Antonio Raimondi hat das Wasser verschiedene Male analysiert, zuerst 1856 und das letzte Mal 1884. Nach seiner in den Anales de Mineria vom Jahre 1886 veröffentlichten Abhandlung über die trinkbaren Wasser in Peru enthält ein Liter Wasser folgende mineralische Bestandteile:

	Pileta de Santo Tomas, 1856	Röhrenleitung 1884
Kohlensäure, gebunden . .	0,044321	0,044303
Schwefelsäure	0,078164	0,070000
Chlor	0,025062	0,024485
Kieselsäure	0,006608	0,006000
Eisenoxyd	0,003580	0,002400

*) Las aguas de Lima estan reputadas crudas e indigestas, causa de lo mucho que en ella se padece del estómago, si es que Cupido y Ceres no influyen mas que las aguas en esta comun y penosa dolencia — Observaciones sobre el clima de Lima, por el Doctor Don Hipólito Unánue, Catedratico de Anatomia de le real Universidad de San Marcos. Lima 1806.

	Pileta de Santo Tomas, 1856	Röhrenleitung 1884
Kalk	0,087084	0,085120
Magnesia	0,008865	0,007567
Natron	0,034796	0,023689
Kali	—	0,002658
Lithium	—	0,000855.

Aus diesen Analysen ergiebt sich, dass das Wasser von 1884 weniger mineralische Substanzen enthält als das von 1856. In der Analyse aus diesem Jahre wurde das Kali und Lithium nicht berechnet.

Bei der allgemeinen Verbreitung der Badeeinrichtungen in Privatwohnungen sind öffentliche Badeanstalten kein dringendes Bedürfnis. Es giebt zwar einige, aber sie werden im ganzen wenig besucht, bloss wenn man warme Bäder zu nehmen wünscht. Bäder in fliessendem Quellwasser befinden sich an der rechten Seite des Flusses am Fusse des San Cristobal. Hinter einem Felsvorsprung dieses Berges, Piedra lisa (der glatte Stein) genannt, bricht eine Quelle von schönem klaren Wasser hervor, ähnlich der, die zur Wasserleitung benutzt wird, nur weit schwächer. Es steht dort eine Reihe von Badehäuschen und das dabei befindliche, wiewohl unscheinbare Wirtschaftsgebäude, ist ein beliebter Vergnügungsort an Festtagen. Die Bäder liegen in einem Garten mit Baumanpflanzungen an einer kurzen Allee von Weidenbäumen. Die Badebassins sind mit hydraulischem Kalk ausgemauert und messen 20 Fuss im Geviert. Daneben sind zwei grössere Schwimmbäder, eins für Männer und eins für Frauen.

Die Löschanstalten.

Nach dem zwischen der Munizipalität und der Wasserkompagnie abgeschlossenen Kontrakt ist die letztere verpflichtet, in allen Strassen Einrichtungen zu treffen, durch welche bei Feuersgefahr die Spritzen mit der Röhrenleitung durch Schläuche in Verbindung gesetzt werden können. Neben dieser Verfügung beschränkt sich bei Feuersbrünsten das Eingreifen der Obrigkeit auf Absperren der Strassen durch die Polizei; das Löschen wird durch Privatgesellschaften besorgt.

Die Feuerwehr besteht aus vier Kompagnieen, zu welcher sich die jungen Leute der in Lima am zahlreichsten vertretenen Nationalitäten vereinigt haben, nämlich einer peruanischen: Compañia nacional de Bomberos »Lima«; einer italienischen: Bomba Roma; einer französischen: Pompe française, und einer englischen: The Victoria fire brigade. Dazu

kommen noch zwei Rettungsgesellschaften — compañias Salvadoras, einer peruanischen und einer spanischen, welche keine Spritzen besitzen und sich am Löschen nicht beteiligen, sondern ihre Thätigkeit auf Bergen von Möbeln und Hausgerät und Hilfeleistung bei Gefährdung von Personen beschränken.

Die Veranlassung zur Gründung dieser Spritzenkompagnieen gab der Angriff der Spanier auf den Hafen von Callao im Jahre 1866, und die Anregung dazu ging von den Italienern aus. Angesichts der angedrohten Beschiessung der Stadt beschlossen die Italiener in Lima ihren Landsleuten in Callao im Falle eines Brandes zu Hilfe zu kommen, und nach ihrem Vorgange bildeten sich ähnliche Gesellschaften auch unter den jungen Peruanern und Franzosen. Indessen richteten die Spanier ihr Feuer am 2. Mai nur gegen die Batterieen, die Stadt selbst blieb verschont. Nachdem die spanische Flotte die Rhede von Callao wieder verlassen hatte, löste sich die peruanische und französische Gesellschaft wieder auf, die italienische aber blieb fortbestehen, und ihr Beispiel bestimmte später (1868) auch die beiden anderen, von neuem zusammenzutreten. Die englische Kompagnie bildete sich einige Jahre später, und an diese schlossen sich manche Deutsche und Nordamerikaner an.

Die zur Anschaffung der Spritzen und übrigen Gerätschaften erforderlichen Geldmittel wurden durch Beiträge der Kaufmannschaft, gelegentliche Konzerte, Theater-Vorstellungen und Stiergefechte zusammengebracht. Auch einige Versicherungs-Gesellschaften steuerten dazu bei, der Staat aber nichts. Die Gesellschaften sind gegenwärtig mit allem Nötigen reichlich versehen. Jede besitzt eine Dampfspritze und daneben noch zwei oder drei Handspritzen nebst Wagen und Karren zum Transport von Schläuchen und Leitern. Sie sind militärisch geordnet und werden durch aus ihrer Mitte erwählte Offiziere befehligt. Bei festlichen Gelegenheiten, bei Leichenbegängnissen ihrer Mitglieder tragen sie kleidsame Uniformen, hohe Stiefel, weisse Beinkleider und Helme; Italiener, Franzosen und Peruaner blaue Blousen, die Engländer rote wie ihre Infanterie. Von Zeit zu Zeit veranstalten sie Übungen bei Fackellicht und gewöhnlich ist die Plaza der Schauplatz solcher Manöver, an denen das Publikum lebhaften Anteil nimmt; denn bei dieser Gelegenheit können die Neugierigen alles in der Nähe betrachten, während bei einem Brande keinem Nichtuniformierten Zutritt gestattet wird. Die Leitern werden an die Kathedrale angesetzt, und durch Zusammenfügen mehrerer bis zum Dache verlängert, kecke Burschen erscheinen in den Luken der Türme und treiben durch Wasserschauer die unten

versammelte Menge auseinander. Das grösste Interesse aber erregen die Hantierungen der Rettungskompagnieen, wenn diese versuchsweise einige von ihren Mitgliedern aus grosser Höhe im feuchten Schlauche heruntergleiten lässt.

Die meisten Mitglieder zählt die italienische Löschgesellschaft, wie denn überhaupt die italienische Kolonie in Lima von jeher die zahlreichste gewesen ist. Als aktive Genossen sind bei ihr über 500 eingeschrieben, wozu noch 200—300 zahlende Ehren-Mitglieder kommen. Peruaner und Franzosen haben je 200, die Engländer nur 120, doch sind darum ihre Dienste nicht geringer als die der übrigen.

Das Zeichen einer Feuersgefahr wird von den Türmen der Kathedrale und der Klöster durch Anschlagen der Glocken gegeben, und die Ordnung, in welcher die Schläge erfolgen, deutet den Polizeidistrikt an, in welchem der Feuerschein oder Rauch bemerkt wird. Auch auf den Spritzenhäusern befinden sich Warten, von welchen herab durch Läuten die Mannschaften der Löschgesellschaften zusammengerufen werden. Die Wagen der Pferdeeisenbahn, sowie alle leeren Mietskutschen sind verpflichtet, die uniformierten Spritzenleute unentgeltlich in der Richtung des Feuers zu befördern. Die Gilden der Last- und Wasserträger, sowie die Karrenführer sind gleichfalls durch ihr Patent zur Hilfeleistung angehalten, müssen sich den Löschgesellschaften zur Verfügung stellen und sich den Befehlen ihrer Offiziere unterordnen.

Im ganzen sind Feuersbrünste in Lima selten und bleiben stets auf den Ort beschränkt, wo sie ausbrechen. Die Bauart der Häuser schützt sie gegen Ansteckung; der Unterstock ist aus ungebrannten Backsteinen erbaut, die Dächer flach und mit Lehm bedeckt, auch weht selten Wind, der das Feuer anfachen könnte. Nur in Läden und Speichern kann Feuer ausbrechen und sich verbreiten; allein ehe die Leute anfingen, ihre Warenlager zu versichern, waren auch diese Orte wenig gefährdet. Jetzt freilich hat sich das einigermassen geändert, und wenn der Mieter im Oberstock hört, dass der Krämer unter ihm den Inhalt seines Ladens versichert hat, so thut er wohl daran, wenn er dessen Beispiel folgt.

Die öffentliche Beleuchtung.

Die Beleuchtung der Strassen und Plätze in den ersten hundert Jahren des Bestehens der Stadt war nur sehr kümmerlich, allein wahrscheinlich nicht schlechter, als zu jener Zeit in irgend einer grossen Stadt der alten Welt. Der Pater Cobo erwähnt in seiner Gründungsgeschichte noch gar nichts darüber; indessen hatte man schon zu Ende

des 16. Jahrhunderts (1592) den ersten Anfang gemacht, indem kleine mit Talg gefüllte und mit einem Dochte versehene Näpfe oder Töpfchen in eisernen Ringen an den Strassenecken aufgestellt wurden. Diese hatten aber keinen Schutz gegen den Wind und gingen leicht aus, daher man sie später in kleinen, mit Glas bedeckten Nischen anbrachte. Da das durch diese Flämmchen verbreitete Licht aber nur schwach und die Abstände sehr gross waren, so befahl der Magistrat unter Androhung von Strafe, dass jeder Hausherr oder Bewohner eines Hauses seine Thür erleuchten solle. Darauf folgte die Beleuchtung durch Strassenlaternen an Pfosten und Ketten, zu deren Unterhalt von den Hausbesitzern eine Abgabe erhoben wurde, die aber weniger betrug als die durch Erleuchtung der Thüren verursachten Kosten.

Seit dem Jahre 1855 fing man an die Stadt mit Gas zu beleuchten. Bereits im Jahre 1851 schloss die Regierung mit Don Melchor Charon einen Kontrakt ab, nach welchem fürs erste durch 500 Gasflammen der Palast, der Hauptplatz und vier demselben naheliegende Strassen beleuchtet werden sollten. Die Regierung gewährte zu diesem Ende den Unternehmern eine Unterstützung in Form eines Darlehns von 20 000 Pesos, welche durch das Haus Gibbs in London, die damaligen Guano-Konsignatäre, zum Ankauf von Materialien ausgezahlt werden sollten. Die Regierung vergütete den Unternehmern für jede Flamme in den öffentlichen Gebäuden 4 $, für die übrigen 5 $ viermonatlich. Der sich ergebende Nutzen wurde in zwei Hälften geteilt, deren eine zur Tilgung des Anlehens verwendet, die andere dem Unternehmer verbleiben sollte. Diesem wurde ein Privilegium auf 15 Jahre bewilligt, nach deren Ablauf die Materialien der 500 Gasflammen Eigentum der Regierung wurden.

Im Jahre 1855 erfuhren diese Bestimmungen wesentliche Abänderungen zu Gunsten der Aktiengesellschaft, auf welche Charon seinen Kontrakt übertragen hatte. Die Zahl der Gasflammen wurde bis zu 1000 vermehrt, das Privilegium ausser den ersten 15 Jahren noch um 60 verlängert, wogegen die Gesellschaft alle 10 Jahre den Preis für die Gasflammen um vier Reale verminderte, bis er die Hälfte der ursprünglich festgesetzten Summe beträgt. Durch Verfügung vom 30. Januar 1867 wurde die Zahl der Gasflammen auf 2000 vermehrt, zugleich wurde die Sorge für das Beleuchtungswesen und die Bestreitung der Kosten desselben der Munizipalität übertragen. Ein Dekret vom Jahre 1869 bestätigte diese Verfügung und ein zweites vom 19. November 1873 erklärte ausdrücklich, dass der Provinzialrat oder die Munizipalität fortan der Gesellschaft gegenüber an die Stelle des Staates treten solle, dass aber alle früher getroffenen Vereinbarungen in Kraft bleiben sollten.

Die städtische Verwaltung erhob fortan die Abgabe für öffentliche Beleuchtung, indem jeder Hausbesitzer oder Mieter 1 pCt. vom Mietsertrag des Grundstückes zu entrichten hat. Hotels und industrielle Anstalten bezahlen 2,5 pCt., Kirchen, Schulen, Klöster und Hospitäler sind frei.

Die Gasanstalt liegt am unteren Ende der Stadt, wo ihr Grundstück die Ecke der Strasse San Jacinto und des Boulevards bildet. Die dort in die Stadt tretende englische Eisenbahn steht durch Geleise mit dem Hofe der Anstalt in Verbindung. Dieselbe enthält zwei Gasometer von je 100 000 Kubikfuss und erzeugt täglich nahe an 200 000 Kubikfuss Gas, welches in Röhren von 12 bis 2 Zoll Durchmesser in die Stadt geleitet wird. Die Gesamtlänge aller Röhrenverzweigungen beträgt 46 englische Meilen. Zur Herstellung des Gases werden monatlich 600 Tonnen New-Castle-Kohlen verbraucht. Von dem 65 pCt. übrig gebliebenen Koks werden 150 Tonnen als Brennmaterial verkauft, der Rest in der Anstalt wieder verbraucht. Die Strassen und Plätze der Stadt werden durch 2553 Gasflammen erleuchtet, und die Entfernung der Laternen von einander beträgt nur 100 Fuss, so dass Lima zu den besterleuchtetsten Orten gehört. Die Gasflammen brennen 12 Stunden und haben eine Lichtstärke von je 25 Spermkerzen. Die Munizipalität vergütet der Anstalt für öffentliche Beleuchtung 8500 $ monatlich; Privathäuser bezahlen ihren Verbrauch nach Mass zu 4 $ für 1000 Kubikfuss, und beläuft sich gegenwärtig die Gesamteinnahme auf 21 000 $ monatlich.

Das Kapital der Gesellschaft beträgt 2 000 000 $ in 4000 Aktien zu je 500 $. In den letzten Jahren wurde eine Dividende von 5 pCt. verteilt, in früherer Zeit aber war die Gasanstalt ein sehr gewinnreiches Unternehmen. Ihrem Kontrakte gemäss berechnete die Gesellschaft den Privatverbrauch des Gases zu 9 Pesos oder 7,20 Soles, statt jetzt zu 4 $; es wurde damals weit mehr Gas verbrannt, als gegenwärtig, sowohl von Seiten des Publikums als der Stadt und des Staates. An allen Sonntagen wurde der Hauptplatz durch Hunderte von Kugeln oder Glocken erleuchtet, bei besonderen Festlichkeiten die ganze Stadt. Dabei hatte die Gesellschaft den Alleinverkauf aller Beleuchtungsgegenstände und nutzte denselben in einer Weise aus, die ihr bittere Vorwürfe zuzog. Allein, wie es immer zu geschehen pflegt, wenn sich die Kritik nicht gegen eine bestimmte Person, sondern gegen eine Gesellschaft richtet, so fanden auch hier die Klagen wenig Berücksichtigung: man strich hohe Dividenden ein, und liess das Publikum murren; und das währte viele Jahre. Dann aber folgten auf die fetten Kühe auch einige magere. Das Papiergeld kam und der Kurs fing an zu fallen;

die Gesellschaft musste ihre Kohlen mit Gold bezahlen und empfing für ihr Gas nur entwertete Noten. Von Dividenden war keine Rede mehr, die Anstalt vermochte kaum ihre Kosten zu decken. Endlich war auch dies nicht mehr möglich, allein diese grosse Bedrängnis hatte dann auch wieder eine Besserung zur Folge. Die Direktion erklärte, unter dem bestehenden Preise nicht weiter arbeiten zu können, und die Aussicht, dass eines Abends die ganze Stadt im Dunkeln gelassen werden könnte, war so unangenehm, dass die Regierung der Gesellschaft erlaubte, sich einen Teil ihrer früheren Preise in Silber bezahlen zu lassen. Die Herabsetzung der Preise hat sich die Anstalt auch nach Abschluss des Friedens gefallen lassen müssen, allein das Unternehmen hat jetzt seine sichere Basis wieder gewonnen, und, wie bereits bemerkt wurde, im letzten Jahre eine Dividende verteilen können.

Seit Anfang des Jahres 1886 ist auch die elektrische Beleuchtung in Lima eingeführt worden, aber nur versuchsweise, und der dazu abgeschlossene Kontrakt ist ein provisorischer. Bis jetzt sind der Hauptplatz und die beiden von hier aus nach den Stationen der Callao- und Chorillosbahnen führenden Strassen nebst dem Garten des Ausstellungsgebäudes mit Bogenlicht beleuchtet. Die Zahl der Leuchtapparate ist 67 und die Munizipalität bezahlt für jedes Licht 16 $ monatlich. Bei diesem Preise wird das Unternehmen, wenn die elektrische Beleuchtung nicht auf andere Stadtteile ausgedehnt wird, wahrscheinlich nicht lange bestehen können.

XI.

Öffentliche Vergnügungsorte.

Die Theater. — Der Cirkus der Stiergefechte. — Der Ring der Hahnenkämpfe. — Die Rennbahn. — Der Garten der Descalzos. — Die Alameda nueva. — Das Ausstellungsgebäude. — Das Thal Amancaes.

Die Theater.

Lima besitzt gegenwärtig drei Theater, das Politeama, das Teatro del Olimpo und das Teatro de Variedades. Alle drei sind hinsichtlich ihrer äusseren sowie inneren Ausstattung Bauwerke von ganz untergeordnetem Werte. Das Haupttheater der Stadt — teatro principal — ist vor einigen Jahren abgebrannt, und bis jetzt ist wenig Aussicht auf Wiederaufbau desselben vorhanden. Das Politeama liegt ziemlich weit vom Mittelpunkt der Stadt entfernt auf einem Baugrund, der ursprünglich zum Nonnenkloster der Inkarnation gehörte und später an den Unternehmer der Chorrillos-Eisenbahn zur Anlage des Stationsgebäudes abgetreten worden war. Es war anfangs ein Cirkus für Kunstreiter, Akrobaten und Athleten, und wurde später zu einem Theater umgebaut, aber wegen seiner ungünstigen Lage und schlechten Akustik selten benutzt. Die obwaltenden Umstände haben es aus der Vergessenheit gezogen, denn da es ziemlich geräumig ist, muss es jetzt das fehlende Stadttheater ersetzen. Die anderen beiden Theater liegen mehr in der Mitte der Stadt, sind aber klein, besonders ist das Varietätentheater ganz unbedeutend.

Das Stadttheater war, als es im Jahre 1883 ein Raub der Flammen wurde, eines der ältesten Schauspielhäuser der Welt, denn es war im Jahre 1660 erbaut worden, hatte also über 220 Jahre gestanden. Es

war allerdings im Vergleich zu modernen Theatern unscheinbar, war aber wie ein altes Schauspielergesicht gut angemalt und herausgeputzt, und konnte sich immerhin noch sehen lassen. Dabei war es geräumig und vor allem für die klimatischen Verhältnisse sehr bequem: die Thüren zu den Logen öffneten sich nach zwei rings um das Gebäude laufenden Korridoren. Jede Loge hatte ein kleines Vorzimmer, aus welchem man also sogleich ins Freie kommen und frische Luft schöpfen konnte.

Durch ein Dekret des Vicekönigs Don Luis de Velaquez wurde verfügt, dass öffentliche Schauspiele jeglicher Art entweder in Gebäuden stattfinden sollten, die dem Hospital San Andrès gehörten, oder wenn nicht, dass die Unternehmer derselben eine entsprechende Abgabe an die Verwaltung dieses Hospitals zu entrichten hätten. Im ersten Theater, welches man erbaute, hatten die Logen feine hölzerne Gitter, wie man sie noch jetzt an einigen alten bedeckten Balkonen sieht. Die Sitzplätze im Parterre bestanden aus hölzernen Schemeln ohne Lehne. Der erste Theaterunternehmer, an welchen das Hospital San Andrès sein Privilegium verpachtet hatte, Don Alonso de Avila, kaufte den Häuserkomplex, welcher der Hinterthür des Klosters San Augustin gegenüberlag, und vermachte bei seinem Tode das Grundstück dem Hospital. Auf diesem wurde später das Stadttheater errichtet, welches sich bis vor wenigen Jahren erhalten hat. Als Eigentum des Hospitals kam das Theater später unter die Verwaltung der Beneficencia, bis es 1852 die Regierung übernahm, indem sie der Beneficencia den Ertrag des Theaters durch Zuweisung anderer Mietszinse ersetzte.

Alle Theater-Vorstellungen sind einer Polizeiordnung unterworfen, welche je nach dem Gutdünken der massgebenden Personen strenger oder loser gehandhabt wird Ein Ausschuss von drei Censoren überwacht die Stücke, die zur Aufführung gebracht werden sollen, und je einer derselben muss bei jeder Vorstellung zugegen sein. Eine Junta directiva, welche aus dem Präfekten, dem Alkalden und den Censoren besteht, hat die Obliegenheit, die Schauspielergesellschaften und Unternehmer zur Erfüllung ihrer Kontrakte anzuhalten, Misshelligkeiten zwischen Schauspielern und ihren Direktoren beizulegen, die Theaterordnung aufrecht zu erhalten und nötigenfalls Geldstrafen aufzuerlegen. Die Mitglieder der Junta benutzten mit der Munizipalität eine Loge, welche der Regierungs- oder Präsidentenloge zunächst lag.

Im Jahre 1829 kam die erste italienische Operngesellschaft nach Lima und seit der Zeit wurden im Stadttheater mehr musikalische als dramatische Vorstellungen gegeben. Um die Mitte der 30er Jahre kam

die erste spanische Zarzuela oder komische Oper zur Aufführung, später auch französische komische Opern. Die Opernvorstellungen boten die beste Gelegenheit, die Damenwelt Limas unter den günstigsten Umständen zu beobachten. Auf der Strasse, in der Kirche, beim Einkaufen in den Läden, und bei ihren Vormittagsbesuchen zeigen sich die Damen nur in der Manta, welche zwar die meisten gut kleidet, aber doch nur einen Teil des Gesichts frei lässt. Der Luxus in Kleidern und Juwelen, der bei den Theatervorstellungen zur Schau getragen wurde, war gross und zuweilen bis zum Ärgernis auffallend, und sich zweimal mit demselben Kleide in der Loge sehen zu lassen, galt als ein Verstoss gegen den guten Ton. Indes das war zu Zeiten des allgemeinen Wohlstandes und der allgemeinen Verschwendung; welche Veränderungen die gegenwärtigen Vermögensverhältnisse in den Sitten einführen werden, muss die Zeit zeigen. Wenn die Frauen sich aber auch mit weit weniger kostbaren Kleidern begnügen müssen, die Eleganz wird ihnen stets bleiben, denn eine Limenierin weiss Kattun mit eben so viel Grazie zu tragen als Seide und Sammet.

Die ersten dramatischen Vorstellungen wurden in Lima noch vor Erbauung von Theatern im Freien gegeben. Es waren Passionsspiele, ähnlich denen des bayerischen Hochlandes, welche auf dem Kirchhofe der Kathedrale aufgeführt wurden, im Beisein des Vicekönigs, des Erzbischofs, der Kapitel und religiösen Genossenschaften. Seit jener Zeit sind während mehr als 200 Jahren theatralische Vorstellungen aller Art gegeben worden, allein wie trotz ihres Reichtums die Stadt zu keiner Zeit schöne Schauspielhäuser besessen hat, so haben auch die dramatischen Leistungen daselbst nie einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht. Soviel uns bekannt ist, hat Lima keine namhaften Schauspieler hervorgebracht, auch haben sich unter der sonst ziemlich schreiblustigen Jugend nur ganz wenige in dramatischen Arbeiten versucht. Gleichwohl würden die eigentümlichen geselligen Verhältnisse reichlichen Stoff zu originellen Schauspielen geboten haben, und auch für nationale Trauerspiele fehlt es nicht an Vorwürfen, denn der Zerfall des Incareiches in sich, die darauffolgende Eroberung durch die Spanier und die Bürgerkriege unter denselben, bilden eine grosse Tragödie, deren einzelne Akte unter einander in verhängnisvoller Weise verkettet sind.

Wie es scheint, fehlt es den Limeniern an Sinn und Geschmack für das Dramatische. Von Liebhabertheatern, die in anderen Ländern zu den beliebtesten geselligen Vergnügungen gehören, ist hier fast nie die Rede. Auch die Fehler der Deklamation, die beim Anhören öffentlicher Ansprachen und Reden, sowie beim Vorlesen auffallen, scheinen

eben daher zu rühren. Man bemerkt dabei ein periodisches Heben und Senken der Stimme, das zu dem Sinne des Vorgetragenen nicht in Beziehung steht und daher den Zuhörenden unangenehm berührt und ermüdet. Auf der Bühne ist diese Unsitte ganz allgemein und man hört in Lima nur wenige Schauspieler, die davon frei sind. Ganz einfache Worte werden mit unpassendem Pathos vorgetragen. Bei den Frauen kommt dazu noch ein weinerlicher oder vielmehr heulender Ton mit beständigem Zittern der Stimme, die für ein gebildetes Ohr unerträglich ist, aber von dem hiesigen Volk mit andächtiger Rührung angehört wird.

Der Cirkus der Stiergefechte.

Wie in Spanien, so nahmen auch in den Kolonieen dieses Landes die Stiergefechte unter den öffentlichen Vergnügungen von jeher den ersten Platz ein, und in Lima ist dies noch bis auf den heutigen Tag der Fall. Die Vorliebe für dieses Schauspiel wird von allen Klassen der Bevölkerung geteilt, wenn auch die leidenschaftliche Aufregung dabei nicht mehr so lebhaft ist, wie sie Berichterstatter aus früheren Zeiten beschreiben. Die Stiergefechte sind in Lima fast so alt wie die Stadt. Schon im vierten Jahre nach der Gründung (1538) wurde der damals an Zahl noch geringen Einwohnerschaft ein Schauspiel dieser Art zum besten gegeben, bei Gelegenheit der Festlichkeiten, welche Franzisko Pizarro anordnen liess, als die Nachricht der Niederlage Diego de Almagros in der Schlacht bei den Salinen ankam. Wie viele Stiere dabei getötet wurden, und wo man sie herbekommen hatte, wird nicht erwähnt. Der Pater Cobo erzählt, dass bei der Einweihung des Brunnens auf dem Hauptplatz (1576) unter den veranstalteten Festlichkeiten auch ein Stiergefecht ebendaselbst stattgefunden habe. In der Folge wiederholten sich dieselben bei allen Staatsfeierlichkeiten, wie Regierungsantritte der Monarchen, Geburten von Prinzen des königlichen Hauses, Ankunft der Vicekönige und Nachrichten freudiger Ereignisse unter Beteiligung aller weltlichen und geistlichen Würdenträger und Behörden. Der Vicekönig und die Räte der königlichen Audienz sassen auf den Gallerieen des Regierungspalastes, der Erzbischof, das Domkapitel und die Mönche der verschiedenen Orden auf den Balkonen des Kapitelsaales und der Kathedrale, die Alkalden und Stadträte über den Arkaden des Rathauses und das Volk auf ringsumher errichteten Schaugerüsten. Um 2 Uhr nachmittags erschien der Vicekönig zu Pferde mit einem glänzenden Gefolge und machte einen Ritt um die Plaza, den Tribünen

entlang, wobei er durch jubelnden Zuruf der Menge und Blumen von den Dächern der Häuser begrüsst zu werden pflegte. Dann kehrte er wieder zum Palast zurück, nahm auf seinem Sessel auf der Gallerie unter dem Thronhimmel Platz und gab durch den Ruf »es lebe der König!« das Zeichen zum Anfang des Festes, indem er zugleich den vergoldeten Schlüssel des Stierzwingers hinabwarf. Die Räume, wo die Tiere aufbewahrt wurden, befanden sich in der Strasse Iudios, der Seitenfront der Kathedrale gegenüber.

200 Jahre gab es für die Stiergefechte kein Amphitheater oder besonderes Lokal, alle wurden auf der Plaza abgehalten. Unter dem Vicekönig Amat wurde der gegenwärtige Cirkus gebaut und im Jahre 1768 vollendet. Derselbe war das Werk und Eigentum eines Privatunternehmers namens Agustin Hipólito Landaburu, welchem die Erlaubnis zum Bau unter der Bedingung bewilligt wurde, dass vom Erlös des Cirkus jährlich 1500 $ an das Hospiz für kranke Bettler überwiesen, und ferner alle Jahre 1000 $ vom taxierten Wert des Gebäudes abgeschrieben werden sollten, bis die Ausgaben des Unternehmers gedeckt wären, worauf der Cirkus Eigentum des besagten Hospitals werden sollte. Dieses Hospiz war damals durch die Bemühungen eines frommen und wohlthätigen Mannes, Diego Ladron de Guevara im ehemaligen Kollegium der Kaziken im Cercado errichtet, an der Stelle, wo sich seit 1859 das Irrenhaus befindet. Die Kosten des Cirkus mit Einbegriff einiger nachträglichen Ausgaben, zu welchem sich Landaburu verpflichtet hatte, beliefen sich auf 120 000 $. Im Jahre 1816 erbot sich der Erbe Landaburus, der bekannte Arzt und Gelehrte Don Hipólito Unánue sein Privilegium gegen eine Entschädigung von 70 000 $ an das Hospiz abzutreten. Die Regierung nahm diesen Vorschlag im Jahre 1827 an, und seit der Zeit ist der Cirkus Eigentum des Hospizes und gehört somit zu den Gütern der Beneficencia.

Das Amphitheater in Lima ist das drittälteste seiner Art; das erste wurde im Jahre 1754 in Madrid erbaut, das zweite 1760 in Sevilla. Es wird gewöhnlich Plaza de Acho genannt nach dem Namen des früheren Eigentümers des Bauplatzes, und liegt auf dem rechten Ufer des Rimaks in geringer Entfernung vom Flusse und ganz nahe am Fusse des Berges San Cristobal.*) Die Baltabrücke führt gerade auf den kleinen Platz vor

*) Nach Ricardo Palma (Documentos liter. de Odriozola X, 381) befand sich auf dem Grundstücke des erwähnten Acho oder Hacho der Platz, auf welchem die von der Inquisition Verurteilten verbrannt wurden. Wie früher bemerkt wurde, hatten auch Verbrennungen auf dem Steinfeld am Wege nach dem Thale von Amancaes stattgefunden.

dem Eingang des Cirkus. So wie eines der ältesten, ist das Gebäude auch eins der geräumigsten, allein auf diese beiden Umstände beschränken sich seine Vorzüge. Der Bau ist von aussen unscheinbar und schuppenartig, die Ringmauern von Adobos und der Oberbau, in welchem sich die Logen oder Gallerieen befinden, von schmuckloser Holzarbeit. Das Innere des Cirkus bildet ein Polygon von 15 Seiten, hat einen Umfang von 245 Metern und einen Durchmesser von 78 Metern. Der die Arena umgebende Zuschauerraum enthält über 8000 Sitzplätze und kann im Notfall bis zu 10 000 Menschen fassen. Unmittelbar hinter der Brustwehr der Arena liegen 85 Logen, Cuartos genannt, mit Plätzen für je 15 Personen. Diese Logen sind durch eine Scheidewand von den dahinter liegenden Sitzen getrennt, welche in sieben Reihen oder Stufen bis zu den Gallerieen aufsteigen. Diese bilden den obersten Teil des Zuschauerraumes und bestehen aus kleinen Logenzimmern, 114 an der Zahl, in welchen 15—20 Personen Platz finden können. Die Gallerieen gelten als die elegantesten Plätze und enthalten bei den Schauspielen die feine Damenwelt. Die Logen der Arena werden von Liebhabern der Stierkämpfe vorgezogen, welche als Sachverständige die Vorgänge aus der Nähe zu betrachten wünschen. Die Gallerie des Präsidenten befindet sich der Thür des Stierbehälters gegenüber und neben derselben die Logen der Munizipalität und der Mitglieder des Wohltätigkeitsvereins. In der Mitte der Arena sieht man drei dicke Pfähle oder Pfosten nahe an einander in die Erde gerammt, um den beim Spiele Beteiligten Schutz zu gewähren, wenn sie vom Stiere zu hitzig verfolgt werden.

Zu Zeiten der Kolonialherrschaft wurden jährlich nur acht Stiergefechte gegeben, an Tagen, welche die Regierung bestimmte. Dazu kam später noch ein neuntes, welches am Montag nach Quasimodo stattfand, und dessen Ertrag zum Besten der medizinischen Schule bestimmt war. Eine Zeit lang waren alle Stiergefechte auf Montage verlegt worden, und zwar auf Antrag der Geistlichkeit. Da nämlich das Volk in seinem Eifer schon vom frühen Morgen an sich in den Cirkus begab und den ganzen Tag daselbst verharrte, um sich Sitze für den Nachmittag zu sichern, so versäumten viele die Messe. Die geistlichen Hirten wurden daher um das Seelenheil ihrer Herde besorgt und ersuchten die weltlichen Behörden, man möge die Schauspiele der Arena an Montagen abhalten lassen, wie auch schon in Spanien geschehen war. Erst in den 50er Jahren sind die Stiergefechte wieder auf Sonn- oder Festtage verlegt worden. In neuerer Zeit hat man auch die Zahl der Schauspiele vermehrt, zuerst auf zwölf im Jahre, wobei jedes Mal

zwölf Stiere getötet wurden; jetzt giebt man sogar noch einige mehr, hat aber die Zahl der Stiere auf acht beschränkt: gewiss eine zweckmässige Neuerung, denn das im ganzen einförmige Schauspiel wird bei zwölfmaliger Wiederholung auch für die Eifrigsten ermüdend.

Die Stiergefechte finden immer nur im Sommer statt, oder, wenn in anderen Jahreszeiten, wenigstens bei warmem sonnigen Wetter. Bei kaltem Wetter und bedecktem Himmel sind die Stiere nicht zu gebrauchen, denn sie verlieren dann ihre Reizbarkeit und werden verdrossen. Um aber die verschiedenen Kunststücke, aus denen das Schauspiel besteht, sowie die Tötung mit dem Degen ausführen zu können, ist es nötig, dass der Stier angreift und sich im Laufe befindet.

Ob der Verlauf eines Stiergefechtes zum Lobe der dabei Beteiligten, sowie zur Zufriedenheit der Zuschauer ausfällt, hängt wesentlich von den Eigenschaften der dabei verwendeten Tiere ab. Die Auswahl derselben ist daher immer Gegenstand besonderer Sorgfalt. Ein guter Stier soll nicht zu klein sein; wohlgenährt, aber nicht zu fett; er soll glatte Haut und kurze schwarze aufrechtstehende Hörner haben, und darf nicht zu alt sein. Das Alter von fünf bis sieben Jahren ist das beste. Man erkennt es an der weissen Farbe der Schneidezähne, welche später gelb werden, sowie an der Zahl der rauhen Ringe an der Basis der Hörner. Auch muss darauf geachtet werden, dass der Stier keine Fehler an den Augen hat, und mit beiden gleich gut sieht. Ein Haupterfordernis ist ferner, dass die verwendeten Siere noch nicht bei früheren Schauspielen benutzt worden sind. Denn wenn die Neckereien und Spieltouren — suertes — mit Leichtigkeit, Eleganz und verhältnismässig geringer Gefahr ausgeführt werden sollen, so muss der Stier sich leicht täuschen lassen, sich stets auf den ihm vorgehaltenen Gegenstand stürzen, welcher in der Regel ein roter Mantel ist. Ist mit dem Stiere schon früher gespielt worden, so hat er gelernt, das täuschende rote Tuch — engaño — von der Person zu unterscheiden, die es in der Hand hält, und richtet seinen Angriff gegen den Träger — va al bulto. Solche gewitzigte Stiere sind unangenehme Gegner, denn sie lassen dem Spieler zuweilen nicht Zeit zur Seite zu springen und erwischen ihn mit den Hörnern — cogida. Manche Stiere, wenn sie auch noch nicht gehetzt worden sind, zeigen gleich das erste Mal grössere Gelehrigkeit, richten ihren Angriff von vorn herein auf den Mann und kehren sich nicht an den Mantel — no toman el engaño. Das sind die gefürchteten Tiere, welche in der Sprache der Leute vom Handwerk Stiere von Einsicht — toros de sentido — genannt werden. Die für das Spiel am besten geeigneten Stiere sind die »flotten und einfältigen« — boyantes y sencillos

— die bei grosser Wildheit keine Tücken haben. Daran schliessen sich die ungestümen — revoltosos — die in grosser Hast auf alles losstürzen, was ihnen zu Gesicht kommt. Ungeeignet zum Spiele sind die furchtsamen Tiere — abantos — die entweder gleich von Anfang an vor dem Spieler fliehen, oder doch schon nach einigen Gängen nicht mehr angreifen wollen. Schwachsichtige Stiere sind zuweilen ebenso gefährlich als die gewitzigten, denn sie greifen den Mann an als den grösseren Gegenstand, da sie den Mantel nicht deutlich sehen.

Die Stiere, die bei den Schauspielen in Lima benutzt werden, kommen von verschiedenen Viehzüchtereien, die von alters her in Ruf stehen. Als die besten gelten die vom Thale Bujama und besonders die von der Hacienda Rinconada de Mala, welche beide Orte in einiger Entfernung südlich von Lima liegen. Andere kommen vom Thale Cañete noch einige Leguas weiter südlich.

Die bei dem eigentlichen Stiergefechte beteiligten Personen bilden eine Gesellschaft, Quadrilla genannt. Diese besteht aus drei Matadores oder Espadas (Stiertöter oder Degen) aus vier Capeadores zu Pferde und ebenso vielen zu Fuss, welche den Stier durch Vorhalten des Mantels und Verdecken der Augen necken; sieben Bandarilleros, welche Pfeile mit Fähnchen und bunten Bändern auf dem Rücken desselben befestigen, und einem Garrochero, welcher die gefallenen Stiere durch einen Stich ins Genick abthut. Die Mehrzahl der Mitglieder der Quadrille sind immer Spanier, es giebt aber auch einige in Lima geborene Neger und dunkle Sambos, welche in der Kunst sehr gewandt und wohl erfahren sind. Alle sind auf andalusische Weise kostümiert. Sie tragen blassrote seidene Strümpfe und leichte Schuhe, enganliegende Beinkleider von Seide oder Samt, die unter den Knieen mit Schnallen befestigt und an den Seiten reich mit Silber- oder Goldstickereien verbrämt sind; um den Leib eine seidene Schärpe, eine knappe weisse Weste und darüber eine kurze Jacke von demselben Stoff und in derselben Weise verziert wie die Beinkleider; endlich eine schwarze Mütze und am Hinterkopfe ein kleines Nest von falschen Haaren, welches wahrscheinlich noch aus der Zeit stammt, wo die Männer Zöpfe oder Haarbeutel trugen.

Die Quadrilla steht unter dem Befehl des ersten Espada, dessen Anordnungen während des Schauspiels von allen Mitgliedern bei Strafe befolgt werden müssen. Er tritt die Oberleitung jedoch zeitweilig ab, sobald einer der beiden anderen Matadores mit der Tötung eines Stieres beauftragt worden ist. Von dem Augenblick an, wo das Zeichen hierzu gegeben ist, bis sich das Tier zu Boden streckt, müssen alle dem zweiten

Matador gehorchen. Ist der Stier tot und entfernt, so tritt der Anführer der Quadrille wieder in seine Rechte.

Die Stiergefechte beginnen in Lima gewöhnlich um 3 Uhr und endigen gegen 6. Bevor der erste Stier in die Arena gelassen wird, zieht die ganze Quadrille nebst dem sonstigen Dienstpersonal vor die Loge des Präsidenten, während die Musik die Nationalhymne spielt. Dort entbieten alle den Behörden ihren ehrerbietigen Gruss, wie einst die Gladiatoren vor den römischen Kaisern, worauf das Zeichen zum Anfang gegeben wird und alsbald der erste Stier in den Cirkus stürzt. Alles was fortan mit demselben aufgeführt wird, mit Einschluss seiner Tötung durch den Degenstoss wird »Suerte« genannt, wofür wir im deutschen kein entsprechendes Wort besitzen, was aber so viel sagen will, als in unserer Sprache: Gang, Streich, Kunststück, oder im französichen: Tour. Man hat Suertes de Capa, Neckereien mit dem Mantel; suertes de banderillas, Anspiessen von bewimpelten Pfeilen, und suertes de muerte, womit die verschiedenen Manöver bezeichnet werden, die der Matador bei Tötung des Stieres vornimmt.

Sobald der Stier sich im Cirkus befindet, wird er von den Capeadores umringt, und bald von der einen, bald von der anderen Seite durch Vorhalten des Mantels gereizt und geneckt. Die Art und Weise, wie dies geschieht, die Stellungen, die der Capeador einnimmt, sind durch die Regeln des Stierkampfes genau bestimmt, und die Behendigkeit und Leichtigkeit, mit welcher der Spieler sie befolgt, wird von den Liebhabern und Sachverständigen mit dem grössten Interesse verfolgt und applaudiert. In der That ist dies die Zeit, wo Geschicklichkeit und Sicherheit am besten Gelegenheit finden sich zu zeigen, denn der Stier ist noch bei frischen Kräften — toro levantado — und stürzt sich auf alles mit der grössten Wut. Nachdem sich die Capeadores zu Fuss eine Zeit lang umhergetummelt haben, kommen die Reiter, welche aber nicht das kleidsame spanische Kostüm tragen, sondern den landesüblichen Poncho und Strohut mit breiter Krämpe. Das Spiel derselben ist in Lima von dem in Spanien gebräuchlichen verschieden. In Spanien greifen die Reiter den Stier mit Lanzen an, an welchen ein zwei Zoll langer eiserner Stachel befestigt ist — picadores; es werden meist schlechte Pferde benutzt, und bei jedem Gefecht werden immer mehrere von den Stieren mit den Hörnern gefasst und im Cirkus getötet. In Lima wird der Stier nur mit dem Mantel gereizt, und die Kunst des Reiters besteht darin, sich nicht einholen zu lassen. Auf eine kurze Strecke und in gerader Richtung rennt der Stier im Galopp rascher als das Pferd, allein bei seinem plumpen Bau kann er sich weniger leicht

wenden. Der Reiter entgeht also der Verfolgung und rettet sein Pferd, indem er es in kurzem Bogen lenkt. Die dazu verwendeten Pferde sind fein und die Reiter gewandt, so dass nur selten eines von den Hörnern des Stieres berührt wird, wenn auch oft ein Entrinnen ganz unmöglich scheint.

Wenn der Stier durch das Spiel der Capeadores zu Fuss und zu Pferde eine Zeit lang im Laufen erhalten worden ist, fängt er an, etwas müde zu werden und zeigt sich nicht mehr so eifrig in der Verfolgung. Er befindet sich in dem Zustand, den die Kunstsprache als den stehen-



Capeador, Stierfechter zu Pferde.

den bezeichnet — toro parado — und dieser eignet sich für einige Kunststücke, die man seltener und nur von geschickten und kecken Spielern ausgeführt sieht. Solche springen über den niedergebeugten Nacken des Stieres, oder setzen dem angreifenden einen Fuss zwischen die Hörner des gesenkten Kopfes und schwingen sich so über den Rücken, oder sie laufen von der Seite her mit einer Springstange auf den Stier zu und setzen über ihn hinweg. Um den Stier aufzumuntern kommen dann die Bandarilleros und heften ihm mit Fähnchen und

Bändern geschmückte Pfeile auf den Rücken. Diese sogenannten Banderillas haben stählerne Spitzen mit einem Widerhaken, so dass der Stier sie nicht abschütteln kann, obwohl er mit wütenden Sprüngen umherrennt. Ungewöhnlich träge Stiere behandelt man statt mit gewöhnlichen Banderillas mit Pfeilen, an welchen Frösche und sprühendes Feuerwerk angebracht ist.

Allmählich wird der so gehetzte und geplagte Stier immer schwerfälliger und verdrossener, er tritt in das Stadium, welches in der Sprache der Sachverständigen estado aplomado genannt wird. Er achtet wenig mehr auf Neckereien, verfolgt nur auf eine kurze Strecke und kehrt sogleich wieder nach dem von ihm bevorzugten Platz im Cirkus zurück — lugar de querencia — postiert sich auch wohl mit seinem Hinterteil gegen die Wand, um sich vor Angriffen von hinten zu schützen. Dann wird es Zeit dem Schauspiel ein Ende zu machen, das Publikum fängt an, ungeduldig zu werden und der letzte Augenblick des armen Tieres ist gekommen. Auf ein mit der Trompete gegebenes Zeichen tritt der Matador auf, der ihm den Todesstoss versetzen soll. Dieser ist mit einem Degen von 3,5 Fuss Länge bewaffnet und hat zum Schutz gegen die Angriffe des Stieres die sogenannte Krücke — la muleta — ein viereckiges Stück rotes Zeug, welches wie eine Fahne an einem Stocke befestigt ist. Mit diesem lenkt er die Bewegungen des Tieres, welches, wie bemerkt wurde, sich immer gegen den vorgehaltenen Gegenstand wendet. Nachdem er den Stier vermittelst derselben ein paar Mal nach der einen und anderen Seite geleitet hat, kommt der entscheidende Moment. Der Matador hält den Degen in der rechten Hand mit gebogenem Ellenbogen, die Spitze auf den Teil des Tieres richtend, den er treffen will. Er reizt den Stier mit der Muleta, und wenn derselbe mit gesenktem Kopfe auf ihn zustürzt, so leitet er den Angriff von sich ab, indem er die Krücke mit dem roten Tuch, welches er in der linken Hand hält, unter dem rechten Arm hinweg nach aussen führt, und im Augenblick, wo der Stier an ihm vorbeischiesst, stösst er ihm von oben herab den Degen in den Vorderleib. Gewöhnlich bleibt der Degen in der Wunde stecken, nur selten hat der Matador Zeit, die Waffe wieder herauszuziehen.

Es giebt dreierlei Verwundungen, welche entweder sofort oder doch in kurzer Zeit den Tod des Stieres zur Folge haben. Dringt die Spitze des Degens zwischen dem letzten Halswirbel und ersten Brustwirbel ein, so wird das Rückenmark zerschnitten und das Tier stürzt wie vom Blitze getroffen nieder, gerade so wie nach dem Stosse mit dem Genickfänger hinter die Hörner. Wird die Lunge durchbohrt, so strömt



Der Cirkus der Stiergefechte.

(S. 612.)

Blut aus dem Maule, der Stier fällt nicht sogleich, muss sich aber bald legen. Ein Stoss in die Gegend, welche die Sachverständigen das Hufeisen nennen, macht dem Leben auch alsbald ein Ende. Unter Hufeisen — la herradura — versteht man nämlich die durch die beiden ersten Rippen gebildete vordere Öffnung der Brust, und bei Verwundung derselben durchbohrt der Degen ohne Verletzung der Lunge das Herz oder die grossen Gefässe. Ist ein solcher Stoss gelungen, so bleibt der Stier noch einige Augenblicke auf den Füssen, und der Matador, der seiner Sache gewiss ist, tritt vor ihn hin und grüsst das Publikum durch Abnehmen der Mütze. Dann bricht der Stier zusammen und die Zuschauer brechen in rauschenden Beifall aus.

Wie der Erfolg anderer menschlicher Bestrebungen, so hängt auch das glänzende Gelingen eines Stosses ausser von kaltem Blut, Entschlossenheit und Gewandtheit doch auch zu einem guten Teil vom Glücke ab, aber die Menschen applaudieren auch das Glück, das einem Mutigen zufällt als ein Verdienst, oder doch als eine seiner Kühnheit gebührende Belohnung Ein glücklicher Stierfecher erntet neben Beifall auch noch andere ebenso willkommene Beweise der Bewunderung, welche in Form von grossen Geldstücken von Gallerieen und Logen auf ihn zufliegen. Er hebt sie selbst vom Boden auf, wobei seine stolze Miene mit dem häufigen Niederbücken einen wunderlichen Kontrast bildet.

Würden alle Stiere in der eben beschriebenen Weise sofort getötet, so möchte man immerhin die Stiergefechte gelten lassen als ein zwar etwas barbarisches und aufregendes, aber wenigstens ebenso nobles Schauspiel als die Kunststücke von Seiltänzern, Luftspringern und Turnern, welche ihr Leben um Geld zur Unterhaltung der Zuschauer aufs Spiel setzen. Allein nur zu oft gelingt es dem Matador nicht, den Stier durch den ersten Stoss tötlich zu treffen, und dann zeigt sich das Schauspiel in seiner Grausamkeit und Widrigkeit. Die Klinge des Degens war zwischen den Muskeln des Halses durchgegangen, und obgleich sie bis zum Griff im Fleische steckt, ist doch kein wichtiger Teil verletzt worden, der Matador macht einen zweiten Versuch, der nicht glücklicher ausfällt als der erste, und zuweilen sieht man Stiere mit drei, ja vier Degen im Leibe im Cirkus umherlaufen, während die Capeadores es nicht wagen, sich dem Tiere zu nähern. Andere Male will der Stier, der erlegt werden soll, trotz aller Reizungen nicht angreifen. In diesem Falle schreibt die Kunst vor, dass der Matador langsam und behutsam auf ihn zugeht, bloss mit Degen und Krücke, und ihm dann rasch den ersteren in den Leib stösst, indem er sich auf die letztere verlässt, um eine plötzliche Bewegung des Kopfes von sich abzuwenden. Allein dies

ist ein Wagstück, das mehr Kühnheit und Geistesgegenwart erheischt als vielen Espadas zu Gebote steht. Der Matador, dem die Tötung eines Stieres aufgetragen wird, hat 15 Minuten Zeit, um sich seiner Aufgabe zu entledigen, und diese Frist kann noch aus Rücksichten um acht Minuten verlängert werden. Ist es ihm dann noch nicht gelungen, den Stier zu Falle zu bringen, sei es nun aus Mangel an Mut und Geschicklichkeit oder wegen besonders erschwerender Eigenschaften des Tieres, so ereignet sich die schimpflichste Scene des ganzen Spiels. Der Matador muss abtreten und auf ein Zeichen erscheint der Garrochero. Dieser ist mit einem Instrumente bewaffnet, welches der Halbmond — media luna — genannt wird, eine stark gekrümmte Sichel, die auf einer Stange befestigt ist, und mit welcher dem Stier die Sehnen der Hinterbeine zerschnitten werden, sodass er zusammenknickt. Während sodann Capeadores seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, nähert sich der Garrochero dem Stier von hinten und tötet ihn durch einen Stich mit der Puntilla ins Genick. Die Puntilla oder der Cachetero ist ein beinahe zolldicker Stahlstab, der vorn in eine flache, breite dreiseitige Spitze endet. Ist der Stier tot, so erscheint ein Gespann von vier Maultieren im Cirkus, welche ihn, von bellenden Hunden begleitet, hinausschleifen. Darauf wird die Arena gekehrt, die Blutspuren verwischt und das Schauspiel beginnt von neuem.

In Lima sind ein paar Spiele gebräuchlich, bei welchen der Stier nicht umgebracht wird, die überhaupt ganz unblutig, aber darum beim Volke nicht weniger beliebt sind. Bei dem einen, Toro montado genannt, werden einem recht lebhaften Tiere, ehe es in den Cirkus gelassen wird, zwei Gurte oder Stricke fest um den Leib geschlungen, auf dem Rücken verknüpft und in dem Knoten ein zwei Fuss langes rundes Querholz befestigt. Während die Capeadores sodann den Stier beschäftigen, schwingt sich ein in himmelblaue Seide, oder sonst eine grelle Farbe gekleideter Neger auf dessen Rücken. Die wütenden Sprünge und Anstrengungen, die der Stier macht, um den Reiter abzuschütteln, gewähren der grossen Masse der Zuschauer eben so viel Vergnügen und Veranlassung zur Heiterkeit, als die Grimassen des letzteren. Dieser mag allerdings auf dem scharfen Rücken des Stieres unbequem genug sitzen, darf sich aber nicht abwerfen lassen und vermeidet es durch Festhalten an dem Querholz. Nachdem das Ungestüm der Stieres und die Lachlust des Publikums sich gelegt hat, springt der Neger ab und es werden ein paar Kühe in die Arena getrieben, mit denen der Stier den Cirkus verlässt.

Das zweite unblutige Spiel wird gewöhnlich zum Schlusse des Festes zum Besten gegeben. Zu diesem Ende befestigt man auf den Spitzen der Hörner eines nicht bösartigen Stieres Kugeln, sodass die Stösse desselben keine schweren Verletzungen hervorbringen können. Sobald ein so vorgerichtetes Tier in der Arena erscheint, haben die Zuschauer das Recht, sich am Spiele zu beteiligen. Die jungen Leute springen über die Barriere und bald schwärmt der Cirkus von einem lärmenden Getümmel, in welchem der Stier verdutzt umherläuft. Das Ergötzen der auf den Bänken gebliebenen Zuschauer ist ebenso laut wie das Freudengeschrei der Mitspielenden, und es ist allerdings spasshaft zu sehen, wie bei einem etwas ernsthafteren Angriff des Stiers diese über einander stolpern und fallen.

Zu den Genüssen der Stiergefechte gehören auch die Erfrischungen, die den Zuschauern sowohl an den Thüren als auch auf den Bänken von Verkäufern angeboten werden. Es sind dieselben, die bei einer sogenannten »Noche buena« das Volk nachts auf der Plaza verzehrt, nämlich Chicha von weisser, gelber, brauner und blauschwarzer Farbe in grossen, eimerartigen Gläsern, stets von trübem, schmutzigem, widrigem Aussehen; ferner mancherlei Speisen, als geschmorte Fische, kalter Braten, der schon von weitem nach Knoblauch riecht und eine Art Sandwich, Butifarra genannt. Diese besteht aus einer runden Semmel, welche aufgeschnitten und mit allerlei Esswaren gefüllt wird, als da sind: Stücke von geschmortem Schweinefleisch, Zwiebeln, Käse, eine Olive und ein Salatblatt. So ekelhaft diese Fabrikate sind, so lässt die Aufregung des Schauspiels ihre Unvollkommenheiten übersehen, und elegante Damen, denen es unter andern Umständen nicht in denn Sinn kommt, dergleichen zu berühren, würden die Freuden des Stiergefechts nicht für vollständig halten, wenn sie dabei nicht Butifarras gegessen und Chicha gekostet hätten.

Die Stiergefechte waren in Spanien anfangs nur bei den Mauren gebräuchlich und gingen erst später auf ihre christlichen Nachbarn über. Als den ersten Ritter, der sich in diesem Spiele auszeichnete, nennt die Sage den berühmten Rodrigo Diaz de Vivar, genannt el Cid Campeador, und Moratin besingt die kühne That des jugendlichen Helden, der einst bei einem Feste der Araber in Madrid am Thore der Vega erschien und um die Gunst bat, ihn am Kampfspiel teilnehmen zu lassen, und nachdem ihm auf den Wunsch der schönen Sultanin Zaida der Zutritt gestattet worden war, den Stier erlegte, dem sich niemand mehr zu nahen wagte. In der Folge wurde der Kampf mit

Stieren eine ritterliche Unterhaltung des Adels, welche allmählich an die Stelle der Turniere trat, und an welcher sich die vornehmsten Grossen beteiligten. Selbst der stolze Kaiser Karl V., obwohl nicht in Spanien geboren, liess sich herab, der Vorliebe seiner Unterthanen für dieses Schauspiel eine Huldigung zu bringen, indem er bei den Festlichkeiten, die bei Gelegenheit der Geburt seines Sohnes Philipp in Valladolid veranstaltet wurden, auf dem Hauptplatz der Stadt einen Stier mit der Lanze tötete. Bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts blieben die Stiergefechte ein Vorrecht der Aristokratie und wurden auch in den nächsten hundert Jahren noch vorzugsweise unter dem Adel gepflegt. Da aber Philipp V., der erste König aus dem Hause Bourbon, eine grosse Abneigung gegen diese Art Schauspiele bezeugte, so zog sich die vornehme Welt von denselben zurück. Beim Volk jedoch nahm die Vorliebe dafür zu, und vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an wurde das Spiel und der Kampf mit Stieren berufsmässig nach gewissen Regeln betrieben und allmählich zu einer Kunst ausgebildet, deren Vertreter in Spanien von jeher bis auf den heutigen Tag grosses Ansehen geniessen.

Während früher im Ritterspiele die Stiere nur zu Pferde bekämpft wurden, fing man jetzt an, vorsugsweise das Gefecht zu Fuss zu üben, und zwar trug die in der Geschichte des Stiergefechts berühmte Familie der Romeros am meisten zur Vervollkommnung desselben bei. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wagte es Francisco Romero aus Ronda zuerst dem Stiere allein entgegen zu treten und ihn mit dem Stossdegen zu töten, unter dem Schutze der von ihm erfundenen Muleta, durch welche er den Angriff des wütenden Tieres von seiner Person ablenkte. Sein Sohn Juan befolgte die Lehren des Vaters, war ein mutiger und gewandter Fechter, scheint aber im übrigen wenig zur Förderung der Kunst beigetragen zu haben. Ihm folgten seine beiden Söhne Pedro und José, von denen der ältere, Pedro, begünstigt durch herkulische Körperstärke und eine Kaltblütigkeit, die keine Gefahr zu erschüttern vermochte, in seinen Leistungen seinen Vater und selbst seinen Grossvater übertraf. Pedro Romero war vielleicht der vollendetste Stiertöter, den Spanien hervorgebracht hat, wenn auch andere Virtuosen in der eleganten und graziösen Ausführung mancher Kunststücke des Spiels mehr geglänzt haben mögen. Während der Dauer seiner Thätigkeit in der Arena von 1771 bis 1799 erlegte er 5600 Stiere und erlitt in dieser langen Zeit nie eine ernstliche Verletzung. Im Jahre 1799 zog er sich ins Privatleben zurück. Doch blieb sein Ruf so fest in der Erinnerung seiner Landsleute, dass ihm noch nach dreissig Jahren eine Anerkennung

seiner früheren Leistungen zuteil wurde, indem man ihn bei Gründung der Schule der Tauromachie zu Sevilla im Jahre 1830 zum Meister und ersten Direktor derselben ernannte.

Etwas jünger als Pedro Romero, aber noch sein Zeitgenosse und Rival war José Delgado, genannt Pepe Hillo, der erfindungsreichste und verwegenste aller Künstler des Stiergefechtes, allein trotz seiner grossen Gewandtheit der unglücklichste. Er war bereits 25 Mal von den Hörnern der Stiere erfasst und mehrmals ernstlich verwundet worden, als er im Jahre 1801 in der Arena seinen Tod fand. Als erster Matador der Quadrilla von Madrid schickte er sich an, einen tückischen Stier, der nicht angreifen wollte, aus freier Hand zu töten, allein der Stoss ging fehl, der Stier erfasste ihn und schleuderte ihn über seinen Rücken zu Boden; dann stürzte er sich auf den regungslos Daliegenden, durchbohrte ihm den Leib und rannte mit dem auf dem linken Horne hängenden Körper durch den Cirkus. Wenige Augenblicke, nachdem das wütende Tier von ihm abgelassen hatte, verschied der Unglückliche, worauf José Romero, der Bruder Pedros, den Stier tötete.

Durch das schreckliche Ende dieses vielbewunderten Lieblings des Publikums wurde damals der Eifer für die Stiergefechte erheblich abgekühlt. Dann kam die französische Besetzung Spaniens und der lange Krieg; aber auch nach Beendigung desselben scheint jahrelang dies Nationalvergnügen gegen frühere Zeiten einigermassen in Verfall gewesen zu sein. Erst durch das Auftreten des gepriesenen Francisco Montes in den 30er bis zu Anfang der 40er Jahre wurde der alte Enthusiasmus wieder wachgerufen. Montes scheint eine körperlich und auch geistig ungewöhnlich bevorzugte Persönlichkeit gewesen zu sein, man nannte ihn den genialen Stierfechter, das Genie der Tauromachie. Schon als Knabe machte er sich bemerklich durch den Mut und die Gewandtheit, die er beim Eintreiben von wildem verlaufenen Vieh an den Tag legte, und er wurde bei dieser Beschäftigung beizeiten mit all den mannigfachen Eigentümlichkeiten im Wesen der Tiere vertraut. Später gehörte er zu denen, die den Vorteil hatten, den Unterricht des alten Pedro Romero in Sevilla zu geniessen, und deren waren nur wenige, denn die Schule löste sich bald auf. Er schien die Kunst zu besitzen, die wildesten Tiere nach seinem Willen zu lenken, und die Zuschauer glaubten, wenn Montes ein Stiergefecht leite, so könne gar kein Unglück vorkommen. Dennoch musste auch er seinen Tribut bezahlen, als er die Unklugheit beging, nach einer längeren Ruhe wieder aufzutreten, als seine Glieder bereits von ihrer früheren Geschmeidigkeit verloren hatten. Zum Glück für ihn hatte die davongetragene Verletzung keine

dauernden Folgen; es war ein Wink, der ihn warnte, seinen wohlerworbenen Ruhm durch zu langes Verweilen in der Arena wieder zu gefährden. Er zog sich daher zurück und legte später seine reichen in der Ausübung des Stiergefechts erworbenen Erfahrungen in einem Buche nieder, betitelt: Arte de torear, welches bis zum heutigen Tag bei den Liebhabern als massgebendes Werk gilt.

Der Ring der Hahnenkämpfe.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte die Leidenschaft für die Hahnengefechte bei dem niederen Volke in Lima einen solchen Grad erreicht, dass zu allen Tageszeiten in den Strassen und auf öffentlichen Plätzen sich Kreise von Menschen bildeten, in deren Mitte man Hähne kämpfen liess, zum grossen Nachteil für die Kaufläden und Werkstätten, deren Gehilfen und Gesellen ihren Posten verliessen, um ihre Neugierde zu befriedigen und sich sodann müssig umherzutreiben. Der Vicekönig D. Manuel de Amat, derselbe, unter welchem später das Amphitheater für Stiergefechte erbaut wurde, suchte diesem Unfug zu steuern. Er wollte zwar das Volk nicht seines Vergnügens berauben, aber das Laster des Spiels eindämmen und erteilte zu diesem Ende im Jahre 1762 die Erlaubnis zum Bau eines besonderen Cirkus, in welchem fortan alle Hahnenkämpfe abgehalten werden mussten. Der erste Unternehmer, D. Juan Garial, verpflichtete sich in seinem Kontrakt zur Entrichtung einer Abgabe von 1000 $, von denen 500 zu öffentlichen Bauten verwendet, die andern 500 dem Hospital von San Andrès überwiesen werden sollten. Wie früher bemerkt wurde hatte dieses Hospital das Privilegium der öffentlichen Schauspiele, und man glaubte ihm eine Entschädigung schuldig zu sein für den Abbruch, den der Hahnenring den Theatern etwa verursachen könnte. Der Kontrakt wurde auf 20 Jahre abgeschlossen, worauf das Gebäude an die Stadt abgetreten werden musste. Der damals erbaute Cirkus lag auf dem Platze Santa Catalina, nahe am Wall in der Gegend, wo heute das sogenannte Fort oder Arsenal steht. Die Kämpfe und Spiele waren nur an Sonn- und Festtagen, sowie an zwei Wochentagen erlaubt. Nach Ablauf des Kontrakts stellte der Unternehmer das Gesuch um Verlängerung desselben, indem er sich erbot, fortan jährlich 3500 $ zu bezahlen, von welchen 500 $ als Gehalt für einen Kampfrichter bestimmt sein, die übrigen 3000 aber dem königlichen Fiskus zufliessen sollten. Die 500 $, welche man früher an das Hospital gezahlt hatte, wurden gestrichen, da die Hahnenkämpfe zu anderer Zeit stattfanden als die

Schauspiele, diese also nicht benachteiligen konnten, Im Jahre 1790 wurde die Konzession und Benutzung des Cirkus von neuem versteigert, und diesmal gegen eine jährliche Abgabe von 7 000 $.

Im Jahre 1822 verfügte ein Dekret des Protektors San Martin, dass die Hahnenkämpfe wegen der dabei vorkommenden Betrügereien und Unordnungen als ein gegen die öffentliche Moral verstossendes Schauspiel abgeschafft und der letzte, im Jahre 1804 durch die spanische Regierung abgeschlossene Kontrakt gelöst werden sollte. Diese Verordnung wurde nach San Martins Abreise durch den Regierungsrat aufgehoben, aber durch einen Erlass vom Februar 1832 von neuem wiederholt und die Schliessung des Cirkus befohlen. Dieses Dekret wurde zwar nicht durch ein anderes besonders widerrufen, allein es blieb ohne Wirkung. In der neuen Polizeiordnung vom Jahre 1839 waren die Hahnenkämpfe nicht mehr untersagt, und gegenwärtig sind sie ausdrücklich erlaubt. Der Cirkus wurde vom Platze Santa Catalina zuerst nach der Strasse verlegt, die danach Cuadra de Gallos hiess, und neuerdings infolge eines Umbaues des Hauses ganz nach dem unteren Ende der Stadt. Nach einer Verordnung vom Jahre 1858 sollen Hahnenkämpfe daselbst nur an Sonn- und Festtagen stattfinden, und diese Bestimmung ist auch jetzt noch in Kraft, indessen kehrt man sich nicht mehr daran. Sie finden statt, so oft es der Unternehmer für gut befindet und Hähne zur Verfügung stehen, denn die gegenwärtigen Bedingungen des Kontraktes sind derart, dass es im Interesse der Munizipalität liegt, die Zahl der Gefechte nicht zu beschränken. Der Unternehmer muss nämlich ein industrielles Patent lösen, dessen Betrag er an den Fiskus bezahlt; ausserdem entrichtet er eine Abgabe von 8 $ für jedes Spiel an die Munizipalität, sodass deren Einnahme mit der Zahl der Spieltage zunimmt.

Die jetzige Organisation der Hahnenkämpfe gleicht der einer öffentlichen Spielbank, in welcher der Unternehmer der Bankier ist, gegen welchen das Publikum spielt. Er ist kontraktlich verpflichtet an jedem Spieltage sieben Kämpfe zu veranstalten, wozu er sieben Hähne aus seinen Ställen gegen sieben andere stellt, die von aussen gebracht werden. Werden keine angeboten, so muss er die fehlenden aus seinem Vorrat nehmen. Die Stärke und Beschaffenheit der Hähne, die von der Strasse gebracht werden, ist vorher nicht bekannt, und man hält sie bedeckt (gallos tapados). Die Hähne der Privatpersonen und des Unternehmers werden zugleich in den Ring gebracht und können dann erst vom Publikum verglichen werden. Die Eigentümer wetten auf dieselben oder setzen, wie man beim Pharo auf eine Karte setzt, und die Wette

wird nicht durch den Ausgang jedes einzelnen Kampfes entschieden, sondern durch das Ergebnis aller sieben zusammen. Haben von den sieben Hähnen des Unternehmers vier gesiegt, so hat er gewonnen, wo nicht, die Gegenpartei. Es erhellt hieraus, dass der Nutzen des Unternehmers nur zum geringen Teil in Spielgewinnsten besteht, sondern vielmehr aus dem Erlös der Eintrittsgelder. Das Billet eines Sitzplatzes kostet zwei Reale. Das Theater hat sechs Reihen Sitze um die Arena und rings um den Oberstock Logen, und kann 800—1000 Personen fassen; fürs Gewöhnliche aber wird es nur von 150—400 besucht, es sei denn, dass eine besondere Veranlassung, wie der Kampf zweier bekannter Hähne, eine grössere Anzahl von Zuschauern herbeilockt. Solche Kämpfe zählen nicht zu den vorerwähnten sieben gewöhnlichen, und für sie werden besondere Wetten abgeschlossen. Bei solchen Gelegenheiten ist auch das Publikum ein anderes. Man sieht viele gut gekleidete Leute, in den Logen erscheinen sogar Damen, während an gewöhnlichen Tagen die Mehrzahl der Besucher aus allerlei Volk von ruppigem Aussehen besteht, aus Leuten von dunkler Hautfarbe und Lebensweise, dazwischen eingesprenkelt einige weisse Gewohnheitsspieler.

Zur Vermittlung der gewöhnlichen Wetten befinden sich im Ringe eine Anzahl von Maklern, welche beständig in Bewegung sind, und mit den fernersitzenden Personen durch eigentümliche Zeichen, die der Sprache der Taubstummen ähneln, sich verständigen. Das mag früher zu mancherlei Betrügereien und geflissentlichen Missverständnissen geführt haben, indessen hängt das Vorkommen solcher Missbräuche immer davon ab, ob der Richter, welcher dem Spiele vorsitzt, sie begünstigt oder duldet. Gegenwärtig scheint im Cirkus alles ordentlich und ehrlich zuzugehen.

Das Spiel beginnt gewöhnlich um 4 Uhr. Der Richter nimmt seinen Sitz am Ringe ein und auf ein Zeichen mit der Glocke werden die Hähne von verschiedenen Seiten her in den Cirkus gebracht. Die Träger halten sie im Arm, umfassen sie dann mit beiden Händen und bringen ihre Köpfe einander nahe, um ihre Kampflust zu prüfen, wobei sich sofort die Halsfedern der beiden Gegner sträuben und sie auf einander loszuhacken suchen. Hierauf setzt jeder Träger oder Sekundant seinen Hahn in der Arena auf den Boden, und die Zuschauer haben nun Gelegenheit, ihre Meinung über die Vorzüge des einen oder des anderen zu bilden. Den Kampfhähnen ist der Kamm und die am Unterkiefer des Schnabels hängenden Fleischlappen abgeschnitten, damit sie sich beim Kämpfen nicht daran packen können, auch ist ihnen der Sporn des linken Fusses abgesägt, da dieser durch einen stählernen

ersetzt wird. Haben sich die Zuschauer entschieden, so werden die Wetten abgeschlossen, entweder zu gleichen Einsätzen, oder wenn einer der Hähne gegen den anderen im Vorteil zu sein scheint, in verschiedenen Verhältnissen von 8 : 10, 7 : 10, oder auch zuweilen noch niedriger. Die grössere Stärke eines Hahnes nimmt zwar die Meisten für ihn ein, allein wie an der Börse die Contremine, so spielen auch hier viele à la baisse und wetten auf die schwächeren.

Nachdem die Hähne gehörig betrachtet worden sind, werden sie von ihren Sekundanten wieder auf den Arm genommen und für den Kampf vorbereitet, was mit derselben Sorgfalt geschieht, wie das Anlegen des Paukwichses bei einem Studentenduell. Jedem der Hähne wird an den linken Fuss über dem abgesägten Sporn ein zwei Zoll langes, etwas gekrümmtes zweischneidiges Messer angebunden. Auf den ersten Anblick scheint es, als ob durch solche Bewaffnung der Kampf grausamer würde, allein im Grunde ist das Gegenteil der Fall, denn die Tiere würden vielmehr leiden, wenn man sie den Strauss mit ihren natürlichen Angriffsmitteln ausfechten lassen wollte. Die Hähne heben beim Anspringen die Flügel und suchen einander mit den Sporen den Körper zu fassen. Gelingt dies dem einen oder anderen, und hat einmal ein Hieb oder Stoss mit dem Messer unter dem Flügel gesessen, so ist der Verwundete nicht nur abgeführt, sondern wird alsbald tot hinausgetragen.

Sind die Messer angebunden, so werden sie dem Richter gezeigt, damit er sich überzeugt, ob sie gehörig fest sind. Dann bedecken die Sekundanten die Klingen mit einem Futteral und setzen die Hähne wieder in der Arena nieder. Auf ein Zeichen mit der Glocke werden dann die Futterale entfernt und der Kampf beginnt.

Ganz abgesehen von der durch Wetten und Interesse an Gewinn und Verlust erzeugten Spannung, ist ein Gefecht zwischen zwei Hähnen an sich ein fesselndes Schauspiel. Der Hahn ist vielleicht das tapferste Geschöpf des ganzen Tierreiches, und man kann sich beim Anblick seines Mutes und seiner Standhaftigkeit der Bewunderung nicht erwehren. Fechten Hähne mit ihren natürlichen Waffen, so können sie sich damit nicht töten, sondern den Kampf nur bis zur Erschöpfung des einen oder anderen fortsetzen. Der Besiegte entflieht entweder, oder er ergiebt sich, indem er sich niederduckt und sich nicht länger mehr zur Wehre setzt, worauf der Sieger Victoria kräht, seinem Gegner noch ein paar Schnabelhiebe versetzt und ihn dann in Ruhe lässt. Beim Wettkampf dagegen kommt es fast nie vor, dass der Unterliegende sich seinem Gegner ergiebt, denn ehe es so weit kommt, stirbt er.

Zuweilen fahren die beiden Kämpfer sogleich auf einander los, das Gefecht ist in ein paar Augenblicken entschieden, ja es kommt vor, dass schon beim ersten Zusammenprallen der eine eine tötliche Verwundung erhält. Andere Male scheinen die beiden in der Arena befindlichen Tiere von einander keine Notiz zu nehmen, scharren den Boden und geben sich den Anschein, als ob sie Körner suchten, beobachten sich aber dabei scharf und kommen einander allmählich immer näher, aber ohne sich anzusehen, bis sie auf einmal wie auf Kommando gegen einander anspringen. Öfters sieht man beide schwer verwundet sich nur mit Mühe auf den Füssen halten, oder auch schon liegend sich mit den Schnäbeln zerhacken. Sterben beide, so gilt der oben liegende als der Sieger. Dabei kann es sich ereignen, dass der Unterliegende aus der durch Blutverlust erzeugten Ohnmacht wieder zu sich kommt, mit Aufraffung seiner letzten Kräfte noch einmal aufschnellt, den Gegner trifft und tötet. Können die beiden Kämpfer vor Ermattung keinen Sprung mehr thun und sitzen keuchend, mit gesträubten Halsfedern einander gegenüber, so nehmen die Sekundanten sie für einige Augenblicke auf und setzen sie dann von neuem wieder nieder, worauf durch eine letzte Anstrengung der Kampf entschieden wird. Sobald dies geschehen ist, werden die Wetten bezahlt, die Makler streichen ihre Kommission ein, und ein neues Paar wird in den Ring gebracht.

In einem Seitengebäude des Hofes befinden sich die Ställe für die Hähne, zwei kleine Gassen oder Gänge, deren Seiten durch die Vogelbehälter gebildet werden, und in welchen gegen 200 Tiere untergebracht werden können. Die Behälter bestehen aus viereckigen, vorn offenen geräumigen Kasten, in denen die Vögel durch ein um ein Bein geschlungenes Band an einem Ringe gefesselt sind. Der Hahn gewöhnt sich leicht an seine Gefangenschaft und trägt sie mit Geduld. Man sieht sie in der Stadt oft vor den Thüren der kleinen Leute in derselben Weise am Bande gehalten. Die Hähne, welche demnächst im Ringe erscheinen sollen, werden zum Kampfe durch eine eigene Fütterung vorbereitet. Man giebt ihnen unter anderem Aji, d. h. spanischen Pfeffer zu fressen, in der Meinung, dass sie dadurch hitziger und mutiger werden. Ob der Pfeffer in der That die ihm zugeschriebene Wirkung hat, ist aber keineswegs ausgemacht, so wenig als die des Knoblauchs, mit dem man die Kampfhähne im Altertum fütterte.

Die Kampflust erwacht bei den Hähnen sehr früh, wie auf allen Hühnerhöfen zu beobachten ist. Schon im dritten Monat fangen die jungen Hähnchen an, sich gegen einander zu stellen. Obwohl daher ihre Zwistigkeiten lange vor der Zeit der geschlechtlichen Reife beginnen,

so ist doch, wie bei allen in der Vielehe lebenden Tiergattungen, die Eifersucht der Grund der zwischen den Männchen herrschenden Feindschaft. Die Menschen, bei denen die Männer in der Regel gleichfalls polygamische Anwandlungen haben, und die erst durch den Einfluss der Frauen zur Einehe geführt worden sind, haben daher von jeher die Kämpfe der Hähne unter einander mit Interesse betrachtet, und die Benutzung derselben als eines Unterhaltungsspieles ist wahrscheinlich so alt wie die Zähmung dieser Vögel. Nicht nur in Indien, der Heimat des Huhnes, sondern auch bei den feingebildeten Griechen war dieses Spiel beliebt, und seitdem einst Themistokles im Kriege gegen die Perser seine Landsleute durch Hinweisen auf das Beispiel streitender Hähne zur Tapferkeit angefeuert hatte, wurde in Athen durch Volksbeschluss alljährlich ein bestimmter Tag durch Hahnengefechte im Theater gefeiert. Am beliebtesten war das Spiel in Rhodos, und die Hähne dieser Insel sowie die von Tanagra und Pergamos galten als die vorzüglichsten. In Rom, wo das Volk durch die Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen an aufregendere Schauspiele gewöhnt war, wurden die Hahnengefechte vernachlässigt. Gegenwärtig interessiert man sich für dieselben ausser in Spanien und den ehemaligen Kolonieen dieses Landes, besonders in England und Irland. Der stählerne Sporn, mit dem die Hähne hier versehen werden, besteht nicht in einem dolchartigen Messer, sondern in einem Stachel, der nur bis zu einer gewissen Tiefe eindringen kann, daher die Kämpfe länger dauern und der Ausgang mehr von der Stärke und der Gewandtheit der Tiere abhängt als vom Zufall, wie das beim Messer der Fall ist.

Der erste Hahn, den die Peruaner zu sehen bekamen, gehörte zu den Geschenken, welche Pizarro am Tage, nachdem er in der Bucht von Tumbez vor Anker gegangen war, für den Kaziken des Ortes ans Land schickte. In Erwiderung des Besuches, den dieser ihm am Bord seines Schiffes gemacht hatte, entsendete er Alonso de Molina, einen der dreizehn Gefährten, welche auf der einsamen Insel Gallo bei ihm ausharrten, als die Übrigen auf Befehl des Gouverneurs von Panama dahin zurückkehrten. Alonso war von einem indianischen Dolmetscher und einem Neger begleitet und brachte ein Paar Schweine und einiges Federvieh als Gegengeschenk für die Lebensmittel, welche die Spanier von den Eingeborenen erhalten hatten. Die Peruaner waren voll Verwunderung über die schwarze Farbe des Mohren, und erstaunten nicht weniger, als der Hahn plötzlich mit den Flügeln schlug und krähte. Sie schlugen vor Vergnügen die Hände zusammen und begehrten zu wissen, was er gesagt habe.

Die Rennbahn.

Die Wettrennen sind in Peru ein Volksvergnügen neueren Datums. Die ersten fanden gegen Ende der 60er Jahre statt, und die Anregung dazu ging hier wie in anderen Ländern von den Engländern aus, welche überall, wo sie sich niederlassen, an ihren Lebensgewohnheiten und Sitten festhalten, und durch den Eifer, mit welchem sie ihre Nationalvergnügungen pflegen, den Geschmack für dieselben auch anderen Völkern mitteilen. Die Pferderennen waren von vorn herein sehr beliebt, das Interesse dafür stieg von Jahr zu Jahr, hat sich aber freilich gegenwärtig unter dem Druck der Verhältnisse etwas vermindert, denn während des Krieges wurden die besten Pferde entweder verkauft, ausser Landes geschickt, oder gingen verloren. Die bei den Rennen verwendeten Pferde sind entweder englische, oder durch Kreuzung mit englischen in Peru gezüchtete oder chilenische. Es besteht ein Rennklub, dessen Mitglieder Gutsbesitzer, Pferdezüchter und sonstige Liebhaber sind.

Die Wettrennen wurden anfangs oberhalb der Stadt abgehalten auf einer Ebene am Fusse des San Bartolomé, welche Pampa del Pino heisst. Seit etwa 12 Jahren ist eine neue Rennbahn erbaut worden, welche in der Mitte zwischen Lima und Callao unmittelbar an der transandinischen Eisenbahn liegt, wodurch die Beteiligung des Volkes an diesem Vergnügen sehr bequem und billig geworden ist. Diese Rennbahn liegt auf Grund und Boden und ist Eigentum der Erben des verstorbenen Eisenbahnunternehmers Henry Meiggs.

Die Hauptrennen werden alljährlich am 29. und 30. Juli abgehalten und bilden somit eine Nachfeier des Nationalfestes, welches am 28. Juli zur Erinnerung an die an diesem Tage im Jahre 1821 erfolgte Erklärung und Beschwörung der Unabhängigkeit Perus gefeiert wird.

Zuweilen wird die Rennbahn auch zu athletischen Übungen und Wettläufen zu Fuss benutzt.

Die öffentlichen Spaziergänge.

Der Paseo de los Descalzos.

Diese älteste Promenade der Stadt liegt auf der rechten Seite des Rimaks und erstreckt sich vom Ende der Vorstadt San Lázaro bis zum Platz vor dem Kloster der Barfüsser, von welchem sie ihren Namen führt. Sie ist nahezu 300 Jahre alt, hat aber im Laufe der Zeit mehrmals ihre Gestalt geändert. Die erste Anlage datiert vom Jahre

1610, in welchem die jetzt noch stehende steinerne Brücke vollendet wurde. Der Erbauer derselben, der Marques de Montes Claros, befahl die Anpflanzung einer Allee von Bäumen nach dem Muster der Alameda von Sevilla auf dem Steinfelde, welches sich von der Vorstadt San Lázaro bis zum Fusse des Berges San Cristobal erstreckte. Der Pater Cobo, der zu jener Zeit in Lima lebte, erzählt, dass die Alameda über 200 Schritt lang gewesen sei und aus drei breiten Wegen bestanden habe, die von acht Reihen von Bäumen verschiedener Gattung eingefasst gewesen seien. 100 Jahre später, als Frézier Lima besuchte, fand er die drei Gänge der Alameda von fünf Reihen von Orangenbäumen besetzt, in einer Länge von 200 Toisen, und in dem Mittelgang in gleichen Abständen drei schöne Steinbassins mit Springbrunnen. Dies scheint die Glanzperiode dieser Promenade gewesen zu sein. Die Schönheit der Bäume, welche das ganze Jahr über grün blieben und die Luft mit dem süssen Duft ihrer Blüten erfüllten, machten die Alameda zu einem beliebten Aufenthalt besonders des Abends, und Frézier war erstaunt über die Zahl von Wagen, die sich alltäglich um diese Zeit zur Spazierfahrt dort zusammenfanden.

Zu welcher Zeit diese schönen Orangenbäume eingegangen sind, ist uns nicht gelungen in Erfahrung zu bringen. Es scheint, dass sie zu den ersten Opfern der Krankheit gehörten, welche allmählich alle Citronen- und Apfelsinenbäume der Gegend zerstört hat, so dass sie gegenwärtig aus dem ganzen Thale des Rimaks verschwunden sind. Statt derselben pflanzte man Weiden an, zwar ordinäre aber bescheidene und genügsame Bäume, die auf dem magersten Erdreich gedeihen, wenn sie nur Wasser haben, und nie krank werden. Seit der Zeit wurde die Allee vernachlässigt und nach und nach immer unreinlicher und verkommener. Um daher dem Spaziergang wieder eine der Hauptstadt würdige Gestalt zu geben, verfügte der General Castilla während seiner zweiten Regierungsperiode im Jahre 1856 die Umwandlung der Weiden-Allee zu einem Schmuckgarten, und der Paseo de los Descalzos erhielt seine gegenwärtige Form.

Derselbe ist 480 Meter lang, 19 Meter breit und rings herum mit einem eleganten eisernen Gitter umgeben. Durch die ganze Länge läuft ein schön geebneter Weg von 13 Meter Breite, an welchem sich zu beiden Seiten am Gitter entlang Rabatten von aufgeschütteter Erde hinziehen, welche mit den verschiedensten Blumen, Büschen und Bäumen bepflanzt sind. Am Wege stehen in regelmässigen Abständen 100 eiserne Vasen auf viereckigen Postamenten und dazwischen 50 Marmorbänke, während aus dem Grün der Gebüsche Marmorstatuen von guter Arbeit

hervorblicken. Den Eingang zum Garten bildet ein halbkreisförmiger Ausschnitt, dessen Eckpfeiler kleine Marmorstatuetten tragen. Auch die Pfeiler in der Mitte des Ausschnittes, an welchen das Gitter befestigt ist, sind mit Statuen geschmückt. Zu beiden Seiten des Einganges erheben sich wie Wächter zwei hohe Norfolktannen. Das dem Eingang des Barfüsserklosters gegenübergelegene Ende des Gartens ist halbkreisförmig abgerundet, und der Rundung desselben entsprechend, befindet sich daselbst ein kleiner Teich mit einem Springbrunnen; an der Seite desselben zwei Tannen, die denen am Eingang an Alter und Höhe gleichen. Der Aussenseite des Gitters entlang läuft ein gemauerter Kanal, der sich von Strecke zu Strecke zu viereckigen Räumen erweitert, in welchem früher Astrapäen standen, die aber jetzt fehlen. Rechts am Ende des Gartens steht ein Kiosk oder runde Halle für Musik, von hohen Astrapäen überschattet. Im Jahre 1862, als der Verfasser zum ersten Male Lima besuchte, war dieser Garten von überraschender Schönheit. Die Üppigkeit des Grüns der Gebüsche, die Pracht der Blumen, die Frische, in der alles durch tägliches Spritzen erhalten wurde, die weissen Marmorbilder inmitten der Blätter und Blüten, die jugendlich schlanken Norfolktannen und um das Ganze die Reihen der Astrapäen, die sich am Gitter hinzogen und mit ihren dichtbelaubten, frischgrünen runden Kronen den Garten einfassten, wie ein grosser Rahmen, alles dies bildete einen wunderbaren Kontrast mit der staubbedeckten, halbwelken Vegetation, die man sonst in der Stadt und ihrer Umgegend zu sehen bekommt. Auch die Lage des Gartens am Fusse der Berge verlieh dem Orte einen eigentümlichen Reiz, indem die steile felsige Wand den Blick begrenzt und auf die nächste Umgebung zurückwendet.

Trotz seiner Schönheit wurde schon damals der Garten auffallend wenig besucht. Die Limenier lieben es nicht zu Fusse zu gehen, und die Limenierinnen noch weniger. Zu Fréziers Zeit besuchte man die Alameda zu Wagen, aber die Zeit der viertausend Kaleschen, von denen er erzählt, ist längst vorbei. Es scheint, das seit der Erbauung der Eisenbahn nach Chorrillos die Alamedas verlassen wurden. Gegenwärtig ist der Garten einigermassen verfallen. Die Pflanzungen auf den Beeten stehen dünn und sehen vernachlässigt aus, die Astrapäen, die einst so hübsch und stattlich waren, sind abgestorben und entfernt, die schmucken Tannen sind zwar hoch gewachsen, aber sie sehen ruppig aus, denn diese Bäume, wie die Astrapäen und Eukalypten, sind nur in ihrer ersten Jugend schön. Der Garten wird kaum je besucht, und an vielen Tagen werden die Gitter garnicht geöffnet.



El Jardin de los Descalzos, Spaziergang des Barfüsser-Klosters.

(S. 626.)

Zu beiden Seiten des vergitterten Raums sieht man noch Reste der alten Weidenallee. Viele Bäume sind alt und knorrig, alle ungepflegt und zwischen ihnen weite Lücken. Auf der linken oder westlichen Seite des Gartens, von demselben durch die Fahrstrasse getrennt, steht die Kirche Santa Liberata, welche im Jahre 1611 der Erzbischof und Vicekönig Diego Ladron de Guevara an dem Orte gründete, an welchem die aus einer Kapelle der Kathedrale geraubten geweihten Hostien wieder aufgefunden wurden.

Die Alameda nueva.

Diese Allee wurde im Jahre 1773 angelegt und zum Unterschied von der Barfüsser-Allee als die neue bezeichnet. Jetzt wird sie gewöhnlich Alameda del Acho genannt, da sie den Hauptzugang zum Circus der Stiergefechte — Plaza de Acho — bildet. Sie zieht sich am rechten Ufer des Rimaks entlang, zwischen dem Flussbett und den Häusern und endigt auf dem runden Platz vor dem Amphitheater, auf welchen die Balta-Brücke zuführt. Die Alameda ist 250 Meter lang und besteht aus vier Reihen hoher Weidenbäume, welche drei Wege einfassen, deren mittlerer von 12 Meter Breite für Wagen und Reiter, die beiden seitlichen 5 Meter breiten für Fussgänger bestimmt sind. Gegen Anschwellungen des Flusses ist die Allee durch eine steinerne Mauer geschützt, an welcher sich sonst Sitze befanden. Jetzt ist die Alameda vernachlässigt und verfallen, indessen gab es eine Periode, wo auch sie ein Lieblingsaufenthalt der Bevölkerung, besonders der Frauen, war. Zur Zeit, da die jungen Frauen in Lima noch mit verhülltem Gesichte ausgingen und sich unter dem Schutze des Schleiers grosse Freiheiten nahmen und nehmen durften, pflegten die sogenannten Tapadas in den Nachmittagsstunden auf den Bänken der Allee zu sitzen. Besonders an Sonntagen, an welchen Stiergefechte stattfanden, verfolgten sie die Vorübergehenden mit ihren kecken Bemerkungen und Spöttereien, und wehe dem, der dabei die Geduld verlor und sich eine Blösse gab.

Die Alameda del Callao.

Die Fahrstrasse, die von Lima nach Callao führt, ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit Bäumen besetzt, die durch am Rande hinlaufende Gräben bewässert werden. Am oberen Ende der Strasse, im letzten Kilometer vor Lima, stehen die Bäume in vier Reihen, von denen je zwei die Fusswege beschatten, die sich an den Seiten der Schossee hinziehen: hohe, breitgipflige Astrapäen und Eschen, deren Laubdach Schutz gegen die Sonne und Kühle gewährt. Dies ist gegenwärtig der einzige Spaziergang, der von Lustwandlern benutzt wird, indessen sind

die Mehrzahl der Besucher Kinder, für welche die Allee ein angenehmer Tummelplatz ist. Die Baumreihen fangen etwas unterhalb des Platzes Dos de Mayo an, der an die Stelle des ehemaligen Callao-Thors getreten ist, und auf welchem sich, wie früher bemerkt, das Siegesdenkmal erhebt. Sie endigen auf einem kleinen runden Platz, auf welchem einst der General San Martin ein Denkmal der Unabhängigkeit errichten lassen wollte. Das Dekret wurde erlassen, auch wurde, kurz ehe San Martin Peru verliess, der Grundstein gelegt, allein dabei blieb es, und auch später, als das Land sich im Wohlstand befand, dachten weder Kongresse noch Präsidenten daran, den Gedanken des Gründers der Selbständigkeit Perus zur Ausführung zu bringen.

Der Garten des Ausstellungspalastes.

Auch Lima hat seine Industrieausstellung gehabt, und die Stadt verdankt derselben das stattlichste und schönste Gebäude, welches sie besitzt. In der Regierungsperiode des Präsidenten Balta, zur Zeit der scheinbar grossen, wiewohl im Grunde ganz ungesunden Prosperität, welche durch Ausgabe der grossen Eisenbahnanleihen herbeigeführt worden war, wünschte man der Welt zu zeigen, dass Peru nicht hinter den Kulturvölkern der alten Welt zurückgeblieben sei, und der Plan einer allgemeinen Ausstellung fand daher bei Regierung und Volk gleich grossen Beifall. Durch einen Beschluss des Kongresses vom Jahre 1869 wurde derselbe gebilligt, der Bau im Januar 1870 begonnen und die Ausstellung am 1. Juli 1872 eröffnet. Der Gedanke dazu war hauptsächlich von D. Manuel A. Fuentes ausgegangen, eines geistreichen Schriftstellers, der als Herausgeber des Witzblattes »El Murciélago« (die Fledermaus) im ganzen spanischen Amerika bekannt ist. Fuentes entwarf auch den allgemeinen Plan, dessen Ausarbeitung im einzelnen dem italienischen Architekten Antonio Leonardo übertragen wurde, während eine Kommission unter dem Vorsitz des Generals Ignacio Vivanco die Ausführung des Ganzen überwachte.

Der Ausstellungspalast — palacio nacional de la Exposition — steht am südlichen Ende der Stadt, in der Nachbarschaft der Strafanstalt, auf dem Landstrich ausserhalb der ehemaligen Stadtwälle, welche eben damals durch den Eisenbahnunternehmer Meiggs abgetragen wurden. Dieses Land, obwohl von sehr gutem Boden, lag zu jener Zeit zum grossen Teil wüst, da ihm das zur Befruchtung nötige Wasser fehlte. Es wurde in der Folge in einen grossen Garten umgewandelt, der eine Ausdehnung von 192 000 Quadratmetern besitzt und

in dessen Mitte sich das Gebäude erhebt. Der Garten ist durch ein schönes eisernes Gitter von dem umliegenden freien Platze getrennt und hat drei monumentale Thore. Das Hauptthor ist in Form eines Triumphbogens gebaut, liegt aber der Seitenfront der Strafanstalt zugekehrt und wird nicht benutzt. Es ist zu bedauern, dass durch diese Lage dieses sehr stattliche und geschmackvolle Thor nicht zur Geltung kommt; allein, da es der Längenachse des Gebäudes entspricht, so hat man aus Rücksicht für die Symmetrie ihm diese Stelle anweisen zu müssen geglaubt. Die beiden andern Thore, welche als Eingänge für die Besucher dienen, liegen nach dem Platze zu, über welchen die Eisenbahn nach Chorillos führt, und wurden ehemals das eine nach dem Präsidenten der Kommision »Vivanco«, das andre nach dem damaligen Minister des Innern »Santa Maria« genannt. Jetzt sind diese Namen vergessen.

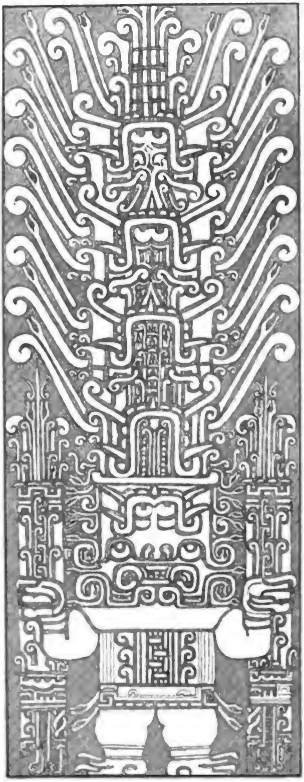
Das Ausstellungsgebäude bildet ein beinahe quadratisches Rechteck von 80 Meter Länge und 54 Meter Breite. Es ist im Stile der italienischen Renaissance gebaut, zwei Stockwerke hoch, mit Rundbogenfenstern zwischen ionischen, im Oberstock zwischen korinthischen Pilastern, ohne architektonische Überladung und macht einen harmonischen freundlichen Eindruck. Der Haupteingang befindet sich auf der schmäleren, dem Triumphbogen zugekehrten Seite in einem mit korinthischen Säulen geschmückten Vorbau. Im Innern des Gebäudes befindet sich ein viereckiger als Garten ausgelegter Hof, nach welchem sich in beiden Geschossen die Hallen durch Bogenfenster ohne Glas öffnen. Die Hallen, die ehemals zur Aufstellung der ausgestellten Gegenstände dienten, werden in beiden Stockwerken durch schlanke gusseiserne Säulen geschützt und bilden weite Räume, welche nicht durch Wände in Abteilungen geschieden sind und gegenwärtig nicht benutzt werden. Durch den Haupteingang tritt man in eine Vorhalle, von welcher aus zu beiden Seiten breite Treppen zum Oberstock führen. Von dort aus kann man durch engere Treppen auf das flache Dach gelangen, von welchem man einen weiten Überblick über die ganze Umgegend geniesst, besonders über die zahlreichen künstlichen Hügel und Ruinen, die allenthalben in der Thalebene zwischen Callao Magdalena und Miraflores zerstreut liegen.

Unter den Erzeugnissen peruanischer Kunst erregten auf der Ausstellung drei Stücke besonderes Aufsehen. Der erste Rang wurde allgemein einem grossen Gemälde Monteros zuerkannt, das Leichenbegängnis des Königs Atahuallpa vorstellend. Montero malte das Bild in Italien und nach italienischen Modellen, daher auch die klagenden

Weiber des erdrosselten Inca wohl die Gesichtsfarbe aber nicht die Züge der indianischen Rasse haben. Der Kongress belohnte den Künstler durch den Ankauf des Bildes für den Staat um den Preis von 20 000 $. Leider starb dieser talentvolle, noch junge Mann, ohne seinen Triumph auf der Ausstellung zu erleben, denn schon vier Jahre vorher (1868) wurde er bald nach seiner Rückkehr aus Europa ein Opfer des gelben Fiebers. Das Gemälde wurde nach Besetzung der Stadt durch die Chilenen nach Santiago geschickt, aber später zurückgegeben und schmückt jetzt die Vorhalle zum Lesesaal der Nationalbibliothek.

Unter den plastischen Kunstwerken wurden besonders die Arbeiten Luis Medinas mit Interesse und Verwunderung betrachtet, da dieser Künstler, aus Ayacucho gebürtig, ganz aus sich selbst, ohne alle fremde Anleitung und Lehre seine Werke geschaffen hat. Zwei derselben, ein Indianer und eine Indianerin in der Tracht des Hochlandes, haben jetzt ebenfalls eine Aufstellung in der Bibliothek gefunden. Nicht geringeres Aufsehen als diese Kunstwerke erregte ein Meisterstück der Mechanik, welches Don Pedro Ruiz, ein ehemaliger Offizier der Armee angefertigt hatte, ebenfalls ein Autodidakt wie Medina. Es war dies eine höchst komplizierte Uhr, welche nebst Stunden, Minuten und Sekunden auf sechs anderen Zifferblättern Wochen, Monate, Mondwechsel Tag- und Nachtgleichen, Jahre, Schaltjahre und sogar Jahrhunderte anzeigte. Das Ganze wurde durch 13 Räderwerke in Bewegung gesetzt, welche in verschiedenen Zeitperioden aufgezogen werden mussten. Diese Uhr, an welcher Ruiz sechs Jahre lang gearbeitet hatte (1866 bis 1872), war in einem besonderen Gebäude aufgestellt.

Neben diesen Werken neuerer peruanischer Kunstbestrebungen findet sich im Garten des Ausstellungspalastes auch ein interessantes Muster aus sehr alter Zeit. Es ist eine rechteckige Granitplatte, 1,88 Meter hoch, 0,70 Meter breit und 0,15 Meter dick, auf deren sorgfältig geebneter und polierter Oberfläche in scharf gemeisselten Linien die Umrisse einer seltsam stilisierten Figur eingegraben sind. Der untere Teil derselben stellt eine zwerghaft gedrungene menschliche Gestalt dar, stehend auf kurzen dicken Füssen, die in raubvogelartige Krallen auslaufen. Beide zur Seite des Körpers erhobenen Hände mit gleichfalls krallenartigen Fingern halten Bündel von Stäben oder Pfeilen, die mit Schlangenköpfen endigen. Der Kopf ist unverhältnismässig gross, der breite Mund unten und oben mit grossen Hauzähnen bewaffnet. Die Nase wird durch zwei lochartige Gruben angedeutet, zu deren Seite grosse runde Augen eingegraben sind. Diese Figur nimmt nur die unteren zwei Fünftel des Steines ein, und was darüber folgt, ist der



Götzenbild aus den unterirdischen Gängen des Tempels zu Chavin de Huantar.

sonderbarste Teil der ganzen Zeichnung. Sie besteht im wesentlichen aus einem Aufsatz oder Kopfputz, der viermal übereinander gesetzt, dieselben Formen wiederholt, und von denen jeder seitlich mit grossen und spitzen Hauzähnen versehen ist, wie solche sich im Munde befinden. Von diesen Kopfaufsätzen gehen schräg emporstrebende strahlenartige Fortsätze aus, welche abwechselnd entweder in gewundene Scheiben oder in Schlangenköpfe endigen.

Dieser Stein wurde in den unterirdischen Gängen des Tempelbaues zu Chavin de Huantar gefunden, woselbst er in eine Mauer oder Wand eingefügt war. Chavin liegt im Departement Aucash, am Ostabhang der Cordillera blanca — der weissen Kette — woselbst sich noch andere Überreste von Bauten aus der Zeit vor der Incaherrschaft befinden, deren Beschreibung im dritten Teile dieses Werkes gegeben wird. Wir beschränken uns daher hier auf die Bemerkung, dass die auf der besagten Platte eingegrabene Figur ein Götzenbild darstellt, welches mit der Religion der Incas — dem Sonnendienste — nicht in Verbindung stand, daher auch vermutlich das ihm geweihte Heiligtum von den Eroberern zerstört wurde. In den unterirdischen Gängen zu Chavin findet sich an einem prismatischen Pfeiler, der einer Kreuzungsstelle als Stütze dient, eine gleichfalls mit dem Meissel in den Stein eingegrabene Figur von ähnlicher Gestalt. Über die religiösen Vorstellungen, welche die alten Eingeborenen mit diesen abschreckenden Götzenbildern verbanden, fehlt uns jeder Anhaltspunkt für Vermutungen. Nur fällt es auf, dass man auf vielen der in Mittel- und Nord-Peru in Gräbern aufgefundenen Thongefässen sehr oft Darstellungen von Köpfen mit grossen Fangzähnen antrifft.

In einiger Entfernung vom Hauptgebäude befindet sich eine weite offene Halle, in welcher die Maschinen aufgestellt waren, und überall im Garten zerstreut blicken aus dem Grün der Bäume und Büsche allerlei in verschiedenem Stile erbaute Häuschen und Pavillons, welche zur Zeit der Ausstellung teils für einzelne bevorzugte Gegenstände, teils als Verkaufslokale für Erfrischungen benutzt wurden. Eine besondere Gegend der Anlagen enthielt die zoologische Abteilung, wo in solid und sauber gearbeiteten Käfigen eine hübsche Anzahl von Tieren aus allen Ländern zu sehen waren. Bei der grossen Fruchtbarkeit des Bodens entwickelten sich die Anpflanzungen des Gartens rasch und üppig, und nachdem die Ausstellung vorüber war, blieb dieser schöne Ort der Lieblingsaufenthalt der Bevölkerung, an welchem oft Konzerte und Schauvorstellungen gegeben wurden, der aber auch ohne solche Anlockungen als blosser Spaziergang allen früheren Vergnügungsplätzen



Das Denkmal des Christoph Columbus.

(S. 632.)

vorgezogen ward, wozu wie überall das Interesse an den Tieren wesentlich beitrug.

Die Kriegszeit und die feindliche Besetzung der Stadt ging über den Garten, wie ein Nachtfrost über ein Blumenbeet. Die Gebäude wurden als Ambulanzen, Hospitäler oder Kasernen benutzt, die Marmorstatuen und Vasen verschwanden, die Tiere wurden verkauft oder verhungerten, die Bäume umgehauen, Blumen- und Buschanlagen niedergetreten und verwüstet: der ganze Anblick war ein treues Abbild des gesamten Landes. Da bei den erschöpften Finanzen der Staat die Wiederherstellung des Zerstörten nicht zu unternehmen vermochte, so bildete sich nach Abschluss des Friedens eine Gesellschaft aus wohlhabenden und patriotischen Bürgern, welche die Sorge für den Garten zu ihrer Aufgabe machte. Die Regierung übergab derselben die Verwaltung des Ganzen, man sammelte ein kleines Kapital, um die dringendsten Arbeiten alsbald in Angriff nehmen zu können, und bestritt die laufenden Ausgaben für Arbeiter und Beamte aus einem sehr mässigen Eintrittsgeld, das von den Besuchern des Gartens entrichtet wird. Dank den Bemühungen dieser Gesellschaft, erlangte der Garten schon nach Jahresfrist wieder eine gewisse Sauberkeit, und seitdem haben sich die Fortschritte stetig gemehrt, verwüstete Strecken sind von neuem mit Wegen durchzogen und bepflanzt worden und das Publikum verfolgt die Wiedergeburt dieses Lieblingsortes mit grosser Teilnahme und Befriedigung.

Der Garten ist nicht nach einem symmetrischen Plan angelegt und bietet in seinen einzelnen Teilen die mannigfachsten Abwechslungen. Eine Gegend besteht aus hohen Bäumen mit Unterholz, durch welche sich breite Wege winden, wie in einem englischen Park; an anderen Stellen trifft man kurze und längere Alleen und schattige Baumgruppen, nordische Eichen stehen neben grossblätterigen Magnolien mit duftenden weissen Blumen, Norfolktannen und andere fremde Nadelbäume unter blütenbedeckten Floripondien und Granatapfelbüschen; weiterhin gelangt man zu einem kleinen Weiher mit Böten, zu asphaltierten Plänen für das Lawntennisspiel, umgeben von Ruhebänken für die Zuschauer unter dichtbelaubten Ficusbäumen. Der besuchteste Platz des Gartens ist eine kreisförmige Anlage von Blumenbeeten, um welche ein breiter, von glattstämmigen Palmen umstandener Weg führt, und in dessen Mitte sich ein Kiosk in maurischem Stile erhebt. Hier spielt an Konzerttagen die Musik, während die Besucher auf dem Palmenrund lustwandelnd die Damen mustern, die auf bequemen Bänken ihre Gesichter und Anzüge bewundern lassen.

Der Ausstellungspalast mit seinem Garten und die nahegelegene Strafanstalt begrenzen nach Süden einen weiten freien Platz, über welchen ausser der Eisenbahn nach Chorrillos auch die Geleise der Pferdebahn führen und daselbst endigen. In der Mitte dieses Platzes, dem Seiteneingang des Gartens gegenüber, steht das Denkmal des Christoph Columbus, oder wie ihn die Spanier nennen, Cristobal Colon. Dieses Monument war ursprünglich für den Platz Santa Ana bestimmt, wurde aber statt dessen auf dem Rundell vor dem Cirkus der Stiergefechte aufgestellt, und im Jahre 1872 nach dem Platze des Ausstellungspalastes versetzt. Dieser letzte Platz war gewiss der angemessenere, denn der Platz vor dem Amphitheater wird ausser an Schauspieltagen von niemand besucht. Das Denkmal besteht aus einer Marmorgruppe, in welcher der Entdecker des neuen Kontinents im weiten Mantel einer zu seinen Füssen niedergeschmiegten weiblichen Figur mit indianischem Federschmuck, das eroberte Amerika darstellend, ein Kreuz als Symbol der christlichen Religion in die Hand drückt. Auf der Vorder- und Hinterseite des Postamentes liest man die Worte: A Cristobal Colon — La Nacion Peruana, Año MDCCCLIII. Der Unterbau ist für den weiten Platz etwas zu niedrig, was die Wirkung des übrigens schön ausgeführten Werkes benachteiligt.

Von diesem Platze erstreckt sich in einer Länge von zwei Kilometern bis zum Hospital Dos de Mayo, der nach dem Bauunternehmer Henry Meiggs benannte Boulevard, der an die Stelle der früheren Stadtmauern getreten ist. Dieser sowie die übrigen Boulevards wurden mit Astrapäen bepflanzt, welche in kurzer Zeit zu prächtigen Alleen heranwuchsen. Gegenwärtig jedoch sind alle die schönen Anpflanzungen schon wieder abgestorben und die beiden Wege sind vollkommen kahl, ohne Bäume und Häuser. Die Astrapäe ist ein sehr lohnender Baum, der in merkwürdig kurzer Zeit sich üppig zu grossen, laubreichen runden Kronen entwickelt; aber eben so rasch wie er wächst, erkrankt er und geht er zu Grunde. Die Ursache dieser Erkrankung ist wahrscheinlich parasitischer Natur, aber noch nicht aufgeklärt. Der Verfasser hatte öfters zu seinem Bedauern Gelegenheit zu beobachten, wie mitten in der Reihe frisch grünender Bäume plötzlich bei einem die Blätter ein matteres Aussehen zeigten, als sei ein Nachtfrost darüber hingegangen. Schon nach wenigen Tagen wurde dann alles Laub welk und der Baum starb ab.

Das Thal Amancaes.

Die Nebelschicht, welche zur Winterszeit die das Thal des Rimaks begrenzenden Höhen umlagert, und deren Niederschlag die kahlen Berge auf einige Monate mit rasch aufsprossendem Pflanzenwuchs bekleidet, ist nicht an allen gleich hoch gelegenen Orten von derselben Mächtigkeit; auch wird der die Landschaft umhüllende Schleier in einigen Gegenden öfters gelüftet als an anderen. An einzelnen hellen Tagen, an welchen die Umrisse der Höhen von allem Dunste frei sind, hat man Gelegenheit, die verschiedenen Grade der Wirkung zu beobachten, welche die befruchtende Feuchtigkeit hervorgebracht hat. Manche Gipfel prangen in gesättigtem Grün, und ein durch die Wolken fallender Sonnenstrahl schimmert auf der dichten Blätterdecke wie auf weicher Seide. Andere Bergwände haben hellere Farbe wie frischkeimende Saat, noch andere erscheinen bloss wie angehaucht, als ob ein feiner grüner Schleier das dunkle Gestein bedecke. Die Hauptursache solcher Unterschiede liegt in Luftströmungen, die von der Küste aus ins Innere des Landes ziehen. Wenn in den oberhalb der Nebelregion liegenden Gegenden der Boden der Thäler durch die Sonne erhitzt wird, so teilt sich die Wärme der Luft mit, welche infolgedessen aufsteigt und durch die kühlere über dem Meere gelagerte Luft ersetzt wird. Der so entstehende Zug verweht und zerstreut die Dünste, die er auf seinem Wege antrifft. Man sieht daher die Berggruppe des San Bartolomé, welche oberhalb der Stadt wie eine Insel im Thale liegt, in weit geringerer Ausdehnung und mit grösseren Unterbrechungen von Wolken bedeckt als die Seitenberge, daher auch nur die Spitzen und einige Schluchten grün angeduftet werden. Auch auf dem San Cristobal, dem Wächter der Stadt, der weit ins Thal vorspringt, sprossen die Pflanzen spärlich und erst spät, und in manchen trockenen Sommern bleibt der Berg ganz grau. An dem Höhenzuge, welche den südlichen Teil der Thalebene begrenzt, bildet die Vegetation im Winter einen etwa 1000 Fuss breiten Gürtel, der sich um den Abhang der Berge zieht und Fuss und Gipfel frei lässt.

Der Berg, der sich im Herbste am frühesten in Nebel hüllt, im Frühjahr am längsten seine Wolkenkappe behält und während der vier Wintermonate nur selten seinen Gipfel zeigt, ist der San Gerónimo. Er liegt nördlich von der Stadt, ist etwa 2500 Fuss hoch und bildet den Mittelpunkt des Rückens, der das Thal des Rimaks von dem des Flusses Chillon scheidet. Einer der Ausläufer dieses Berges endigt mit dem San Cristobal, ein zweiter schiebt sich etwas weiter unterhalb

mantelförmig ins Thal vor, und beide Höhenzüge begrenzen einen kurzen, steilen, muldenförmigen Grund, der sich nach Lima zu öffnet und das Thal Amancaes genannt wird. Da der Eingang zu diesem Grunde von der See abgewendet ist, so liegt er vor den dorther wehenden Winden geschützt, die Niederschläge der Nebel sind reichlicher, die Vegetation entwickelt sich früher, reicht weiter an den Bergwänden herab und ist üppiger als an irgend einem anderen Orte der Umgegend. Ein grosser Teil der an den Bergen wachsenden Pflanzen sind Zwiebel- und Knollengewächse, deren Wurzeln während der heissen Jahreszeit ruhen und anfangen Blätter zu treiben, sobald die erste Feuchtigkeit zu ihnen dringt. Am meisten verbreitet ist eine Lilie, deren gelbe Blüten zu den ersten gehören, die sich öffnen und nach welchem der Grund benannt ist; denn »Hamankay« ist ein Wort der Kechuasprache, welches Lilie bedeutet, also kann der Name des Grundes: »Valle de Amancaes« wörtlich mit Lilienthal übersetzt werden.

Der Spaziergang nach Amancaes zu Anfang der kühlen Jahreszeit war von je her ein Lieblingsvergnügen der Bevölkerung von Lima. Die Leute ziehen hinaus familienweis oder in Gesellschaften und Gruppen, bringen ihre Mahlzeiten oder Erfrischungen mit, verzehren sie im Grünen, und klettern dann an den Bergen umher, um Blumen zu pflücken, die sich Jung und Alt um die Hüte windet oder in grossen Büscheln mit nach Hause trägt. Der Reichtum an Blumen ist so gross, dass das Volk das Thal den Nationalgarten nennt, der Gott zum Gärtner hat und der Menschen Hilfe nicht bedarf. Gegen Ende Juni beginnt der Blütenflor und der Johannistag — San Juan — war früher ein allgemeines Fest, an welchem ganz Lima zu Wagen, zu Pferde und zu Fuss vom frühen Morgen an hinauszog, um den Tag daselbst zuzubringen. Später verlor sich diese Sitte fast ganz, indes neuerdings ist sie wieder mehr in Aufnahme gekommen.

Der Weg nach Amancaes führt am Garten der Descalzos entlang, durch die Weidenallee, die noch ein Rest der alten Alameda ist, sodann zwischen Mauern von Obstgärten bis zu einer grossen, etwas geneigten Ebene am Eingang des Grundes, bei welchem man nach einer Stunde bequemen Gehens anlangt. Die Ebene steigt allmählich, so dass man, so bald man zwischen die Berge tritt, sich schon in einer merklichen Höhe über der Fläche des Rimakthals befindet. Wendet man sich an diesem Punkte um, so geniesst man einen Überblick über die Stadt unter besonderen und für den Eindruck günstigen Umständen. Die Bergwände des San Cristobal und der Höhen von Amancaes fassen das Bild ein wie ein Rahmen. Man erblickt die ganze Stadt, allein da auf

beiden Seiten die letzten Häuser durch den Fuss der Berge verdeckt werden und man kein Ende sieht, so hat es den Anschein, als sei das Häusermeer unermesslich gross. Die vielen Türme der Stadt nehmen sich von diesem Punkte besonders stattlich aus.

Ausser den gelbblühenden Lilien bringt das Thal noch viele andere Blumen hervor, und die Flora ist in beständigem Wechsel begriffen, denn während einge Arten verblühen und verschwinden, brechen neue hervor. Unter den vielen schönen und zierlichen, die man dem eben noch so öden Boden entspriessen sieht, ist vielleicht das zarteste das Johannisblümchen — la flor de San Juan — so genannt, weil um die Zeit des Johannistages (24. Juni) die Blüte derselben beginnt. Es ist eine Anemone mit feingezahnten, gekräuselten Wurzelblättern, welche von einem schmalen bräunlichen Rande umsäumt werden. Aus dem kleinen Busch dieser Blätter erhebt sich ein 5—6 Zoll hoher, dünner, roter Stengel, der die vierblättrigen, blassroten mit dunkleren Kelchblättern umgebenen Blüten trägt.

Unter den Steinen im Grunde findet man oft Skorpione. Sie liegen meist zusammengerollt und suchen nicht zu fliehen. Reizt man sie, so heben sie sogleich das lange gegliederte Hinterteil ihres Körpers und schlagen mit dem am Ende desselben befindlichen Stachel gegen den sie berührenden Gegenstand. Der Stachel hat etwas hinter seiner Spitze eine schlitzförmige Öffnung, aus welcher bei Druck Gift ausfliesst. Der Stich des Skorpions ist zwar schmerzhaft und verursacht eine Anschwellung des verletzten Teiles, ist aber sonst nicht weiter gefährlich. Die Skorpione sind 2—3 Zoll lang, schmutzig grau oder gelblich und ähneln in ihren vorderen Partieen und in ihren Bewegungen kleinen Krebsen. Nicht selten trifft man unter den Steinen auch die grossen sogenannten Vogelspinnen, widrig und unheimlich aussehende, behaarte Geschöpfe, auch kleine Schlangen werden zuweilen gefunden, doch sind dieselben sehr selten.

Die Besteigung der Höhen, welche den Grund der Amancaes vom Thale des Rimaks scheiden, ist zwar etwas mühsam, denn die Bergwände sind steil und ordentliche Wege giebt es nicht, aber dafür um so lohnender. Je höher man kommt, desto mehr verschwinden die Vorsprünge der Granitfelsen und desto abgerundeter erscheinen die Formen, denn die alljährlich entstehenden, dann wieder vertrocknenden und zerfallenden Pflanzen haben allmählich eine ziemlich mächtige Schicht von loser Erde gebildet. Der Grund wird abgeschlossen durch einen Bergsattel, über welchem sich wie ein Knopf ein kegelförmiger Berg erhebt. Die ganze Kuppe desselben ist mit einem Dickicht von

hohen Lilienstauden bedeckt, und ganz auf der Spitze ist ein kleiner, runder, freier Platz, um welchen Granitblöcke liegen, als seien sie absichtlich zum Sitzen herbeigeschafft. Wahrscheinlich ist auch ihr Vorhandensein nicht zufällig, denn die Form des Platzes und seine Lage lassen vermuten, dass er in alten Zeiten religiösen Zwecken gedient habe.

Dieser Gipfel ist vielleicht der schönste Aussichtspunkt der ganzen Gegend. Der Überblick ist weiter und vollständiger als vom San Cristobal. Man übersieht Lima, umgeben von seinen Gärten, die Stadt, den Hafen und die Bucht von Callao, das Thal des Rimaks und das von rechts herkommende Thal des Flusses Chillon, der unweit des Rimaks ins Meer mündet. Weiterhin sieht man in der Ebene die Orte Magdalena inmitten seiner Olivenhaine, Miraflores mit seinen Gruppen hoher Norfolktannen, die Bucht von Chorrillos und das aus den Ruinen erstehende Städtchen am Fusse des Morro Solar, links neben demselben die drei ominösen Hügel von San Juan. Thalaufwärts blickt man über die Spitze des San Christobal hinweg, am San Bartolomé vorbei in den oberhalb dieser Berge gelegenen Teil des Thales. Es schwimmt in hellem Grün, denn es ist in seiner ganzen Breite mit Zuckerrohr bepflanzt. Nur nach einer Seite, der nördlichen, ist der Blick beschränkt, durch den hinter uns liegenden San Gerónimo, dessen Gipfel wie gewöhnlich bis weit herab in dichte Wolken gehüllt ist.

Verzeichnis der Tafeln.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstrasse 17a.